HISTORISCH-POLITISCHE BLÄTTER FÜR DAS KATHOLISCHE DEUTSCHLAND





r

Historisch-[illegible] Blätter

Katholische [illegible]

nder.

Band.

[illegible]stischen Anstalt

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Siebenundsiebzigster Band.



München 1876.

In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Seite

IX. Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Zweiter Artikel 113

X. Die Parteien der Staatsomnipotenz . . . 132

XI. Zeitläufe. V. Die Mächte in der türkischen Reformfrage. Was in Bosnien und der Herzegowina reformiren heißt? 140

XII. Literarische Rundschau 160

XIII. J. J. Görres' politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. II. 165

XIV. Erinnerungen von Dr. von Ringseis. Neue Folge 188

XV. Das Bruderschaftsbuch des deutschen Nationalhospizes in Rom 211

XVI. Die Berliner Generalsynode und ihre Bedeutung. Studien und Skizzen zu den „Zeitläufen". I. Allgemeine Gesichtspunkte 219

XVII. Quellenschriften zur Kunstgeschichte . . . 238

XVIII. J. J. Görres' politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. III. 246

XIX. Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart. III. (Schluß-)Artikel 273

Seite

XX. Wissenschaft und Kunst am Mittelrhein um's Jahr 1450 292

XXI. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen „Culturkampfes" 310

XXII. Zeitläufe.
Oesterreich und der Orient 320

XXIII. J. J. Görres' politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. IV. 341

XXIV. Aus dem Leben deutscher Fürsten im 16. Jahrhundert 351

XXV. Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz 364

XXVI. Eine elsässische Tragödie 381

XXVII. Zeitläufe
P. Reichensperger über den „Culturkampf" und die jüngste Reichstags-Session 387

XXVIII. Die gegenwärtige Krisis in der evangelischen Kirche und einige ihrer Ursachen 402

XXIX. Erinnerungen von Dr. von Ringseis. II. .. . 409

XXX. Aus dem Leben deutscher Fürsten im 16. Jahrhundert.
(Schluß) 428

XXXI. Geschichtliche Charaktere.
I. Talleyrand 444

		Seite
XXXII.	Potthast's Papst-Regesten	462
XXXIII.	Die Berliner Generalsynode und ihre Bedeutung. Studien und Skizzen zu den „Zeitläufen." II. Zur Kritik der neuen Kirchenverfassung	470
XXXIV.	J. J. Görres' politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. V.	489
XXXV.	Erinnerungen von Dr. v. Ringseis. III.	513
XXXVI.	„Culturkampfs"-Blüthen im Elsaß.	539
XXXVII.	Die neue Lage in Frankreich.	
	I. Aus Paris	546
	II. Von der Grenze	564
XXXVIII.	Lucrezia Borgia und die neueste Geschichtsschreibung	577
XXXIX.	Die „renitenten" kurhessischen Geistlichen	586
XL.	Die Reform-Partei der sogenannten „Agrarier" in Preußen	601
XLI.	Ein Aktschluß im spanischen Drama	617
XLII.	Aussichten in Frankreich	627
XLIII.	Zeitläufe.	
	An den Vogel Strauß in Oesterreich. In eigenen und fremden Angelegenheiten	641
XLIV.	Pro Rheno	661

Seite
XLV. Erinnerungen von Dr. v. Ringseis. IV. . 665
XLVI. Vom neuesten Cölibats-Sturm 685
XLVII. Geschichtliche Charaktere.
II. Canning 702
XLVIII. Laacher Conciliensammlung 713
XLIX. Zeitläufe.
Das „Bischen Herzegowina" 719
L. Die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft 733
LI. Papst Pius IX. an die Erben des Namens Görres 740
LII. J. J. Görres' politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. VI 741
LIII. Erinnerungen von Dr. v. Ringseis. V. . . 762
LIV. Vom neuesten Cölibats-Sturm (Schluß) . . 781
LV. Der Kaiserdom zu Speyer 798
LVI. Zeitläufe.
Abermals eine neue Epoche im neuen Deutschen Reich. 804
LVII. „Culturkampf" und Agrarier.
Eine Zuschrift aus Berlin 819
LVIII. J. J. Görres' politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. VII. 821
LIX. Der Bathybius-Urschleim 832

		Seite
LX.	Vorreformatorischer Mariencultus in England .	839
LXI.	Der „Culturkampf“ und das Eisenbahnprojekt	858
LXII.	Alzog's Handbuch der Patrologie . . .	874
LXIII.	Zeitläufe.	
	Die preußische Reichseisenbahn-Debatte . .	882
LXIV.	Erinnerungen von Dr. v. Ringseis. VI. . .	901
LXV.	Aus dem gelehrten Freundeskreise des Abts Trithemius	923
LXVI.	Aristoteles in der Scholastik	933
LXVII.	Zeitläufe.	
	Der Coulissen-Wechsel bei den Türken und den Mächten des Abendlandes	953
LXVIII.	Ueber die modernen Consequenzen der „evangelischen Freiheit“	971

I.

Was ist in Sicht?

Solange es politische Neujahrs-Artikel gibt, haben dieselben stets dem kommenden Jahr in's Herz zu schauen gesucht. Heuer, sollte man meinen, müßte diese Aufgabe nirgends leichter erscheinen als in der Hauptstadt des deutschen Reichs. Denn noch vor Kurzem hat die Thronrede an die zum deutschen Reichstag Versammelten wörtlich versichert: „die dauernde Erhaltung des Friedens sei nach menschlichem Ermessen gesicherter, als sie es jemals in den letzten zwanzig Jahren vor der Herstellung des deutschen Reichs gewesen sei"; und eine Thronrede muß doch wissen, was sie sagt.

Allerdings war es von vornherein auffallend, in dem Augenblicke eine so zuversichtliche Behauptung vom deutschen Throne herab zu vernehmen, wo sich Jedermann sagen mußte, daß die große Frage des Jahrhunderts sich kaum mehr auf längere Zeit vertrösten lassen werde und daß die definitive Regelung der zerrütteten Verhältnisse im Orient endlich unbedingt geboten sei. In der That hat diesen Friedensworten Niemand so recht trauen wollen, nichteinmal die Börse, und am allerwenigsten das preußische Kriegsministerium, welches sein riesenhaftes Budget vielmehr vor den düstersten Hintergrund hingestellt hat.

Die Zuversicht der Thronrede mußte noch um so auffallender erscheinen, als noch im Frühjahr des laufenden Jahres der Ausbruch eines neuen Krieges unmittelbar nahe

stand, und zwar eines Krieges den Preußen aus freien Stücken gegen Frankreich angefangen hätte, um den westlichen Nachbar mit der Wiederherstellung seiner Militärmacht nicht fertig werden zu lassen. Man weiß aus den Enthüllungen im englischen Parlament, daß im April und Mai d. Js. nur die entschiedene und drohende Einsprache Rußlands die Gefahr eines neuen deutsch-französischen Krieges abgewendet hat. Und vier Monate später verbürgt sich die Thronrede für eine Sicherheit des Friedens, wie sie seit mehr als zwanzig Jahren nicht dagewesen sei, und behauptet „die Abwesenheit eines jeden erkennbaren Grundes zu einer Störung des Friedens".

Man wird vielleicht einwenden: die Zweifler seien eben in den Reihen jener Unzufriedenen zu suchen, die sich nicht wohl und behaglich fühlen wollten unter dem Dache des neuen Reiches; bei diesen Leuten sei freilich die Vermuthung nicht Wunder zu nehmen, daß das Jahr 1876 allerlei verhängnißvolle Dinge und Veränderungen in seinem Schooße tragen werde. Aber die größte Merkwürdigkeit besteht eben jetzt schon darin, daß eigentlich Jedermann im Reich unzufrieden ist oder wenigstens des Gefühls behaglicher Genugthuung entbehrt. Insoferne ist vielleicht Fürst Bismark selbst der größte Unzufriedene im Reich. Jedenfalls ist es nun im fünften Jahre der neuen deutschen Einheit bereits dahin gekommen, daß alle Parteien und Potenzen in der obersten Vertretung sich offen oder geheim mit gegenseitigem Mißtrauen und Argwohn ansehen. Mit dem innern Frieden steht es noch bedenklicher als mit dem internationalen.

Wenn diejenigen, die bis jetzt als angebliche „Reichsfeinde" sich zum gemeinsamen Stichblatt aller angeblichen „Reichsfreunde" hergeben mußten, das Schicksal befragen, was in Sicht sei für das Jahr 1876, dann meinen sie auch nicht bloß die äußeren Verhältnisse, sondern vor Allem die innere Lage.

Der „Culturkampf" — ein Name dessen die deutsche

Nation, wenn sie überhaupt eine Zukunft hat, sich dereinst wird schämen müssen — wüthet unentwegt in Preußen, Baden und Umgegend. Aber trotzdem ist das Unglaubliche geschehen, daß soeben eine achtwöchentliche Session des Reichstags zu Ende ging, ohne daß des innern Kriegs gegen die katholische Kirche von irgendeiner Seite irgendeine Erwähnung geschah. Und doch war die Strafgesetz-Novelle mit ihren speciell dem „Culturkampf" auf den Leib geschnittenen Paragraphen zweimal auf der Tagesordnung, und hätte nichts näher gelegen, als daß Fürst Bismarck sich dieser wuchtigen Waffe bedient hätte, um den Widerstand der Liberalen gegen die Verzierung des Strafgesetz-Buchs mit einer Reihe neuer Ausnahms-Bestimmungen zu brechen. Dennoch enthielt er sich und ließ sich lieber niederstimmen, als daß er den Liberalen begreiflich gemacht hätte, wer den Zweck des „Culturkampfs" wolle, der müsse auch die Mittel dazu wollen. Freilich ist die Lockerung der bisherigen Allianz schon so weit vorgeschritten, daß man zweifeln darf, ob selbst ein solcher Appell die Liberalen in ihrer Mehrheit andern Sinnes gemacht hätte. Wenn es sich einmal um das Fürchten handelt, und nicht mehr bloß um gemeinsames Lieben, dann dürfte allerdings der Gedanke nahe liegen, daß zwar der Kanzler sehr zu fürchten sei, aber die Wähler nicht minder.

Noch im März v. Js., als die Herren von der Mehrheit sich gegen das Militärgesetz zu sträuben schienen, hat der Kanzler vom Krankenbette aus das bekannte Quosego an sie ergehen lassen: „Hier im Reichstag glauben diejenigen Herren, welche ausdrücklich auf meinen Namen gewählt sind, von welchen ihre Wähler wünschen, daß sie die deutsche Reichspolitik stützen, daß sie mir gegen unsere gemeinsamen Feinde beistehen, diese Herren glauben sich dieser Aufgabe stets dann entziehen zu dürfen, wenn sie dadurch scheinbar in Widerspruch gerathen mit irgendeinem Worte, das sie an einem andern Ort, zu anderer Zeit und unter ganz andern Umständen gesprochen haben. Ich kann mir

diese Lage der Dinge nicht gefallen lassen. Ich kann meinen europäischen Ruf nicht opfern. Ich werde, sobald ich wieder im Stande bin die Feder zu führen, meinen Abschied erbitten."

Damals hatte die liberale Mehrheit nur erst von ferne eine oppositionelle Miene gemacht. Jetzt ist ihre Auflehnung und die eklatante Niederlage des Kanzlers sowohl bezüglich der Steuer-Vorlagen als der Strafgesetz-Novelle, eine vollendete Thatsache, obwohl er in beiden Fällen persönlich für die Vorlagen eingetreten war. Allerdings hat er die liberale Opposition nebenbei auch auf ihre Wähler verwiesen; aber will er sich dann vielleicht beugen, wenn die Wähler ihm abermals die liberale Mehrheit in's Parlament schicken sollten? Je schwerer eine solche Annahme erscheint, desto näher lag die Erinnerung an jene merkwürdigen Sitzungen des preußischen Herrenhauses vom April d. Js., wo der Fürst sein Bedauern aussprach, daß er sich von der conservativen Partei, aus deren Schuld, habe trennen müssen, und in Aussicht stellte, daß er seine Stütze neuerdings in dieser Partei suchen und finden werde. Seitdem schleicht das Gespenst einer „conservativen Wendung" in den Berliner Parlamenten herum und erscheint das bisherige Regierungs-System — in Liquidation.

Die Früchte der bisherigen Politik in Preußen und im Reich sind allerdings der Art, daß sie einen ernsthaften Staatsmann zum Nachdenken einladen könnten. Anstatt der erhofften materiellen Wohlfahrt ist eine Krisis der bedenklichsten Art eingetreten, der gegenüber die Thronrede nichts Besseres zu thun weiß, als daß sie die Hülf- und Rathlosigkeit der Regierung constatirt. Wenn eine sociale Revolution heute irgendwo möglich erschiene, so wäre es in Berlin. Mag man aber auch in dieser Beziehung den Trostgrund gelten lassen, daß es sich da um Uebelstände handle die, wenn sie auch noch so schwer auf der Gegenwart lasten, gemäß ihrer elementaren Natur nur vorübergehend seien, so wird man

sich doch mit dem gleichen Trost nicht über das moralische Verderben weghelfen können, welches in breitem Strome den Staat und die Gesellschaft überfluthet. Gerade mit diesen moralischen Schäden hat man die Dringlichkeit einer Verschärfung der Strafgesetze begründet. Der preußische Justiz-Minister hat öffentlich vor dem Parlament erklärt: „Zwischen dem 1. Januar 1871 und dem heutigen Tage (3. Dezember) liegt ein großer Krieg, liegen große sociale und kirchenpolitische Wirren der gefährlichsten Art. Die Rohheit ist gewachsen, physische und moralische Rohheit; gesunken ist dagegen die Achtung vor der Autorität des Staates und der öffentlichen Gewalt, gesunken ebenfalls der Sinn für öffentliche Ordnung und Rechtssitte."

Also das wäre die Bilanz, mit welcher die vierjährige „Culturkampf"-Periode vorläufig abschließt! Im Namen der „Majestät des Gesetzes", im Namen der „Autorität des Staats", im Namen der „ungetheilten Staats-Souveränetät" hat man diesen Krieg angefangen, und nun muß man gestehen, daß man mit zweischneidigem Schwert das Wesen der Autorität selber getroffen und die sittliche Grundlage des Staats tödtlich verletzt habe. Selbst das große Wiener Judenblatt, das noch vor ein paar Jahren die neueste Ueberspannung des Staatsbegriffs in Preußen nicht genug bewundern konnte, weil die Erdrückung der Kirche daraus zu resultiren schien — selbst dieses Blatt glaubte aus dem Erscheinen der Strafgesetz-Novelle die „erschreckende Wahrnehmung" abstrahiren zu müssen, daß nirgendwo wie in Preußen und im deutschen Reich die Staatsomnipotenz wahre Orgien feiere. Es wolle manchmal scheinen, als ob der Staat sich gleichsam als Selbstzweck gerire und ganz außer Acht lasse, daß er nur das Mittel zum Zwecke einer geordneten Gesellschafts-Existenz sei. „Der Staat erscheint bisweilen als ein hoch aufgerichteter Götze, vor dem die Bürger verehrend niederfallen müssen, bloß um ihn zu ehren." Das war allerdings die Intention und der Geist des Sy-

stems; die Folge aber war, nach dem eigenen Zeugniß des preußischen Justizministers, die denkbar traurigste, daß nämlich der Staat mehr und mehr auf den freiwilligen Gehorsam, daß er mit Einem Worte auf das — Gewissen der Bürger nicht länger rechnen kann.

Der Staat hat die Berufung auf das religiöse Gewissen gegenüber seinen Gesetzen als rebellische Auflehnung behandelt; er hat durch seine Oberpräsidenten von den Geistlichen und von weltlichen Beamten verlangt, daß sie sich zur Anerkennung nicht nur der gegenwärtig erlassenen, sondern aller noch in der Zukunft zu erlassenden Staatsgesetze verpflichten sollten. Der Staat verlangte mit Einem Wort, daß ihm gegenüber eine Stimme des Gewissens nicht mehr laut werden dürfe. Das „Brodkorbgesetz" hat zu diesem Zwecke eine neue Art Folter eingeführt, um die Geistlichen zum Verkauf ihres Gewissens zu zwingen. Kurz vor der Rede des Justizministers ist berechnet worden, daß, abgesehen von den gesperrten Bezügen, in Preußen überdieß ungefähr Eine und eine Viertel Million Geldbußen und eventuell 50,000 Tage Gefängniß über katholische Bischöfe, Priester, Redakteure &c. verhängt worden seien, weil sie der Stimme ihres Gewissens gehorchen zu müssen glaubten. Mit erbarmungsloser Rohheit hat man unbequeme Ideale niedergetreten; man hat dabei ganz vergessen, daß auch die Autorität des Staats in das Reich der Ideale gehört, und nun beklagt man sich über die Zunahme der moralischen Rohheit, über das Sinken des Sinns für öffentliche Ordnung und Rechtssitte, als wenn andere Leute Schuld daran trügen!

Fürst Bismark hat sich wiederholt dahin geäußert, daß er die Zukunft getrost der „Schule und der Erziehung" anvertraue; vielleicht hat ihm dabei auch, wie dem Grafen Moltke, die allgemeine Wehrpflicht als die große Erziehungs-Anstalt der Nation vorgeschwebt. Jedenfalls hielt er den Einfluß der Kirche für überflüssig und beseitigt; denn die Schule wird in Preußen, insbesondere die Schulen des ka-

tholischen Volkes, fortschreitend und systematisch säcularisirt. Aber gerade über die reißende Verwilderung der Jugend ergeht die allgemeinste Klage, und wenn der Kanzler seinen Blick über das ganze Gebiet der moralischen Entartung im neuen Deutschland schweifen läßt, so wäre es ja nur natürlich, daß er auf eine Umkehr von erkannten falschen Wegen dächte. Viele meinen so, und werden sich in ihrer Meinung auch dadurch nicht beirren lassen, wenn er sich bei den Parlaments-Soireen immer noch gutwillig in die liberale Beichte nehmen läßt.

Aber wäre eine solche Wendung gleichbedeutend mit dem Aufgeben des ganzen „Culturkampfs"? Das ist die Frage, und es ist zunächst eine Frage der praktischen Politik. Wenn im deutschen Reich die Diktatur eines mächtigen Ministers — auch das hat in Berlin schon seine Gläubigen gefunden — wenigstens zur Zeit noch nicht möglich ist, dann bedarf die Regierung immerhin der Stütze in einer großen Partei. Im „Culturkampf" wirkten bis jetzt zwei machtvolle Richtungen zusammen: der moderne Liberalismus und der deutsche Protestantismus, soweit der letztere als Staatsreligion erscheint. Es war freilich stets eine ungleiche Allianz; denn während der Liberalismus überhaupt jede Verbindung der Natur mit der Uebernatur anfeindet und den persönlichen Gott lahmlegen will, gibt es im deutschen Protestantismus sogar strenggläubige Elemente, die im „Culturkampf" nur den Zweck verfolgten, endlich einmal die gute Gelegenheit zu benützen und das Kirchenwesen der dreizehn Millionen Katholiken, die noch auf deutschem Boden leben, gründlich zu vernichten. Sollte nun der Kanzler wirklich mit den Liberalen brechen wollen oder müssen, weil ihm ihre Ziele zu weit gehen und ihre Hingebung an seine Ziele nicht rückhaltlos genug ist, dann hätte er immer noch mit dem andern Alliirten zu rechnen. Bis jetzt erschien sein „Name" stets unter zwei Fahnen bei den Wahlen, so daß innerlich sehr verschiedene Elemente gleichmäßig „auf seinen Namen gewählt" werden

konnten. Jetzt beide Fahnen zumal wegzuwerfen, das käme allem Anscheine nach einem politischen Selbstmord gleich.

Welche Fahne über einer neuen Periode der preußischen Inlands-Politik im Winde flattern würde, vorausgesetzt daß Fürst Bismarck nach wie vor die allein maßgebende Persönlichkeit im Staate bleiben wird, das scheint mir unzweifelhaft. Es ist zum voraus gesagt durch die Vorgänge in der denkwürdigen Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 14. April d. Js. Die damalige Rede des Kanzlers fiel in die Zeit, wo ein Krieg gegen Frankreich vor der Thüre stand, der unfehlbar zu einem Religionskrieg ausarten mußte, zu einem Krieg gegen den sogenannten „Klerikalismus“ der französischen Nation. Damals apostrophirte der Kanzler die Ueberreste der alten protestantisch-conservativen Partei auf der Seite der Opposition: „Ich klage sie an, sie haben der Politik das Evangelium untergeordnet.“ Um nicht mißververstanden zu werden, bezeichnet er dieses Evangelium ausdrücklich als das „Evangelium der Reformation“, und er betheuerte: „Uns steht unser Evangelium, unsere durch den Papst gefährdete Seligkeit — ich spreche es als evangelischer Christ aus — höher als eine augenblickliche Opposition gegen die Regierung.“

Bei dem großen Uebergewicht des protestantischen Elements im neuen Reich könnte man sich mit einer solchen Fahne bei den Neuwahlen immerhin sehen lassen, und ihre offene Aufpflanzung könnte dem übermüthigen Liberalismus in der That sehr gefährlich werden. Der „Culturkampf“ könnte ohne ihn vom Protestantismus als Staatsreligion mit den gleichen Mitteln, nur mit bestimmter Begrenzung auf die Vernichtung der katholischen Kirche in Deutschland, fortgesetzt werden. Allerdings würde die Lage dadurch noch um Vieles verbittert und der unglückseligste aller Zustände über das Reich hereinbrechen. Aber bis jetzt zeigt sich nicht der entfernteste Hoffnungsstern für eine Wendung, die, wenn sie überhaupt eintritt, Besseres bringen könnte. Man darf sich

keiner Täuschung hingeben darüber, daß der „Culturkampf" unausbleiblich war, seitdem das confessionelle Gleichgewicht in Deutschland so gründlich zerstört worden ist und die Schranken niedergebrochen wurden, welche durch die faktischen Verhältnisse und durch politische Rücksichten dem protestantischen Vorurtheil gezogen waren. Hunderte von Stimmen haben es uns ja seit 1866 mit dürren Worten gesagt, daß dieser Geist die Gewalt des numerischen Uebergewichts bis auf's Aeußerste ausbeuten werde, solange er die Gewalt besitze. Der „Gustavadolfs-Ritt" von 1866 geht noch fortwährend in den Kanzleien und Parlamenten Preußens vor sich, und ich glaube bis jetzt nicht, daß etwas Anderes als übermächtige äußere Ereignisse diesem Reiten Einhalt gebieten werden.

Heute wo die Orientfrage endlich wohl zum letztenmale brennend wird, ist es am Platze zu erinnern, daß man es in Berlin selbst schon einmal für angezeigt gehalten hat, zunächst in der Presse auf den engen Zusammenhang der großen Frage des Jahrhunderts mit dem preußischen „Culturkampf" aufmerksam zu machen. Es war in den ersten Monaten des Jahres 1874, eben damals wo das Machtgefühl des Reichs den Höhepunkt erreicht hatte, und wo Fürst Bismark zu einem fahrenden Literaten aus Ungarn das geflügelte Wort sprach: daß der deutsche Staatsmann, welcher die Zertrümmerung Oesterreichs und die Einverleibung seiner deutschen Provinzen herbeizuführen suchte, „gehängt zu werden verdiente". Zu dieser Anschauung gab damals die Presse ihren Commentar und eine Erläuterung die sich auf nachfolgende Sätze zurückführen läßt:

„Die deutsche Frage ist noch nicht endgültig gelöst und das deutsche Reich ist keine volle Wahrheit, solange dasselbe Polen, Franzosen und Dänen in sich begreift, hingegen acht bis zehn Millionen deutscher Oesterreicher davon ausgeschlossen sind." Sicherlich ist dieß ein Satz, der unbedingt zugegeben werden muß. Ferner: „Die einmal begonnene

Einigung des gesammten deutschen Volkes kann aber keine Macht der Welt aufhalten und der rechte Moment zur Vollendung derselben ist gekommen, sobald einmal Europa über die Auflösung der Türkei zu befinden hat." Daß die endgültige Lösung im Orient in enger Wechselbeziehung stehe mit den schließlichen Geschicken Deutschlands, war eine seit Jahren von uns selbst vertretene Meinung, wenn auch über den Modus seinerzeit verschiedene Meinungen gestattet waren. Weiter lautet die besagte Erläuterung also: „Wenn es aber einmal mit der Türkei definitiv zu Ende geht, dann haben es Deutschland und Rußland in ihrer mächtigen Hand die neue Ordnung der Dinge zu diktiren, und diesen beiden Mächten ist das Interesse gemeinsam die Umgestaltung des europäischen Ostens einverständlich vorzunehmen, Deutschland an der obern, Rußland an der untern Donau." Daraus ergab sich dann der Schluß: „Nachdem also die Eventualität des Eintritts der deutsch-österreichischen Provinzen in das Reich stets im Auge behalten werden muß, so muß man auch darauf gefaßt seyn, daß dereinst zehn bis zwölf Millionen Katholiken aus dem heutigen Oesterreich ihre Vertreter zum Reichstag nach Berlin senden werden; durch diesen Zuwachs könnte aber der deutsche Ultramontanismus dahin gelangen, dem protestantischen Norden parlamentarisch die Wage zu halten, und wenn es der preußischen Kirchenpolitik inzwischen nicht gelänge, den deutschen Ultramontanismus zu Grunde zu richten, so könnte das Reich sogar in die Lage kommen, daß es die parlamentarische Regierungsform abschaffen und den Absolutismus einführen müßte"[1]). So verbindet sich der preußische „Culturkampf" mit den Geschicken der Türkei.

1) Diese interessanten Berliner Studien in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" von den Monaten Februar und März 1874 haben wir in den „Histor.-polit. Blättern" (1874) Band 73 S. 633 und (1875) Band 76 S. 476 eingehender signalisirt.

Die Eröffnung einer grandiosen Perspektive wäre hiemit dem Jahre 1876 allerdings zuerkannt. Denn das unterliegt keinem Zweifel: wenn sich die türkische Frage zur deutsch-osteuropäischen entwickeln soll, so muß es bald geschehen, da der kranke Mann unter der Hand seiner Aerzte augenscheinlich dem Tode entgegensiecht. Von unserm Standpunkt aus könnten wir auch einer solchen Entwicklung mit aller Seelenruhe zuschauen, und es bestände kein Grund für uns eine entsprechende Politik des Reichs anzufeinden. Vielleicht wäre dieß gerade der Weg, um das reiche, aber todtliegende Capital im deutsch-österreichischen Volksthum wieder fruchtbar zu machen. Jedenfalls läßt sich soviel nicht verkennen, daß das alte Europa abgebrochen ist bis auf die türkische Ruine und bis auf den österreichischen Anbau, der sich in das neue Europa nirgends mehr passend einfügen lassen will. Die Cardinalfrage, was aus der durch Franzosen und Preußen verstümmelten Monarchie der Habsburger endlich werden soll, ist unter allen Umständen in der türkischen Frage implicite mit enthalten. Als nach dem Kriege von 1866 die Wogen des Panslavismus hoch gestiegen waren, da konnten in St. Petersburg selbst officiöse Organe bereits ganz offen über den Text predigen: daß die deutsche, die orientalische und die slavische Frage zugleich gelöst werden müßten[1]).

Zur Steuer der Wahrheit muß allerdings bemerkt werden, daß von Berlin aus seit dem Anfang des Jahres 1875 die Erhebung der türkischen Frage zur deutsch-osteuropäischen Frage nicht mehr zur öffentlichen Besprechung kam. Auch seit dem Ausbruch der orientalischen Krisis herrscht hierüber tiefes Stillschweigen; überhaupt äußerten sich die inspirirten Federn nur spärlich und vorsichtig über die orientalische Verwicklung. Nur so viel ist zu bemerken, daß man in Berlin achselzuckend allen Versuchen der anderen Mächte assistirt, welche dem kranken Mann das Leben verlängern

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 1. Oktober 1867.

sollen. Man will ihn hier todt haben. Im Uebrigen herrschte völlige Unklarheit über die deutsche Stellung zur Frage, bis jüngst von Belgien her eine eigenthümliche Enthüllung über geheime Verhandlungen zwischen den Kanzlerämtern gewisser Großmächte die Welt überraschte. Hienach wäre von Rußland ein Plan ausgegangen, der zum Ziele habe, Constantinopel an Rußland, Egypten an England, die deutschen Provinzen Oesterreichs an Deutschland und die slavischen Provinzen der Türkei an Oesterreich zu geben; Frankreich soll Elsaß-Lothringen mit einer Grenz-Berichtigung gegen Belgien hin erhalten. Das wäre allerdings eine veritable Lösung der deutschen Frage im Zusammenhang mit der Umgestaltung Osteuropa's!

Beeilen wir uns hinzuzufügen, daß der Nachricht die Dementirung auf dem Fuße folgte. Von Petersburg aus war sie als eine Narrethei erklärt, von Berlin als eine Verdächtigung des Fürsten Bismark, als wenn er der Geschäftsnachfolger Napoleons III. im Corrigiren der Karte von Europa geworden wäre. Diese Art Studium, ward versichert, sei mit ihrem Urheber in Paris definitiv untergegangen. Ohne Zweifel war die Nachricht wenigstens verfrüht. Gewiß ist aber auch soviel, daß „die Umgestaltung Osteuropa's, Deutschlands an der obern, Rußlands an der untern Donau", wie sie vor zwei Jahren von Berliner Federn projektirt ward, nicht viel anders als so aussehen könnte. Auch der Punkt wegen der Rückgabe der Elsaß-Lothringer an Frankreich würde nicht geniren, da der Reichskanzler wiederholt hat vermerken lassen, daß er bereit wäre gegen gute Entschädigung den „politischen Fehler" dieser Annexion wieder gutzumachen. Endlich ist soviel gewiß, daß die großen Männer des Jahrhunderts mit der Umgestaltung der Karte von Europa entweder nicht anfangen durften, oder aber die Verantwortung übernahmen und den Muth haben müssen, diese Umgestaltung nach einem rationellen System vollständig zu Ende zu führen. Eher ist auch an einen wirklichen Frieden zwischen den Nationen,

an gegenseitige Entwaffnung und Einschränkung des gemeinverderblichen Militarismus nicht zu denken, als bis das zu drei Viertheilen abgebrochene Staatensystem Europa's einem völlig neuen Europa Platz gemacht haben wird.

Allerdings hat die deutsche Thronrede vom 27. Oktober gesagt: „zur Aufrechthaltung des Friedens genüge der feste Wille jener Mächte, deren Einigkeit in einer frühern Periode unseres Jahrhunderts Europa die Wohlthat eines langjährigen Friedens gewährte", und zu jenen Mächten gehört auch Oesterreich. Es mag auf den ersten Blick absurd erscheinen anzunehmen, daß jemals zwei Mitglieder des Drei-Kaiser-Bundes dem dritten zumuthen sollten, aus der alten Haut heraus und in eine neue hineinzufahren. Es mag um so absurder erscheinen, als allen Nachrichten zufolge die Freundschaft zwischen Rußland und Oesterreich wieder so intim geworden ist, wie damals als Czar Nikolaus am 22. Februar 1853 zum englischen Gesandten sagte: „Sie müssen wissen, wenn ich von Rußland spreche, sprech' ich ebensogut von Oesterreich; was dem Einen ansteht, steht auch dem andern an; unsere Interessen in Hinsicht auf die Türkei sind vollkommen identisch." Aber könnte Rußland nicht gerade als guter Freund zur Verlegung des Schwerpunktes im neuen Ostreich nach Serajewo oder Kragujewacz rathen, und würde eine solche Zumuthung nicht ganz passend alle die Zumuthungen krönen, die dem edlen Hause der Reihe nach von Frankreich, Preußen, Italien, von seinen eigenen liberalen Unterthanen, ja von den eigenen Ministern des Kaisers gemacht werden durften? Seit der Aera Beust's steht das Wort „unmöglich" zu Wien nicht mehr im Wörterbuch.

Das gedachte Projekt, wenn es auch gänzlich aus der Luft gegriffen wäre, diente jedenfalls vortrefflich, um die totale Verschiebung aller Machtstellungen an einem Beispiel zu illustriren. Heute sind es gerade zwanzig Jahre her, daß der russische Kanzler in einer Depesche an das Wiener Kabinet klagte: es scheine nunmehr das Recht der Gewalt an die

Stelle jenes Geistes der Billigkeit und Versöhnlichkeit gesetzt werden zu wollen, der seit ungefähr einem halben Jahrhundert über den Schicksalen Europa's wachte. Nun vergleiche man die heutige Stellung aller Mächte. Soweit ist es gekommen, daß wenn morgen besagtes Projekt von Rußland vorgeschlagen würde, es ohne Zweifel durchgeführt werden könnte, ohne daß ein Kanonenschuß in Europa abgefeuert würde. Denn wer würde ihn abfeuern, wenn Alle einverstanden wären den Einen zu plündern, der sich nicht wehren könnte. Mit einem Wort: Alles kann geschehen, was Rußland will: nur das kann nicht geschehen, was Rußland nicht will.

Fürst Bismark soll sich sehr geringschätzig über das „Bischen Herzegowina" geäußert haben, wegen dessen man so viel Lärm mache und sogar Besorgnisse für die Erhaltung des allgemeinen Friedens hege. Diese Aeußerung entspräche allerdings der zurückhaltenden Stellung des Berliner Kabinets, wo man ruhig zuschaut, wie Oesterreich im russischen Auftrag den Stein des Sisyphus wälzt. In dem Stadium der Frage, und solange Rußland selbst sich noch wenigstens zum Schein bemüht den Zusammensturz des Türkenreichs zu verhüten — hat man in Berlin nicht nur kein unmittelbares Interesse, wie die nahestehende Presse sich ausdrückt, sondern überhaupt gar kein Interesse an den orientalischen Wirren. Wenn aber einmal das „Bischen Herzegowina" zur Lawine anwächst, und Europa vor der Nothwendigkeit steht die Interessen aller Mächte mit der Auflösung der Türkei zu vereinbaren: dann könnte das neue Reich doch kaum sich so bei Seite schieben lassen, wie Preußen im Geiste des Czaren Nikolaus 1853 vollständig bei Seite geschoben war. Soviel ist doch im Anfang des nun hinschwindenden Jahres in Berlin als unumstößlich betrachtet worden[1]), daß „die Mission die deutsche Cultur nach dem Osten zu tragen", nunmehr auf Preußen im Reich übergegangen und „das jetzige Gebilde von Oester-

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter" a. a. O. S. 478.

reich nicht für Jahrhunderte geschaffen sei." Seit den Tagen von Biarritz dürften, wie man meinen sollte, die vorausgeworfenen Schatten sich der Beachtung empfehlen, wenn sie auch bizarre Bilder darstellen.

Auch das liegt in der Macht Rußlands, das Ende des kranken Mannes hinauszuzögern, bis er zu gelegener Zeit sterben kann. Aber aufgegeben ist der Patient unwiderruflich; dieses Urtheil ist durch England, wo man am längsten nicht daran glauben wollte, noch vor Jahresschluß über ihn ausgesprochen worden, und man hat in London auch gleich Sorge getragen sich seinen Erbantheil zu sichern. Nichts anderes bedeutet die bekannte Einhandlung der Suezcanal-Aktien vom Khedive. Es gab noch keinen Suezcanal, als Czar Nikolaus sich mit der englischen Anwartschaft auf Aegypten und Candia vollständig einverstanden erklärte[1]). England hat dem Bau des Canals durch französische Unternehmer die möglichsten Hindernisse in den Weg gelegt, weil es das große Werk als eine geschickte Einleitung zur Besitzergreifung Aegyptens von Seite Frankreichs, zur Verwandlung des „Mittelmeers in einen französischen See" ansah[2]). Damals war die Sicherheit der Verbindung zwischen Brittisch-Indien und dem Mutterlande ein größeres Interesse als deren Raschheit, und der Sultan stand als englische Schildwache an den Ueberland-Wegen. Jetzt hat sich England selbst auf den Posten bei der neuen Wasserstraße gestellt, und seine Waffen würden Ruß-

1) Am 22. Februar 1853 sagte der Czar zu Lord Seymour: „Was Aegypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebietes für England vollkommen. Ich kann daher nur sagen, daß wenn Sie bei einer Theilung des osmanischen Reichs, die mit dem Fall desselben einträte, von Aegypten Besitz nehmen, ich nichts dagegen haben werde. Ich sage dasselbe von Candia; diese Insel paßt Ihnen, und ich sehe nicht ein, weßhalb sie nicht englische Besitzung werden sollte."

2) Vergl. die Artikel der „Allg. Zeitung" vom 9. Januar 1862, 11. August und 28. Oktober 1863.

land schwerlich hindern wollen sich ebenso in Constantinopel aufzustellen. Wie haben sich aber die Zeiten geändert, seitdem Czar Nikolaus nach London wissen ließ: „Haben die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung vollkommenes Vertrauen eins zu des andern Absichten, so kümmere ich mich nicht um das Uebrige!"

Es ist fraglich, ob das kommende Jahr schon die neuen Welten entstehen sieht, aber der Werdeproceß nimmt seinen Lauf. Man muß jetzt Alles vergessen, was man in der Politik früher gelernt hat, um sich eine Politik im größten Style anzugewöhnen, wie sie dem Zeitalter der Telegraphen und Eisenbahnen entspricht. Czar Nikolaus hat vor 22 Jahren gemeint: die Civilisation des 19. Jahrhunderts könnte den edeln Triumph erlangen, daß die durch das Erlöschen des mahomedanischen Stammes in Europa gelassene Lücke ausgefüllt werden könnte ohne eine Störung des allgemeinen Friedens. Die Civilisation hat's nicht gethan und wird's nicht thun; aber vielleicht thut es im vergrößerten Maßstabe das brutale Interesse und die neue Nationalitäten-Politik. Novus tandem nascitur saeclorum ordo!

II.

Die deutschen Plenarien vor der Reformation.

Die deutschen Plenarien im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts (1470—1522). Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Volksbildung in jener Zeit, besonders in Süddeutschland. Von Dr. J. Alzog. Freiburg 1874.

Diese Arbeit des rühmlichst bekannten Kirchenhistorikers erschien zunächst im 8. Bande des „Freiburger Diöcesan-Archivs", liegt aber auch in einem Separatabdrucke vor und bildet so eine ansehnliche Broschüre von 74 Seiten. Gleich bei ihrem Erscheinen hat sie die wohlverdiente Beachtung und Würdigung (cf. Tübinger Theolog. Quartalschrift 1874 4. Heft S. 690 und Literar. Handweiser 1874 Nr 155) gefunden. Indeß verdient sie in immer noch weiteren Kreisen genannt und gekannt zu werden, einmal wegen der Sache, die geboten wird, sodann wegen des Impulses, der davon ausgegangen, letztlich wegen des Lichtes, welches sich von hieraus über sinnverwandtes Material und dessen Verwerthung verbreitet.

1. Die Schrift bietet einen Einblick in die reichen Hülfsmittel zur religiösen Volksbildung im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Leser sieht, daß es damals nicht an Bibel-Uebersetzungen, nicht an Auslegungen der heiligen Messe, nicht an volksthümlichen Katechesen in Bild und Schrift und am wenigsten an Gebet- und Erbauungsbüchern für Gesunde und Kranke fehlte. In den ausführlichen Anweisungen zum giltigen und würdigen Empfang der heil.

Sakramente zumal der Buße und des Altars, in den vielen und weitverbreiteten Büchern im Sinne eines Thomas von Kempen, und nicht minder in den zahlreichen Ausgaben der Legenden der Heiligen begegnet er dem löblichen Streben, das praktische Christenthum zu pflegen und mit besonderer Absicht das religiöse Tugendleben zu fördern.

Aus der Fülle dieser populären Lehrmittel aber treten die Plenarien heraus, welche als wenig oder gar nicht gekanntes und doch höchst interessantes Detail vom Verfasser an die Spitze gestellt, vorweg und mit sichtlicher Vorliebe behandelt sind. Demselben erschloß sich deren volle Bedeutung, als er behufs der neunten Ausgabe seiner Universal-Kirchengeschichte die an älterer kirchlicher Literatur besonders reiche Freiburger Universitäts-Bibliothek wieder durchsuchte. Ist noch in der achten Auflage (II. 296) nur ein Plenarium genannt, so wird in der neunten Ausgabe (II. 127) unter dem Worte „Plenarien" ein besonderer Zweig altkirchlicher Literatur verzeichnet. Es befinden sich nämlich auf besagter Bibliothek, abgesehen von verwandten Arbeiten Geilers von Keisersperg, allein sechs verschiedene Ausgaben von Plenarien — Material genug, um sich und andern deren Bedeutung klar machen zu können, was denn auch der Verfasser unserer Specialschrift gewissenhaft that. Er unternahm es, 1) sämmtliche Plenarien zu verzeichnen, 2) dem Leser deren Einrichtung zu beschreiben und 3) ihren Inhalt zu veranschaulichen.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so werden nicht weniger als 38 verschiedene Ausgaben aufgeführt, von denen 31 der oberdeutschen und 7 der niederdeutschen Mundart angehören. Eilf hatte der Verfasser vor sich; die Kenntniß der übrigen verdankt er den Beschreibungen älterer und neuerer bibliographischer Repertorien. Neunzehn entnimmt er Panzer's deutschen Annalen, sechs Weislinger's „katholischem Zeughaus", zwei Hain's Repertorium.

In Betreff des zweiten Punktes wird zwischen den älteren und jüngeren Ausgaben unterschieden. Sind auch alle „nach

einem ganczen messzbuch gemachet vnd getewtschet mit fleyß" (Ausg. 1473, Inhaltsangabe), so haben doch nicht alle aus den einzelnen Meßformularien und sonst woher gleich vieles aufgenommen. Die älteren, von denen die Freiburger Universität vier Repräsentanten enthält (1473 ohne Druckort, 1481 Augsburg, 1481 Urach, 1483 Straßburg), fassen sich kürzer als die jüngeren. Jene entnehmen den Meßformularien der damals ziemlich eigenartigen Missale nichts als Lection, Epistel und Evangelium, und fügen letzterem an Sonn- und wenigen Festtagen aus anderer Quelle eine Postille „das ist ein besunder predigaußlegung vnd gloß" bei. Diese, von denen die Freiburger Universitäts-Bibliothek zwei Exemplare enthält (1514 und 1522 Basel), sehen mehr einer Uebersetzung der Meßformularien ähnlich, und geben außer Epistel und „Ewangely mit sampt einer vor nie gehörter Gloß" nach der Ordnung der Messe „Introit, Gloria patri, kyrie eleyson, Gloria in excelsis, Collect, Gradal, Alleluia oder Tract, Sequenz, Patrem oder Gloub, Offertorium, Secreta, Sanctus, Agnus dei, Commun, Compleno, vnd Ite missa est, oder Benedicamus domino." Sie haben auch aus der heil. Schrift und Predigtliteratur mehr aufgenommen. Am Charfreitag geben sie „das bitter leyden christi Jesu unsers herren aus den vier ewangelisten zusammengesatzt", in sieben Capitel abgetheilt und mit einer Glosse begleitet. In Betreff der Glossen hat sich nicht bloß Zahl und Umfang, sondern auch die Qualität geändert, was wohl dem Einfluß „der mystischen Gottesfreunde zu danken ist, die über das ganze Rheingebiet von Basel bis Holland verbreitet waren." Die jüngeren Plenarien enthalten mehr und größere, sie enthalten aber auch andere und zum Theil bessere Glossen als die älteren, die in verschiedenen Ausgaben immer die gleichen abdruckten. Ganz ausschließlich kommen ihnen die Exempel zu, welche fast immer der Glosse folgen, und bei der Glaubenswilligkeit jener Zeit durch ihr wundersames Gepräge von außergewöhnlicher Wirkung seyn mußten. Haben sie auch kein schöneres

Papier und keine schöneren Lettern, so haben sie doch vollkommenere Bilder und Bildchen, helfen der Uebersichtlichkeit durch Columnen-Ueberschriften, Absätze, markirte Anfänge, ausführliches Register nach, was die älteren Plenarien unterlassen, und bezeichnen somit auch in typographischer Hinsicht einen Schritt zum Vollkommneren. Daß der Verfasser behufs der Beschreibung der Plenarien Classen unterschieden, scheint nach dem bisherigen nicht bloß gerechtfertigt, sondern geradezu geboten. In Betreff der Zahl und Bezeichnung dieser Classen kann man verschiedener Ansicht seyn. Alzog unterscheidet eine ältere und jüngere (d. i. Basler) Classe und läßt letztere mit 1514 beginnen. Sämmtliche Plenarien verfolgen den gleichen Zweck, wenn sie sich auch nicht alle darüber äußern. Sie wollen religiöse Volksbücher seyn und sind deßwegen alle in der Sprache des Volkes verfaßt. „Darumb" — heißt es im Basler Plenarium von 1514 — „das vil menschen seind die das latein nit verstanden grüntlich, vnd doch lesen können teutsch, so ist das gegenwärtig buch der evangeli mit ihrem zugehör zu deutsch gesetzt." Genauer bezeichnet ist es auf das Verständniß vorerst aller Evangelien des Missale, später „alles gesangs aller messen" (Basel 1522) abgesehen und ihr Zweck nach dem Wortlaut Alzog's „Vorbereitung zum bessern Verständniß und zu würdiger, fruchtreicher Anwohnung der lateinischen Messe, der Haupthandlung des kirchlichen Gottesdienstes, wie zur Förderung der Privat-Andacht" (S. 13). Die Frage nach den Quellen der Plenarien hat sich der Verfasser unserer Schrift insoweit angelegen seyn lassen, als er die übersetzten Partien der heil. Schrift mit den gleichzeitigen Bibel-Uebersetzungen verglich, wobei das Ergebniß der Untersuchung war, daß nirgends genaue Uebereinstimmung herrscht, „die Verfasser der Plenarien also meist selbstständig aus der lateinischen Vulgata übersetzt haben." Dagegen ist die Frage nach der Autorschaft der stereotypen Glossen in den älteren Ausgaben ganz unberührt gelassen.

Was die dritte Aufgabe betrifft, den Inhalt der Plenarien

durch eine Reihe von Auszügen materiell und formell zu veranschaulichen, so geht der Verfasser bei der Auswahl nicht gerade „dem Besten" nach (S. 63), sondern folgt dem Gange des Kirchenjahres und gibt zum 1. Adventsonntag, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, zum Trinitäts- und 23. Sonntag nach Trinität (so rechnen die Plenarien) die ältere und jüngere Glosse nebst einem Exempel. Besondere Beachtung verdient, daß gerade die Gottes- und Nächstenliebe (Evang. des 23. Sonntag nach Trinität), der Kern der christlichen Moral, ausführlicher als jede andere Lehre, nämlich durch sieben verschiedene Glossen und ein Exempel erläutert ist. Alles zusammen aber rechtfertigt die Behauptung, „daß die Plenarien in ihrer Zeit ein vortreffliches Hülfsmittel für religiöse Volksbildung waren, und da sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit so oft gedruckt und verbreitet worden sind, gewiß viel Gutes gestiftet haben" (S. 63).

Durch einen vierten und letzten Abschnitt — über „verwandte Hülfsmittel zur religiösen Volksbildung" aus derselben Zeit — erscheinen „die deutschen Plenarien" erst als das was sie eigentlich sind, nämlich als Glied eines großen Ganzen, als eines der vielen und verschiedenartigen Mittel zum Zweck der religiösen Unterweisung des Volkes. Von diesem Gesichtspunkte aus stehen sie auf gleicher Linie 1) mit den Bibel-Uebersetzungen, welche „mit Innigkeit und Ehrfurcht zu lesen" die Kölner Bibel (zw. 1470—1480) „jeden Christenmenschen" mahnt. Seit 1466 liefen die Drucke der 19 vollständigen Bibel-Uebersetzungen vor 1517 „parallel mit den Plenarien". Bis 1515 war nach Panzer's Annalen der Psalter für sich bereits eilfmal erschienen. Ebenso rasch wurden die deutschen Evangelien und Episteln in Umlauf gesetzt. Merkwürdig für jene Zeit erscheint „das Leben Jesu Christi gezogen auß den vier Evangelisten mit kurzer beyleer vnd christlicher vnderweisung", seit 1508 öfter gedruckt. Eigenthümlich und für die niederste Bildungsstufe berechnet sind die damals viel gebrauchten xylo- und typographischen Armen Bibeln (vergl.

Laib und Schwarz Biblia pauperum). Recht eigentlich als Ergänzungen der Plenarien sind 2) „die außlegungen des ambts der heyligen messe" anzusehen, „darinne man vindt gar wol verklert was ein yeglichs wort bedeut, von anfang der messe biß zum end" (Panzer, Annalen Nr. 17). Zur christlichen Vervollkommnung mußten wesentlich beitragen die zahlreichen Drucke 3) der Schriften der Mystiker (Tauler's Suso's, Thomas von Kempen) und 4) der Leben der Heiligen, die nach dem Kirchenkalender geordnet und in Sommer- und Wintertheil zerlegt, seit 1471 an verschiedenen Orten erscheinen (Panzers Annalen). Was 5) alles für den katechetischen Unterricht geschehen, ersieht man aus J. Geffcken's dankenswerther Arbeit: der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts (S. 38—49). Auf Unterstützung des Gebetes und Förderung der Erbauung sah es ab 6) die Menge zum Theil vorzüglicher Andachtsbücher vom großen „Betbuch die syben zeit von Latein zu Deutsch gemacht" (Venedig 1518) bis zum kleinen „Hortulus anime, zu teutsch Selen wurtz gertlein genant (Straßburg 1503 u. ö.), woraus das schöne Gebet: „Die Seele Christi heilige mich" stammt. Außergewöhnliches war 7) zur Vorbereitung auf die heil. Sakramente der Buße und des Altares geboten. J. Geffcken führt l. c. nicht bloß die Schriften für gelehrte (cap. IV) und ungelehrte (cap. V) Beichtväter nebst denjenigen in der Landessprache zum Volksgebrauche auf (cap. VI), er liefert auch den Beweis, daß alle Katechese und speciell der Katechismus von der Beichte ausgegangen ist (cap. III). Das Beste zu würdiger Vorbereitung auf den Empfang des heil. Sakraments des Altars dürfte unter dem Titel: „Eine Bereitung zum Sacrament mit andächtigen Gebeten vor und nach", gleich anderem Vorzüglichen zu Basel erschienen seyn. Auszüge aus diesem Buche und dem Seelengärtlein bekunden eine kaum geahnte Glaubensinnigkeit und Gottseligkeit ihrer Verfasser. Ihren Abschluß findet die Zusammenstellung religiöser Volksschriften 8) in Büchern für Kranke und Sterbende, deren praktischer

Sinn aus der Aufzählung der „sechs Stücklein, wie man soll lernen sterben" für jedermann ersichtlich ist. Sicherlich berechtigt dieses reiche Material zur Hoffnung des Verfassers, etwas zur Verbannung der hartnäckigen Behauptung beigetragen zu haben, „daß im 15. Jahrhundert für religiöse Volksbildung wenig oder nichts geschehen sei" (S. 74); es zeugt aber auch von dessen unverdrossener Thätigkeit, rühmlichem Fleiß und seltenem Geschick, was alles durch die allein schon ihrer Bibliognose wegen so werthvolle Universal-Kirchengeschichte des Verfassers weit genug gekannt ist.

2. Doch nicht bloß die Schrift, die sich am besten selber empfiehlt, auch die Anregung, welche sie gegeben, verdient die ihr gebührende Beachtung; dabei aber handelt es sich ausschließlich um den Hauptbestandtheil des Ganzen, die deutschen Plenarien. Selbst der Verfasser der „Historien-Bibel" Dr. E. Reuß, der in letzteren einen „gründlichen Beitrag" zur mittelalterlichen Bibelgeschichte erblickt, gesteht in einem Briefe vom 3. Juni 1874, daß derselbe „eine Lücke" in seinem Wissen ausgefüllt habe. „Unter den Incunabeln, die ich besitze" — heißt es wörtlich — „befindet sich ebenfalls eine solche Postille, von der ich allerdings nicht wußte, daß sie zu einer ganzen Serie ähnlicher Werke gehöre." Mehr besagen die Bemerkungen des Repetenten B. Maier (Theol. Quartalschrift, 4. Heft, Tübingen 1874) zu unserer Schrift. Darnach handelt es sich zunächst um eine Abgrenzung des Begriffes Plenarien. Rechnet man dazu „alle jene Bücher, welche — mögen sie auch noch so verschiedene Titel führen — die Episteln und Evangelien des ganzen Jahres sammt einer Auslegung der Evangelien enthalten", so lassen sich die bei Alzog verzeichneten Ausgaben sofort um dreizehn weitere vermehren; und es kann kein Zweifel seyn, daß das Wort Plenarium in diesem weiteren Sinne zu nehmen sei. Ist es darnach dem Verfasser nicht gerade gelungen, „sämmtliche nachweisbare deutsche Ausgaben der Plenarien zu verzeichnen", so bleibt ihm doch das Verdienst,

die Veranlassung zu seyn, daß die für ihn größte Zahl zu einer noch größeren geworden ist. Uebrigens ist auch mit den dreizehn von B. Maier nachgetragenen Editionen deren Zahl noch nicht abgeschlossen. Nach einem Briefe vom 3. März 1875 hat derselbe Herr seitdem wieder andere, seines Wissens bisher nirgends verzeichnete Ausgaben gefunden, und zwar auf der k. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart:

1) Evangelia et epistolae per universum anni orbem (deutscher Text der Evangelien und Episteln nebst einer Glosse) Augsburg, Ant. Sorg 1478. — Ob nicht identisch mit Hain repert. bibl. Nr. 6728: Evangelien und Episteln durch das ganze Jahr, Augspurg am Samptag vor Thome des zwölfpoten anno etc. LXXVIII (d. i. 1478)?

2) Ewangelibuch mit Anfang der Meß, der Psalm und Collect. Augsburg, Hans Otmar (Joh. Rynman) 1506. — Eine ausführlichere Beschreibung desselben Werkes soll weiter unten gegeben werden.

Auf der Bibliothek zu Burheim bei Memmingen (vormals Karthäuserkloster, jetzt dem Grafen Waldbott-Bassenheim gehörig):

1) Ewangelien, Lectionen &c. sammt Auslegung, Brunsv. 1506. — Sofern B. Maier weder dieses noch das folgende Exemplar zu Gesicht bekommen konnte, so dürfte es dasselbe seyn, was: Dath boke der hilgen Ewangelien, Lectien &c. ghedrucket dorch den erßamen Hans Dorne tho Brunßwygk 1506 (Gräſſe, trésor, lit. P. S. 337; Alzog Nr. 37).

2) Die teutschen Ewangelien &c. Straßburg, M. Flach (das Druckjahr verloren). — Vielleicht nicht verschieden von: Teutsch Ewangeli vnd Epistel &c. durch Martinum Flach zu Straßburg gedruckt 1522 (Weislinger S. 415; Alzog Nr. 25).

„Endlich", fährt Hr. Rep. Maier fort, „verzeichnet G. W. Panzer, Geschichte der Nürnbergischen Ausgaben der Bibel (Nürnberg 1778, S. 113) eine Ausgabe von Nürnberg, Jobst Gutknecht 1523."

Diese Nürnberger Ausgabe und die Augsburger von Hans Otmar 1506 scheinen wirklich neu. Ueberdieß ist das

andere Stuttgarter Exemplar wohl bei Hain aufgeführt, aber bis jetzt weder von Alzog noch Maier gezählt, so daß sich die früheren 38 Ausgaben jenes und die weiteren dreizehn dieses um drei andere vermehren. Gleich erfreulich für Alzog und B. Maier ist, daß letzterer schon über zehn Exemplare von Plenarien verfügt, welche neun verschiedene Ausgaben repräsentiren, während ersterer (abgesehen von fünf Editionen „des Ewangelibuchs mitt Predig" von Geiler von Keisersperg) nur sechs Ausgaben vor sich hatte. Nicht genug, daß dieser auf Veranlassung jenes zehn nicht mehr gekannte, geschweige denn gewürdigte Bücher aus dem Dunkel der Vergessenheit an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen; es besteht auch die Hoffnung, daß auch anderorts die Todten aus den verstaubten Foliantenschaften erstehen und von der Cultur des in vieler Beziehung so bedeutsamen 15. Jahrhunderts Zeugniß ablegen werden. Ist doch selbst die Freiburger Universitäts-Bibliothek mit den von Alzog aufgeführten Exemplaren noch nicht erschöpft. Haftet man nicht zu ängstlich an dem Worte Plenarium, sondern rechnet man hierher jedes „buch der ewangeli mit irem zugehör" (Vorrede, Basel 1514), so sind aus dieser Bibliothek noch zu verzeichnen:

1. Nr. 37667 (klein Folio) blat Iᵃ (Titel): Hie hebt sich an das ewangeli | buch zum ersten der Anfang der | mesz darnach der psalm vnd die Collect Darnach dye Epistel | vnd ewangely durch dz gancz | jar nachordnung cristenlicher | kirchen blat Iᵇ: ein Holzschnitt, in den Ecken die vier Evangelisten mit ihren Symbolen, in der Mitte ein heil. Interpret. Blat IIₐ erste Col. (mit rothen Lettern): Hienach volgent die heiligen | teütschen Ewangeli vn Epistel | mitsampt den vier passion nach | dem text der vier Ewangelisten. | Auch hat das ewangeli buch all | Suntag den anfang der mesz den | man Introitum nenet mitsampt | der Collect die der priester ob dn | altar liset oder singet wen er sp- | richt dominus vobiscum vnd vor | nye also gedruckt ist worden als | yecz. Darnach volget die Epi | stel oder prophecy durch dz gan | cze jar wie sy in einem yegklich | en meszbuch geschriben steend vo | der

zeit vn den heiligen nach | ordnung der heyligen cristenlich | en kirchen. Auch vindet man in | disem Ewangeli ¸buch über alle | suntägliche Ewangeli ein gloß | das ist ein gutte auſz=legung des | selben ewangelium den Cristen men | schen gar heylsam zelesen.

(Mit schwarzen Lettern): Der erst suntag jm Aduent vnd von erst der anefang der messe. Psalmus. Collecta.

Blat II$_a$ 2. Col.: Der erst Suntag in dem Aduent Epistel (Lat. Anfang mit Citat und deutsche Uebers.) Ewangelium (zur Hälfte) blat II$_b$ 1. Col. (2. Hälfte des Ew.). Dicite filie syon Ecce rex tuus venit tibi. Mathei 2c. 2c.; (nicht verdeutscht). Dann Uebersetzung von Marc. I. 1—9 wo V. 2 statt „wie geschrieben steht bei Jesaias dem Propheten" übersetzt ist: „Als geschribe ist in dn weissagen Malachie am III. ca." Blat II$_b$, 2. Col. Fortsetzung von Marc. I. 1—9 und Anfang der „Glosa". Blat III$_a$, Col. 1 u. 2 Fortsetzung der Glosa Blat III$_b$, ⅔ d. 1. Col. Schluß der Glosa und dann: „An der mitwechen Epistel" 2c. Am Ende (das cxcviij. Blat a): Gedruckt vnd seligklich ge | endet in der keyserlichen statt zu | Augspurg von Hannsen schön | sperger am Dornstag vor Valen= | tini Nach Cristi geburd do man | zalt. M. cccc. vnd jm lxxxix. jare | durch hilff des der da nit hat an= | fang noch end. dem sey glori. ere | vnnd danck von welt czu welt | Amen[1]).

---

1) Eine nichtgedruckte Nachschrift lautet: „Dises Ewangely buch ist gedruckt worden im Jahr nach Christi geburth 1489. dz ist Tausend Vierhundert und achzig neun Jahr. mithin 6 Jahr nach der Geburth des schlimen Luthers. also lang Vor dem anfang des Lutherischen glaubens. weil diser erst die irrlehren anno 1515. angefangen. Dises Buch soll demnach wohl aufbehalten werden. weil es ist ein ewiger unlaugbarer. und unstrittiger Beweiß wider dise neüe lehren." Weitere Bemerkungen zeigen, daß das Buch lange Zeit ein erbliches Familienstück war. Der erste Besitzer, der (daß 1640 jar) seinen und seiner „hertzlieben Frauwen" Namen einschrieb, war von Weil „der blumenfeld herschaft." Eine andere Hand bemerkt: „In dem Jar nach Vnseres Lieben heren Jesu Christi geburt 1709 hat Man keinen Wein überkommen die Weill

2) Nr. 37668 (in Folio): Das I. blat a leer; das I. blat b ein colorirtes Bild, in den Ecken die Symbole und Namen der 4 Evangelisten, in der Mitte Christus am Kreuz dabei Maria und Johannes. Das II. blat a 1. Col.: Hienach volgent die heilige | teutschen ewangeli vn epistel | mit sampte den vier passien. Auch alle leccion vn prophe | cien durch das gantz jar, wie | sy in einem yeglichen meßbuch | geschriben steen von dem zeyt | vnd vo den heiligen nach ord | nung der heiligen cristenlichen kirchen | Auch vindet man in di | sem buch über alle sunteglich | ewangeli ein gloß | das ist ein | gute nutzliche auszlegung dn | cristenlichen menschen. Sodann: Der Erst suntag in dem Aduent Epistel. II blat a 2 Col. Ewangelium. II blat b 1. Col.: Dicite filie syon 2c., dann Marc. 1, 1—9. II blat b 2. Col. Glosa 2c. Das ccxviii blat a schließt mit den Worten: Gedruckt vnd seligklich ge= | endet in d' keiserlichen statt Aug | spurg von Hannsen schobsser am | sampstag vor Valentini Nach | cristi gepurd. M. cccclxxxx. jar | durch hilf des d' da ist d' anfang | vn das end | dm sej glori | ere vn dank von welt zu welt | [1]).

3) Nr. 37667 a (in Folio[2]). I blat a (Titel): Hye hebt sich an das ewangeli | buch zum ersten der anfang der | mesz darnach der psalm vnd die | Collect darnach dye Epysteln | vnd ewangely durch daz gantz | jar nach ordnung cristenlicher | kyrchen. I blat b, Bild in Farben, in den Ecken die 4 Evangelisten, in der Mitte ein heil. Interpret. II blat

die Wein Reben Zway Mall Der frohren seindt Das Erstmall in dem Winter Das anderr Mall in dem Maien auch seindt vill nus Vndt Obs bömm Ver frohren." Dieselbe Hand bemerkt, daß im Jahre 1715 den 3. Juni „Ein Erschröckliches hagel Wetter" alles zusammenschlug. „Die Wein Reben sehent aus gleich wie in dem Winter der Juchart Reben gibt nüt und händt Etwan Ein halben aimmer Wain." Der letzte Eintrag lautet: „Düßes Buoch behörth Mier Johan Georg Kohler Burger zu Wellschingen pro anno 1768 igister Jahr. Den 26. Windtermonath geschriben 28 Jahr Meines alters Vnd mein Villgeliebtes Eheweib Maria Magtallena starb in 26 Jahr Ihres alters."

1) Eingeschrieben ist: Ambtenhausen.

2) Eingeschrieben: Societatis Jesu 1656, Rottenburgi.

a: Hie nach volgent dye heyligen | teütschen Ewangeli vnd Epistel | mitsampt den vier passionen nach | dem text der vier ewangeliste Auch | hat das euwangeli buch all Sun | tag den anfang der mesz den man | Introitum nennet mittsampt der | Collect die der priester ob dem altar | liset oder singet wenn er spricht do | minus vobiscum. vnd vor nie also | gedruckt ist worden als yetz. Dar | nach volget die Epistel oder pro | phecey durch daz gantze jar wie sy | in einem yegklichen meßbuche ge | schriben steent von der zeyt vn von | den heyligen nach ordnung der hey | ligen cristenlichen kirchen. Auch | vindet man in disem ewangeli buch | über alle suntäglich Ewangeli ein | gloß das ist ein gutte auszlegung | desselben Euwangelium den cri | sten menschen gar heylsam zu lesen. |

Zum Schluß (des ccxix blat):

Gedruckt vnd säligklich vol | lendet in der keyserlichen reychstat | zu Augspurg von Hannsen schön | sperger an der mitwoch vor sant | Affratag. Als man zalt Nach Cri | sti geburdt Mcccc vnd xcv jar. | Durch hilffe des der do nit hatt | anfang noch ende. dem sey glori. | ere. vnd danck von welt zu welt. | Amen.

4) Nr. 37670 (in Folio). I. blat a (Titel): Hie hebt an | das ewangelibuch zum ersten der | anfang der mesz der psalm | vnd die Collect. darnach die | Epistel vnd ewangeli durch | das gantz iar nach cristenlich | er ordnung. I blat b dasselbe Bild und II. blat a dieselbe detaillirte Inhaltsangabe wie Nr. 37667 a; nur daß der Satz: „vnd vor nie also gedruckt ist worden als yetz" fehlt. Am Ende des Buches: Gedruckt und säligklich volendet | in der kayserlichen reichsstatt | zu Augspurg von meister | Hannsen Otmar. in kosten | des fürsichtigen Herren Johann | Rynmann vo öringen | In dem jar da man zalt nach Cristi geburt. Tausend fünffhundert vnd drey Jar.

5) 37671 (in Folio). I Blat a enthält inmitten der symbolischen und bildlichen Darstellung der vier Evangelisten folgenden Titel: Ewangeli. vn Epistel. | Mit anfang der mesz | Psalm vnd Collectn | Teütsch Mit Figuren | vnd etlich schön | glosz über die | Ewangelia. I Blat b leer. II Blat a: Hienach

volgn die hailigen teütschen | Ewangeli vn Epistel 2c. abgesehen von orthographischen Eigenheiten gleichlautend mit Nr. 37670.

Am Ende des CXLIX Blat:

Gedruckt vnd säligklich volendt. Durch | den Ersamen hansźen Schönsperger | den jungen Jn der kayserlichen | stat Augspurg am montag | nach der beschneydung | Christi Jm M. d. | vn. xII Jar[1]).

6) Nr. 37670 b (in Folio). I Blat a (Titel): Ewangelia mit der glosz | vnd Episteln Tütsch vber das gantz iar | allenthalben darbey der anfang der Psalm | vnd die Collect einer yeblichen mesz | nach Ordnung der christenlichen kirchen. Darunter ein kleiner Holzschnitt[2]). I Blat b: Jn dem Namen des herren. Amen. Hie vahet sich | an ein plenari nach ordnung der heiligen cristenlichen kirchen in dem man fin- | det all Epistel vnd Ewangeli als die gesungen vnd gelesen werdn in dn ampt | der heiligen mesz durch dz gantz iar in massen wie hernach geschriben steet. Zu dn | ersten vor oder nach der zeit was anfang der Mesz Psalm. Collect. Epistel. vnd Ewangeli | gesungen und gelesen werden am Sontag. Mitwochen vnd Freitag ... Auch sind man in disem buch vff ein yeglich Ewangeli an dn Sontag | ein Postil | das ist ein besunder predig vszlegung vnd Glosz | mit iren latinischen sprüchen der lerer vn auctoritaten nach rechte antzeigen d'Capitel ... Darnach vo allen heiligen vnd das Comun vnd von allen Messen wie man die hat in einem Meßbuch eines jeglichen bistumbs. Das alles mit fleiß nach dn | Latein getütscht ist. Auch mit seine nachuolgenden Register am eend diß buchs wo vnnd an | welchen Blat man yegliches soll suchen nach inhalt des Registers. Amen. Am Schlusse (nach dem Register): Getruckt zu Straszburg durch Mathis hüpfuff | vn volendet Nach christi vnsers herrn geburt. tausend fünffhundert vnd dryzehn Jar

7) Nr. 37672 (in Folio). Dasselbe was Nr. 37670 b; nur sind die Holzschnitte nachträglich colorirt. Eingeschrieben ist Monasterii St. Georgy 1637; dazugebunden: Historische Beschreibung aller Bischöfe zu Speyer, Freiburg 1608.

---

1) Eingeschrieben steht: Waldsee.

2) Eingeschrieben ist Mon. Schutterani.

Von diesen sieben Exemplaren oder sechs verschiedenen Ausgaben (Nr. 1 — 6) sind zugleich Nr. 3, 4 und 5 neu. Nr. 3 fügt zu den fünf Ausgaben des H. Schönsperger (Augsburg 1481, 1483, 1489, 1493, 1498) bei Hain eine sechste (Augsburg 1495) hinzu. Nr. 4 ist die älteste zu der bei Weller (Nr. 485) verzeichneten jüngsten (1509) und von B. Maier zu Stuttgart eingesehenen mittleren (1506) Ausgabe des Druckers H. Otmar zu Augsburg. Nr. 5 führt in H. Schönsperger dem Jungen, dessen Ausgabe die jüngste aller bis jetzt bekannten Augsburger ist, einen sonst nirgends genannten Drucker von Evangelienbüchern ein. Sofern diese drei auf keinen Fall in den früheren Zahlen mit einbegriffen sind, vergrößern sie die Gesammtzahl, die nach unserer Ansicht ohnedieß auch durch Hain Nr. 6729 (Evangelien und Episteln ꝛc. durch Anthonium Sorgen 1480) und Hain Nr. 6748 (Epistelen vnd Euangelien van den gheheelen Jaere... 1477) neuen Zuwachs erhält; denn beide Nummern sind nicht bescheidener angezeigt als Hain Nr. 6728 und 6731, und doch beweisen Proben von diesen zwei Ausgaben[1]), daß es eigentliche Plenarien sind. Zählt man dazu „Evangelien mit Glossa 1474" (offenbar ein jüngerer Abdruck von Alzog Nr. 3) aus V. Hasaks „christlichem Glauben"[2]), so erreicht die Summe aller die ansehnliche Zahl 60, die am Schlusse in chronologischer Ordnung aufgeführt werden sollen. Hier sei nur bemerkt, daß 34 zwischen 1470—1498 und 26

1) Vergl. das Stuttgarter (Maier) und Freiburger (Alzog Nr. 6) Exemplar. Alzog beschreibt nämlich Nr. 6 nicht die Ausgabe des Anth. Sorg von 1480 (Hain Nr. 6729), sondern die von 1481 (Hain 6731). Die Jahreszahl 1480 ist ein Druckfehler.

2) Eine Vergleichung von V. Hasaks Excerpt (S. 26) mit Alzog Nr. 3, wovon die Freiburger Bibliothek ein Exemplar enthält, zeigt, daß beide Ausgaben nicht bloß Wort für Wort, sondern auch bis zur Seiten (Blatt-)zahl übereinstimmen. Nur in der Orthographie und Jahreszahl gehen sie auseinander. Ueber Hasak: „Der christliche Glaube beim Schlusse des Mittelalters" (Regensburg 1868) — weiter unten.

zwischen 1500—1523 erschienen, daß zu Augsburg allein 22 (von J. Bämler, H. Schönsperger, A. Sorg, J. Schobsser, E. Ratdolt, H. Otmar, H. Schönsperger d. Jüng.), zu Straßburg 15 (von M. Schotten, Th. Anßhelm, H. Grieninger, Math. Hüpfuff, J. Knoblauch, M. Flach), zu Lübeck (von St. Arndes) und Basel (von Adam petri v. Langendorff) je fünf, zu Urach (von C. Feyner), Ulm (von C. Dünkmut), Dutenstein (von W. Schaffner), Braunschweig (von H. Dorne), Magdeburg, Mainz (von J. Schöffer), Hagenau (von Th. Anßhelm), Nürnberg (von Jobst Gutknecht) je eins und ohne Angabe des Ortes fünf gedruckt worden sind, daß vor 1500 Augsburg die erste und Lübeck die zweite, nach 1500 Straßburg die erste und Basel die zweite Rolle spielt, daß Lübeck für die (8) niederdeutschen Ausgaben dasselbe ist, was Augsburg für die (52) oberdeutschen, daß Augsburg wohl in Bezug auf die Zahl, aber Basel in Bezug auf die Art der Ausgaben die erste Stelle verdient, daß wie die Drucke in Süddeutschland (Augsburg) begannen, so auch in Süddeutschland (Nürnberg) aufhörten, endlich daß bei keiner Ausgabe ein Verfasser genannt ist, was sich einfach daraus erklärt, daß es keinen gegeben.

Die Gleichheit und Verschiedenheit der Plenarien läßt bloß auf Compilatoren und Redakteure schließen; die geistige Urheberschaft aber ist bei den Druckern zu suchen. Als Quelle der Schriftpartien sehen wir mit B. Maier (nach Geffcken's Vorgang) eine Art deutscher Vulgata an. Für eine Uebersetzung oder auch nur Revision nach dem lateinischen Texte (Alzog) scheinen uns die Differenzen zu groß. Die Glossen dürften gleichzeitige und ältere Predigten verschiedener Autoren zur Quelle haben, speciell die Basler nach Alzog's Vermuthung (S. 22) auf die „mystischen Gottesfreunde" zurückzuführen seyn. Gewißheit kann nur durch eine eingehendere Untersuchung erzielt werden. Nr. 1, 2 und 6, 7 der vorhin beschriebenen Exemplare repräsentiren keine Ausgaben, die nicht schon Andere verzeichnet (Hain Nr. 6738 und Nr. 6639;

Weller Rep. typogr. Nr. 775) und B. Maier gezählt hätte (Theol. Quartalschrift l. c. S. 691). Wurden diese dennoch in Bezug auf Ausführlichkeit den drei anderen Nummern gleichgehalten, so hat dieß seinen Grund darin, daß selbst die Anzeigen der besten bibliographischen Repertorien in der Regel zu knapp sind, um eine durchaus zutreffende Vorstellung zu vermitteln. Insbesondere wollte durch die Ausführlichkeit bei Nr. 1 und 2 faktisch dargethan werden, daß die ausführlicheren (Nr. 1) und weniger ausführlichen (Nr. 2) Plenarien trotz ihrer sonstigen zeitlichen Geschiedenheit doch auch nebeneinander vorkommen, und daß es auf keinen Fall richtig wäre, die im Ganzen zeitlich späteren ausführlicheren Ausgaben von der von B. Maier eingesehenen (Theol. Quartalschr. l. c. S. 692) dritten Edition (1497) des H. Schobsser *an* zu datiren. Bis dahin waren außer Th. Anßhelms erweiterter Ausgabe von 1488 (Alzog Nr. 12) aus H. Schönsperger's Officin bereits drei solche Erweiterungen (1489, 1493 und 1495) hervorgegangen, alle mit der Reklame: „vor nye also gedruckt als yecz" (vergl. Nr. 1), welche bei der folgenden Ausgabe (1498) bereits als sinnwidrig weggelassen ist. Doch vor der Frage der Zeit, verdient eigentlich die nach der Zahl der Classen und deren Sinn eine Stelle. B. Maier unterscheidet drei, während Alzog zwei; mit gleich viel Recht sagt vielleicht ein Dritter, es gibt nur eine. Jedenfalls besteht kein einziger innerer Grund, der irgend eine Unterscheidung verlangte. Vom kürzesten bis zum ausführlichsten sind alle eines und dasselbe, nämlich „Evangelien-Bücher mit Zugehör". Das bestätigen gerade jene Plenarien am entscheidendsten, die am wenigsten mehr Evangelien-Büchern gleichen. Die Basler Ausgaben, welche jedermann auf den ersten Blick für übersetzte Missalien halten möchte, führen den Titel „Plenarium oder Ewangely buoch", geben „vorred" und „register dieses Ewangely buchs" und beschließen endlich „dem allmechtigen gott zulobe die Postill" (Basel 1522), nicht das Meßbuch, was sie in Wirklichkeit nicht sind. Mehr

äußerlich angesehen, gibt es einfache, ausführlichere und ausführlichste, d. h. drei Classen von Plenarien, von denen die erste um 1470, die zweite nicht später als 1488 oder 1489 und die dritte mit 1514 beginnt. Weniger äußerlich betrachtet, mag man einfache und erweiterte oder Plenarien mit Zugehör und solche mit Zugehör zum Zugehör unterscheiden. Dann umfaßt die zweite beide letzte der eben erwähnten drei Classen. Stellt man dagegen unter dem Zugehör, wie sich's gebührt, die Glossa obenan und fragt, wo und wann hierin wesentlich Anderes geboten wurde, so kommt man wie Alzog und vor ihm Gräße (trésor) auf ältere und jüngere (seit 1514 d. i. Basler) Plenarien; und wir glauben richtiger zu thun, wenn wir der letzten Eintheilung folgen.

Vergönnt man nach den Theilen dem Ganzen resp. dessen Namen noch ein Wort, so wird der in Rede stehende Literaturzweig bald mit Plenarien, bald mit Evangelienbücher, bald mit Postillen bezeichnet[1]); und die Namen sind je nach dem Gesichtspunkte, den man hervorkehrt, alle gleich berechtigt. Der an sich wichtigste Bestandtheil dieser Bücher sind die Evangelien(im weitern Sinn des Wortes, d. i. Episteln und Lektionen mit begriffen); daher der Name Evangelienbücher weitaus der häufigste. Der beziehungsweise (d. h. für das Volk) wichtigste Bestandtheil ist das Zugehör oder die Glossa mit oder ohne liturgische Beigabe und Exempel. Der Gesammtname hiefür ist „Postill" und wird seltener gebraucht als Evangelienbuch. Das Basler Plenarium von 1522 sagt unterschiedslos „Das register dises trostlich Postill" (Columnen-) und „Das register dises Ewangely buchs" (Blatt-Aufschrift). In Betreff des Namens „Plenarium" ist von vornherein der Sinn von Explanation und die Absicht irgend-

1) Der Unterschied speciell zwischen Evangelienbüchern und Plenarien ist derart nominell, daß abgesehen von den Namen vollständige Uebereinstimmung herrscht. Insbesondere ist die Glossa immer dieselbe (vergl. Plenarium von 1473, Alzog Nr. 3 und Evangelienbuch von H. Schönsperger 1489 oben Nr. 1).

welcher Anspielung auf die Postille zurückzuweisen. Ebenso könnte ein Zurückgehen auf die eigenthümliche Färbung der lateinischen Wörter auf „arius“ nur irreführen. Wie in „Plenarsitzung“, so schließt das Wort in „Plenarium“ weniger das Moment der Vollständigkeit als der Vollzähligkeit in sich. Abgesehen von den Parallelen, welche Du Cange in reichlichem Maße gibt, will das insbesondere der Inhalt und die Tendenz unserer Bücher. Weil diese „die vollständigen Messen“ (Alzog S. 3), selbst wenn sie dieselben gäben, nie zu geben beabsichtigten, so wollte auch der Name diese Eigenthümlichkeit nie andeuten. Vielmehr bedeutet das Wort die Vollzähligkeit der im Verlauf des Jahres beim Gottesdienst vorkommenden Evangelien, Episteln und Lectionen, und ist so viel als „alle“ (cf. Gloss. Cangian. s. v. Plenarium) Evangelien (im weiteren Sinne). So erklärt sich die Umständlichkeit, mit welcher die Berücksichtigung eines jeden neuen Meßformulars dem Leser zum Bewußtseyn gebracht zu werden pflegt. Das Wort war ursprünglich eher Reklame als Namen, zu ergänzen ist missale; der volle primitive Ausdruck aber lautete liber missalis plenarius. Dabei heißt liber missalis nicht „Missale“, sondern „zur (Feier der) Messe gehöriges Buch“, das die Evangelien und Episteln, das Graduale mit den Orationen oder auch bloß die Orationen[1]), kurz irgend einen Bestandtheil der Meß-Formulare für das ganze Jahr zusammengestellt enthält. Ein jedes derartige Buch, das auf Vollständigkeit Anspruch machte, mochte sich das Attribut „plenarius“ beilegen, aber nur unsere verdeutschten Evangelienbücher konnten sich darnach benennen, weil sich keine andere Art von Verdeutschungen mit ihnen darein theilte. Wirklich gibt es auch nur deutsche und keine lateinischen „Plenarien“ (vergl. Alzog S. 3).

---

1) Bezeichnend genug ist Du Cange s. v. Missale plenarium das Citat: doct. Mur. Monast. 31: Sunt et hic Missales libri 5, ex iis tres pleniter scripti sunt, quartus habet Graduale cum Orationibus, quintus tantum Orationes habet.

Wenn ferner dieser Name nicht im Französischen und nicht im Italienischen aufgekommen zu seyn scheint, trotzdem es in diesen Sprachen auch Evangelienbücher mit Erläuterungen gab (vergl. Alzog S. 2), so ist derselbe im Deutschen jedenfalls der seltenere geblieben, und es wird deßwegen „Plenarium" mit Recht in dem früher bezeichneten weiteren Sinne genommen.

Unter den möglichen Folgerungen aus dem Befunde der Plenarien stehen nur die unwidersprechlichen hier. Die auffällige Zahl von Ausgaben beweist ein außergewöhnliches Bedürfniß und Suchen von religiösen Hausbüchern, das rührige, unternehmende Drucker nach Kräften zu befriedigen suchten. Dieses besonders empfundene Bedürfniß aber erklärt sich hinlänglich aus dem bestehenden Mangel und dem neuen Mittel zur Abhülfe, der eben erfundenen Presse. Aus der stereotypen Gleichförmigkeit des Inhaltes folgt ein gewisses Geschick in der Anlage und Glück in der Auswahl gleich beim ersten Erscheinen. Je länger das Volk ohne weiteres nach den nun einmal bekannt gewordenen Plenarien verlangte — die Drucker richteten sich nach dessen Wünschen — desto besser und brauchbarer müssen dieselben gewesen seyn. Die Macht oder Ohnmacht der so zahlreich verbreiteten Plenarien neben dem gewaltthätigen „cujus regio ejus et religio" der kommenden Periode mag der Kirchenhistoriker klar stellen. Schlüsse über die Buchdruckerkunst und das rege geistige Leben in gewissen Städten und Provinzen kann ein Culturhistoriker ziehen.

Wir gehen 3) zum Lichte über, das sich von Alzog's Schrift über verwandtes Material und dessen Verwerthung verbreitet. Was wir dabei im Auge haben ist V. Hasak: „Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters", Regensburg 1868. Dieses Buch bietet nämlich auf 583 Seiten bei einer Ausstattung, die dem Verleger (J. Manz) alle Ehre macht, eine Fülle von Material, das dem von Alzog berührten verwandt, wo nicht gleich ist. Von

93 Druck- und Handschriften aus des Verfassers eigener Handbibliothek sind in größeren und kleinern Abschnitten Proben gegeben, deren Auswahl mit Umsicht und Geschmack getroffen ist. Sofern alle diese Bücher den Jahren 1470—1520 angehören, versetzen die Abschnitte daraus durch ihren Inhalt und ihre Form in die Periode, welche dem Auftreten Luthers unmittelbar vorhergeht. Ihr durchgehends religiöser Gehalt ermöglicht einen Blick in das Glaubensleben, ihre sorgfältig gewahrte Originalsprache eine Vorstellung von der Redeweise am Schlusse des Mittelalters. Es hat demnach der Verfasser sein Ziel nicht verfehlt, wenn er ausgesprochenermaßen inhaltlich den „christlichen Glauben", formell „fünfzig Jahre der deutschen Sprache" (1470 — 1520) in Sprachdenkmalen zur Darstellung bringen wollte. Auch führte der sprachliche Nebenzweck naturgemäß auf die chronologische Ordnung nach Jahrzehnten, welche durch das Buch hindurchgeht. Indeß will es uns scheinen, als ob der Verfasser seinem Stoffe gerechter geworden wäre, wenn er ihn unter dem Gesammtnamen: „Der christliche Volksunterricht von 1470—1520" zusammengefaßt und nicht ausschließlich chronologisch, sondern in der Weise sachlich geordnet hätte, daß die verwandten Dinge der Zeit nach aufeinander folgten. Der Verfasser selber fühlt, daß der Titel nicht gut gewählt ist, „da" — schon der Quellen wegen — „die katholische Glaubenslehre nicht vollständig vertreten ist" (Nachschrift), noch mehr aber, fügen wir bei, da der wirklich gebotene Glaubensinhalt der chronologischen Abfolge wegen nicht die ihm gebührende hervorragende Stellung finden konnte. So vorzüglich der Stoff, so unvortheilhaft erscheint er — um nur vom ersten Jahrzehnt (1470 — 1480) zu reden — in der Reihenfolge: 1) gar schöne matherÿ von der Buſz, 2) aus der 4. gedruckten deutschen Bibel, 3) J. Nider's Predigten über die X Gebothe (1474), 4) die guldin Bibel (1475), 5) Messe singen oder lesen (1475), 6) Evangelien mit Glossa (1474), 7) aus der 6. deutschen Bibel, 8) aus einer Bibel vor 1480,

9) aus dem Buche der Altväter (1476), 10) aus dem Spiegel des Sünders (1475) und 11) aus Münzinger's Vater Unser (1475). Das Ganze nimmt so mehr das Aeußere eines mitteldeutschen Lesebuchs an, das es nicht ist und nicht seyn will. Wohl wird durch die chronologische Anordnung die allmälige Sprachentwicklung anschaulicher, trotzdem läßt sich das Gleiche viel billiger einfach durch ein chronologisches Register ermöglichen. Die Grundbedingung dazu ist durch die genaue Copie der Quellen gesetzt[1]).

Indeß wollen diese rein äußerlichen Bemerkungen den reellen Gehalt des Buches nicht im entferntesten beanstanden. Bei seinem unverkennbar wissenschaftlichen Werthe handelt es sich darum, dessen Stelle in den Bibliotheken ausfindig zu machen. Indem wir erklärten, daß wir dasselbe gerne „christlicher Volksunterricht in Sprachdenkmalen" betitelten, glauben wir hinlänglich auf dieselbe hingewiesen zu haben. Darnach gehört es zu jenen verdienstvollen Werken eines Geffcken, Reuß, Hoffmann, Laib und Schwarz, welche sich über die populären Lehrmittel religiöser Natur am Ende des Mittelalters verbreiten. Sofern es 93 zum Theil ungedruckte Hilfsmittel zur religiösen Volksbildung aus jener Zeit nicht bloß nennt, sondern in zahlreichen Proben am Auge des Lesers vorüberführt, erscheint es besonders zum 4. mehr summarischen Abschnitte (D) von Alzog's Plenarien als willkommene Ergänzung. Jetzt begreifen wir noch besser den von Alzog S. 74 citirten Anfang des Narrenschiffes von Sebastian Brant:

All land synd jetzt voll heiliger geschrifft,
Und was der Seelen heil antrifft,
Bibel, der heiligen väter ler,
Und ander dergleichen Bücher mer
In masz, das ich sehr wunder hab,
Das nyement bessert sich darab.

1) Solch' ein gewissenhaftes Wiedergeben der Originalien dürfte auch die conditio sine qua non der von Alzog (S. 64) empfohlenen Reproduktion der Plenarien seyn, wenn sie auf Erfolg rechnen will. Mit der Sprache verliert die Sache ihren Reiz.

Verzeichniß der verschiedenen Ausgaben in chronologischer Abfolge.

1) Ein „plenari", gleich dem folgenden ohne Druckort und Jahreszahl, vermuthlich aus den Jahren 1470—1473 (Alzog Nr. 1).

2) Evangelia mit der Gloß und Epistelen aus derselben Zeit (Alzog Nr. 2).

3) Ein „plenari" vom Jahre 1473 ohne Druckort, nach Panzer (d. Ann. I. 134) gleich dem folgenden zu Augsburg von G. Zainer gedruckt (Alzog Nr. 3).

4) Dasselbe plenari aus dem Jahre 1474, von Panzer (l. c.) erwähnt und von Hasak (der christliche Glaube S. 26) benützt.

5) Ein plenari, Augsburg 1447 von J. Bämler gedruckt (Alzog Nr. 4). — In demselben Jahre soll ein solches zu Ulm bei Cun. Dünkmut erschienen seyn. Wir zählen dieses nicht, weil wir es nicht nachweisen können.

6) Eine spätere Auflage von Nr. 5 aus J. Bämler's Druckerei 1476 (Alzog N. 5).

7) Epistelen und Euangelien, 1477 ohne Druckort und Drucker (Hain Nr. 6748).

8) Ewangelien und Episteln, Augsburg 1478 bei A. Sorgen (Hain Nr. 6728; B. Maier sah ein Exemplar davon zu Stuttgart).

9) Ewangelien und Episteln, Augsburg 1580 bei A. Sorgen (Haim Nr. 6729).

10) Ein plenari, Augsburg 1481 bei A. Sorgen (Hain Nr. 6731, Alzog Nr. 6, 1480 ist zu corrigiren).

11) Ein plenari, Urach 1481 bei Cun. Fyner (Alzog Nr. 8).

12) Ewangeli vnd Epistel nebst Gloß, Augsburg 1481 von H. Schönsperger und Th. Rüger.

13) Ein plenari, Straßburg 1483 von M. Schotten (Alzog Nr. 9).

14) Ain plenari, Ulm 1483 von Cun. Dünkmut (Alzog Nr. 10). Ueber eine frühere Ausgabe vergl. Nr. 5.

15) Ein plenari, Augsburg 1438 von A. Sorg (Alzog Nr. 11).

16) Neue Ausgabe von Nr. 12, Augsburg 1483 von H. Schönsperger (Hain 6732).

17) Die erste Ausgabe von H. Schobsser, Augsburg 1487 (Hain 6735).

18) Eine neue Ausgabe von A. Sorg, Augsburg 1487 (Hain 6735).

19) Ewangelij mit der Glos vnnd Epistl, Straßburg 1488 v. Anßhelm (Alzog 12).

20) Boek der Prophecien, Epistolen 2c., Lübeck 1489 von Arndes (Alzog 32).

21) Jüngere Ausgabe von H. Schönsperger, Augsburg 1489 (Hain 6738).

22) Zweite Ausgabe von H. Schobsser, Augsburg 1490 (Hain 6739).

23) Ewangely mit der gloß vnd Epistel, Straßburg 1491 von M. Schotten (Alzog 13).

24) Epistolen vnde Ewangelien myt den Glosen, Lübeck 1492, ohne Namen des Druckers (Alzog 33).

25) Jüngste Ausgabe von A. Sorg, Augsburg 1493 (Hain 6741, Alzog 14?)

26) Weitere Ausgabe von H. Schönsperger, Augsburg 1493 (Hain 6742, Alzog 15?)

27) Boek der Prophecien, Epistolen 2c., Lübeck 1493 (Panzer S. 199; Alzog 34, 1423 ist zu corrigiren).

28) Ewangelibuch, Augsburg 1405 von H. Schönsperger (s. o. Nr. 3).

29) Die Ausgabe von Erh. Ratbolt, Augsburg 1495 (Hain 6743).

30) Dat Boek der Profecien, Epistelen 2c. Lübeck 1496 bei St. Arndes (Alzog 36).

31) Dat Boek der Profecien, Epistelen 2c. 1497 (Alzog 35); wohl zu Lübeck bei St. Arndes (cf. Panzer S. 272).

32) Dritte Ausgabe von H. Schobsser, Augsburg 1497.

33) Evangelien und Episteln sammt Gloß, Augsburg 1498 bei H. Schönsperger (Hain 6746).

34) Evangelien mit der Gloß, Straßburg 1498 bei H. Grieninger (Hain 6745).

35) Dasselbe vom Jahre 1500 (Alzog 16).

36) Ewangelibuch, Augsburg 1503 bei H. Otmar (s. o. Nr. 4).

37) Ewangeli mitt der gloß, Dutenstein 1406 von W. Schaffner (Alzog 17).

38) Ewangelibuch, Augsburg 1506 von H. Otmar (Rynmann), wovon B. Maier zu Stuttgart ein Exemplar gesehen.

39) Dat boke der hilgen Evangelien ꝛc., Braunschweig 1506 bei H. Dorne (Alzog 37, von B. Maier wahrscheinlich zu Buxheim gesehen, s. o.).

40) Ewangelibuch, Augsburg 1509 von H. Otmar (Weller: Repert. typograph. n. 485; Theol. Quartalschrift l. c. S. 691).

41) Dat Boeck der hylligen Ewangelii ꝛc., Magdeburg 1509 (Alzog 38).

42) Ewangelia mit Vßlegung ꝛc., Mainz 1510 von J. Schöffer (Alzog 18).

43) Ewangelia mit gloß, Straßburg 1512 von M. Hüpfuff (Alzog 19).

44) Ewangeli und Epistel, Augsburg 1512 von H. Schönsperger dem Jungen (s. o. Text Nr. 5).

45) Ewangelia ꝛc., Straßburg 1513 bei M. Hüpfuff (E. Weller Nr. 775; Theol. Quartalschrift l. c.)

46) Euangelia und Epistolen, Straßburg 1513 bei J. Grieninger (Alzog 20).

47) Plenarium oder Ewangelibuoch, Basel 1514 bei A. petri von Langendorff (Alzog 21).

48) Ewangelibuch Geilers von Keisersperg, Straßburg 1515 bei J. Grieninger (Alzog 27).

49) Teutsch Ewangeli Vnd Epistel, Hagenaw 1516 bei Th. Anßhelm (Alzog 22).

50) Das Plenarium oder Ewangelybuoch, Basel 1516 bei Ad. Petri von Langendorff (Alzog 23).

51) Dasselbe vom Jahre 1517 (E. Weller 1070; Theol. Quartalschrift l. c.).

52) Ewangelia mit vßlegung des Doctor Keiserspergs, Straßburg 1517 bei J. Grieninger (Alzog 28).

53) Keiserspergs Predigt vnd Vßlegung der Sonn- und Festtage, Straßburg 1517 bei J. Grieninger (Alzog 31).

54) Das new Plenarium oder ewangelybuch, Basel 1518 bei Ad. petri von Langendorff (Alzog 24).

55) Evangelien und Episteln, Straßburg 1519 bei J. Knoblauch (E. Weller 1180; Theol. Quartalschrift l. c.)

56) Evangelia. Das plenarium vßerlesen ꝛc. nach Doktor Keisersperg. Straßburg 1522 bei J. Grieninger (Alzog 29).

57) Doktor Keiserßberg's Postill, Straßburg 1522 (?) (Alzog 30).

58) Teutsch Ewangeli vnd Epistel, Straßburg 1522 bei M. Flach (Alzog 25; ein Exemplar von B. Maier zu Burheim eingesehen [?]).

59) Das new Plenarium oder Ewangely buch, Basel 1522 bei Ad. petri von Langendorff (Alzog 26).

60) Evangelia vnnd Epistel ꝛc. Nürnberg 1523 von Jobst Gutknecht (M. G. Panzer, Gesch. d. Nürnberg. Ausgaben d. Bibel, Nürnberg 1717 S. 113).

Nr. 7, 20, 24, 27, 30, 31, 39 und 41 sind niederdeutsch.

III.

Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart.

I.

Der gegenwärtige Kampf gegen unsere heilige Kirche hat nicht bloß den Glaubenseifer und das kirchliche Leben in außerordentlicher Weise gesteigert, er hat auch für die kirchliche Wissenschaft eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht: er hat die katholischen Denker gezwungen, zur alten kirchlichen Wissenschaft zurückzukehren und

bei ihr sich Rath und Waffen zu erholen. Die Vertheidigung der Lehren des vatikanischen Concils konnte nicht besser geführt werden als durch den Nachweis, daß in den Dekreten dieses Concils nur die Lehre längst vergangener Jahrhunderte enthalten sei. Und nicht bloß in den rein theologischen Streitigkeiten hat eine Anknüpfung an die Lehren der Vorzeit stattgefunden, sondern auch, ja wir möchten sagen, in einem noch höheren Grade ist dieß in den kirchlich-politischen Kämpfen der Fall gewesen. Wer erinnert sich nicht an die wiederholten Vorwürfe, welche den Männern des Centrums von den Liberalen, namentlich von dem Geschichte-„macher“ Sybel gemacht wurden, daß die Lehren und das Programm des Centrums dem Mittelalter entnommen seien und sich leicht in den Schriften des heil. Thomas, Bellarmin, Augustin und Suarez nachweisen ließen. Treitschke schreibt in seinen „Preußischen Jahrbüchern“ (Bd. 27 S. 350) geradezu: „die Centrumsfraktion darf sich nicht trennen von jener Staatslehre, die seit Augustin und Thomas von Aquin bis auf Bellarmin herab von allen politischen Denkern der alten Kirche gepredigt wurde.“ Es kann für uns Katholiken nicht leicht ein erfreulicheres Ereigniß geben, als daß die Lehren eines heil. Thomas, Augustin, Bellarmin und der übrigen großen Theologen auf der Tribüne unserer Parlamente wieder erscheinen und zur Vertheidigung der politischen und kirchlichen Freiheit benützt werden. Gewiß die Männer des Centrums und die vielen anderen katholischen Politiker haben nur dadurch mit solcher Ueberlegenheit und Kraft die Rechte unserer heiligen Kirche zu vertheidigen vermocht, weil sie sich entschieden auf den Boden der alten kirchlichen Wissenschaft gestellt.

Dieser Rückkehr zur alten Wissenschaft haben wir es auch zu verdanken, daß diejenigen Lehren des heil. Thomas, welche die staatlichen und socialen Fragen behandeln, gegenwärtig ganz besonders studirt, untersucht und diskutirt werden. Die dießbezüglichen Schriften des englischen Lehrers sind deßhalb auch viel öfter, als die andern Werke, bearbeitet

worden. Nachdem Contzen in seinen beiden kleinen Schriften „Thomas von Aquino als volkswirthschaftlicher Schriftsteller" (Leipzig 1861) und „Zur Würdigung des Mittelalters mit besonderer Beziehung auf die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin" (Cassel 1870) auf die politischen und socialen Lehren des Aquinaten hingewiesen hatte, behandelte Baumann in seiner Schrift „Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin, des größten Theologen und Philosophen der katholischen Kirche" ausführlich die Doktrin des englischen Lehrers. Zum sechsten Centenarium schrieb der rühmlichst bekannte Schäzler seinen „Divus Thomas, doctor angelicus, contra liberalismum invictus veritatis catholicae assertor"[1]), in welchem er die Lehren des Liberalismus sowohl auf theoretischem als praktischem Gebiete durch die Doktrin des Aquinaten widerlegt. Erst im abgelaufenen Jahre hat Thömes den ersten Theil einer sehr umfassenden und fleißigen Arbeit veröffentlicht, welche den Titel trägt: Divi Thomae Aquinatis opera et praecepta, quid valeant ad res ecclesiasticas politicas sociales[2]). Alle diese Schriften, auf so verschiedenem Standpunkte ihre Verfasser stehen, legen der thomistischen Staatslehre große Bedeutung für die Gegenwart bei; sind doch alle weniger aus rein wissenschaftlichem Interesse geschrieben worden, als vielmehr mit Rücksicht auf die gegenwärtigen politischen und socialen Kämpfe. Die Baumann'sche Schrift nennt sich geradezu „ein Beitrag zur Frage zwischen Staat und Kirche". Da sich diese Zeilen ebenfalls die Aufgabe gesetzt haben, die Bedeutung der thomistischen Staatslehre für unsere Zeit zu erörtern, so dürften wir schon einen Theil unserer Aufgabe gelöst haben, wenn wir die vorwürfigen Schriften einer kurzen Besprechung

1) Romae ex typographia polyglotta 1874.

2) Von außerdeutschen Werken erwähnen wir das treffliche Werk des leider zu früh verstorbenen Feugueray „L'essai sur les doctrines politiques de saint Thomas d'Aquin." Paris 1857.

unterziehen und sehen, worin nach ihnen der Werth der Doktrin des englischen Lehrers liegt.

Die beiden Schriftchen von Contzen können wir übergehen, da dieselben auf die thomistischen Lehren mehr aufmerksam machen und hindeuten, als sie erschöpfend behandeln wollen. Contzen hebt nur die Hauptlehren heraus und stellt sie ohne inneren Zusammenhang neben einander. Gleichwohl sieht er sich gezwungen der Staatslehre des heil. Thomas das Zeugniß auszusprechen: „Im Großen und Ganzen können wir aber die thomistische Staatslehre als ein leuchtendes Bild, als einen mahnenden Spiegel der Gegenwart entgegenhalten. Sie enthält den Grundstock unserer geistigen Capitale auf dem hochwichtigen Gebiete der Gesellschafts- und Staats-Wissenschaften, indem sie uns, wie im Vorstehenden nachgewiesen ist, sehr bedeutsame Anhaltspunkte für die Kenntniß der Natur der Gesellschaft, wie der Gesetze, welche dem Daseyn und der Entwicklung derselben zu Grunde liegen, gewährt"[1]). Um so länger müssen wir bei der Schrift von Baumann verweilen, da dieselbe die vollständige Lehre des heil. Thomas geben und dadurch „eine Lücke in der Literatur der Staatswissenschaften ausfüllen" will. Nach Baumann sind nämlich alle bisherigen Arbeiten über die socialen und politischen Lehren des Aquinaten höchst mangelhaft und dürftig. Hat nun Baumann diese Aufgabe gelöst und die Lücke ausgefüllt? Nicht vollständig, und dieß aus doppeltem Grunde. Er hat einerseits etwas in die Doktrin des englischen Lehrers aufgenommen, was nicht aufgenommen werden darf, andererseits hat er manches ausgelassen, was zur Vollständigkeit gehört.

Der Göttinger Professor hat manches nicht verwerthet. Hieher gehören vor Allem die Opuskeln, von denen Baumann nur „de regimine Judaeorum" benützt hat. Die drei

---

1) „Zur Würdigung des Mittelalters u. s. w." p. 25.

Schriften des heil. Thomas [1]), welche die damals brennende Frage zwischen der Universität Paris und den Mendikanten-Orden betreffen, sind nicht einmal genannt. Und doch hätte gerade er diese Opuskeln nicht übergehen sollen, da er durch seine Schrift einen Beitrag zum „Culturkampf" liefern wollte. In denselben behandelt nämlich der englische Lehrer die evangelischen Räthe und die Vorzüge des Ordensstandes, sowie auch die Lern- und Lehrfreiheit. Für den gegenwärtigen Klostersturm wäre es nicht uninteressant gewesen zu vernehmen, was „der größte Theolog und Philosoph der katholischen Kirche", wie Baumann den heil. Thomas nennt, über den Werth des Klosterlebens schreibt und welche Anschauungen im finstern Mittelalter über die Lehrfreiheit herrschten. In jeder Staatslehre bildet die Lehre vom Gesetz einen wichtigen Theil. Der englische Lehrer handelt in seiner theologischen Summe auch ausführlich vom Gesetze. Gerade seine Lehre von den Gesetzen wird als ein Meisterstück der Spekulation auch von solchen betrachtet, die sonst der Doktrin des Aquinaten abhold sind. Die thomistische Lehre vom Gesetze ist aber von Baumann sehr dürftig angegeben; nichts findet sich in seiner Schrift von den tiefen Erörterungen über die lex naturalis und lex aeterna. Kurz aus der Baumann'schen Schrift läßt sich die Lehre des heil. Thomas de legibus auch nicht einmal in ihren Hauptmomenten erkennen. Unbenützt blieben ferner die exegetischen Arbeiten zu den Sentenzen des Lombardus und zur heiligen Schrift, in welchen vielfach in die Staatslehre einschlagende Punkte behandelt sind, wie z. B. die Pflicht des Gehorsams, die Gewalt der Kirche, die Sklaverei, die Grenzen der weltlichen Gewalt. Es ist somit richtig, wenn wir sagen, daß Baumann die Lehre des heil. Thomas über den Staat nicht vollständig anführt.

Doch dieser Mangel an Vollständigkeit ist nicht der

---

1) Contra impugnantes religionem; contra retrahentes homines ab ingressu religionis; de perfectione vitae spiritualis.

größte Fehler an der genannten Schrift. Noch größer ist der Fehler, daß der Verfasser viele Lehren als thomistisch ausgibt, die dem heil. Thomas keineswegs zugehören. Er läßt nämlich den Commentar des heil. Thomas zu der Politik des Aristoteles als die eigene Ansicht des englischen Lehrers gelten und nimmt sie in sein Buch auf. Er sucht wohl ein solches Verfahren zu rechtfertigen, aber er macht sich diese Rechtfertigung sehr leicht. Was ihm zu beweisen wäre, das setzt er einfach voraus. Das Erklären des Aristoteles heißt nach ihm im Mittelalter soviel als sich den Stagiriten aneignen. „Das Mittelalter eignete sich den Stagiriten an, indem es ihn erklärte" (S. 103). Um die aristotelische Staatslehre den Anschauungen des Mittelalters anzupassen, soll sich der heil. Thomas „stillschweigende Umerklärungen und Biegungen des Textes nach der eignen Art oder Ansicht der Zeit" (S. 104) erlaubt haben. Von solchen „Umerklärungen" führt Baumann (S. 104—106) einige Beispiele an, die jedoch so unbedeutender Natur sind, daß sie, auch wenn sie richtig wären, nichts beweisen würden. Wir müssen gegen ein solches Vorgehen entschieden Protest einlegen. Der heil. Thomas, wie die übrigen Scholastiker, geht in seinen Commentaren mit der größten Objektivität zu Werke. Die eigene Person und philosophische Denkweise tritt ganz zurück. Er unterscheidet streng zwischen der eigenen Lehre und der des Aristoteles. Es ist deßhalb vollkommen wahr, wenn ein Kenner der alten Philosophie von der commentatorischen Thätigkeit des Engels der Schule schreibt: „Hätten wir daher nur seine Commentare zu Aristoteles, so dürfte es schwer oder unmöglich seyn, sich ein Urtheil zu bilden, in wieweit Thomas sich die Ansichten dieses Philosophen angeeignet habe"[1]). Die Beispiele, welche Baumann anführt, um die „Umerklärungen des Textes" zu beweisen,

1) Katholik 1864: „Aristoteles und sein Commentator Thomas von Aquin."

sind für den Kenner der alten Wissenschaft vollständig irrelevant und nichtsbeweisend. Thömes hat sich deßhalb auch nicht darauf eingelassen, alle diese Beispiele zu untersuchen, da sie ihm „satis levia et imbecilla" erscheinen. Somit dürfen wir entschieden behaupten, daß der Göttinger Professor zuviel in seine Schrift aufgenommen. Alles was er unter dem Titel „Zweite Ergänzung aus dem Commentar zu Aristoteles Politik" (von Seite 103—166) abgedruckt hat, ist zu streichen. Es rächt sich eben immer, wenn man auf einem Gebiete literarisch sich bethätigt, das man nur dürftig kennt.

Eine solche Confundirung der aristotelischen und thomistischen Doktrin mußte nothwendig zur Folge haben, daß es der Staatslehre des heil. Thomas nach der Darstellung von Baumann an Einheit und Consequenz fehlt. Es ist ein Zwiespalt in ihr; die heterogenen Elemente vertragen sich nicht. Baumann bemerkt es selber. „Thomas schwankt wiederholt in der Auffassung des Staates. Manchmal hat er die Formel, der Staatszweck sei Friede und Eintracht der Gesellschaft, die Aufgabe des Fürsten Gerechtigkeit und Recht, die menschlichen Gesetze könnten nur verbieten, was den Bestand der Gesellschaft aufhebe. ...Dann aber und in den meisten Fällen kehrt er zu der antiken Formel zurück: Zweck der Vereinigung und Gesellschaft im Staate sei, der Tugend gemäß zu leben" (S. 19). Dieses Schwanken und diese Rückkehr zur antiken Formel ist leicht erklärlich, da ja Baumann dem englischen Lehrer die antike Staatslehre aufbürdet. Dieser Zwiespalt zeigt sich ganz besonders bei Beantwortung der Frage, um derenwillen Baumann sein Buch geschrieben, nämlich in der Frage, ob die Staatslehre des heil. Thomas, welche nach Baumann auch die der katholischen Kirche ist, sich mit dem modernen Staate versöhnen lasse. Im Grunde und Wesen der Sache hält Baumann eine solche Versöhnung für möglich; „es wird sich zeigen", schreibt er in seiner Vorrede, „daß mit dem Staat als Cultur-

staat und als constitutioneller Monarchie die kirchliche Ansicht sich sehr wohl befreunden kann.“ Die deutschen Bischöfe dürften nur ernstlich das Gefühl des Friedens hegen und ihre Herrschsucht „den Staat zu zügeln“ aufgeben. „Von dem Augenblicke an, wo sie dieß Gefühl aufrichtig beseelt, können sie getrost, jenen Winken des heil. Thomas folgend, eine Verträglichkeit mit Staat und Gesellschaft herstellen.“ Gleichwohl bemerkt er an anderen Stellen, daß ein wahrer und dauernder Friede nicht möglich, denn „im Staate des heil. Thomas herrscht thatsächlich die katholische Kirche... es treten bei Thomas Sätze auf, vor denen uns heutzutage schaudert“ (S. 15). Und diese Sätze stehen so schroff der modernen Staatstheorie gegenüber, daß für ihn das Bewußtseyn erwächst, „daß hier kein anderes Mittel helfen kann als ausharrender Kampf“ (S. 16). Die als möglich bezeichnete Versöhnung im gegenwärtigen Kampfe ist nunmehr wieder vollends unmöglich geworden! Ganz natürlich, mit dem aristotelischen Staat, wie ihn der Commentar des Aquinaten enthält, ist eine Versöhnung möglich. Der heidnische Staat, der keine Offenbarung und Kirche kennt, besorgte selber das Sittliche und Religiöse. Der aristotelische Staat gipfelt deßhalb in der Staatsomnipotenz; der Staat ist sich selber Zweck. Der Einzelne ist nur des Staates wegen da und sein ganzer Werth und seine Bestimmung besteht darin, ein guter Staatsbürger zu seyn. Mit dem antiken, absoluten Staat verträgt sich recht wohl der moderne Culturstaat, der ebenfalls alle Cultur und Sitte aus sich herleitet und nichts Höheres über sich erkennt. Zwischen dem modernen heidnischen Staat und dem antiken Staat finden sich nothwendigerweise vielfache Berührungspunkte und Aehnlichkeiten. Bürdet man dem englischen Lehrer die aristotelische Staatstheorie auf, dann folgt nothwendig, daß sich der thomistische Staat und der moderne Staatsgötze nicht unversöhnlich gegenüberstehen. Studirt man aber die Staatslehre des heil. Thomas nicht aus seinem Commentar zu

Aristoteles, sondern aus seiner Schrift de regimine principum und seinen anderen Werken, so zeigt sich sofort, daß die Lehre des heil. Thomas gerade in den angegebenen Punkten, was den Zweck und die Aufgabe des Staates, sowie sein Verhältniß zu Religion und Sitte betrifft, im vollen Gegensatz zur aristotelischen Doktrin steht. Der heil. Thomas knüpft wohl in seiner Politik vielfach an dem Gedanken des Stagiriten an, aber in den genannten Punkten verläßt er ihn und muß ihn verlassen. Aristoteles kennt kein übernatürliches Ziel und deßhalb gilt ihm der Staat als höchste Gesellschaft und letztes Ziel; das Christenthum lehrt ein übernatürliches Ziel und deßhalb kann der Staat nicht mehr Selbstzweck bleiben; er muß sich unterordnen unter dieses übernatürliche Ziel; er wird für den Menschen zum Mittel für seine überirdische Bestimmung. Zwischen der wahren Staatslehre des heil. Thomas und dem „modernen Culturstaat" ist keine Versöhnung möglich; beide schließen sich aus.

Die Schrift des Göttinger Professors will ein Beitrag zur Lösung des gegenwärtigen Streites zwischen Staat und Kirche seyn. Es muß Wunder nehmen, daß derselbe nicht einmal das Streitobjekt kennt. Er schreibt: „Täuscht mich nicht Alles, so ist in der That bei Katholiken wie Protestanten vielfach die Ansicht herrschend, als handle es sich in dem Kampfe zwischen Kirche und Staat im Grunde um den Kampf zweier einzelnen bestimmten sittlichen Lebensansichten, einer Lebensansicht, die das Jenseits miteinbegreife, und einer, die sich auf das Diesseits beschränke... Wäre der Kampf so, so würde unzweifelhaft die Kirche siegen; denn die religiöse, auf das Ueberirdische ausschauende Ansicht wird immer in der Menschheit in irgend einer Gestalt die Oberhand behalten. So steht es aber gar nicht, sondern der Staat kämpft für die Freiheit Aller in diesem Kampfe, er bestreitet daß eine bestimmte religiös-sittliche Lebensansicht die einzige oder auch nur bevorzugte staatliche Berechtigung habe" (S. 21). Und doch steht es so, bester Herr Professor

Der Staat kämpft nicht für die Freiheit seiner Untergebenen, nicht für den Schutz der individuellen Freiheit tritt er ein, denn diese ist von der Kirche nicht bedroht, sondern er kämpft gegen die katholische Kirche, weil sie als die von Gott gegründete Heilsanstalt die Menschen unabhängig vom Staate zu ihrem übernatürlichen Ziele führen will. Würde der Staat das übernatürliche Ziel des Menschen anerkennen und würde er glauben, daß dieses überirdische Ziel nicht von ihm vermittelt werden kann, sondern daß hiezu die Kirche mit übernatürlichen Kräften und Gnadenschätzen ausgerüstet worden: so müßte er der Kirche auf ihrem Gebiete vollkommene Freiheit gewähren, ja er müßte sich der Kirche in allen Dingen unterordnen, die das ewige Heil seiner Unterthanen betreffen. Weil aber der moderne Staat davon ausgeht, daß er durch seine Cultur allein die Menschen vervollkommnen und zu ihrer Bestimmung führen kann, weil er wähnt, daß das Ziel des Menschen in der Sphäre des Staates eingeschlossen: darum bestreitet er der Kirche jeden Einfluß und jede Machtbefugniß, die er ihr nicht selber verliehen. Die Kirche hat keine Existenzberechtigung mehr oder darf nur Mittel für die Culturaufgabe des Staates seyn. Wie wahr dieß ist, beweist außer vielen anderen Schriften auf's neue die jüngst erschienene Arbeit von Dr. Rinne: „Versöhnung des Christenthums mit der Cultur des Geistes" (Leipzig, Hartung und Sohn), in welcher der Staat geradezu als der eigentliche Träger des Christenthums und die constitutionelle Monarchie als der relativ vollkommenste Ausdruck desselben dargestellt wird. Der gegenwärtige Culturkampf endet nach dieser Schrift dann, wenn der deutsche Staat in seiner Weiterentwicklung sich vollkommen an die Stelle der Kirche gesetzt hat. Es streiten sich in der That gegenwärtig zwei Weltansichten: die natürliche oder heidnische, welche der Culturstaat vertritt, und die übernatürliche, für welche die Kirche einsteht. Den Kernpunkt unserer socialen Kämpfe bilden Natur und Uebernatur, dieselben zwei Mächte, welche auch in der Wissenschaft die

brennende Frage sind. Und weil um das übernatürliche Ziel des Menschen gestritten wird, so wird der Ausgang der seyn, den Baumann in den oben citirten Worten vorhersagt: „die religiöse, auf das Ueberirdische ausschauende Ansicht wird immer in der Menschheit in irgend einer Gestalt die Oberhand behalten." Gewiß die Kirche mit ihrer jenseitigen Lebensansicht wird siegen!

Können wir in den genannten Punkten mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, so gestehen wir um so lieber unsere volle Uebereinstimmung in einem anderen Punkte. Die Liberalen behaupten so oft, daß es sich in diesem Kampfe durchaus nicht um Religion oder um die Dogmen der katholischen Kirche handle, sondern lediglich darum, die hierarchischen Uebergriffe zurückzuweisen und die Herrschsucht des Ultramontanismus zu zügeln. Baumann selber, wie wir gesehen, hat diese Ansicht. Gleichwohl macht derselbe das Geständniß, daß er durch das Studium der thomistischen Politik zu der Erkenntniß gekommen sei, daß die jüngsten Erklärungen des Papstes über Staat und Kirche, wie sie im Syllabus liegen und bei sonstigen Anläßen gegeben wurden, die katholische Lehre enthalten. Hören wir seine merkwürdigen Worte: „So schmerzlich es uns auch berühren mag, hier ist in der Lehre des Thomas der Beweis erbracht, daß wirklich die modernen päpstlichen Ansichten über Staat und Kirche die eigentlichen und wahren der katholischen Theorie sind" (S. 16). So haben denn doch die Katholiken recht gehabt, wenn sie vom Anfang an behaupteten, der Kampf gehe nicht gegen die Herrschaft Roms, sondern gegen die Lehren der katholischen Kirche; er dringe in das Innerste der Kirche und sei ein Kampf gegen den Glauben. Baumann gesteht es offen zu, daß die wahre und eigentliche katholische Lehre bekämpft wird. Wie mag aber derselbe Baumann zum Verharren in diesem Kampf gegen das Gewissen auffordern? Wir wollen uns dieses Geständniß aus liberalem Munde merken.

Wir legen das Baumann'sche Buch bei Seite, obwohl wir noch manches daran auszusetzen hätten, namentlich dieß, daß der Verfasser sein Material nicht geordnet und in ein System gebracht hat. Soviel dürfte die Besprechung erreicht haben, daß Baumann den doppelten Zweck, den er seinem Buche gesetzt, verfehlt hat: es füllt die Lücke in der Literatur der Staatswissenschaften nur dürftig aus, und die Staatslehre des englischen Lehrers bildet keine Brücke, um Staat und Kirche zu versöhnen.

In viel besserer Weise als Baumann gibt Schäzler in der oben genannten Schrift einen Beitrag zum brennenden Kampfe zwischen Staat und Kirche. Seinem Buche liegen ganz besonders die deutschen Verhältnisse und die kirchlichen Wirren der Gegenwart zu Grunde. Derselbe geht aber vom Anfang an von dem Gedanken aus, daß die moderne Staatstheorie und die Politik des heil. Thomas vollendete Gegensätze sind und sich nicht versöhnen lassen. Im Gegentheile Schäzler sieht in der Doktrin des Engels der Schule die stärkste Waffe wider den herrschenden Liberalismus. Sein Buch hat auch keinen anderen Zweck, als den Katholiken zu zeigen, welch' ein sicherer und starker Führer im gegenwärtigen Kampfe der englische Lehrer sei und welch' siegreiche und unüberwindliche Waffen er biete, um die Schlachten des Herrn zu schlagen — ad hodierna proelia Domini quam idoneus dux sit ac magister. Aus diesem Grunde finden wir nicht alle socialen und politischen Lehren des Aquinaten behandelt, sondern nur jene, durch welche der Liberalismus in seinen verschiedenen Formen widerlegt und als falsch erwiesen wird. Dafür sind aber dieselben (und es sind gerade die wichtigsten in der ganzen Staatslehre) um so ausführlicher und allseitiger behandelt. So z. B. ist die thomistische Lehre vom finis ultimus und vom Verhältniß zwischen Staat und Kirche sehr eingehend erörtert und sind die verschiedenen Schriften des heil. Thomas herbeigezogen.

Das Verdienst der Schäzler'schen Schrift liegt darin, daß er den gegenwärtigen Kampf gegen die Kirche in seinem innersten Grunde untersucht. Er geht auf die Principien zurück und zur Quelle, aus der die verderblichen Lehren des Liberalismus fließen. Als diese Quelle bezeichnet er die moderne Wissenschaft, namentlich die deutsche Philosophie. Die deutsche Philosophie, die mit Kant begann und durch Hegel ihre Vollendung fand, hat unser Denken und Leben nach allen Beziehungen umgekehrt und corrumpirt. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß nicht die Revolutionen, Aufstände und Kriege der letzten Jahre die Ursache an unserem Unglück sind, auch nicht der Haß einzelner Fürsten und Regierungsmänner gegen die katholische Kirche, sondern daß es die falschen Principien sind, jenes System von Irrthum und Ungerechtigkeit, das die Geister allüberall beherrscht und in ihnen den Begriff des Wahren und Rechten verdunkelt; dieses falsche Lehrsystem führt den Krieg gegen die Kirche. Die moderne Philosophie hat vor Allem den Begriff vom Staate verkehrt. Der Staat ist nach ihr nicht mehr der Individuen wegen da, sondern umgekehrt die Individuen sind des Staates wegen da, der Staat ist sich selber Zweck; er ist ja nach Hegel die Verwirklichung der sittlichen Idee, ja sogar der „präsente Gott". Nothwendig mußte durch eine solche Vergöttlichung und Verabsolutirung des Staates auch der Begriff vom Gesetze wesentlich alterirt werden. Das Staatsgesetz erscheint als etwas Göttliches, als der Ausdruck des Sittlichen und die höchste Norm für den Menschen, von der aus keine weitere Appellation an ein höheres Gesetz möglich. Wie der Begriff vom Gesetz, so ist auch der von der Freiheit verdorben worden. Nach Kant ist die Freiheit soviel wie Schrankenlosigkeit und Ungebundenheit; der freie Mensch ist von nichts außer ihm abhängig; er trägt das Gesetz seines Handelns in sich selber. Daß in einem solchen System der übernatürliche Zweck des Menschen, sowie jene Heilsanstalt, die diesen Zweck vermitteln soll, keinen Platz

mehr hat, ist klar. Der modernen Wissenschaft gilt die Kirche als ein menschliches Werk, das wie jedes andere Produkt der Menschen der Entwicklung und Vervollkommnung und Veränderung unterworfen ist. Zu dieser Auffassung von der Kirche leistete der protestantische Kirchenbegriff großen Vorschub, der nur eine ideale Kirche annimmt, von der die jeweiligen Confessionen nur ein mehr oder minder vollkommener Ausdruck sind, ohne je die wahre Kirche zu verwirklichen. Leider ist dieser falsche Kirchenbegriff auch in die katholische Wissenschaft eingedrungen. Wenn z. B. Döllinger sagt, daß das Christenthum wesentlich Geschichte sei, so ist damit behauptet, daß das Wesen des Christenthums der Entwicklung und Veränderung fähig. Etwas ganz anderes ist es zu sagen: das Christenthum hat eine Geschichte, und etwas anderes: das Wesen des Christenthums ist Geschichte. Zu dieser Auffassung von der Kirche hielt man sich dadurch berechtigt, daß man zwischen einem Innerrn und Aeußeren der Kirche unterscheiden zu müssen glaubte. Zu dem Aeußeren der Kirche zählte man die Hierarchie, das Papstthum, den Cultus, das Ordenswesen u. dgl. Dieses Aeußere, so lehrten noch vor kurzer Zeit Theologen, die wir katholisch nannten, könne man beseitigen und abschaffen, ohne dem Innern oder der Seele der Kirche nahe zu treten. Die Religion sei nicht wesentlich an diese Erscheinungsform der katholischen Kirche gebunden und darum könne man letzterer thun, was man wolle, ohne dadurch die Religion oder den Glauben zu schädigen. Wie sich nach solcher Doktrin das Verhältniß zwischen Staat und Kirche gestaltet, ist unschwer einzusehen. Die Kirche hat einfach nur soviel Recht und Befugniß, als der Staat ihr zugesteht. Auf das öffentliche Leben, namentlich auf die Wissenschaft ist ihr jeder Einfluß zu versagen. Ein solcher Einfluß wäre ein Eingriff in die Freiheit der Wissenschaft. Kurz, was über die Glaubens- und Sittenlehre hinausliegt, das ist für sie fremdes Gebiet.

Diese Lehren, die so ziemlich das Programm des Li-

beralismus ausmachen, widerlegt Schäzler oder vielmehr er läßt sie durch den englischen Lehrer widerlegen, denn seine Ansicht und sein Räsonnement macht sich selten geltend. Während Baumann in der thomistischen Lehre die Einheit vermissen wollte, zeigt sich nach Schäzler in der Doktrin des englischen Lehrers die größte Harmonie und Einheit. Der finus ultimus oder das übernatürliche Ziel des Menschen ist es, das alles beherrscht. Der Mensch hat eine übernatürliche Bestimmung im Jenseits und dieser Bestimmung hat sich alles unterzuordnen, auch die natürlichen Güter. Die Kirche ist es allein, welche direkt das übernatürliche Ziel vermittelt, folglich ist sie unabhängig vom Staate und hat mehr oder minder Einfluß auf alles menschliche Denken und Handeln, weil alles Natürliche dem übernatürlichen Zwecke dienstbar werden soll. Wir gehen auf die meisterhafte Widerlegung nicht ein, da wir später ohnedieß die Lehre des Engels der Schule in ihren Hauptpunkten besprechen müssen. Nur das sei bemerkt, daß es wie ein Wunder erscheinen muß, wenn heutige Irrthümer durch einen Mann vollständig widerlegt sind, der vor 600 Jahren gelehrt. Es ist allerdings richtig, daß die Wahrheit ewig den Irrthum besiegt, aber etwas anderes ist es, dem Irrthum die Wahrheit in solcher Form gegenüberstellen, daß derselbe sofort entlarvt und erkannt wird. Es zeigt sich hier die providentielle Bedeutung der thomistischen Lehre, die mit der heiligen Schrift das gemein hat, daß gegen die philosophischen und theologischen Irrthümer aller Jahrhunderte in ihr die Waffen sich finden. Was man heutzutage auch in manchen katholischen Kreisen noch nicht recht glauben will, dafür liefert das Schäzler'sche Buch den schlagendsten Beweis, nämlich daß die Doktrin des heil. Thomas für unsere Zeit noch brauchbar, daß sie nicht veraltet ist. Sie bietet ganz besonders das was unsere Zeit vor Allem braucht, gesunde Principien. Möchte das Buch des gelehrten Verfassers, das unter den Weihegeschenken zum sechsten Centenarium einen höchst ehrenvollen Platz einnimmt, namentlich in Deutschland die

möglichst größte Verbreitung finden; es ist für uns Deutsche ganz besonders geschrieben, wenn es auch in Rom gedruckt worden.

Müssen wir von dem Baumann'schen Buche sagen, daß es die Lücke in der Literatur der Staatswissenschaft nicht ausfüllt, so können wir von der Schrift des Hrn. Thömes mit vollem Rechte das Gegentheil behaupten. Das Werk des jungen Gelehrten, von dem bis jetzt der erste Theil erschienen, verspricht dem allgemein gefühlten Bedürfniß vollständig abzuhelfen. Es vermeidet all die Fehler, die wir oben an der Schrift des Göttinger Professors gerügt. Thömes kennt vor Allem die einschlagende Literatur sehr genau, was wir von Baumann nicht sagen können, und hat dieselbe fleißig studirt. Dann hat derselbe die Schriften des heil. Thomas einer genauen Prüfung unterzogen, um festzustellen, was von ihnen für seinen Zweck verwendbar ist. Diese Prüfung erstreckt sich auch auf die Aechtheit der betreffenden Schriften. Und hier ist ganz besonders die Untersuchung interessant, in wieweit die Hauptschrift de regimine principum dem englischen Lehrer angehört. Bekanntlich starb er während der Abfassung derselben. Thömes behandelt wohl sehr ausführlich die commentatorische Thätigkeit des Thomas und er kann dieselbe nicht hoch genug anschlagen; ihm gilt der Aquinate als der erste Commentator, der alle die Anforderungen erfüllte, die man jetzt an einen Exegeten stellt; aber er fällt nicht in den Fehler des Baumann, der in seine Darstellung der thomistischen Doktrin die Commentare verflochten hat. Er tadelt dieß sehr an Baumann und weist nach, daß man aus den Commentaren zu Aristoteles die eigene Ansicht des heil. Thomas nicht erkennen könne. Es sei aber auch ein Herbeiziehen der Commentare nicht nothwendig, da sich leicht aus den anderen Schriften die Lehre desselben eruiren lasse. Quae igitur Thomas ex Aristotele didicerit et quasi propria et vera acceperit adhibueritque, *minime ex commentariis colligi* licet, nec opus est, cum qualem Aristotelem intellexerit Aquinas, ceteris operibus optime declaretur (p. 33).

Außer der fleißigen Benützung aller Werke, in denen sich etwas über Staat, Kirche und Societät findet, hat die genannte Schrift noch den weiteren Vorzug, daß sie das gewonnene Material ordnet und verarbeitet. Während Baumann die verschiedenen Gedanken des Engels der Schule lose nebeneinander stellt, wie er sie in den verschiedenen Büchern desselben gefunden, bringt Thömes dieselben unter bestimmte Capitel und vergleicht die zusammengehörigen Gedanken miteinander, wodurch die Lehre des Aquinaten klar zu Tage tritt. Wir heben unter den zwölf Capiteln besonders das achte heraus, weil es ausführlich (p. 73 — 103) die wichtige Lehre de legibus behandelt, die leider von den meisten Bearbeitern der thomistischen Politik unerörtert geblieben ist. Der Verfasser entwickelt den Begriff vom Gesetz und erörtert einläßlich die verschiedenen Arten des Gesetzes als lex aeterna, lex naturalis und lex humana. Von der lex aeterna weist er nach, daß dieselbe zwar vom Engel der Schule nicht erst ganz erfunden, da sich die Anfänge hiezu schon beim heil. Augustin finden, aber zum mindesten von ihm vervollkommnet und in wissenschaftliche Form gebracht worden sei (p. 77). Das größte Lob spendet der Verfasser dem Aquinaten darüber, daß derselbe, obwohl er als Theologe die Auktorität der göttlichen Bücher im höchsten Sinne vertheidigt, das Naturgesetz nicht lediglich aus der Offenbarung schöpft, sondern der Vernunft die Kraft zuschreibt, dasselbe nicht bloß zu erkennen, sondern auch auf das ganze christliche Tugendleben mächtigen Einfluß zu üben. So sehr wir es anerkennen, daß Thömes dem Traktate de legibus so viel Raum widmet, so wenig können wir mit seiner Kritik der thomistischen Lehre einverstanden seyn. Thömes tadelt den heiligen Lehrer sehr und rechnet es ihm zum größten Fehler an (maximo vertimus vitio p. 91), weil derselbe in seiner Doktrin weder der lex humana civilis, wie es die christlichen Staaten brauchen, noch der lex ecclesiastica, einen Platz angewiesen habe. Der Aquinate habe in seiner Gliederung

und Behandlung des Gesetzes dem römischen Rechte zu viel Concession gemacht. Wir können für's erste nicht einsehen, warum die lex civilis humana eine specifisch andere seyn soll, wenn sie von einer heidnischen Autorität oder von einer christlichen gegeben wird. Noch weniger begreifen wir, daß in der Eintheilung des heil. Thomas die lex civilis und ecclesiastica keinen Platz finden sollen. Soweit wir die thomistische Lehre kennen, ist die Gliederung vollkommen erschöpfend. Der englische Lehrer unterscheidet nämlich eine lex aeterna, naturalis und positiva. Die letztere, lex positiva, zerfällt ihm wieder, je nachdem sie unmittelbar von Gott gegeben ist oder mittelbar von den Menschen erlassen wird, in lex positiva divina und lex positiva humana oder schlechthin lex humana. Wird die lex humana von einer kirchlichen Autorität geschaffen, ist sie lex ecclesiastica, wenn von einer weltlichen, lex civilis. Wenn nicht alle Theile dieser Gliederung vom Aquinaten ausführlich behandelt sind, so muß man eben bedenken, daß der Engel der Schule seine Summa theologica für Anfänger geschrieben, denen er lediglich die Principien und Elemente der Theologie geben wollte.

Außer dem soeben genannten Punkte haben wir noch zu rügen, daß der Verfasser sich mitunter (wie z. B. p. 57) unpassende Ausfälle erlaubt, welche der Objektivität der Arbeit zu nahe treten und ungerechtfertigt sind. Deßgleichen können wir nicht zugeben, daß Thömes mehrmals (z. B. p. 72 und 92) von einem übermächtigen Einfluß des Aristoteles auf den heil. Thomas spricht, in Folge dessen derselbe manche aristotelische Lehre in das Christenthum herübergenommen, die mit demselben nicht in Einklang steht. Da wir diesen Punkt hier nicht erörtern können, müssen wir den Verfasser auf die Schrift von Dr. Schneid[1]) verweisen, in der klar nachgewiesen ist, daß der Aquinate seine Selbst-

1) Aristoteles in der Scholastik. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Mittelalter von Dr. M. Schneid. Eichstätt 1875.

ständigkeit nicht an den Stagiriten, so hoch er ihn schätzte, verkauft habe. Dort wird er noch einen anderen Irrthum seiner Schrift berichtigt finden, nämlich den, daß Albert durch seine Commentare nichts zur Prüfung und Reinigung der aristotelischen Werke beigetragen, ja daß er sogar Verwirrung und Confusion in die aristotelische Lehre gebracht habe. Gerade das Gegentheil ist wahr; Albert d. Gr. hat sich durch seine Commentare um die aristotelische Philosophie große Verdienste erworben.

Das sind die wenigen Mängel, die wir an dem Buche zu entdecken vermochten. Da dieselben unbedeutend sind, müssen wir das Werk als eine höchst fleißige und brauchbare Arbeit bezeichnen, die in der That eine Lücke in der Literatur der Staatswissenschaften ausfüllt.

IV.

Ein neues Werk über die päpstliche Unfehlbarkeit.

Eingedenk des Bibelwortes, daß den Gottliebenden Alles zum Guten gereiche, erhebt sich der gläubige Beobachter der Zeitgeschichte über das Peinliche einer unmittelbaren Gegenwart hinweg, sozusagen auf den Standpunkt der göttlichen Vorsehung, um von hieraus das Gute zu erschauen, das, unschwer dem Auge des Glaubens erkennbar, aus dem Drangsal dieser Zeit erwachsen soll. Und das ist keine müßige Beschaulichkeit. Nur wer gelernt hat, in diesem höhern Lichte die Dinge zu betrachten, arbeitet in der Richtung, welcher die Zukunft gehört; er allein, weil weitersehend als seine Zeitgenossen, ist zur Führerschaft berufen, wobei er sich aber, was

das Loos aller Propheten ist, gefallen lassen muß, von seiner Zeit verkannt zu werden. Merkwürdig! Derselbe wilde Sturm gegen alles Katholische, wozu das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit den Vorwand bieten mußte, ist in der Hand der göttlichen Vorsehung das Werkzeug geworden, um die Völker mehr und mehr empfänglich zu machen für die religiöse und sociale Heilkraft, welche die Kirche, in diesem Dogma, besitzt. Was die Wissenschaft hiezu beitragen kann, das ist die Erkenntniß, um es kurz zu sagen, von der religiösen Bedeutung und der ethischen Tiefe dieses Dogma; ich meine die Einsicht, daß es kein Produkt zufälliger Umstände, geschweige menschlicher Herrschsucht, sondern im Wesen des Christenthums gegründet sei; daß es folglich zu jeder Zeit geglaubt, wenn auch nicht immer ausdrücklich erkannt wurde; die Einsicht ferner: daß der menschlichen Bestimmung, wie uns dieselbe aus den Glaubensquellen erkenntlich ist, ja, der menschlichen Natur selber nichts so angemessen sei, wie eben dieses Dogma; daß uns in ihr ein wirksames Heilmittel geboten werde — insbesondere gegen die ethische Krankheit dieser Zeit; worüber ja auch unter den Außerkirchlichen alle Wohlgesinnten bitter klagen, seien sie immerhin abweichender Meinung über die eigentliche Ursache dieser, auch von ihnen so tief empfundenen Mißstände. Indessen, zur Ausgleichung der Meinungsverschiedenheit, wodurch diese Edlen von uns getrennt werden, insoweit hiezu zeitgeschichtliche Betrachtungen etwas beizutragen im Stande sind, gerade auch zu diesem irenischen Zwecke ist die neueste Geschichte des Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, allen Verwünschungen zum Trotz, überaus lehrreich. Denn gerade in den Kämpfen, welche in jüngster Zeit um seinetwillen die Kirche zu bestehen hatte, kommt ihre Ueberlegenheit, vermöge der in ihr wirksamen göttlichen Kräfte, auch für den Protestanten zur Erscheinung; ich meine in einer Richtung, wofür auch er ein Verständniß hat, in der Richtung auf dieselben idealen und ethischen

Zwecke, welche auch der edle Protestant als die seinigen erkennt, wofür er sein Bestes einsetzt, ohne jedoch, erfahrungsgemäß, diese höchsten Güter der Menschheit auch gegen solche Gefahren, wie sie neuerdings durch eine irregeleitete Staatsweisheit geschaffen worden sind, erfolgreich schützen zu können.

Hingegen besteht die Kirche angesichts einer Welt, die sie für altersschwach zu erklären gewohnt war, den ihr um des Dogma willen, von derselben Staatsweisheit, in seltener Verblendung aufgenöthigten Kampf so jugendkräftig und siegreich, wie es, wirkten nicht in ihr göttliche Kräfte, ganz unmöglich wäre. Fürwahr! Auch auf den denkenden Protestanten muß dieß Schauspiel Eindruck machen. Es ist die glänzendste Bestätigung jener Auffassung von der päpstlichen Unfehlbarkeit, die wir die religiöse nennen; sie wird dabei, wie gesagt, aus dem Wesen der Kirche begriffen, nicht wie eine erst nachträgliche Zugabe betrachtet, worüber, ob sie auch für unsere Zeit passe, gestritten werden könnte. Ist die päpstliche Unfehlbarkeit nur einmal auf diese Weise, das ist aus dem Wesen der Kirche begriffen worden, dann sind wir, um die Bedenken ängstlicher Gemüther zu beschwichtigen, oder boshaften Mißdeutungen entgegenzutreten, nicht etwa nach dem Grundsatz odiosa restringenda sunt, auf Abschwächungsversuche angewiesen, die, wie dadurch der eigentliche Kern der Lehre verflacht und ihre ethische Heilkraft dadurch gebunden wird, so auf gegnerischer Seite argwöhnisches Mißtrauen, wo nicht Schlimmeres hervorrufen. Nein, die beste Apologie des Dogma ist die aus ihm selbst geschöpfte. Man lasse ihm doch seine immanente Schlagkraft und suche es nicht, durch übel angebrachte Vermittlungskünste, mit einer feindlichen Weltansicht zu verquicken, der gegenüber sich siegreich zu behaupten es aus sich selber, durch seinen eigenen Wahrheitsgehalt, stark genug ist. Je mehr die religiöse Bedeutung des Unfehlbarkeitsdogma und seine ethische Tiefe dem Bewußtseyn der Gegenwart erschlossen wird, ein

desto helleres Licht fällt auf die Stellung der Kirche zu jener sogenannten modernen Cultur, in deren Namen sie bekämpft wird; um so deutlicher wird es: worum es sich eigentlich bei diesem Kampf handle; welches die Kampfweise und welches die Waffen seien, die, bei dieser Natur des Kampfes, allein angemessenen. So wird denn insbesondere die landläufige Phrase von der angeblichen Staatsgefährlichkeit des Unfehlbarkeitsdogma gerade im Lichte dieser seiner religiösen Bedeutung am besten gewürdiget. Jedoch auch bei solchen welche für die ethische Tiefe dieser Auffassung von der päpstlichen Unfehlbarkeit einen offenen Sinn haben, dürfte vielleicht das Bedenken obwalten: ob sie wohl Stand halten gegenüber der zersetzenden Kritik einer sogenannten historischen Methode? Nun, dieß Bedenken zu beseitigen, ist das unten verzeichnete[1]) monumentale Werk des Herrn Vincenzi, das wir der Aufmerksamkeit theologischer Kreise wärmstens empfehlen, vollständig geeignet.

Daß die sacra monarchia in den göttlichen Heilsplan thatsächlich mit aufgenommen sei, das ist kein Welt- sondern ein Gottesreich mit einem sichtbaren Haupte, das, an Gottes Statt, den Menschen den Weg zum Himmel zeige: diese ethisch-religiöse Bedeutung der päpstlichen Unfehlbarkeit ist vorbildlich in der Stellung ausgedrückt, welche der Hohepriester im alten Bunde einnahm. Es ist dieselbe Auffassung, wenn Eusebius im Chronicon den Apostel Petrus den ersten Bischof der Christen nennt. Dieser bischöfliche Charakter der päpstlichen Gewalt, welcher bekanntlich von den Gegnern des Papstthums auf's heftigste bestritten wird, kennzeichnet so recht deutlich seine ethisch-religiöse Natur: die Bedeutung des Papstthums für das Heilsleben der einzelnen

1) De Hebraeorum et Christianorum sacra Monarchia et de infallibili in utraque magisterio in tres partes divisa editio altera novis amplisque adaucta lucubrationibus per Professorem Aloisium Vincenzi. Romae ex typographia Vaticana 1875.

Seelen. Indem Herr Vincenzi aus den Quellen zeigt, daß diese Auffassung dem christlichen Alterthum geläufig war, hat er damit zugleich die tiefere Ursache kenntlich gemacht, weßhalb die, auf Kosten des innern Friedens der Völker, von einer modernen Staatsweisheit in Uebung gesetzte Kirchenpolitik so durchaus nicht sachgemäß, so durchaus verkehrt sei: weil nämlich dabei der ethisch-religiöse Beruf des Papstthums ganz verkannt und ihm eine Nachgiebigkeit zugemuthet wird, die, wo es sich um bloß zeitliche Interessen handelt, unter Umständen wohl gerechtfertigt ist, bei religiösen Principienfragen nimmermehr. Diese schwache Seite einer heute gangbaren Kirchenpolitik mögen auch wohl ihre berufenen Vertheidiger fühlen; weßhalb sie, daß der Krieg wider den Papst zugleich der Religion gelte, eifrigst in Abrede stellen; eine gänzlich wirkungslose Verwahrung, wenn anders die alte Kirche, welche ja sonst die heutigen Gegner des Papstthums so gern im Munde führen, in diesem Punkt das Richtige getroffen hat.

So ist es mit andern Aufstellungen über das Papstthum, welche der Janusschule für unumstößlich gelten, wie wenn der Meister lehrt: in der Geschichte der ersten vier Jahrhunderte sei keine Spur davon vorhanden, daß der Papst über andere Kirchen, außer der römischen, sein oberstes Lehramt ausgeübt habe. Der Gegenbeweis des Herrn Vincenzi ist ganz schlagend. Wie es sich immer verhalten möge mit der dem Buche Praedestinatus adversus haereses entnommenen Notiz über Petri unmittelbaren Nachfolger Linus und seine Maßnahmen gegen Menander; vom dritten Papste Clemens I. bezeugt Eusebius: daß sein Schreiben an die Korinther zur Beilegung der dortigen Wirren amtlichen Charakter habe; es war ein Ausfluß der päpstlichen Lehrautorität. Derselbe Eusebius und Tertullian berichten, daß in der montanistischen Sache Papst Eleutherus von zwei entgegengesetzten Seiten aus angegangen wurde. Wenn ferner Janus sagt, „sowohl Cyprian als Firmilian von Cäsarea

hätten dem Papste jede Berechtigung abgesprochen, andern Bischöfen und Gemeinden eine Lehre vorzuschreiben", so zeigt hingegen Herr Vincenzi aus den Briefen Firmilian's, daß ihm die päpstliche Lehrautorität und der dem Papste zugesicherte Wahrheitsbesitz (christianae petrae veritas) dem Begriffe nach vollständig klar gewesen sei, bei aller Opposition gegen Papst Stephan, was, bedenkt man die Inconsequenz der Leidenschaft, ganz wohl erklärlich ist. In der arianischen Zeit war die Ueberzeugung von des Papstes oberster Lehrgewalt schon so deutlich im Bewußtseyn der Gläubigen ausgeprägt, daß Papst Julius ohne weitere Erklärung und wie von einer allgemein bekannten Sache redend, sagen konnte: dem kirchlichen Kanon gemäß müsse jede Lehrstreitigkeit dem apostolischen Stuhl zur Entscheidung unterbreitet werden. Auch Sokrates spricht im nämlichen Sinn von einer Vorschrift des kirchlichen Kanons, daß keine kirchliche Sache wider die Meinung des römischen Bischofs entschieden werden dürfe. Nun möchte wohl Einer fragen: wo denn ein solcher Kanon zu lesen sei? Auf diese Frage antwortet vorerst Herr Vincenzi nach unserer Ansicht treffend: es sei damit überhaupt das evangelische Gesetz gemeint; denn zu seinen Vorschriften gehöre auch ganz wesentlich der Gehorsam gegen den Statthalter Gottes. Durchaus treffend ist auch die Ehrenrettung des heil. Basilius, welchem Janus nachsagt, er habe „in den stärksten Ausdrücken seine Geringschätzung gegen die Schreiben der Päpste ausgesprochen." Das gerade Gegentheil ist die Wahrheit. Die beigebrachten Aussprüche aus den Briefen des Heiligen enthalten die unumwundene Anerkennung der päpstlichen Lehrautorität; wie wenn z. B. in seinem Schreiben an die italienischen und gallischen Bischöfe, das außer ihm noch von andern Orientalen unterzeichnet ist, erklärt wird: zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens im Orient bedürften sie, die Orientalen, des Beistandes der occidentalischen Bischöfe, denen die Gabe, das Unächte vom Aechten zu unterscheiden, verliehen

sei. Diese Worte, wiewohl zunächst an die abendländischen Bischöfe gerichtet, enthalten ein Bekenntniß der päpstlichen Unfehlbarkeit; jenes Vorrecht der Unterscheidung des Unächten vom Aechten eignet den Occidentalen eben darum, weil zu ihnen der Papst zählt. Oder wäre es geknüpft an die bischöfliche Würde selber? Dann hätte der heil. Basilius von jener Unterscheidungsgabe nicht wie von einem Vorrecht der Abendländer reden können. Seine etwas starken Ausdrücke gegen die letztern beziehen sich bloß auf das persönliche Verhalten einiger unter ihnen und haben mit der Lehre nichts zu thun; ja, die Sache genauer angesehen, nimmt der heil. Basilius, wenn er über den Hochmuth der Abendländer klagt, den Papst von diesem Tadel aus; denn in demselben Schreiben, das die starken Ausdrücke enthält, gibt er die Absicht kund, über die gerügte Haltung jener Abendländer und ihre Unbekanntschaft mit orientalischen Verhältnissen beim Papst selber Klage zu führen.

Daß der Papst schon für sich allein der unmittelbare Inhaber der kirchlichen Lehrgewalt sei, hievon war auch Papst Liberius durchdrungen; wie aus seiner von Theodoret erzählten Unterredung mit Kaiser Constantius hervorgeht. Auf des Kaisers Frage, wie er doch, mit seiner Ansicht ganz allein stehend, es wagen dürfe, den Frieden der Welt zu stören? — antwortet der Papst: Mein Alleinstehen thut der Sache des Glaubens keinen Eintrag. Ganz richtig. Denn jene Gabe der Unfehlbarkeit, womit Christus seine Kirche zur Reinerhaltung der Glaubenswahrheit ausgerüstet hat — sie besitzt der Papst schon für sich allein; er ist ihr persönlicher Inhaber. Daß Papst Liberius eine häretische Formel unterzeichnet habe, hält Herr Vincenzi für eine arianische Erfindung; wobei er sich vornehmlich auf die Thatsache stützt, daß Liberius seine Rückkehr aus dem Exil, wie Theodoret berichtet, der Haltung der römischen Bevölkerung verdankte, die, mit dem Gegenbischof Felix jeden Verkehr meidend, seit seiner Erhebung die Kirche nicht mehr besuchte;

von welchem Mißstand eine Deputation römischer Damen, sich in vollem Schmuck in das kaiserliche Hoflager begebend, den Kaiser so erfolgreich in Kenntniß setzte, daß er sich dadurch, Liberius aus dem Exil zurückzurufen, bewegen ließ. Solcher Schritte aber, meint Herr Vincenzi, hätte es nicht bedurft, wenn Liberius, wie man ihm vorwirft, auf die kaiserlichen Vorschläge eingegangen wäre.

Diese Zeugnisse aus der alten Kirche, welche Herr Vincenzi bis zum Pontifikat Leo's d. Gr. gesammelt hat, bilden den ersten Theil seines bedeutenden Buches. Der zweite handelt von den Fälschungen verschiedener Concilsriten des 4. Jahrhunderts. In Anbetracht der unglaublichen Keckheit, womit die Organe des Liberalismus fort und fort den Katholiken in's Gesicht sagen, die ganze Theorie von des Papstes Obergewalt ruhe auf eitel Fälschung, ist es gewiß ein zeitgemäßes Unternehmen, jene zahlreichen Fälschungen aufzudecken, die gerade umgekehrt den Gegnern der Papalhoheit zur Last fallen; wie sich insbesondere die schismatischen Griechen, um für ihre Zwecke in den alten Concilien einen Anhaltspunkt zu finden, eben dieses Mittels mit Vorliebe bedient haben. Mit dem Concil von Nicäa beginnend, glaubt Herr Vincenzi nach Vergleichung verschiedener Lesarten von can. IV annehmen zu dürfen, derselbe habe ursprünglich die Bestimmung enthalten: daß ohne Gutheißung des apostolischen Stuhles keine Bischofsweihe ertheilt werden dürfe. Seine dermalige Fassung wäre sonach einer arianischen Fälschung zu verdanken. Der sechste Kanon des nämlichen Concils wird bekanntlich von den Gegnern des Primats in dem Sinne verstanden, als ob darin die römische Kirche den übrigen Patriarchal-Kirchen gleichgestellt, folglich die Obergewalt des Papstes über die letztere geläugnet werde. Auch diesen Kanon in seiner auf uns gekommenen Fassung („Die alte Sitte, die in Aegypten, Libyen und in der Pentapolis stattfindet, behalte auch ferner ihre Gültigkeit, daß nämlich der Bischof von Alexandrien über alle diese Provinzen Gewalt habe,

da auch für den römischen Bischof ein gleiches Verhältniß besteht") hält Herr Vincenzi für gefälscht. Diese Meinung stützt sich zunächst auf die Thatsache, daß nach des Sozomenos Bericht die Arianer anläßlich dieses can. VI zu sagen pflegten, obschon nicht an Macht und Ansehen die römische Kirche übertreffend, hätten doch sie selber, was Jugend und Muth betrifft, den Vorrang; welche Rede, wie Herr Vincenzi richtig bemerkt, keinen Sinn hätte, wenn damals (im J. 340) der Wortlaut des strittigen Kanons der nämliche gewesen wäre, wie bei der heute üblichen Lesart. Auf Grund zahlreicher Zeugnisse aus der jenen Streitigkeiten nähern Zeit, welche desselben Kanons Erwähnung thun, glaubt Herr Vincenzi, es habe derselbe im Allgemeinen die Rangordnung der apostolischen Kirchen festgestellt und dabei der römischen Kirche den ersten Rang zuerkannt, den zweiten der alexandrinischen u. s. w., wobei jedoch keineswegs an einen bloßen primatus honoris gedacht werden dürfe.

Indessen nicht bloß gefälscht hätten die Arianer die nicänischen Concilsriten; sie hätten auch einen ganzen Kanon, der dem Papste das Recht zuspricht, über alle Streitigkeiten innerhalb der Kirche endgültig zu entscheiden, daraus verschwinden lassen. Das ursprüngliche Vorhandenseyn eines solchen Kanons (vergl. den Ausspruch des Papstes Julius) folgert Herr Vincenzi aus Aeußerungen der Päpste Zosimus, Julius, Innocenz, Bonifacius, Leo d. Gr., Gelasius, sowie des heil. Ambrosius, die sich alle bei verschiedenen Gelegenheiten auf einen solchen Kanon berufen und ihn der Synode von Nicäa zuschreiben. Jedoch sind wir schon darum zur Annahme berechtigt, es gehöre dieser Kanon wirklich zu den Beschlüssen des Nicänums und sei durch arianische Tücke aus den Akten verschwunden? Ohne diese Annahme, meint Herr Vincenzi, stünden die genannten Päpste sammt dem heil. Ambrosius als Lügner da. Die älteren Vertheidiger des Papstthums, ein Bellarmin, Baronius u. s. w. waren dieser Ansicht keineswegs; auch ohne eine Verstümmelung des

Nicänums anzunehmen (mutilatio sagt Herr Vincenzi) glaubten jene Männer den gedachten Vorwurf, daß die Päpste durch falsche Citate die Welt getäuscht hätten, erfolgreich zurückzuweisen. Der in Frage stehende Kanon, den die Päpste als nicänisch anführen, ist unter den canones von Sardika verzeichnet, bald als der fünfte, bald als der siebente. Nun stehen in den Handschriften, deren sich jene Päpste bedienten (wie auch in mehreren anderen alten Handschriften), die sardicensischen canones zugleich mit denen von Nicäa unter ein und demselben Titel. In der alten Kirche, bis zur Zeit des Papstes Gelasius, meint Natalis Alexander, sei es Sitte gewesen, überhaupt alle von der Kirche recipirten canones unter der Bezeichnung „nicänisch" anzuführen; in diesem Sinn erklärt Papst Innocenz I. in seinem Brief an Klerus und Volk von Constantinopel: allein die canones von Nicäa sollten in der Kirche Geltung haben. Wir entnehmen aus diesem Schreiben, wie sorgfältig die Päpste darüber wachten, daß keine von Häretikern fabricirten, vom Nicänum abweichenden canones in die Kirche eingeschmuggelt würden. Mit der gleichen Sorgfalt werden sie etwaigen Mutilationsversuchen vorgebeugt haben. Uns wenigstens scheint die vermuthete Verstümmelung des Nicänums höchst unwahrscheinlich. Mit mehr Recht könnte man von einer Erweiterung des Nicänums reden; denn die sardicensischen canones, unter welchen bekanntlich auch der strittige, von Zosimus als nicänisch angeführte canon verzeichnet ist, sind erwiesenermaßen auch im Orient für nicänisch gehalten und als solche recipirt worden. Ein Beweis dafür, außer anderen auch von Herrn Vincenzi für ächt gehaltenen Aktenstücken, ist das Schreiben der Synode zu Constantinopel vom J. 382 an Papst Damasus, worin diese Väter bezeugen, es sei bei ihnen in Bezug auf die Betheiligung der Nachbarbischöfe bei einer innerhalb der benachbarten Provinz vorzunehmenden Bischofsweihe eine Verordnung in Uebung, die, von ihnen als nicänisch bezeichnet, näher besehen nichts Anderes ist, als der sechste

Kanon von Sardika. Folglich nicht bloß die römischen Bischöfe, auch die Orientalen selber hielten die sardicensischen canones für nicänisch. Enthält nun der fünfte dieser canones ein glänzendes Zeugniß für die Papalhoheit, so ist diese Lehre von des Papstes Obergewalt auch in der alten griechischen Kirche (welche ja jene canones für nicänisch hielt und als solche recipirte) folgerichtig zum katholischen Lehrinhalt gerechnet worden. Denn, wie gesagt, die Bezeichnung „nicänisch" war in der damaligen Kirchensprache gleichbedeutend mit „orthodox" oder „katholisch". Diese einzige Thatsache, daß auch die altgriechische Kirche von der päpstlichen Oberhoheit überzeugt war, ist die schlagendste Widerlegung aller Angriffe, welche ehedem die Gallikaner und neuerdings die Janusschule gegen das Papstthum gerichtet haben. Die Forschung des Herrn Vincenzi — das ist ihr unbestreitbares Verdienst — hat diese Thatsache hie und da in ein neues Licht gestellt. Indessen steht dieselbe schon seit lange außer Zweifel; so gewiß, als schon die ältern Vertheidiger des Papstthums mit der in diesen Fragen überhaupt erreichbaren Klarheit gezeigt haben, daß die sardicensischen Kanones, welche bekanntlich der päpstlichen Oberhoheit so glänzend das Zeugniß geben, von der orientalischen Kirche recipirt sind. Dieß Ergebniß der bisherigen Forschungen, namentlich das obenerwähnte, von Theodoret mitgetheilte Synodalschreiben aus dem J. 382 (nach Herrn Vincenzi einer Pseudosynode angehörend), das erwiesenermaßen auf den sechsten Kanon von Sardika (wenn auch ungenau citirend), nicht auf den vierten von Nicäa hinweist, versetzt uns in die Unmöglichkeit, der Meinung des Herrn Vincenzi beizustimmen, daß die Kirche bis gegen Ende des 5. Jahrhunderts die sardicensischen canones nicht gekannt habe. Den Afrikanern allerdings waren sie unbekannt, und an diesen Umstand knüpft Herr Vincenzi eine weitere Hypothese, die Erwähnung verdient.

Der bekannte Streit über die Appellationen nach Rom, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts in Afrika ausgebrochen

war, veranlaßte Papst Zosimus, die afrikanischen Bischöfe auf einen Kanon zu verweisen, welcher dem römischen Bischof ein Entscheidungsrecht über alle kirchlichen Streitigkeiten zuerkenne. Es war der fünfte Kanon von Sardika, den der Papst, der Sitte dieser Zeit gemäß, als einen nicänischen citirte. Den Afrikanern, wie gesagt, waren die sardicensischen canones unbekannt geblieben. So kam es, daß sich eine zu Karthago im J. 418 versammelte Synode um nähere Aufklärung über jenen, angeblich nicänischen Kanon an des Zosimus Nachfolger, Papst Bonifacius wandte. In derselben Angelegenheit richteten ein paar Jahre später mehrere afrikanischen Bischöfe mit Aurelius an der Spitze an Papst Cölestin ein Schreiben, gehalten in einem Ton, der dem apostolischen Stuhl gegenüber eine feindselige Gesinnung verrieth. Diese beiden Schreiben erklärt Herr Vincenzi für unächt und erblickt darin ein donatistisches Machwerk. Ja, die Synode selber, der sie beigemessen werden, ist nach seiner Meinung gar nicht gehalten worden; sie selber sammt all' ihren Akten gilt ihm für erdichtet. Freche Betrüger hätten den Namen der 217 Bischöfe, welche im J. 418 zu Karthago über die Pelagianer zu Gericht saßen, unter eine Sammlung schismatischer Schriftstücke gesetzt, welche fortan für die Akten jener erdichteten Synode ausgegeben wurden. So sei es gekommen, daß die Fabel von einer zweiten, angeblich in demselben J. 418 über die Appellationen nach Rom zu Karthago gehaltenen Synode Aufnahme in die Geschichtsbücher gefunden habe. Demgemäß werden auch die bekannten zwei Schreiben des heil. Cyrillus von Alexandrien und des Bischofs Atticus von Constantinopel an die nämliche Synode zur Beantwortung ihrer Anfrage über den von Papst Zosimus als nicänisch citirten, sardicensischen Kanon von Herrn Vincenzi für unächt gehalten. Er steht mit dieser Hypothese nicht allein. Wie ich bei Christian Lupus lese, hat sie bereits Marcus Antonius Capellus aufgestellt, dessen Herr Vincenzi keine Erwähnung thut. Lupus, obschon er die gedachte Arbeit ein opusculum insigniter eruditum nennt,

und obschon ihm die vorgebrachten Gründe als beachtenswerth erscheinen, ist gleichwohl nicht in der Lage, dieser Ansicht beizustimmen. Ego tamen non ausim ista probare. Etenim istam synodum, istas epistolas, ista gesta, tanquam legitima et authentica, laudant Dionysius exiguus, antiquus Africanae ecclesiae codex, alia antiqua Africanorum canonum collectio, plures Gallicanae synodi, Trullana synodus, synodus octava, Hincmarus Rhemensium Metropolita, aliique plures collectores canonum[1]). Herr Vincenzi geht bei seiner Hypothese von der Ansicht aus, daß, die Aechtheit jener Synodalakten vorausgesetzt, folgerichtig gesagt werden müsse: es sei das Recht der Appellation nach Rom und folglich die päpstliche Oberhoheit über die anderen Kirchen, von der zu Karthago auf jener Synode vertretenen afrikanischen Kirche, faktisch wenigstens geläugnet worden; während doch gerade aus dem Kreis dieser Kirche die glänzendsten Zeugnisse für das Papstthum vorliegen. Vortrefflich. Aber wie? Der Glaube der afrikanischen Kirche an die päpstliche Oberhoheit, er vermöchte nicht Stand zu halten angesichts jener geschichtlichen Thatsache? Bekanntlich haben sich auf die letztere die Gegner des Papstthums jederzeit mit Vorliebe berufen; der Gallikanismus erblickte darin eines seiner stärksten Argumente. Und ihm gegenüber wären wir wehrlos? Oder wenn man so will, es bliebe uns bloß jener winzige, verzweifelte Ausweg übrig? Denn ein verzweifeltes nenne ich mit Recht dieß Mittel: die Läugnung einer so fest beglaubigten Thatsache. Es wäre dieß der Versuch, den gordischen Knoten zu zerhauen; eine Wendung, worin unsere Gegner sofort einen verdeckten Rückzug wittern dürften. Die alten Vertheidiger des Papstthums waren auch in diesem Punkt anderer Meinung. Ohne die Synode selber preiszugeben, haben sie den daraus hergenommenen Einwurf so wirksam zurück-

1) Divinum ac immobile S. Petri privilegium Dissert. II. De Africanae Eccl. appellat. cap. 30.

gewiesen, daß aus jener Thatsache vernünftigerweise nichts mehr gefolgert werden kann, sei es gegen die Papalhoheit überhaupt, oder gegen ihre Anerkennung innerhalb der afrikanischen Kirche. Was Herrn Vincenzi dazu bewegt, jene Synode und ihre Akten für apokryph zu erklären, das ist insbesondere die von ihr getroffene Bestimmung (can. 28), daß, falls die Priester, Diakonen oder die übrigen niederen Kleriker sich über die Entscheidung ihrer Angelegenheiten durch ihre eigenen Bischöfe beschweren sollten, sie mit Zustimmung des eigenen Bischofs ihre Beschwerden den Nachbarbischöfen vortragen könnten, aus deren Zahl die Richter über diese Sache zu bestellen seien; wenn sie aber noch eine weitere Berufung einlegen wollten, dann dürften sie sich nicht an die überseeischen Gerichte wenden (non provocent ad transmarina judicia), sondern wenden sollten sie sich an die Primaten ihrer Provinzen, wie es auch für die Bischöfe festgestellt sei; wer aber jenseits des Meeres eine Appellation geltend mache, mit dem solle innerhalb Afrika's Niemand Kirchengemeinschaft halten (ad transmarina autem qui putaverit appellandum, a nullo intra Africam ad communionem suscipiatur). Dieser Kanon will aus den Verhältnissen, unter denen er entstanden ist, gedeutet werden. Veranlassung dazu, wie überhaupt zur Abhaltung der Synode, die ihn aufgestellt hat, gab der Priester Apiarius von Sicca, der, von seinem Bischof wegen verschiedener Verbrechen verurtheilt, gegen Rom appellirt und hier Gehör gefunden hatte. Diese Appellation war ein Verstoß gegen die Gebräuche der afrikanischen Kirche. Die Berufung, so war es Sitte in Afrika, mußte zunächst an die benachbarten Bischöfe und von da an die Provinzialsynode, oder den Primas, oder an das Generalconcil gerichtet werden. Diesen alten Brauch, wogegen Apiarius verstoßen hatte, aufrecht zu erhalten, ist der Zweck des strittigen Kanons. Es wird dadurch sozusagen der Instanzenzug für den niedern Klerus geordnet. Das Recht des Papstes, Appellationen anzunehmen und darüber endgültig zu entscheiden, läßt unser Kanon

dahingestellt. Er regelt, wie gesagt, bloß die Appellationen des niedern Klerus; von den Bischöfen und ihrem Verhältniß zum Papst ist darin gar nicht die Rede. Denn die Worte „wie es auch für die Bischöfe festgestellt ist“ (sicut et de episcopis constitutum est) ist ein späterer Zusatz vom J. 419 und findet sich nicht in der ursprünglichen Fassung des Vorjahrs. Dieß hat selbst der Gallikaner Natalis Alexander anerkannt, hiezu bewogen, abgesehen von äußeren Gründen, durch die innere Unwahrscheinlichkeit der Sache selber[1]). Hatte doch dieselbe sechste Synode von Karthago, welche den Bischöfen die Appellation nach Rom untersagt haben soll, selber an Papst Bonifacius geschrieben: sie wolle sich mit den Appellationen nach Rom, die den Gegenstand ihrer Beschwerde bildeten, so lange befreunden, bis daß die nicänischen Bestimmungen über fraglichen Punkt, worauf sich sein Vorgänger Zosimus berufen hatte, vollständig aufgehellt seien. Ist dieß die Meinung eines Mannes wie Natalis Alexander, dann hat die Papalhoheit von jenem afrikanischen Kanon nichts zu fürchten; dann liegt kein Grund vor, weßhalb wir uns zu dem, nach unserer Ansicht gewagten Schritt, jene afrikanische Synode für erdichtet zu erklären, entschließen sollten. Gerade im Hinblick auf die glänzende Beweisführung des Herrn Vincenzi, daß in der afrikanischen Kirche die Appellationen nach Rom stets in Gebrauch gewesen seien, dürfen wir getrost bei der Antwort stehen bleiben, womit die alten Theologen die gegen die päpstliche Obergewalt aus jenem afrikanischen Kanon hergenommene Schwierigkeit zu erledigen pflegten; ich sage darum getrost mit Cardinal Orsi: Valde animus propendet in Eminentissimorum ac doctissimorum Cardinalium Baronii, Bellarmini atque Perronii sententiam, qui non ipsas generatim appellationes Africanis Patribus improbatas fuisse contendunt; sed eis aliquem statui modum expetiisse, ut scilicet non *facile*, non *praepropere*, vel *indebite*

1) Saecul. IV dissert. 28 De jure appellat. prop. 3. obj. 9.

susciperentur[1]). Und, bei aller Opposition gegen die genannten Vertheidiger der päpstlichen Obergewalt, stimmt doch im Grunde selbst Natalis Alexander mit denselben überein, wenn er sagt: Clericis Africanis vitio non vertebatur, quod provocarent ad transmarina, sive ad tribunal Romani Pontificis; sed quod *per saltum* provocarent, contemptis judiciis primatum suorum et Conciliorum Africae; quae maxima erat veteris disciplinae corruptela. Denique notanda sunt verba can. 105 codicis Africani, quae ita habent: „Quicunque non communicans in Africana, in transmarinis ad communicandum *obrepserit*, jacturam clericatus accipiat.“ Nam quum *obreptum*, ex Ulpiano, idem sit quod mendacio et dolo impetratum, hujus canonis genuinus sensus est: si quis excommunicatus in Africa, mendaciis et dolis impetraverit communionem a Romana sede, clericatu privetur. Verum eos non percellit canon iste, qui legitimae appellationis suffragio ad sedem Apostolicam confugerint. Ist dem aber so, dann ist die Befürchtung des Herrn Vincenzi, es sei jene afrikanische Synode eine Gefahr für die Papalhoheit, weßhalb er sie für erdichtet hält, glücklicherweise ganz ungegründet; womit indessen keineswegs geläugnet werden will, weder daß die afrikanischen Canones vielfach durch Fälscherhand entstellt sind, noch insbesondere von dem Schreiben jener Synode an Papst Coelestin soll geläugnet werden: daß es ein ganz erbärmliches Machwerk sei, ganz unwürdig des Aurelius, der seinen Namen darunter setzend, sich dadurch um den Ruhm gebracht hat, den Heiligen beigezählt zu werden, während Herr Vincenzi auf's deutlichste darthut, daß hingegen der heil. Augustinus keinen Antheil an jenem traurigen Schreiben hatte, keinen daran haben konnte; was schon früher Christian Lupus aus der Ueberschrift jenes Briefes, wo die Namen des heil. Augustinus, Alipius und Possidius fehlen, gezeigt

1) De Rom. Pont. in synod. oecum. et earum canones potestate pars II. lib. VII artic. unic.

hat. Dürfen wir aber schon darum allein, weil uns ein geschichtliches Document peinlich ist, dasselbe für unächt erklären? Gewiß nicht. Wir brauchen zu diesem, immer gewagten Mittel, wie gesagt, um so weniger unsere Zuflucht zu nehmen, da ja Herr Vincenzi durch seine so gründliche Forschung die Anerkennung der Appellationen nach Rom seitens der afrikanischen Kirche in's hellste Licht gestellt hat. Wir erblicken daher in jenem erbärmlichen Synodalschreiben eine persönliche Verirrung des Aurelius und der zu ihm haltenden jüngern Bischöfe. Quin immo, so urtheilt Christian Lupus über die fragliche Epistel, per ipsam Africana ecclesia creditur complesse sua peccata, ex quibus per divinam justitiam tradita fuit in barbaras, haereticas et crudelissimas manus Vandalorum.

Die Kundgebung dieser unserer abweichenden Ansicht will dem hohen Verdienst der kritischen Untersuchungen des Herrn Vincenzi keinen Eintrag thun. Wir wollten damit bloß der Meinung entgegentreten, als könne der päpstliche Primat nicht wirksam vertheidigt werden ohne jenes von ihm beliebte radikale Verfahren, das, wie gesagt, den alten Theologen durchaus fremd ist; eine Meinung, welcher Herr Vincenzi selber, vielleicht gegen seine Absicht, Vorschub leistet, indem er für den Fall, daß die vierhundert von ihm für unächt und erdichtet gehaltenen canones im Gegentheil für ächt erfunden werden sollten, nichts Geringeres in Aussicht stellt, als den Zusammensturz der auf Petrus gebauten Kirche; tunc per se labitur Ecclesiae aedificium fundatum supra Petrum. Wir theilen diese Besorgniß nicht. Denn jener Grundbau der Kirche, der Felsen Petri, ist uns in seinem Bestande unabhängig von irgend welchem Concilsbeschluß, als welcher ja, ob ächt oder unterschoben, ohne die Bestätigung durch den Papst keine Geltung hat. So ist z. B. der dritte Kanon der zweiten ökumenischen Synode, welcher dem Bischof von Constantinopel den nächsten Rang hinter dem römischen Bischof anweist, durch den Papst nicht bestätigt worden, wiewohl

die Glaubensbeschlüsse der nämlichen Synode die päpstliche Bestätigung erlangt haben. Nach Herrn Vincenzi's Meinung wäre der mißliebige Kanon das Werk einer Pseudosynode. Wie es sich immer mit dieser Conjektur verhalten möge, in dogmatischer Hinsicht ist die Sache gleichgültig.

Wenn wir soeben der falschen Meinung, als sei die päpstliche Unfehlbarkeit von der Aechtheit oder Unächtheit gewisser canones abhängig, ausdrücklich vorzubeugen für gerathen erachteten, so dürfte auch bezüglich des dritten Theiles, um böswilligen Deutungen von vornherein entgegenzutreten, die Erklärung nicht überflüssig seyn: daß es sich dabei um eine bloße Hypothese handle, die, ob mehr oder weniger wahrscheinlich, jedenfalls nicht nothwendig ist, um den päpstlichen Primat erfolgreich zu vertheidigen. Herr Vincenzi widmet diesen ganzen dritten Theil einer eingehenden, scripturistischen und patristischen Begründung der Ansicht: daß jener Kephas, dem der Apostel Paulus „in's Angesicht widerstand, weil er zu tadeln war" (Gal. 2, 11), ein Anderer als Petrus gewesen sei. Bei aller Anerkennung, welche wir dem Scharfsinn und der Belesenheit des Herrn Vincenzi zollen, glauben wir doch im Hinblick auf die Wichtigkeit der Sache die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß derselbe, nach unserem Dafürhalten, den aus jenem Widerstand Pauli von den Protestanten gegen den päpstlichen Primat hergenommenen Einwürfen allzu großes Gewicht beilege. So wird es wohl nicht im Ernst zu nehmen seyn, wenn Herr Vincenzi sagt: die Ansicht, welche im Gegensatz zu der seinigen jenen Kephas für ein und denselben mit Petrus hält, folglich die Ansicht der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Väter und Theologen, könne ohne Gefährdung des Primats Petri (quin derogetur Simonis Petri praerogativis) nicht festgehalten werden. Daß dieser Ausspruch nicht so streng zu nehmen sei, gibt uns Herr Vincenzi selber zu verstehen. Denn mit der Bescheidenheit, welche den ächten Gelehrten auszeichnet, will er, um jeder Mißdeutung seiner Absicht vorzubeugen, auf

seine eigenen Untersuchungen die schönen Worte angewandt wissen, womit der heil. Hieronymus anläßlich der nämlichen Streitfrage darlegt, welches Ziel dabei er sich selber vorgesteckt habe. Ego in parvo luguriolo cum monachis id est compeccatoribus meis, de magnis statuere non audeo, nisi hoc ingenue confiteri, me majorum scripta legere et in commentariis secundum omnium consuetudinem varias ponere explicationes; ut e multis sequatur unusquisque, quod velit. Diese uneigennützige, ächt wissenschaftliche Liebe zur Wahrheit durchweht das ganze Buch des Herrn Vincenzi; ein neuer augenscheinlicher Beweis dafür, daß rüstige Geistesarbeit ganz wohl vereinbar sei mit der demüthigen Unterwerfung unter das Lehramt der Kirche.

V.

Was in Preußen die Polizei kann.

II.

Seit meiner theoretischen Beleuchtung der oben aufgeworfenen Frage haben verschiedene Vorkommnisse aus der jüngsten Vergangenheit der Presse den Stoff zu Untersuchungen geboten, welche insbesondere die Befugniß der Polizeibehörde Personen vor sich zu laden betrafen.

Nach den Berichten verschiedener Blätter wurde Ende September in Gostyn (Posen) der Gymnasiallehrer Enn auf das Polizeibureau beschieden, um dort über den Aufenthalt seines steckbrieflich verfolgten und der Excommunikation des oft genannten Geistlichen Kick zu Kähme beschuldigten Bruders vernommen zu werden. Enn erklärte, daß er den Aufenthalt

seines Bruders nicht kenne, im Uebrigen aber auch sich nicht für verpflichtet erachte, gegen seinen Bruder vor der Polizei auszusagen. Daraufhin wurde er zunächst entlassen, bald darauf jedoch von einem Polizeidiener auf offener Straße verhaftet und drei Tage lang gefangen gehalten.

Der Vorfall erregte nicht geringes Aufsehen und war selbst den zahmsten Preßorganen zu arg. Unter Andern schrieb die „Kölnische Zeitung": „Zunächst muß bemerkt werden, daß den Organen der Polizei ein Recht, Personen vor sich zu laden, nicht ohne Weiteres zusteht. Dieß können nur die Gerichte. Die Pflicht, einem Befehle eines Polizeibeamten, vor ihm zu erscheinen, Folge zu leisten, besteht für den preußischen Staatsbürger nicht. Es wird gewiß in vielen Fällen, auch abgesehen von denjenigen, wo der Vorgeladene alle Veranlassung hat, sich mit der Polizei nicht zu überwerfen, aus praktischen Gründen das Einfachste und Zweckmäßigste seyn, auf eine Einladung der Polizeibehörde in ihrem Amtslokale zu erscheinen, um die betreffenden Erklärungen dort zu geben oder die betreffenden Mittheilungen in Empfang zu nehmen; allein eine Pflicht dazu besteht, wie gesagt, nicht, und Candidat Enn würde sich der Verletzung keines Gesetzes schuldig gemacht haben, wenn er die Vorladung der Polizei einfach ignorirt hätte; obwohl selbstverständlich andererseits die Polizeibehörde dadurch noch nichts eigentlich Ungesetzliches thut, daß sie den Versuch machte, ihn durch selbst vielleicht in unangemessener, befehlender Form abgefaßte Vorladung zum Erscheinen zu bewegen."

Bald nach der Affaire Enn erzählten rheinische Blätter den nachstehenden Fall aus Altenessen: „Vor einiger Zeit erhielt Herr W. daselbst eine Vorladung zum Polizeibureau, welcher nachzukommen derselbe keine Veranlassung fand. Es folgte eine zweite Vorladung nebst Androhung von neun Mark Strafe für den Fall des Ausbleibens. Herr W. leistete auch jetzt keine Folge. Die Strafe wurde verhängt, der Ueberbringer des Strafmandates, Wachtmeister L., erklärte,

daß er Auftrag habe, Hrn. W. sogar mit Gewalt zum Polizeibureau zu bringen. Um weitere Belästigungen zu vermeiden, entschloß sich Herr W. freiwillig mitzugehen. Von einem Rechte der Beschwerde gegen dieses Strafmandat, wie dieß durch das Gesetz vom 14. Mai 1852 §. 20 vorgeschrieben ist, stand in dem betreffenden Schreiben kein Wort. Nichts desto weniger protestirte Herr W. und trug auf gerichtliche Entscheidung an. Der betreffende Polizeibeamte hatte aber in dem Strafmandate bemerkt, daß die Steuerkasse in Essen angewiesen sei, die neun Mark einzuziehen. Der Executor präsentirte den Steuerzettel mit der Rubrik: Strafgelder. Herr W. erklärte, daß er Protest eingelegt habe und nicht bezahle bis nach gerichtlicher Entscheidung. Es folgte eine erste Mahnung, und da auch diese keinen Erfolg hatte, Execution."

Allerneuestens wurde aus Hohkeppel im Kreise Wipperfürth gemeldet: „Vier Kinder von neun bis zwölf Jahren waren für den 30. November Morgens 10 Uhr vor das Bürgermeisteramt in Engelskirchen polizeilich vorgeladen. Der Weg vom Hause der Kinder bis nach Engelskirchen beträgt 2½ Stunden. Es war eine Kälte von 5° R. und heftiger Nordost. Die Kinder wurden einzeln einem scharfen Verhöre unterworfen, ob in ihrer Schule Geldsammlungen für ‚Papstpfennige' oder für die Bruderschaft der heil. Kindheit zur Rettung armer Heidenkinder abgehalten worden seien." Der Einsender dieser Notiz knüpfte daran die Frage: Sollte sich kein Jurist finden, der im Interesse des Publikums einmal die Frage erörterte, wie weit eine Polizeibehörde bei Vorladungen gehen kann, und in wieweit die Vorgeladenen Folge leisten müssen?

Die „Kölnische Zeitung" hat in der Eingangs bezogenen Ausführung den Satz aufgestellt, daß den Organen der Polizei ein Recht, Personen vor sich zu laden, nicht zustehe. In der That fehlt es an aller und jeder gesetzlichen Bestimmung, durch welche der Polizei ein solches Recht aus-

drücklich verliehen würde. Dem gegenüber bleibt die andere Thatsache, daß höhere und niedere polizeiliche Organe Vorladungen behufs Vernehmung sehr häufig ergehen lassen und in einzelnen Fällen der Nichtbeachtung Zwangsmaßregeln androhen und auch zur Anwendung bringen. Offenbar fußt dabei die Polizeibehörde auf der allgemeinen Befugniß, ihren „Anordnungen" durch Executivstrafen Gehorsam zu verschaffen. So sehr nun auch die Anordnungen selbst die gesetzlichen Befugnisse des anordnenden Beamten überschreiten mögen — der Betroffene hat nur den Weg der nachträglichen Beschwerde an die höhere Instanz um sein Recht zu suchen. Erst gehorchen und dann reclamiren: lautet die dura lex für die Beziehungen des Individuums zu den Organen der öffentlichen Gewalt. Was es aber mit der nachträglichen Beschwerde auf sich hat, ist früher ausreichend dargethan worden.

In den letzten Tagen haben die Verhandlungen des deutschen Reichstages das hier in Betracht gezogene unseres öffentlichen Rechtes berührt. Die vielbesprochene Novelle zum Reichsstrafgesetzbuche enthält u. A. eine Bestimmung, durch welche den Exekutivbeamten ein verstärkter Schutz gewährt werden soll. Der §. 113 der Vorlage lautet nämlich: „Wer einen Beamten, welcher zur Vollstreckung von Gesetzen, von Befehlen und Anordnungen der Verwaltungsbehörden oder von Urtheilen und Verfügungen der Gerichte berufen ist, in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Gewalt Widerstand leistet, oder wer einen solchen Beamten während der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes thätlich angreift, wird mit Gefängniß von vierzehn Tagen bis zu zwei Jahren bestraft. Dieselbe Strafe tritt ein, wenn die Handlung gegen Personen, welche zur Unterstützung des Beamten zugezogen waren, oder gegen Mannschaften der bewaffneten Macht, oder gegen Mannschaften einer Gemeinde-Schutz- oder Bürgerwehr in Ausübung des Dienstes begangen wird."

Dieses Paragraphen bezw. der demselben zu Grunde liegenden Erwägungen nahm sich insbesondere der Reichskanzler Fürst **Bismark** lebhaft an. Er sagte unter Anderm: „Hätten die Beamten der öffentlichen Sicherheit das Gefühl, besser geschützt zu seyn, ich bin überzeugt, sie würden bessere Polizisten werden im Bewußtseyn ihrer größeren Macht, im Bewußtseyn ihrer Verantwortung. Daß damit auch sehr strenge und unter Umständen gerichtliche Bestrafung dieser größeren Gewalt und jedes Benehmens, welches eines solchen Beamten und des gesetzlichen Schutzes unwürdig ist, verbunden seyn sollte, das betrachte ich als selbstverständlich. Aber ich glaube, wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, die Mißhandlung der Beamten der Obrigkeit als gewöhnliche Prügelei, die alltäglich vorkommt, anzusehen. Dadurch schwindet ganz nothwendig die Achtung vor dem Gesetze. Ich halte diesen Punkt für einen der wichtigsten. Denn der untergeordnete Beamte hat nicht bloß ein Recht auf den Schutz in seiner exponirten Stellung, sondern der Gedanke, daß er das Gesetz verkörpert, ist bisher lange nicht lebendig genug. Es wird immer so angesehen, als ob er die polizeiliche Willkür verkörperte, und diesem Mißverständniß leistet die Thatsache Vorschub, daß die Leute zu wenig handeln können und viel zu viel reden."

Der deutsche Reichskanzler liebt es auf englische Einrichtungen und englische Zustände zu exemplificiren; er pflegt dabei aber leider nur mit einem Auge zu sehen und das andere krampfhaft zuzudrücken, wodurch dann ganz von selbst die schiefsten Bilder und hinkende Vergleiche entstehen. Die „Vossische Zeitung" gibt ihm denn auch angesichts der Parallele zwischen dem Berliner Schutzmann und dem Londoner Policeman zu bedenken, „daß in der City kein königliches Polizeipräsidium kostspielige Resolute erläßt, die der Gemeinderath ausführen muß, daß es weder Schutzmannschaft, noch die Feuerwehr, noch die Straßenreinigung auf städtische Kosten commandirt; daß die Exekutivbeamten nicht sämmtlich ehemalige Militärs und an den rauhen Commandoton

gewöhnt sind; daß sie bei hohen Strafen ihr Amt nicht mißbrauchen dürfen und was der himmelweiten Unterschiede zwischen englischer und deutscher Polizei von ganz oben bis ganz unten mehr sind." Dasselbe Thema variirt die „Frankfurter Zeitung": „Was Bismark von der Stellung des Schutzmanns — des Exekutivbeamten — zu dem Publikum und umgekehrt sagte, ist zum großen Theil richtig, falsch sind nur die Erklärungen, die er für das eine und das andere gab. Der deutsche und speciell der preußische Schutzmann redet und pererirt nicht zu laut und zu viel, weil es ihm an der nöthigen Autorität fehlt, sondern es fehlt ihm diese Autorität, weil er zu viel und — um es milde auszudrücken, zu — unteroffiziersmäßig redet. Wenn sich der Reichskanzler für verschärfte Strafe bei Widersetzlichkeiten und Angriffen gegen die Organe der vollziehenden Gewalt auf England beruft, so kann man diese Berufung durch einen Hinweis auf die Haltung und gesetzliche Stellung der englischen Polizisten mehr als wett machen. In England sind die Gesetze zum Schutz des Publikums gegen die Polizei, die Bismark uns verheißt, schon vorhanden, dort regelt nach beiden Seiten hin das Strafgesetz den Verkehr zwischen dem Bürger und dem Exekutivbeamten, man kennt dort weder den Competenz-Conflikt, noch eine ganz besondere Kraft der „Versicherung auf den Diensteid" vor dem richterlichen Forum. Man gebe dem deutschen Schutzmanne zu seiner jetzigen Machtvollkommenheit die Verantwortlichkeit des englischen Policeman, man erwecke durch Gesetze und Anweisungen in ihm das Bewußtseyn, daß er zum — Schutze der Bürger da ist, so wird der Bürger auch ohne Strafgesetz und erst recht ohne Verschärfung desselben dem Beamten, der englisch vorgeht, auch englisch begegnen."

Mir will es scheinen, als habe Fürst Bismarck selber bezüglich der Stellung der Polizeiorgane zum Publikum den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er am Schlusse seiner Ausführung von dem untergeordneten Polizei-Beamten in Preußen bemerkt: „Es wird immer so angesehen, als ob

er die polizeiliche Willkür verkörperte.“ Der preußische Bürger hat in Wirklichkeit in seinen Beziehungen zur Exekutive vielfach das Gefühl, sich einem unheimlichen, feindlichen Etwas gegenüber zu finden, und dieses Gefühl erklärt sich eben daraus, daß die Machtsphäre der verschiedenartigen Faktoren, welche ihm als Polizei entgegentreten, eine nahezu unbegrenzte und unbegrenzbare ist, daß dieselbe in alle seine Lebensverhältnisse störend einzugreifen vermag, daß er Ausschreitungen dieser Macht fast wehrlos über sich ergehen lassen muß und das drückende Bewußtseyn mit sich trägt, Remedur nur selten in ausreichendem Maße und nur unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten herbeiführen zu können. Das Uebel, auf welches der leitende Staatsmann hinweist, ist vorhanden, aber es läßt sich durch Verschärfung eines Strafgesetzparagraphen nicht beseitigen; es wurzelt tief in unsern öffentlich-rechtlichen Institutionen und wird nicht eher gehoben seyn, als bis aus dem vollendeten Polizeistaat, als welchen Preußen sich darstellt, ein Rechtsstaat in des Wortes wahrer und ganzer Bedeutung geworden ist.

Dezember 1875. J. B.

VI.

Schweizer Brief.

Anfang Dezember 1875.

Die Regierung von Bern hat das Verbannungs-Dekret, welches sie unterm 30. Jannar 1874 gegen hundert römisch-katholische Priester des Jura erlassen, aufgehoben und seit Mitte November l. Js. sind die Exilirten wieder in ihrer Heimath.

Wenn man jedoch wähnen wollte, es sei hiermit der

Schluß des Trauerspiels, welches seit zwei Jahren unter dem Titel „der Culturkampf“ fortwährend auf dem schweizerischen Theaterzettel steht und in welchem Bern die Titelrolle gibt, eingetreten, so würde man sich gewaltig irren; es ist nicht einmal ein Akt zu Ende, sondern nur ein Scenenwechsel erfolgt. Die Sache verhält sich in der Wirklichkeit so. Zur Zeit der Kantonalsouveränität hatte jeder Kanton das Recht, seine Angehörigen mit der Landesverweisung zu bestrafen und ihnen das Betreten des Kantons zu verbieten. Die im Maimonat 1874 aufgestellte Bundesverfassung hat jedoch in ihrer centralisirenden Aufräumungssucht auch dieses kantonale Strafrecht aufgehoben; gestützt auf das neue Bundesrecht verlangten die Jurassischen Katholiken sofort die Rücknahme des noch unter der alten Verfassung erschienenen Exildekrets. Die Regierung von Bern, obschon sie selbst als Hauptagitator für die centrale Bundesrevision aufgetreten, wehrte und sperrte sich mit allen möglichen Mitteln gegen die Anwendung dieses Verfassungs-Artikels auf ihr eigenes Fell, und es mußte derselben von Seite der Bundesbehörden ein fataler Termin (bis zum 15. November) gesetzt werden, um sie endlich zur Beobachtung der Constitution zu bewegen. Also keineswegs etwa in Folge Erkenntniß und Bekenntniß eines begangenen Fehlers und Mißgriffs, sondern durch äußere Verhältnisse gezwungen ist die Berner Regierung vom Exils-Dekret abgegangen; sie hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, für diesen Scenenwechsel den Vorhang zu ziehen, sondern sie hat mit radikaler Ungenirtheit auf offener Bühne selbst angekündet, daß das Trauerspiel ununterbrochen fortdauern müsse. In der gleichen Ordonnanz, mit welcher sie den Präfekten im Jura die Rückkehr der exilirten Geistlichen anzeigte, gab sie denselben, mit Berufung auf „Art. 3 des Gesetzes betr. Störung des religiösen Friedens“, die Weisung, den Zurückgekehrten jede gottesdienstliche Funktion sowohl in öffentlichen Kirchen als in Privatlokalen zu untersagen.

Um die staatsjesuitische Tragweite dieser Regierungs-Ordonnanz zu bemessen, muß man wissen, 1) daß das ganze Verbrechen der gemaßregelten Geistlichkeit in ihrer offenen Erklärung besteht, die staatliche Absetzung eines Bischofs könne einen katholischen Priester nicht von dem, seinem kirchlichen Obern schuldigen Gehorsam entbinden, und 2) daß das angerufene „in Rechtskraft erwachsene" Gesetz nichts anderes ist als ein ad hoc erlassenes Bernerisches Gelegenheitsgesetz, dessen von der Regierung in ihrem Ukas angeführter Art. 3 wörtlich lautet: „Geistlichen oder anderen Religionsdienern, welche nicht an einer staatlich anerkannten Kirchengemeinde angestellt sind, ist die Ausübung geistlicher Verrichtungen bei einer Religionsgenossenschaft und jede Wirksamkeit an Schulen untersagt: 1) wenn der Betreffende einem staatlich verbotenen religiösen Orden angehört; 2) wenn er erwiesenermaßen sich öffentlich den Staatseinrichtungen und Erlassen der Staatsbehörden widersetzt hat, auf so lang, als diese Widerspenstigkeit dauert. Wer entgegen diesen Vorschriften geistliche Verrichtungen ausübt, wird mit Geldbuße bis auf 1000 Fres. oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft."

Indem die Regierung von Bern also aus Bundesnöthen mit der einen Hand den exilirten Geistlichen die Thüre in die Heimath aufschloß, eröffnet sie denselben mit der anderen die Thüre in das Staatsgefängniß und ruft ihnen zu: „Nur hereinspazirt meine Herrn!" Trotz dieses Damokles-Schwertes sind zur Stunde alle Gemaßregelten in ihre Heimath zurückgekehrt, und man ist auf den weiteren Verlauf des Cultur-Trauerspiels gespannt. Die „Kirchenzeitung" deutet an, daß schon während des Exils mehr als ein verbannter Priester als Handwerksbursch, Viehhändler, Commis-Voyageur rc. Gelegenheit hatte seine Heerde zu besuchen und sie meint, daß diese Gesperrten Mittel finden werden, auch nach dem Exil für das Seelenheil ihrer Pfarrkinder nicht unthätig zu seyn, ohne dem Bären 1000 Franken in den Schoos zu werfen oder sich für ein Jahr hinter Schloß und Riegel zu begeben. So glatt dürfte dieß

jedoch kaum ablaufen, denn der Bär hat durch neueste Verfügungen gezeigt, daß er seine Tatzen zum Dreinschlagen aufgezogen hält. So z. B. schrieb der Schulinspektor Wälli einer Lehrerin: „Als Beamtete des Staats Bern (!) haben Sie mit allen ihren Kräften zur Beförderung der Staatsinteressen beizutragen und zwar auch in Betreff des Cultus. Wenn Ihr Gewissen Ihnen nicht gestattet die vom Staat anerkannte und genehmigte Kirche (altkatholische) zu besuchen, so lasse ich Ihnen die Freiheit von jedem Gottesdienst fern zu bleiben; aber ich verbiete Ihnen, dem (römisch-katholischen) Cultus in der Scheune beizuwohnen; ich will nicht, daß Sie dieses böse (!) Beispiel den Kindern geben. Ich ertheile Ihnen diesen Rath, um nicht genöthigt zu seyn, Ihnen später die Besoldung entziehen zu müssen." — Und unterm 10. Wintermonat richtete Erziehungsdirektor Ritschard ein Rundschreiben an alle Schulcommissionen und Lehrer des katholischen Jura's, mit welchem er den Gebrauch des vom hochwürdigsten Bischof vorgeschriebenen Diöcesan-Katechismus verbietet.

Unter solchen Umständen ist das Verweilen der Geistlichkeit in ihrer Heimath allerdings ein mehr schmerzen- als freudenreiches, und nur in dem Sinne einer höheren Aufopferung und Hingabe für Gott und Volk können die katholischen Priester dermalen in den Spruch einstimmen: „Ubi patria ibi bene."

Aber auch im Rathhaus zu Bern ist die Lage keine rosenfarbige; die Dornen sprossen wuchtig hervor und stechen in das eigene Fleisch. So z. B. ist der Staats-Kirchendirektion die Fatalität begegnet, daß die Belege ihrer Finanzwirthschaft in ultramontane Hände fielen und so die Summen, welche zur Einführung des Altkatholicismus aus der Staatskasse verwendet wurden, an das Tageslicht kamen. Einige Müsterchen aus dieser Staatsrechnung verdienen in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Für das Aufsuchen altkatholischer Geistlichen in aller Herren Ländern wurden einzig an Zeitungsannoncen 5247 Frcs.; an Reiseaus-

lagen für „Pfaffenjäger“ 1280 Frcs.; an Handgelder für fremde altkatholische Geistliche, welche nie im Lande erschienen ꝛc., 3659 Frcs.; für solche welche nach kurzer Zeit wegen Sittenlosigkeit und schlechter Aufführung ꝛc. das Land wieder verließen, 6619 Frcs. verschleudert. Für Festessen bei der Installation der altkatholischen Staatspastoren wurden aus der Staatskasse 8802 Frcs. und für Unterhalt, Honorirung und Prämiirung derselben während der ersten achtzehn Monate 124,525 Frcs. verwendet; für außerordentlichen militärischen und polizeilichen Schutz des altkatholischen Staatspastorenthums wurden 46,917 Frcs., für Beweihräucherung desselben durch die Presse 19,493 Frcs., für anonyme Punkte 2632 Frcs., für Gratifikationen 3824 Frcs., für Reisen, Bewirthungen ꝛc. 9179 Frcs. verwendet. Im Ganzen hat die Einschleppung und Aufzwingung des altkatholischen Staatspastorenthums den Kanton Bern während der ersten achtzehn Monate an die 250,000 Frcs. gekostet.

Hätte diese Reptilien-Wirthschaft nur den Tadel der Ultramontanen auf sich gezogen, so wäre dieselbe muthmaßlich todtgeschwiegen worden; da aber auch aus protestantischen und liberalen Kreisen unliebsame Fragen eingingen und z. B. der Patriote Suisse (liberal) die Bemerkung macht: „Die Feder entfällt der Hand, wenn man an eine solche Verschleuderung der öffentlichen Gelder denkt, wenn man eine solche Corruption der republikanischen Sitten beachtet, die in einem Schweizer-Kanton zu Tage tritt, und daß es zudem noch eine radikale Regierung seyn muß, die sich solcher Dinge schuldig macht“ — da aus dem eigenen Lager solche Hiebe fielen, so sah sich die Staatskirchen-Direktion des Kantons Bern veranlaßt öffentlich zu erklären, daß sie über ihre Wirthschaft im Grunde nur den Behörden Antwort schuldig sei, im vorliegenden Fall jedoch die Rechtfertigung auch vor dem Publikum übernehme. Und worin besteht diese Rechtfertigung? Die Staatskirchen-Direktion bestreitet nicht die Wirklichkeit der angeführten Ausgaben, sondern sie behauptet nur, daß sie theils

Vollmacht gehabt, theils aus Nothwehr gehandelt habe und ihre Wirthschaft daher kirchen-politisch gerechtfertigt sei. Schwarz auf weiß docirt der Kirchendirektor der Republik Bern: „Man vergesse überhaupt nicht, daß gegenüber einer den Staat in seiner Existenz angreifenden (?)-Macht — und als solche gerirt sich der Ultramontanismus im Jura (!) — die normalen Regeln der Staatsverwaltung mitunter den durch das natürliche Recht der Selbsterhaltung geforderten außerordentlichen Mitteln weichen müssen." Und anläßlich der staatlich bezahlten Zweckessen legt der Kirchendirektor das interessante Bekenntniß ab: „Wenn man sich vergegenwärtigt, welchen Verfolgungen, welchem Fanatismus, ja selbst welchen Gewaltthätigkeiten (?) von Seite der dem Staate und seinen Institutionen Hohn sprechenden ultramontanen Mehrheit die staatfreundlich-gesinnte katholische Minderheit Tag für Tag ausgesetzt war und welche unsäglichen Schwierigkeiten jene Mehrheit dieser Minderheit bei der Ausführung der neuen staatlichen Kirchen-Organisation, worauf dieselbe doch ein Recht hatte, in den Weg zu legen suchte, so wird man es, kirchen-politisch aufgefaßt, erklärlich finden, daß die Regierungs-Statthalter, als Träger und Vertreter der Staatsidee, das Bedürfniß empfanden, den Anlaß der Pfarrinstallationen dazu zu benützen, durch eine auf den officiellen Akt folgende bescheidene (?) Festlichkeit den Muth, die Ausdauer und den Zusammenhang jener staatsgetreuen Minderheit in ihrer äußerst schwierigen Stellung inmitten des kirchliches Kampfes zu kräftigen!"

Wenn dem Patriote Suisse die Feder bei der Aufzählung der Staatsgelder-Verschleuderung entfiel, wie wird es ihm bei Lesung dieser Rechtfertigung ergehen? In unseren Augen ist diese schlimmer als jene. Doch kann ihr ein Verdienst nicht abgesprochen werden, nämlich amtlich zu constatiren, daß die altkatholische Sekte im Jura die entschiedene Minderheit, daß das Staatspastorenthum nur durch Gewalt oder Corruption vegetiret und daß nach der Ansicht der

Berner Kirchendirektion die Kirchenpolitik sich über die normalen Regeln der Staatsverwaltung hinwegsetzen darf und also für sie der Zweck die Mittel heiligt.

Zu dieser Fatalität der Staatskirchen-Direktion gesellte sich eine Calamität der Staats-Finanzen-Direktion und diese besteht in nichts weniger als in einem großartigen Eisenbahn-Millionen-Krach. Die radikale Berner Regierung hat sich nämlich in Eisenbahnbauten hineingeschwindelt, welche die Budget-Ansätze weit übersteigen, deren Betriebsergebnisse tief unter den angekündeten goldenen Verheißungen stehen und die eine solche Finanznoth geschaffen, daß die Regierung sich unterfing, einen tiefen Griff in die Staatskassa zu thun, um den Krach ihres Eisenbahnschwindels auf einen Augenblick zu — vertuschen. Aber der Augenblick ist vorbei, die Krisis ist zu Tage getreten und die Situation der Regierung um so schlimmer, da behauptet wird, dieselbe sei zu dem kühnen Millionengriff gar nicht bevollmächtigt gewesen. Die Sache kam bereits im großen Rathe zur Sprache und es wurde eine Untersuchungs-Commission aufgestellt. Es gibt nun Leute, welche meinen, die radikale „Cultur"-Regierung werde an diesem Millionenkrach verenden.

Wir theilen nicht ganz diese Ansicht. Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß die Eisenbahn- und Bank-Spekulationen in der Schweiz beinahe ganz in den Händen der radikalen Sippschaft und Brüderschaft liegen, daß die Direktoren vorzugsweise aus dem Kreise der radikalsten Regierungsglieder berufen und mit fetten Besoldungen bescheert wurden und daß diese Berufenen seither ihre Stellung in den höheren politischen Behörden, namentlich in den eidgenössischen und kantonalen Räthen nicht aufgegeben, sondern alle ihre zahlreichen Wahltreibemittel angewendet haben um ihre politische Größe beizubehalten und zu vermehren. Dieses „Eisenbahn-Baronenthum" bildet daher zur Stunde in der Schweiz eine Macht, welche sich gegenseitig schützen und stützen muß und kann, und dieser Macht dürfte es auch gelingen, vorläufig die „Brüder und Freunde" zu Bern in

ihrem dermaligen Millionenkrach nicht untersinken zu lassen. — Wir wären gar nicht verwundert, wenn auch dießmal der „Jesuit" und „Ultramontan" und „Klerikal" in Bern neuerdings heraufbeschworen, und als Ableiter gerade in diesem Augenblick verwerthet würde. Diese Hexenbeschwörung hat schon oft so gute Dienste geleistet, daß ein neuer Versuch dieser Zauberformel in „vermehrter und verbesserter Auflage" sich wohl der Mühe lohnt. Wenn alles kracht, so steht ja im Hintergrund die „Eidgenossenschaft" als rettende Mutter. Die Bundes-Regierung kauft die schwindsüchtigen Eisenbahnen an und damit gewinnt der Radikalismus zwei Würfe mit einem Stein: einerseits rettet er sich aus dem Krach und anderseits sichert er sich die Zukunft, denn dann wird er die Eisenbahn-Mächte, welche er bisher im Namen der Aktionäre ausgebeutet, im Namen des Bundes ausnützen; die Aktionäre mögen allerdings ihre Renten einbüßen, der Radikalismus aber rettet und vermehrt sein politisches Capital und das ist ja für ihn die Hauptsache. Freilich könnte am Ende aller Ende auch dem „Bauren" die Geduld ausgehen und ohne allen Risko ist das Geschäft nicht; wie ein neues „Mene, Thekel, Phares" schweben die Worte des radikalen Fürsprech Mathys sel. seinen Collegen in den Ohren: „Myni Herrn, der Bernerbauer ist chutzlig, ist sehr chutzlig, ist überaus chutzlig — wenn man ihm a Geldsäckel reckt."

Wie in der finanziellen Welt, so kracht es auch in der altkatholischen; die Schwarmgeister, welche schon dem alten Luther so viel Pein bereiteten, erheben sich gegen diese modernen Lutherleins rechts und links; in allen vier Mauern treten Risse zu Tage, welche nicht mehr bepflastert und übertüncht werden können. Loyson schreibt und schreit contra Pipy, Camerle contra Loyson, Watterich und Hase contra Herzog; Démocratie catholique und Handelscourier contra Katholische Blätter (alle drei sind altkatholische Organe), Bern contra Bonn. Hier eine kleine Lese aus den zahlreichen Disteln, mit welchen sich die „altkatholischen In-

telligenzen" gegenseitig ritzen. Hase (altkatholischer Staatspastor in Biel) nennt in einem offenen Briefe den Herzog (altkatholischer Staatspastor in Olten) einen „Infuljäger", einen „unter liberaler Maske versteckten Ultramontanen" und apostrophirt ihn folgendermaßen: „Ich habe einen Fehler in Ihren Augen. Er besteht darin, daß ich das Evangelium an die Stelle eines kleinlichen, persönlichen und filzigen Ehrgeizes setzen möchte. Diesen Fehler will ich bis an's Ende behalten. Ich habe Sie bis dahin äußerlich respektirt. Von heute an aber werde ich lesen, was Sie schreiben, und hören auf das was Sie reden, und ich werde es mir zur Aufgabe machen, der ganzen französischen Schweiz zu sagen, was sie von Ihnen zu denken hat." Watterich (altkatholischer Staatspastor in Basel) deklamirt schon jetzt gegen den künftigen altkatholischen Bischof und das „hierarchische Quos ego" aus Bonn und wirft dem Infulträger in spe (Herzog) die Drohung in's Gesicht, daß die Schweizer Synode auch ohne Bischof vollständig sei und der Bischof keineswegs zugleich den Vorsitz in der Synode zu führen habe 2c.

Den Commentar hiezu liefert der „Handelscourier" durch folgende Kriegserklärung gegen die Bonner Synode: „Der deutsche Merkur hat an der Pruntruter Synode und noch an anderen Sachen in der Schweiz auszusetzen, daß die Bonner Synode nicht von uns kopirt wird, sondern daß wir unserer Ueberzeugung folgen. Wir können ihm nicht helfen. Will uns Bonn in unserer nationalen Selbstständigkeit nicht achten, so verzichten wir auf die Liebe. Möge man in Bonn den Gedanken aufgeben, uns mit Velleitäten und Machtsprüchen zu schulmeistern. Wir wissen, was wir wollen. Nicht ein Suffragansprengel von Deutschland ist die Schweiz, sondern dasselbe was die deutschen Altkatholiken sind, eine freie Nationalkirche. Officiöse Drohungen gegen uns, wie sie der Merkur gegen die Altkatholiken ausspricht: ‚Wenn die Schweizer sich nicht gutwillig dem Bonner Belieben in Sachen der Beicht und des Cölibats fügten, so

bekommen sie ihren künftigen Bischof nicht gesalbt', solche hochmüthige, brutale Drohungen wirken in der Schweiz als Beleidigungen. Schon einmal hat Bonn, am 21. Sept. 1874 zu Olten, sich uns gegenüber eine ähnliche Sprache erlaubt. Wir können nichts dafür, daß Oltener und andere Intimitäten mit der Bonner Curie die dortigen Officiösen zu solch' ehrenrühriger Anmaßung dreist gemacht haben. Aber das sagen wir den Bonnern und ihren Helfern in der Schweiz, daß unsere Synode ihre Freiheit und Würde hundertmal höher stellen wird, als eine Bischofsalbung. Sollte man in Bonn, wie der Officiöse andeutet, daran denken, den Vorsprung, den man im geweihten Bischof hat, zu mißbrauchen, um die schweizerische Synode in eine Bonner Schablone hineinzuzwingen und uns zu terrorisiren, so halte man sich auf eine schweizerische Antwort gefaßt. Freundschaft, ja, die wollen auch wir — Knechtschaft nimmer! Besorge Bonn — seine Sachen, wir besorgen die unsern. Für Nichts, am wenigsten für eine Ceremonie, ist uns, auch auf kirchlichem Gebiete, die Freiheit feil."

Hie Bonn! Hie Bern! so rumorts im Schooße der altkatholischen Schwarmgeister; was aus dem Gekrach hervorgehen wird, steht dahin: vorderhand jedenfalls kein — Bischof; ist doch die schon wiederholt angekündete und angesetzte schweizerische Synodalsitzung zur Wahl eines National-Bischofs auch im November abermals verschoben worden.

Zum Schlusse noch die Notiz, daß die Schweiz trotz ihres Radikalismus und ihrer Staatscultur in jüngster Zeit Gefahr lief von den Socialisten beinahe mit dem Bannfluch belegt und jedenfalls für einige Zeit auf den internationalen Index gesetzt zu werden. Veranlassung dazu gaben die Urner Soldaten, welche sich von den streikenden Arbeitern beim St. Gotthard-Tunnel in Göschenen nicht todtsteinigen lassen wollten, sondern auf die Steine mit Pulver und Blei zu antworten die — Unverschämtheit hatten. Sofort versammelten sich die internationalen Sektionen in Vivis und

erließen einstimmig 1) eine Protestation gegen das „Massakriren der Arbeiter durch die Regierung von Ury", welche „hierin nur so gehandelt habe, wie jedes andere Glied der gegen das Arbeiter-Volk verschworenen Regierungen auch gehandelt hätte" und 2) einen Aufruf an alle Internationalen und Arbeiter: Volks-Manifestationen in diesem Sinne zu organisiren, um „die Ausbeuter zu belehren, daß die Arbeiter müde sind, sich mit Füßen treten zu lassen, und daß sie mit Knirschen die Stunde der Vergeltung erwarten." Dieser Aufruf hat Wiederhall gefunden und selbst aus London trafen zündende Worte ein, um die Urner und die schweizerische Bundes-Regierung zu anathematisiren. Liegt hierin vielleicht ein Fingerzeig, warum die italienische Regierung diplomatische Schritte zu Bern in Sachen der Tunnel-Arbeiter thut und warum der Bundesrath eine Extra-Untersuchung der Göschener Vorfälle anordnete? Dem sei wie ihm wolle, selbst dieses Vorgehen der Behörden brachte den internationalen Rumor nicht zur Ruhe und noch unlängst wurde in Biel ein internationaler Arbeiter-Congreß gehalten, welcher die Mitglieder der schweizerischen Bundesversammlung kurzweg als „300 Schnapphähne" bezeichnete, die „feiglings sich vor dem Capital beugen", und in welchem die Frage auftrat: „Wie lange die Arbeiter noch unter der Ruthe der Ausbeuter und ihrer Beschützer zittern wollen?" Augenblicklich schenken wir diesen socialistischen Drohungen für die Schweiz keine große Bedeutung; sie gleichen mehr dem Wetterleuchten als dem Blitz, und zeigen nur, daß ungesunde Dämpfe auch in unserer Atmosphäre schweben, welche allerdings seiner Zeit durch äußere Einflüsse zu einer gewitterschwangeren Wolke zusammengeballt und bis zur Siedgluth erhitzt werden könnten!

VII.

Die Basilika und das Benediktinerstift St. Bonifaz in München.

Festschrift zum 25jährigen Jubiläum von P. Beda Stubenvoll. München 1875. 212 S.

Der Geschmack des Tages ist kirchlichen Festlichkeiten wenig hold. Gleichwohl hat der Gedanke, zur Erinnerung an die vor einem Vierteljahrhundert erfolgte Gründung des Klosters und der Stadtpfarrei zum heil. Bonifazius in München eine Festfeier zu veranstalten, von seinem ersten Auftauchen an in den verschiedensten Kreisen lebhaften Anklang gefunden, und die Tage vom 20. — 22. November 1875 haben von neuem glänzend bewiesen, welcher Liebe und Anhänglichkeit unter der Bevölkerung der bayerischen Hauptstadt sich die Söhne des heil. Benedikt erfreuen. Dem Wunsche, die geschichtliche Berechtigung des Festes weiteren Kreisen vor Augen zu führen und zugleich das Andenken an den unvergeßlichen Stifter Ludwig I. fort und fort wach zu erhalten, ist auch die schöne Festschrift entsprungen, welche der bereits durch seine „Geschichte des königlichen Erziehungsinstitutes für Studirende" rühmlich bekannte Pfarrprediger P. Beda Stubenvoll mit großem Fleiße quellenmäßig bearbeitet hat.

Die zugleich kunst- und klostergeschichtliche Monographie zerfällt naturgemäß in zwei Theile, wie denn Kirche und Stift St. Bonifaz mit Recht den Anspruch erheben, ein unvergängliches Denkmal der Kunst und Religion zu seyn, errichtet von einem bayerischen Fürsten, bei dem künstlerische Begeisterung und gläubiger Sinn in seltener Vereinigung sich gefunden.

Am 12. Oktober 1835, dem Tage seiner silbernen Hochzeit, legte König Ludwig I. in der Maxvorstadt den Grundstein zu einer im edelsten und reinsten Stile auszuführenden Basilika; angeregt besonders durch den Tempel, welchen der Völkerapostel außerhalb der Mauern Roms besitzt, wollte er dem Apostel der Deutschen und dem Orden, der mit und nach ihm die Christianisirung unseres Vaterlandes vollbracht, ein Gotteshaus erbauen, wie bis jetzt ihnen kein zweites gewidmet

war. Mehrere Jahre zuvor hatte er bereits mit sicherem Blicke den noch jungen genialen Georg Friedrich Ziebland aus Regensburg als Architekten und Leiter des Ganzen erkoren und ihn auf seine Kosten Studien über den Bau der Basiliken zu Rom und Ravenna machen lassen. In eingehender Weise schildert unsere Festschrift die Leitung und das Fortschreiten des Baues, sie gibt uns einen Begriff von der Masse des dazu verwendeten Materiales, führt die für die damalige Zeit bedeutenden, für die Gegenwart verhältnißmäßig geringen Kosten im Einzelnen vor — dieß Alles nach den eigenhändigen Aufzeichnungen zur Baugeschichte der Basilika, die in Ziebland's Nachlasse aufgefunden wurden. Neben dem Architekten sehen wir dann die übrigen Künstler, welche die innere Ausschmückung des Gotteshauses übernommen: Heinrich von Heß, J. von Schraudolph, Fidelis Schönlaub, Joh. Kaspar und zahlreiche Schüler derselben in ansprechenden Biographien uns vor Augen geführt, und mit großer Wärme sind die Werke, welche sie geschaffen, beschrieben, vor Allem die in ihrer Art einzigen Fresken: der große epische Bildercyclus, welcher das Leben des heil. Bonifazius und die Verbreitung des Christenthums in Deutschland darstellt.

Nach zwölf Jahren (1847) war der äußere Bau der Kirche und des Stiftes vollendet. Da legte der König die Regierung nieder. Die politischen Unruhen verzögerten die Einweihung bis zum 24. Nov. 1850. Die innere Entwickelung des Stiftes und der Stadtpfarrei St. Bonifaz stellt der zweite Haupttheil der Festschrift dar. Ludwig I. war ein besonderer Gönner des ehrwürdigen Benediktinerordens, und auch abgesehen von der allgemein rechtlichen Verpflichtung durch das Concordat, drängte es sein katholisches Herz, den Orden, dessen Glieder seit mehr als einem Jahrtausend so segensreich für die Cultur des bayerischen Landes und Volkes gewirkt, wiederherzustellen und ihm in seiner Haupt- und Residenzstadt eine Heimstätte zu errichten. Mit der Einweihung wurden auch Abtei und Stadtpfarrei St. Bonifaz kanonisch begründet. Der königliche Stifter ernannte den begabten P. Paul Birker von St. Stephan in Augsburg zum ersten Abte, nachdem er noch durch eine Dotation von 50,000 fl. und Uebergabe des Klostergutes Andechs für das materielle Gedeihen der jungen Gründung Sorge getragen. Nach Birker's Abdankung im J. 1854 erhielt Dr. Daniel Bonifaz Haneberg den Hirtenstab, und der gleich große Ruf seiner Wissenschaft wie seiner Frömmigkeit trug den Namen des Stiftes weit über die Grenzen Bayerns und Deutschlands hinaus. Siebenzehn Jahre hindurch zierte seine Persönlichkeit das Kloster, bis er 1872 den Stuhl des heil. Pirminius zu Speier bestieg, worauf der bisherige Prior von Schäftlarn, P. Benedikt Zenetti sein würdiger Nachfolger wurde.

Das neue Stift erlangte bald eine ausgedehnte und vielseitige Thätigkeit. Hatte Ludwig I. ursprünglich den Gedanken gehabt, es solle ausschließlich den wissenschaftlichen Bestrebungen der bayerischen Benediktiner gewidmet seyn, so fügten es doch die Verhältnisse anders. Im J. 1850 übernahm es die Stadtpfarrei St. Bonifaz, deren damaliger Stand von 9000 Seelen jetzt auf das Vierfache angewachsen ist, und großartige Personalkräfte erfordert. Außerdem versehen die Benediktiner noch die Pfarrei Erling am Ammersee, die vielbesuchte Wallfahrt Andechs und mehrere kleinere Seelsorgsposten in München.

Neben der pastoralen Thätigkeit widmeten sich aber die Mitglieder des Klosters auch dem Erziehungs- und Unterrichtssache. Im J. 1855 war ihre Zahl bereits so gewachsen, daß sie das seit 1840 provisorisch durch Benediktiner von Metten geleitete k. Erziehungsinstitut für Studirende übernehmen konnten. Ein anderes ebenso fruchtbares Feld christlicher Charitas that sich in dem zu St. Bonifaz gehörigen Andechs besonders für die zahlreichen Laienbrüder auf, indem Abt Haneberg im J. 1856 die St. Nikolaus-Anstalt zur Erziehung armer verwahrloster Knaben eröffnete, die mit Gottes Segen schon viel des Guten gestiftet.

So sind die ohnehin nicht zahlreichen Arbeitskräfte — St. Bonifaz zählt jetzt 29 Priester — mehr als genug nach mannigfachen Richtungen in Anspruch genommen. Gleichwohl ist man in St. Bonifaz auch in wissenschaftlicher Beziehung den alten Traditionen des Benediktinerordens treu geblieben: wir dürfen nur an die Namen Bonifaz von Haneberg und Pius Gams erinnern.

Einen in seiner Einfachheit und stillen Trauer ergreifenden Abschluß der schönen Festschrift bilden kurze Gedenkblätter auf zwölf Ordenspriester von St. Bonifaz, welche seit der kurzen Zeit des Bestehens die Gruft des Klosters aufgenommen hat.

Dieser einfache Bericht möge genügen, um die Leser auf den reichen und für jedes katholische Herz erfreulichen Inhalt des Stubenvoll'schen Buches, das sich weit über das Niveau einer gewöhnlichen Gelegenheitsschrift erhebt, hinzuweisen. Zu der Fürbitte des Apostels der Deutschen aber vertrauen und bitten wir, daß er nicht die Festschrift auf sein Stift und seine Kirche zum vorahnenden Nekrologe möge werden lassen.

VIII.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

Zur Feier seines Centenariums.

In diesen Tagen vollendet sich ein Jahrhundert, seit der große Sohn des Rheines J. J. Görres das Tageslicht erblickte. Wohl ziemt es diesen Blättern, die seinen Namen tragen, auch diesen Tag zu feiern. Rief doch Vater Görres den Gründern dieser Zeitschrift, seinem Sohne Guido und Phillips zu: „Ich werde euch nicht verlassen, auf mich könnt ihr zählen!" Wie sein schöner Aufsatz „die Weltlage" die Zeitschrift in die Oeffentlichkeit eingeführt (1. April 1838), so hat er ein volles Dezennium sein Wort getreu gehalten und auch das zweite noch mit den „Aspekten an der Zeitenwende" begonnen; doch ehe er die Aspekten nach allen Seiten hin gestellt, rief der Herr des Lebens und des Todes ihn von diesem Schauplatz ab.

Die Zeiten hatten wirklich sich gewendet und die Worte des Sehers sich erfüllt. Ein neues Stufenalter der Geschichte ist seit seinem Tode eingetreten, die ehernen Pforten wurden wieder aufgeschlossen und die Revolution, bisher mühsam nur in Polizeiverschluß gehalten, brach herein. All' die Versäumnisse, welche Görres aufgedeckt, all' die Miß-

griffe, vor denen er gewarnt, all' die Sünden und all' das Unrecht, gegen welche er sein zürnend Wort erhoben, haben die Rachegeister herausgefordert und seither wechseln nur in immer kürzern Intervallen die Fieber-Paroxysmen zwischen Despotism von oben und Tyrannei von unten, wenn sie nicht im Cäsarism sich verbinden. Die alte Ordnung, die der Congreß zu Wien geschaffen und deren Haltlosigkeit Görres schon von Anfang aufgedeckt, „weil der Bau nicht auf der Natur der Dinge, nicht auf lebendig grünem Boden ruhte"[1]), hat sich wirklich als ein „Provisorium" erwiesen: sie ist umgekippt und kein Stein mehr auf dem andern geblieben. Die Regierungen haben sich dienstbar gemacht der Revolution, und der Friede, den das Gesetz der Trägheit im Nachhalt der Schauer der Revolutionskriege noch vierzig Jahre aufrecht erhalten, ist aus Europa gewichen.

Görres Leben war eine „stürmische Fahrt"[2]). Hinausgeworfen am Beginne seiner Laufbahn in die tobende See, hatte er jedoch bald bei der Reinheit seiner Absicht und Energie seines Geistes und unter dem Schutze seines Engels die ewigen Standsterne gefunden, und wie sehr auch stürmten die Winde und die Fluthen brandeten, er hat diese seiner Fahrt zum sichern Porte dienstbar zu machen gewußt. Man kann wohl sagen: in Görres habe das ganze Ringen und Streben der Zeit und namentlich Deutschlands im Wissen wie im Leben seinen vollen Wiederhall gefunden. Alle die Ziele, die das deutsche Volk sich gesezt, spiegelten sich in seinem Geiste, all' die Aufgaben die es sich gestellt, fanden in ihm einen Mitarbeiter und Mitstreiter, alle Leiden und Freuden der Nation hat er im tiefsten Herzen mitempfunden; aber das was Deutschland als Beruf von einer höhern Hand vorgezeichnet gewesen, haben wenige wohl in seinem letzten Ziele so klar erkannt, wenige sind ihm so treu

1) Gesammelte Politische Schriften V. 115.

2) Görres Worte auf dem Todbette.

geblieben und nach dem Maße ihrer Kräfte so gerecht geworden, als Görres nach dem der seinen.

Darin hat wohl auch allein der sympathische Zug seine Quelle, der so viele Männer der verschiedensten Richtungen, Bestrebungen, Berufe, und gerade die edelsten, ihm entgegenführte. Große Gelehrsamkeit und ein thätiges öffentliches Leben mögen wohl eine Einzeln-Persönlichkeit zum Sammelpunkt für Viele machen, man sucht sie, weil man sie braucht man sieht sie aus Neugierde oder um eigene Eitelkeit zu befriedigen; aber was zu Görres hingezogen, war eine sittliche Kraft, die er bei seinen übrigen Gaben darin besaß, daß er völlig selbstlos und uneigennützig den höchsten Zielen hingegeben, wie er denn auch sein öffentliches wie sein Privatleben stets rein und unbefleckt erhalten hat. Darum ragte er in der That durch ein halbes Jahrhundert hin empor wie eine Säule, an der Viele sich aufgerichtet. Er hatte selbst den Mächtigen dieser Welt, wenn sie nicht je nach Umständen ihn gefürchtet und verfolgt, Achtung abgerungen, Staatsmänner und Feldherrn wie der edle Freiherr von Stein, General Gneisenau und Scharnhorst haben ihm ihre Anerkennung, ja Freundschaft gezollt; Männer der Wissenschaft sehnten sich „nach einem Labetrunk aus dem reichen Brunnquell seines Geistes"[1]); einer der Edelsten betrachtete den Verkehr mit ihm „wohlthuend, wie Gnadengabe"[2]). Er selbst konnte sagen: „Das ist meines Lebens schönster Stern von je gewesen, daß die Besseren sich vertrauend immer um mich her gesammelt, wie auch ich nur zu den Guten mich gehalten"[3]); und ebenso konnte er auf das Zeugniß des rheinischen Volks sich berufen, „das ihn von Jugend auf gekannt, wie er durch Revolution, Krieg, Despotism und vielfache Schicksalswechsel, ohne sich irgend wie zu beschmutzen, hindurchgegangen, nie

1) Creuzer in einem Brief vom J. 1824. Gesammelte Briefe III 130.
2) Böhmer Leben und Schriften I. 128.
3) Mythengeschichte der asiatischen Welt. Vorwort.

seine Gewalt mißbraucht, nie seinen Vortheil gesucht"[1]). Endlich weht aus seinen Schriften ein solcher warmer, belebender Hauch der Begeistigung und Begeisterung auch uns entgegen, daß jetzt noch gilt, was Rückert ihm zugesungen:

Einem ewig grünen Baume gleich ist Görres,
Woran kein einzig Blättlein ist ein dörres.

I.

Görres Jugend fiel in Zeiten, in welchen alle Verhältnisse einerseits faul geworden, andererseits nach Neugestaltung drängten: düster brannte die Lampe des Heiligthums, seine Wächter schliefen, wenn sie nicht selbst mit die Orgien der Aufklärung gefeiert. Die Mächtigen dieser Welt, großentheils in französischer Lüderlichkeit versunken, hielten die Völker eingezwängt in aufgeklärten Despotism, wenn man sie nicht geradezu als Waare verschacherte. Die öffentlichen Zustände waren unhaltbar, ja unerträglich geworden. Das katholische Volk, zwar noch großentheils einfach und treu dem Glauben seiner Väter, trug doch im Leben den Charakter „der Spießbürgerlichkeit und Verknöcherung" und war ohnmächtig gegenüber der Sintfluth der neuen Ideen. Die traditionelle Wissenschaft war obsolet, weil stationär geworden und nimmer mochten die alten Formen dem Drang der Geister nach tieferer Ergründung der Wahrheit mehr genügen, ebensowenig als durch sie die sich aufdrängende Masse neuer Entdeckungen, die bald zu neuen Wissensgebieten sich gestalten sollten, zu bewältigen war. Noch weniger mochte der vulgäre Rationalismus gemäß seiner flachen, alles Positive in Religion und Geschichte negirenden Natur dem, wonach bewußt oder unbewußt die Zeit gerungen, entgegenkommen; er trieb ja nur die Geister in die äußerste Gottesferne und Leere und was er geboten, war ja nur die Fratze dessen, was die Zeit bedurfte. Wie

---

1) Triarier S. 165. In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit. Politische Schriften V. 660 und der Brief an Freiherrn v. Stein Gesammelte Briefe II. 426.

das öffentliche Leben durch und durch brüchig war, so erwies sich auch die damalige Wissenschaft als ohnmächtig der Zeit und ihren Forderungen gegenüber.

Daher der Drang nach Neugestaltung auf beiden Gebieten. Nachdem im Wissen Alles wankend geworden, mußte um so mehr das Bedürfniß sich regen, ein durch sich selbst gewisses, erstes Princip, auf dem die Wissenschaft ruhen könnte, zu finden, und das geeignet wäre, das ganze Gebiet der Einzeln-Erkenntnisse in ihrer Isolirung in einer principiellen Einheit zu erfassen und eine tiefere principielle Erkenntniß zu gewinnen. Darnach hat die neuere Philosophie damals gerungen und darnach ringt sie heute noch; denn nimmer gelingt eine historische Aufgabe, wie sie denn einmal besteht, mit Einem Wurf, sie kann nur allmählig gelöst werden, und nicht ohne daß dem Forscher auch sich viele Abwege bieten, die nicht leicht einfach vermieden, sondern auch als solche erkannt werden sollten.

Aber auch die ferner unhaltbare Lage der öffentlichen Zustände drängte nach Befreiung von dem Drucke, der auf der Gesammtheit schwer gelastet; auch der Ruf nach Freiheit war so in der Zeit begründet und geschichtlich berechtigt; es handelte sich nur darum, ihn in seiner innern Wahrheit zu begreifen, wie zum rechten Ziel zu führen. Machte er sich auch anfänglich bei der Morschheit aller Zustände, wie nicht anders zu erwarten, mehr in subjektiver Weise geltend, war es die Freiheit, welche aus der Individualität hervorging, so mußte dieß Streben nach Freiheit von seiner bloßen Subjektivität befreit und auf den Boden des Rechts gestellt werden, sollte die Aufgabe der Zeit in dieser Hinsicht sich verwirklichen. Auch dieß war aber dem allmähligen Entwicklungsgang der Geschichte überlassen. Wem nun auf die Zeit nach dieser oder jener Seite einzuwirken der Beruf geworden, mußte daher, sollte er seiner Aufgabe genügen, das was der Zeit noth gethan, in sich selbst bewältigen und nur nach dem Maße der Richtungen, in denen er sich daran

stark gerungen, konnte er, nun abhaltend, wie leitend und fördernd auf sie wirken.

Eine solche Aufgabe ist nun Görres geworden. Er sollte das was in der Wissenschaft der Geist der Zeit eigentlich gewollt, fördern, wie dem was der Ruf nach Freiheit und Völkerglück Wahres und Berechtigtes in sich hatte, ein Herold werden. Aber nur im harten Kampfe mit der Zeit sollte er sich stark ringen. Da er in seiner Jugend ebenso führerlos gewesen, wie die Zeit selbst, so war er völlig an sich selbst gewiesen. Das einfache elterliche Haus bot ihm „dem excentrischen Kopfe" außer der christlichen Erziehung nichts für seine geistige Entwicklung, so wenig als die Schule. Selbst seine Universitätsstudien mußte er schon im Beginne unterbrechen. Er mußte also durch den Wust der Zeit sich mit eigener Thatkraft durchringen. Dadurch aber sollte er eben gestählt werden und jene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters sich herausbilden, wie jene Originalität, welche bei aller Einfachheit seines Wesens schon früh seine Thätigkeit auszeichnet, wie schon die Worte in einer seiner ersten Schriften dieß bezeichnen: „Keinem Parteiführer mag ich unbedingt huldigen, kein Parteiführer mag ich werden, für das Eine habe ich zu viel Stolz, für das Andere zu wenig Eitelkeit"[1]). Um in solcher Schule jedoch zu bestehen, bedurfte es einerseits jenes gewaltigen Wissensdranges, der sein ganzes Leben hindurch ihn erfüllte, andererseits aber jener reinen selbstlosen Absicht, die, indem sie immer nur die Wahrheit und das Recht gewollt, auch dieser jedes Opfer zu bringen bereit gewesen. Diese Gaben wurden in seine Seele gelegt; aber er hat sicher damit gewuchert, daß sie reichlich Zinsen trugen. Sein Wissensdrang ließ ihn nimmer ruhen, um auf allen Gebieten ihn zu befriedigen, ja neue Wege und die Eroberung neuer Gebiete anzubahnen. Aber nicht bloß um Erweiterung des Wissens war es ihm zu thun, son-

1) Aphorismen über die Kunst X.

dern ebenso und noch mehr um Vertiefung, um eine einheitliche Weltanschauung, die das Einzelne unter einem Princip, unter Einem großen Weltgesetze ihn erschauen ließ. Daher führten seine Forschungen ihn ebenso auf das Gebiet der Natur, wie auf die ganze große Vergangenheit der Menschengeschichte zurück, andererseits aber suchte er auch die ewigen Grundlagen alles Seyns und Werdens auf. Auf Grund des Einen Princips konnte er daher auch in der Natur selbst wieder nur das Vorbild für die große Entwicklung des sittlich-geistigen Lebens der Geschichte erblicken.

In dieser Allseitigkeit und Tiefe seiner Anschauung hatte er auch die Macht, auf das öffentliche Leben Einfluß zu üben. War hier der alte Grundbau von Ruinen überschüttet, wie von den Hütten der Neuzeit überbaut, so konnte er gerade dadurch, daß er an die Fundamente ging, wie sie einerseits in der Natur der Dinge liegen und andererseits historisch gelegt waren, um so mehr auch seine Zeit, in der Alles zum Umsturze kommen sollte, auf diese weisen, die allein einem Neubau festen Grund und Boden bieten konnten.

Wie er aber erfüllt war von dem Drange der Zeit nach Erweiterung und Vertiefung des Wissens, so auch von dem nach Freiheit. Auch er stimmte ein in den Ruf nach ihr, auch er erkannte dessen ganze volle Berechtigung. Sollte er aber ein Herold ächter Freiheit werden, konnte sie ihm nicht in jener leeren Allgemeinheit bleiben, noch konnte er sie nur in dieser oder jener Form, wie der Tag sie aus der Subjektivität des Einzelnen hervortrieb, auf den Altar stellen. Wie er nur die ganze volle Wahrheit wollte, so war ihm auch die Freiheit ein Ideal, das in einer Unendlichkeit leuchtet, und nur allmählig und nur in dem Maße annähernd, wie „in einer unendlichen Gleichung" gewonnen werden kann, als sie auf Wahrheit und Recht gefestet wird. „Wahrheit ohne Freiheit galt ihm daher als ein verborgener Schatz, als eine verschlossene Quelle; Freiheit ohne Wahrheitsliebe aber

als ein unrecht Gut in eines Gottlosen Hause"[1]). Er konnte aber nur die ganze volle Wahrheit wollen und die Freiheit ihm nur solange ein Ideal seyn, als er sich nicht eigensüchtig und sich selbst genügend in sich abschloß; solange er nur das Ganze wollte, nicht stille stand, sondern seinen freien Sinn für das Ganze offen hielt. Denn das ist das große Weltgesetz, an das sich alle Entwicklung in der Natur wie in der sittlichen Welt der Geschichte knüpft, daß nämlich ohne Unterwerfung des Einzelnen unter das Ganze, des Eigen-Ichs unter die Idee kein Fortschritt möglich. Wie in der Natur das Leben nur dadurch sich entwickelt, daß jedes Eigenseyn eines Naturdinges der höhern gestaltenden Seele sich unterordnet und ihr dient, so fordert der geistig-sittliche Fortschritt die freie Unterwerfung gerade unter das Höchste. Auch im sittlichen Leben wie in der Wissenschaft gilt daher als erstes Gesetz: „Verleugne dich selbst"[2]). Denn nur durch ein Verzichten auf vorgefaßte Meinung, nur durch ein Aufgeben auch mancher vermeintlichen Errungenschaft, die nur subjektiver Schein des eigenen Ichs gewesen, kann das Gold der Wahrheit gefunden werden. Solche Forderung steht freilich im Gegensatz zu dem was jetzt als Princip einer Ethik, die nur zu wahrer Bestialität führen müßte, in dem Satze: „mache dich selbst geltend", formulirt werden möchte.

Görres hatte immer diese Selbstverläugnung geübt, er war immer ein demüthiger Forscher, gerade weil er nur die ganze volle Wahrheit wollte, wollte er nie der besseren Ueberzeugung sich verschließen. Es kam ihm daher nie „der Gedanke, daß das was er sich ausgeklügelt, die unbedingte Wahrheit, und etwa das Dogma irrig sei"[3]).

---

1) Deutschland und die Revolution. Ges. Schriften IV. 71.
2) S. auch J. F. Böhmer's Leben und Anschauungen. 141.
3) Ges. Schriften I. Vorrede IX.

Er scheute daher auch nicht die mühsamsten Studien zu erneuern, um die Quelle seines Irrthums zu entdecken. In gleicher Weise sah er die Freiheit nicht da, wo die große Menge, die oft wie gehetzt vom bösen Geiste sie erblickte, nicht da, wo die Bacchanten den Ruf der Freiheit erschallen ließen, Görres wollte nur die Freiheit, die es ist, und er hielt sich immer ferne von ihren Thyrsusschwingern und, selbst als sie in seiner Jugend ihn in ihre Reigen führen wollten, hatte sein reiner Sinn ihn bald ihre Natur entdecken lassen.

Görres' Ringen nach Wahrheit und Freiheit war somit durch und durch eine sittliche That und wenn er sagt: „der religiöse Unterwerfungsakt unter die Idee ist seiner Natur nach gerade das höchste Werk der Freiheit"[1]), so hat sich dieß gerade auch bei ihm bewährt. Diese That der Unterwerfung hat ihn immer mehr die Wahrheit und die ächte Freiheit finden lassen, und darin hat er auch seine Zeit, und was in ihr gelegen, in sich selbst bezwungen. Indem er aber so in den Dienst der ganzen Wahrheit und der ächten Freiheit sich begeben, konnte er auch der Zeit ein Führer werden, wie er es geworden.

Der Ruf nach Völkerfreiheit, der von Frankreich nach Deutschland drang, hat auch in dem noch nicht zwanzigjährigen Görres seinen Wiederhall gefunden. Ihm kann dieß nicht zum Vorwurf seyn, da auch ergraute Männer, wie Klopstock, Johannes Müller und Andere anfänglich sich gleichfalls hingerissen fühlten, eine Aenderung der Dinge eine unbedingte historische Nothwendigkeit war. Als die Rheinlande nun den Franzosen so gut als ausgeliefert waren, und

1) Gesammelte Politische Schriften IV. 431

auch in Coblenz ein „Verein der Patrioten" sich gegründet, nahm Görres daran hervorragenden Antheil, theils durch feurige Reden, die er daselbst gehalten, theils durch Herausgabe des „Rothen Blattes" und später des „Rübezahl". Doch schon zwei Jahre vorher (1796) schrieb er die Schrift: „Der allgemeine Friede, ein Ideal, der fränkischen Nation gewidmet." Wenn er auch darin in den damaligen Freiheits-Ideen der französischen Revolution sich stark befangen zeigt, so hat er doch nichts weniger als blindlings sich in den Strudel geworfen, so daß er immer die innere Freiheit der eigenen Ueberzeugung und die Selbständigkeit des Urtheils sich gewahrt und sich über den Parteien hielt. Schon diese Erstlingsschrift kennzeichnet ganz seine Weise, den Gegenstand aus der Sache heraus zu entwickeln. Er strebt hier schon einen Standpunkt an, „von wo aus er die ganze Menschheit innerhalb seines Gesichtskreises liegen sieht." Er geht zurück bis auf einen supponirten Urzustand der Menschheit und will nun „aus dem zusammengesetzten Begriff des Menschen als eines thierisch-geistigen Wesens" die Entstehung und Entwicklungsformen der Staaten naturnothwendig ableiten und so eine Naturgeschichte der Staaten geben. Diese Entwicklung selbst, so meint er, wird aus regellosen Anfängen ganz parallel dem Werden der Natur bis hinauf zur höchsten Humanität stattfinden[1]). Ebenso wollte er auf Grund einer solchen von der Mitte ausgehenden Auseinandersetzung durch 18 Artikel für die despotischen und 13 für die republikanischen Regulativ-Staaten „die Bedingungen der Verwirklichung des Ideals eines allgemeinen Friedens feststellen, der bis zur bevorstehenden allgemeinen Reform aller europäischen Staaten anhalten würde"[2]). Hatte Görres damals vielfach die Irrthümer der Zeit getheilt, so hatte er

1) Der allg. Friede S. 2. 16.
2) l. c. 108.

darin, daß er seinen Gegenstand aus dem Princip entwickeln wollte, auch das Mittel, sobald er in's Princip sich mehr vertiefte, die Irrthümer selbst wieder auszuscheiden. Görres bedurfte dazu nur weniger Jahre, während dieselben Irrthümer noch die Götzen gar Vieler, die gegenwärtig Macht haben, bilden. Namentlich gilt dieß von seiner Anschauung über das Verhältniß von Kirche und Staat, die nach ihm ideal „an sich kein Verhältniß zu einander haben, da das Gebiet des Staates Endlichkeit, das der Kirche Ewigkeit sei. Beide seien nur durch einen großen Isthmus verbunden, da ihre Machthaber Menschen sind"[1]). Er kennt so die Kirche als eine transcendente Macht an, die ein völliges Analogon des Staates sei mit oberster gesetzgebender Gewalt, aber sie dürfe keinen physischen Zwang ausüben, müsse die Exekutive der Hölle überlassen. Uebrigens könne auch der Staat die Rechte der Kirche lädiren, wenn er sich in ihre innere Organisation einmische, wenn er ihrer gesetzgebenden Gewalt illegale Fesseln anlegt u. s. w. Was den Frieden unter den Staaten betrifft, fordert er einen „obersten Gerichtshof" für seine „Völkerrepublik". Auch das Princip der Nichtintervention im absoluten Sinne, wie es Napoleon III. und die deutsche Reichstagsmehrheit aufgestellt, glaubte er damals schon nicht anerkennen zu können[2]).

Im „Rothen Blatte", im „Rübezahl", in welchen er mit der glühendsten Begeisterung für die Republik eingetreten, bekennt er in seinem „Glaubensbekenntniß", daß der „unveränderliche Fixstern ihm das Ideal der veredelten Menschheit sei. Nur der Glaube an die allmählige Annäherung an dieses Ideal vermag den Beobachter zu einer Zeit aufrecht zu erhalten, wo alle Leidenschaften von ihren Ketten

---

1) Gerade darin liegt aber nothwendig ihr Verhältniß zu einander!

2) l. c. 63. Eben weil die Staaten einen sittlichen Charakter haben, könnte ein oberster Gerichtshof nicht bestehen ohne das Recht der Intervention, wenn es auch nur in den äußersten Fällen geübt werden dürfte.

entbunden umhertoben"[1]). Mit der nüchternsten Objektivität erkennt er aber, daß das Jahrhundert wohl reif sei, „die despotische Form des Staates abzuwerfen und dafür eine Repräsentativ-Verfassung einzuführen, nicht aber für eine rein demokratische Form." Indem er aber zugleich eine Periode unterscheidet, in welcher „die Menschen keiner Regierungsform bedürfen, weil jeder sich selbst regiert, ohne den Andern zu verletzen, diese aber in der endlichen Zeit nie eintritt"[2]), ahnt er schon den Ideal-Staat, der aber auch nach Platon nur im Himmel ist[3]). „Unparteilichkeit im strengsten Sinne ist mein erstes Gesetz und Wahrheitsliebe mein zweites, Furchtlosigkeit im Bewußtseyn, ohne Nebenabsicht rechtschaffen zu handeln, die unzertrennliche Gesellschafterin auf meiner Laufbahn"[4]). Daher erklärte er: „Krieg allen Spitzbuben, die Hand dem ehrlichen Manne." Außer dieser seiner sittlichen Selbstständigkeit war es sein Sinn für universelle Anschauung, die ihm die Dinge auch hier schon nie isolirt, sondern nur im großen Zusammenhange der Vergangenheit und Zukunft betrachten ließ und einem höheren Gesetze unterworfen, das ähnlich wie in der Natur, so auch in der sittlichen Welt der Geschichte waltet. Ihn leitete der Glaube an „ein immerwährendes Fortschreiten der Menschheit zum Ideal der Cultur und Humanität; eine gute Staatsverfassung sei aber das Mittel dazu"[5]). Der Staat war ihm also damals schon nicht Zweck — allerdings eine Kinderwahrheit, die man aber gegenwärtig völlig vergessen hat. Indem er nun gemäß diesen Grundsätzen all' den Ungerechtigkeiten und Räubereien des französischen Diebsgesindels entgegentrat, kam er bald in Kampf mit den Behörden. Das

1) Rothes Blatt II. 39.

2) l. c. 40—42.

3) In gleicher Weise hat bekanntlich sich auch Schelling schon in seiner ersten Periode ausgesprochen.

4) l. c. II. 138.

5) R. Bl. II. 40.

„Rothe Blatt" sollte daher verboten werden, aber Görres kam dem zuvor, gab es auf und schrieb dafür den „Rübezahl" im gleichen Geiste fort.

Man hatte ihm später oftmals Jakobinismus vorgeworfen, und namentlich daß er damals die Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich betrieben habe. Auch Freiherrn von Stein hatte man diese Meinung von ihm beigebracht. Allein es ist dieß völlig unbegründet, wie auch Görres Stein gegenüber sich vollständig gerechtfertigt hat. Die republikanische Bewegung fing in Coblenz wie anderwärts nicht früher an, als bis die Lande in der That vom Reiche aufgegeben waren; aber anstatt für die Vereinigung mit Frankreich zu wirken, that Görres Alles, um dieses zu verhindern. In ihm stieg zuerst der Gedanke auf, daß diese Länder sich unabhängig erklären, hiebei Belgien und wo möglich das Elsaß in den Bund ziehen sollten, und so Holland und die Schweiz verknüpfen. General Hoche „der verständigste und billigste aller französischen Generale" war dafür gewonnen, allein das Direktorium ging auf die Unabhängigkeit der Rheinlande nicht ein, sondern behandelte sie als Provinzen oder wie Görres anderswo sagt, „es verwandelte die vier Departements in ebenso viele Paschaliks und gab sie seinen Janitscharen preis"[1]). „Nun begann der innere Krieg gegen die Franzosen, von mir insbesondere in Schriften und auf jede Weise so heftig geführt, daß ich während mehr als einem Jahre nicht anders als bewaffnet ausgehen durfte, häufig mit Säbeln und Bayonetten angegriffen wurde und mehr als einmal im Gefängniß saß."

Das ist, bemerkt er hinzu, „die Geschichte meines Jakobinism"[2]). Erst als das französische Direktorium gar

1) Sendung nach Paris. Politische Schriften I. 33.

2) Ges. Briefe II. 425—426. Man hat öfters Görres die Schriften „der politische Thierkreis" wie „Huergelmer" zugeschrieben. Mit Unrecht; Görres erklärte 1839 in der Münchener politischen Zeitung

keine Abhilfe dem Diebs- und Raubgesindel gegenüber schaffte und es sich in Folge des Friedens vom Campo Formio darum handelte, ob es nicht besser sei die Reunion mit Frankreich beim Direktorium zu beantragen, wurde eine Deputation, an deren Spitze der noch nicht vierundzwanzig Jahre alte Görres stund, nach Paris gesendet, „um die innere Lage ihres Vaterlandes zu verbessern und seine äußere Existenz zu sichern." Die Deputation sollte den Zustand der Dinge in der Nähe sich besehen, um falls sie die Reunion für zuträglich fänden, selbe zu beantragen. Allein kurz bevor die Deputation in Paris angekommen (20. November 1799), hatte am 18. Brumaire bereits Napoleon die Zügel der Herrschaft an sich gerissen und die Frage war dadurch von selbst entschieden. Görres schrieb daher an seine Committenten: „Nehmt euch den Suetonius zur Hand, der neue Imperator ist fertig." Nach seiner Rückkehr (1. März 1800) legte er zu seiner Rechtfertigung „die Resultate meiner Sendung nach Paris" zugleich als sein „politisches Testament" (10. Mai) seinen Committenten vor. Der Rausch der jugendlichen Begeisterung findet sich nicht mehr, aber um so mehr schon das Urtheil des gereiften Mannes. „In den ersten Tagen meiner Jugend haben sich die Ideen von Republikanismus und Verbesserung der politischen Lage der Menschheit und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse mit meinem ganzen Wesen verschmolzen; ich habe ihnen angehangen mit Wärme und Selbstverläugnung, der Drang der auf mich einstürzenden Erfahrungen mußte sehr groß, die Masse der dahin Bezug habenden Erscheinungen sehr gehäuft und ihr Eindruk sehr schneidend seyn, wenn ich sie aufgeben sollte für diese gegebene Menschheit, wie sie jetzt lebt[1]); wenn ich anerkennen sollte, daß die gegenwärtige Generation für die Freiheit verloren ist." Die Einsicht in

---

vom 3. Februar, daß er diese Schriften nicht geschrieben, ja nicht einmal je zu Gesicht bekommen habe.

1) Vorrede. Vgl. Politische Schriften I. 29.

die Enttäuschung war somit eine volle. „Solange die Leidenschaften noch in dem ungebundenen Naturzustande umherschwärmen, wie sie die ganze bisherige Geschichte durchtobt haben, solange ist es rasender Unsinn, eine Nation zur Selbstherrscherin erheben zu wollen. Aber ein noch weit verzweifelteres Problem hat sich auf eine Weise gelöst, die den mit tiefem Schmerz erfüllen mußte, der die Existenz eines Adels der Bildung in dieser Generation geglaubt hatte... Die Jakobiner-Gesellschaften vereinigt mit dem Convent bestanden eine ziemliche Epoche hindurch aus allem, was die Republik an Bildung, Kraft und Talent in ihrem Umfang einschloß. Und was war der Erfolg? ein Funken war in den gesammelten Brennstoff gefahren und er explodirte gewaltsam. Wilden Bestien ähnlich zerfleischten sich die Leidenschaften und alles was die menschliche Natur Abscheuliches und Treffliches hat, ward zum Genialischen erhöht, und das zerschmetterte ohne zu bessern"[1]). „Aber auch eine organisirte Aristokratie der Bildung vermochte nichts. Bei ihr nimmt der Wohlstand durchaus die Stelle der Moral ein, und so kam in den Moderanten nur ein Adel der Sitte, bei dem anstatt der trotzigen unverstellten Wildheit nur die heuchlerische Intrigue herrscht. Hatte der Jakobinism den Staatskörper zerschmettert, so corrodirte ihn der Moderantism, zerlegte ihn allmählig und verzehrte ihn wie Zeit und Natur[2]). So mußte man zuletzt sich dem Despotism des Geistes und der Charaktergröße in die Arme werfen und die Ausbeute der ganzen Revolution von dem Ehrgeize eines Einzigen verschlungen sehen"[3]).

Ueberhaupt findet sich in dieser Schrift eine tiefgehende Naturgeschichte der Revolution, aus der auch unsere ameisen-

1) l. c. S. 66.

2) Damit sind genau alle „Mittelparteien" wie ihre Wirkungen conterfeit.

3) l. c. 66—71 und 42.

artig arbeitenden Historiker immer noch etwas lernen könnten. Hatte Görres aber in der Schrift „der allgemeine Friede" sich für die sog. natürlichen Grenzen der Staaten ausgesprochen (S. 108), so sehen wir ihn jetzt mit aller Entschiedenheit dagegen auftreten und mit den tief gehendsten Gründen die politischen Gruppirungen der Völker rechtfertigen. „Wie die Natur nicht auf die Linien der Geographen achtet, so überwarf sie auch nicht die politischen Gruppirungen der Völker mit einem geologischen Netzwerk aus Wasser und Felsen zusammengestrickt." Die Sprache sei das große Band der Individuen als das erste Erzeugniß des Spieles der inneren psychisch-geistigen Organisation. „Mit der Cultur der Sprache hängt aber auch die Cultur eines Volks zusammen. Wo ein erobernd Volk bei dem eroberten eine neue Sprache einführt, stockt auf einmal die Bildung in ihrem Gange. Nur die Humanität sei allen Völkern gemein"[1]) — und nun zeichnet er den großen Unterschied des National-Charakters der Deutschen und Franzosen in scharfen durchgreifenden Zügen und namentlich wie beide Völker die Freiheit fassen[2]).

Damit war die erste Periode der politischen Thätigkeit zu Ende. Görres kehrte zu seinen Studien zurück, um in diesen sich zu vertiefen. Vom Anfange dieses Jahrhunderts bis zur Zeit des „Rheinischen Merkur" finden sich nur zwei Aufsätze, welche das politische Gebiet berühren, von denen der eine „Reflexionen über den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt" in Perthes' „Vaterländischem Museum" (1810) abgedruckt ist, der andere über den „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt"[3]) daselbst wegen des Aufhörens der Zeitschrift nicht mehr gedruckt werden konnte. Beide ebenso großartig in der Anschauung

1) Politische Schriften I. 114. 132.
2) l. c. 20.
3) Politische Schriften I. 115.

als tiefgreifend in der Begründung. Tragen diese Aufsätze auch mehr den wissenschaftlichen Charakter, so hatten sie doch, wie überhaupt seine damalige wissenschaftliche Thätigkeit nicht minder einen patriotischen Zweck insofern, als er nun sich als Deutscher fühlend auch positiv das deutsche Bewußtseyn dadurch zu heben wußte, daß er das Volk auf die Geschichte seiner Vergangenheit zurückwies, und namentlich seine Kunst- und Literaturschätze ihm wieder vor Augen stellte.

IX.

Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart.

II.

Wir haben im ersten Artikel über die Werke der neuesten Zeit, welche die thomistische Staatslehre behandeln, Rundschau gehalten und gefunden, daß sämmtliche Schriften der Doktrin des englischen Lehrers nicht bloß eine historische, sondern auch eine praktische Bedeutung, und zwar eine sehr große, beilegen. Diese Bedeutung liegt aber nach ihnen nicht in Detailfragen und untergeordneten Lehren, sondern sie liegt in den Principien. Die Menschheit ist seit 6(?)0 Jahren in ihren äußeren Verhältnissen und den socialen Lebensbedingungen eine ganz andere geworden, und darum hat es für unsere Zeit wenig praktischen Werth zu wissen, was ein großer Geist des 13. Jahrhunderts über den Handel, das Münzwesen, Klima, die Anlage von Städten u. dgl. geschrieben, so sehr dieß für den Fachmann und Historiker von Interesse seyn mag. Ganz anders ist es mit den

Fragen, welche die Natur und die wesentlichen Bestandtheile der Societät betreffen; in dieser Beziehung ist dieselbe nicht veränderlich und dem Wechsel unterworfen. Solange die Menschheit besteht, wird es immer eine weltliche Gewalt und gewisse Formen dieser Gewalt geben; und immer wird es Gesetze geben und verschiedene Rechte, und immerdar wird der Staat zu anderen Gesellschaften im Verhältniß stehen, die ihm entweder über- oder untergeordnet sind. Hat der Engel der Schule in diesen und ähnlichen Punkten richtig gedacht, dann sind seine Lehren auch heutzutage von großer Bedeutung und dieß um so mehr, als gerade in den Grundfragen des socialen Lebens Uneinigkeit herrscht und der gegenwärtige religiös-politische Kampf sich um die Principien dreht. Es verhält sich hier ähnlich wie mit den theoretischen Lehren des Aquinaten. Man sucht katholischerseits auf philosophischem und theologischem Gebiete zur Scholastik und namentlich zur Doktrin des heil. Thomas zurückzukehren; aber niemand oder nur höchst wenige verstehen diese Repristination so, als ob alle Lehren der Vergangenheit in Bausch und Bogen erneuert werden sollten, also auch die astronomischen, chemischen und physiologischen. Nein, man sucht nur wieder anzuknüpfen mit jenen Grundlehren und Fundamentalwahrheiten, die, was die Philosophie betrifft, nicht einmal mittelalterlichen Ursprungs sind, sondern sich schon bei den heidnischen Weltweisen finden. Und weil wir gerade so die Repristination der socialen Lehren des heil. Thomas auffassen, darum werden wir die politische Doktrin nur insoweit berühren, als sie principieller Natur und für die gegenwärtige Zeit von Werth ist. Hieher rechnen wir ganz besonders die Lehre von der Staatsform, vom Gesetze und von dem Verhältniß zwischen Staat und Kirche.

Eingangs der Schrift de regimine principum begründet der englische Lehrer vor Allem die sociale Bestimmung des Menschen. Der Mensch ist von Natur aus social — naturale

est homini, ut sit animal sociale et politicum, in multitudine vivens (lib. I. c. 1). Und den Grund hiefür findet er in der Hülfsbedürftigkeit des Menschen vor allen anderen lebenden Wesen. Das Thier hat von Natur alles was es zu seiner Entwicklung bedarf, der Mensch hingegen braucht nicht bloß zu seiner leiblichen Erhaltung und Vervollkommnung, sondern noch mehr zu seiner geistigen Ausbildung der Hülfe anderer Menschen. Das Thier ist von Natur aus fertig, es braucht nichts zu lernen; der Mensch muß alles von anderen lernen und muß es allmählig und mit vieler Mühe lernen. Aus diesem Grunde besitzt der Mensch auch die Sprache, jenes Mittel, wodurch er sich mit den anderen Menschen in Verbindung setzt und von ihnen unterrichtet werden kann. Das Thier hat keine Sprache, weil es auch von anderen nichts zu lernen hat. Soll jedoch die sociale Natur des Menschen sich verwirklichen, so ist wesentlich eine Auktorität oder Gewalt nothwendig, welche die Vielheit zur Einheit verbindet. Wo immer eine Einheit sich findet, da besteht sie nur durch ein einigendes und beherrschendes Princip. Die Weltkörper bilden eine Einheit, weil ein Centralkörper sie bewegt. Der Leib ist ein einheitliches Ganze, weil eine Seele ihn regiert. So auch werden die vielen Menschen zu einem Gemeinwesen nur durch die Regierungsgewalt — necesse est in hominibus esse, per quod multitudo regatur. (ibid.)

Da die Staatsgewalt nicht für sich, sondern für die multitudo aufgestellt wird, so kann ihr Zweck nur das bonum commune seyn. Der Regent darf nicht seinen Nutzen und Vortheil suchen, sondern er hat seine Gewalt zu gebrauchen zum Nutzen und Wohle aller Untergebenen. Sehr schön vergleicht der englische Lehrer nach der heil. Schrift die Regenten mit den Hirten; sie sind die Hirten der Völker, die nicht sich selber weiden dürfen, sondern die Völker auf gute und fette Weide führen müssen, wenn sie nicht das Wort hören sollen: Vae pastoribus, qui pascebant semetipsos.

Weil mit Rücksicht auf den Träger der Regierungsgewalt

die Auktorität eine verschiedene seyn kann, unterscheidet man mehrere Staatsformen. Der heil. Thomas nimmt im Anschlusse an Aristoteles drei Staatsformen an: die Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Jede dieser Formen ist im Stande das Wohl und Glück der Völker zu begründen; jede hat ihre besonderen Vorzüge. Die republikanische Verfassung z. B. hat viele Vorzüge vor den beiden anderen. In ihr sind die Bürger meistens opferfreudiger und patriotischer, weil sie das Wohl und Gut des Staates als ihr eigenes Gut betrachten, während die Unterthanen des Königs das bonum commune mehr als Sache des Königs ansehen und darum weniger dafür einstehen[1]). Durch die Republik ist der römische Staat so mächtig und groß geworden. Gleichwohl darf man nicht sagen, daß eine und dieselbe Staatsform für alle Staaten gleich gut sei. Es mag die Demokratie für einen Staat sehr vortheilhaft seyn, so ist sie es doch nicht für einen anderen. Die beste Staatsform für ein Volk ist jene welche dem Charakter, der Sitte und Bildungsstufe dieses Volkes am nächsten kommt[2]). Uebrigens nützt keine Verfassung, wie der heil. Lehrer wiederholt bemerkt, wenn nicht diejenigen welche sie handhaben, rechtschaffen und uneigennützig sind. Jede Staatsform ist des Mißbrauchs fähig und kann in Tyrannei und Willkür ausarten.

Betrachtet man jedoch die Staatsform absolut und an sich, so muß man die Monarchie die vorzüglichste Staatsform nennen, weil sie am besten den Zweck der Staatsgewalt realisirt. Die Autorität hat die Aufgabe, die Vielheit zur

1) ibid. c. 4: Plerumque contingit, ut homines sub rege viventes segnius ad horum commune nitantur, utpote existimantes id quod ad commune bonum impendunt, non sibi ipsis conferre, sed alteri sub cujus potestate vident esse bona communia. Wie man sieht, kennt der heil. Thomas recht wohl die Vortheile der Republik.

2) Denselben Gedanken führt Montesquieu aus in seinem L'esprit des lois, t. I. l. I. c. 3.

Einheit zu verbinden, aber nicht zu einer strammen, schablonenmäßigen Einheit, sondern zur Einheit des Friedens — hoc est ad quod maxime rector multitudinis intercedere debet, ut pacis unitatem procuret[1]). Um eine solche Einheit des Friedens zu bewirken, eignet sich aber die Monarchie mehr als jede andere Staatseinrichtung, denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Herrschaft eines Einzigen die Einheit der Bürger viel eher begründen kann als die Herrschaft vieler — manifestum est, quod unitatem magis efficere potest, quod est per se unum, quam plures. Diese Wahrheit bezeugt das ganze Universum, welches von Einem Gott regiert wird; wie auch alle Gebilde der Natur durch Ein Princip ihre Einheit haben. Ein Lebensprincip führt den Haushalt im Menschenleibe; die Eine Seele beherrscht das regetative und sensitive Gebiet, und Eine Königin waltet im Bienenhause.

Die Vorzüglichkeit der Monarchie beweist der englische Lehrer noch aus einem anderen Grunde. Wenn die Monarchie entartet und zur Tyrannei wird, dann ist sie allerdings das größte Unglück, ein viel größeres Unglück als die Entartung einer anderen Staatsform; aber die Monarchie ist viel seltener der Entartung und der Despotie ausgesetzt als die Aristokratie und Demokratie. Letztere, wie die Geschichte bezeugt, unterliegen viel häufiger Staatsumwälzungen und viel häufiger führen sie zu Diktaturen, Despotien und Parteiherrschaft als die Monarchie. Daraus schließt der heil. Thomas, magis esse expediens sub rege uno vivere, quam sub regimine plurium (ibid. c. 5).

Wir können nicht umhin einen Augenblick bei dem Zwecke zu verweilen, den der Aquinate der Staatsgewalt setzt. Er will Einheit und Ordnung im Staate, aber diese Einheit findet ihr Maß am Frieden. Die Einheit des Staates darf nicht so weit gehen, daß sie schablonenmäßig das

1) de reg. princip. l. I. c. 2. Cf. S. c. G. l. IV. c. 76.

Leben und Denken der Unterthanen regelt und alles gleich zu machen sucht, sie darf nur soweit gehen, um das friedliche Zusammenleben zu ermöglichen. Der Friede ist das größte Gut des socialen Lebens; ihn hat die Staatsauktorität herzustellen und zu erhalten. Geht die Einheit so weit, daß sie den Frieden stört, dann wird der Nutzen der Societät zum Gegentheil, das Zusammenleben wird zur Last — bonum et salus consociatae multitudinis est, ut ejus unitas conservetur, quae dicitur pax, qua remota socialis vitae perit utilitas, quinimmo multitudo dissentiens sibi ipsi fit onerosa (ibid. c. 2). Gerade das Gegentheil finden wir im modernen Staat. Er versteht unter Einheit Gleichmacherei; keine individuelle Eigenthümlichkeit, kein corporatives Leben, keine selbstständige Entwicklung duldet er, alles wird über Einen Kamm geschoren, sogar das religiöse Leben. Dafür herrscht auch im modernen Staate der ewige Unfriede. Die unterdrückte Partei bekämpft die herrschende, bis sie an's Ruder gekommen und dann selber bekämpft wird. Es ist Einheit, aber keine Einheit des Friedens!

Die Monarchie ist die beste Staatsform, aber ihre Entartung zieht auch das größte Unglück nach sich, denn corruptio optimi pessima. Die Tyrannei, die aus dem Königthum hervorgeht, ist die unerträglichste[1]). Gleichwohl ist es nach dem heil. Lehrer in keinem Falle erlaubt, sich zu empören und den Tyrannen zu stürzen. Geht die Tyrannei nur bis zu einem gewissen Grade, so daß sie eine gemäßigte genannt werden muß, dann ist die Empörung schon deßwegen nicht erlaubt, weil sie zu viele Gefahren einschließt. Gelingt nämlich die Revolution nicht, dann wird der Tyrann nur noch grausamer regieren; gelingt sie, dann wird der neue Herrscher das Beispiel des Vorgängers noch mehr nachahmen, um durch Strenge und Gewalt sich den Thron zu

1) Sic ut regimen regis est optimum, ita regimen tyranni est pessimum. ibid. c. 3.

sichern. Der englische Lehrer erinnert an den Tyrannen Dionysius von Syrakus, dessen Tod alle Syrakusaner sehnlichst wünschten mit Ausnahme einer alten Frau, die beständig um die Erhaltung seines Lebens betete. Als dieß der Tyrann erfuhr, fragte er sie um den Grund hievon. „Als ich ein junges Mädchen war, antwortete sie, hatten wir einen harten Herrn, dessen Tod ich wünschte. Ein noch härterer trat an seine Stelle. Als er um's Leben kam, hielt ich seinen Tod für ein Glück. Da kamst du, ein noch grausamerer, an das Ruder; und würdest du gestürzt, so würde ich einen vierten erleben, der die drei vorhergehenden in der Tyrannei überträfe." Die mäßige Tyrannei muß man ertragen und des Wortes der Schrift eingedenk seyn, welche nicht bloß für gute, sondern auch für schlechte Herrn Gehorsam fordert — utilius est remissam tyrannidem tolerare ad tempus. Ist jedoch die Tyrannei unerträglich, dann darf das Volk dagegen Hülfe suchen. Hat in einem solchen Falle das Volk selber den König gewählt und ihm die königliche Würde übertragen, dann kann es dieselbe wieder zurücknehmen. Das Volk handelt nicht treulos; der König ist es, der die Treue gebrochen, weil er seine Gewalt mißbraucht hat, weßhalb auch das Volk nicht mehr gebunden ist, ihm den Vertrag zu halten — quod ei pactum a subditis non reservetur. Kommt es einem Höheren zu, einem Volke den Herrscher zu bestimmen, so hat sich das Volk an diesen zu wenden, auf daß er Abhülfe schaffe. Sind diese beiden Fälle nicht vorhanden, wie es z. B. bei einem erblichen Königthume der Fall, dann gibt es für die Tyrannei keine irdische Hülfe. Hier bleibt den Unterthanen kein anderes Mittel, als sich an den König der Könige, an den Herrn Himmels und der Erde mit Bitten zu wenden. Seine Macht ist nicht verkürzt; er kann das grausame Herz des Tyrannen erweichen oder denselben vom Throne stürzen, wie er es so oft gethan. Aber damit der Herr der Heerschaaren sich solcher Gnade würdige, muß das Volk die Wege der Sünde ver-

lassen und sich bekehren, weil schlechte Regenten meistens die Strafe Gottes für die Sünden der Völker sind. Tollenda est culpa, ut cessat a tyrannorum plaga[1]).

Da die Tyrannei so schlimme Folgen nach sich zieht, so will der heil. Thomas, daß auf alle mögliche Weise Vorsorge getroffen werde, damit nicht die Monarchie zur Tyrannei ausarte. Er verlangte vor Allem, daß das Volk, wenn es den König zu wählen hat, nur einen solchen Mann zu dieser Würde erhebt, dessen Charakter erprobt und bewährt ist, denn wer nicht eine vollkommene Tugend besitzt, mißbraucht leicht eine solche Fülle von Gewalt — de facili regimen degenerat in tyrannidem, nisi sit perfecta virtus ejus, cui talis potestas conceditur (ibid.). Dieß genügt ihm aber noch nicht und darum verlangt er, daß die Gewalt des Fürsten nicht ununschränkt sei — simul etiam sic ejus temperetur potestas, ut in tyrannidem de facili declinare non possit. Der englische Lehrer will keine absolute Monarchie, er will eine gemäßigte. Er stellt als Princip für die Einrichtung eines Staates den Satz auf: alle Staatsangehörigen sollen in irgend einer Weise an der Regierung participiren, denn nur eine solche Staatseinrichtung werden alle lieben und schätzen und auf diese Weise den Frieden pflegen. Aus diesem Grunde ist dann die Monarchie die beste Staatsform, wenn sie mit den beiden anderen Formen, der Aristokratie und Demokratie, gemischt ist. So wird die Macht des Königs einerseits beschränkt, andererseits durch die Mitwirkung anderer in rechter Weise geleitet. Talis est optima politia bene commixta ex regno, inquantum unus praeest, et aristocratia, inquantum multi principantur secundum virtutem, et ex democratia i. e. potestate populi, inquantum ex popularibus possunt eligi principes, et ad populum pertinet electio principum[2]). Auf solche Weise

1) ibid. c. 6. Es ist darum nicht wahr, wie so oft behauptet wird, daß der englische Lehrer den Tyrannenmord lehre.

2) Summa theol. I. II qu. 105. a. 1.

herrscht zwar das Volk nicht wirklich, aber es nimmt durch die Wahl der Regierenden Theil an der Herrschaft; es regiert per virtutem. So finden wir beim heil. Thomas Gedanken und Grundsätze, wie sie unseren jetzigen Staatsverfassungen zu Grunde liegen. Der englische Lehrer ist ein entschiedener Feind des absoluten Regiments; er will eine Staatsform ähnlich wie sie die ständischen Verfassungen der Neuzeit bieten.

Damit man uns aber ja nicht mißverstehe, wenn wir sagen, daß sich im heil. Thomas Grundsätze finden, wie sie unseren Staatsverfassungen zu Grunde liegen, bemerken wir, daß wir damit nicht sagen wollten, der Engel der Schule lehre die Principien des Constitutionalismus. Nichts weniger als das. Der englische Lehrer will Theilnahme des Volkes an der Regierung; er verlangt für das Volk das Wahlrecht, aber schwerlich dürfte er sich die Verwirklichung seiner Gedanken in der Form der modernen Constitution gedacht haben. Der Constitutionalismus oder die Repräsentativ-Verfassung theilt die königliche Gewalt in drei Theile, wodurch ein dreifaches Subjekt der Auktorität entsteht. Der heil. Thomas will aber keine Theilung der Gewalt, sondern nur eine Mäßigung und Beschränkung, damit sie nicht ausarten und mißbraucht werden kann. Die königliche Gewalt wird im Constitutionalismus nicht bloß getheilt, sie wird großentheils ganz beseitigt, da sie fast in nichts Anderem besteht, als in der Befugniß, die von den beiden gesetzgebenden Faktoren berathenen Gesetze zu unterschreiben und nach dem Willen der Kammern die jeweiligen Minister zu wählen. Nie würde der Aquinate eine solche Schwächung der fürstlichen Gewalt zugegeben haben; nach ihm muß auch in der gemäßigten Monarchie der Schwerpunkt im Fürsten liegen[1]). Noch

1) In dieser Beziehung schreibt Bellarmin im Anschlusse an den heil. Thomas: Nos beatum Thomam aliosque catholicos theologos secuti, ex tribus simplicibus formis gubernationis, Monarchiam

weniger hätte er sich für die constitutionelle Verfassung hergegeben, wenn man sie auf der sogenannten Volkssouveränität aufbauen wollte, wie es Viele thun. Der Fürst ist nach ihm zwar für das Volk eingesetzt, und nicht umgekehrt das Volk des Fürsten wegen da; aber gleichwohl lehrt er, daß das Volk nicht die Quelle der Staatsgewalt sei, sondern nur das Material biete für die ordnende sociale Macht.

Jourdain stellt am Schlusse seiner Abhandlung über die Politik des heil. Thomas den thomistischen Ansichten die eines gefeierten Namens der Neuzeit — des Bossuet gegenüber. Nach Bossuet ist die königliche Gewalt absolut und unabhängig; man muß ihr gehorchen wie man der Gerechtigkeit selbst d. i. Gott gehorchen muß. Gegen die Ausschreitungen der königlichen Gewalt gibt es kein Remedium. Dem König gehört Alles, er regiert und besorgt alle Angelegenheiten des Staates. Bossuet ließ sich blenden vom Glanze des Thrones eines Ludwig XIV. und warf alle Schranken der königlichen Gewalt nieder. Der Mönch des 13. Jahrhunderts ließ sich nicht täuschen trotz der ihn umgebenden gewaltigen Herrscher und verkaufte nicht an sie die Freiheit des Volkes; er sah tiefer und schrieb Gedanken nieder, die wohl zu seiner Zeit noch nicht realisirbar waren, weil die Völker noch nicht reif dazu waren, die aber um so verdienstlicher sind, je weniger er sie aus der Anschauung und dem Leben seiner Zeit schöpfen konnte[1]).

Noch viel vortrefflicher als über die Staatsformen hat

---

ceteris anteponimus; quamquam propter naturae humanae corruptionem utiliorem esse censemus hominibus hoc tempore *Monarchiam temperatam* ex Aristocratia et Democratia, quam simplicem Monarchiam; modo tamen *primae partes Monarchiae* sint, secundas habeat Aristocratia, postremo loco sit Democratia. Controvers. de Romani Pontificis eccles. monarchia c. I.

1) Jourdain, La philosophie de St. Thomas d'Aquin. Paris 1858. t. I. p. 416.

der heil. Thomas über die Gesetze geschrieben. Seine Doktrin über die Gesetze hat von jeher auch bei solchen großen Ruhm gefunden, die sonst seiner Lehre abhold sind; dieser Ruhm ist ihm auch in solcher Zeit geblieben, in der die thomistische Lehre so viel als vergessen war. Selbstverständlich können wir nicht die volle Doktrin de legibus behandeln; wir greifen nur einige wichtige Punkte, wie sie der Zweck dieser Zeilen erfordert, heraus.

Der heil. Thomas definirt das Gesetz als: ordinatio rationis ad bonum commune ab eo, qui curam habet communitatis, promulgata. Diese Definition bekundet wie die hohe Spekulation, so den tiefen praktischen Blick des Aquinaten. Die Merkmale, welche sie enthält, entziehen das Gesetz ebensosehr der Willkür und Laune der Herrschenden, wie sie zugleich den Maßstab abgeben, um das gerechte Gesetz von dem ungerechten zu unterscheiden. Sehen wir uns diese Merkmale des Gesetzes näher an; für unsere Zeit, die von Gesetzen lebt, kann nichts besser seyn, als das Wesen des Gesetzes und seine wesentlichen Bestandtheile kennen zu lernen.

Der englische Lehrer nennt das Gesetz eine „ordinatio rationis". Er gibt damit die Quelle des Gesetzes an. Das menschliche Gesetz wurzelt im letzten Grunde nicht im Willen, sondern in der Vernunft. Nicht was dem Herrschenden beliebt oder was er wünscht und will, kann Inhalt des Gesetzes seyn, sondern nur das was der Vernunft conform ist; das Gesetz ist eine Forderung der Vernunft. Der Wille des Regenten ist nur insoweit gesetzschaffend, als er von der Vernunft geleitet ist; widerspricht das Gesetz der Vernunft, dann ist es eher eine Ungerechtigkeit, als ein Gesetz — alioquin voluntas principis magis iniquitas esset, quam lex[1]).

Und warum besteht die erste Anforderung an ein menschliches Gesetz darin, daß es vernunftgemäß sei? Weil die Vernunft an jener ewigen Gesetzgebung in der göttlichen Vernunft

1) S. th. I. II. qu. 90 a. 1 ad 3.

participirt. Jene Ordnung, in der Gott ewig die Creaturen miteinander verbunden, und die jedem Geschöpfe eine bestimmte Thätigkeit vorschreibt, wird von der menschlichen Vernunft, die ein Strahl der göttlichen Vernunft, erkannt und dadurch wird die Menschenvernunft selbst zur Quelle des Gesetzes, der lex naturalis. Das Naturgesetz ist darum nichts anderes als die Anwendung des ewigen Gesetzes auf die vernünftige Natur oder um mit dem heil. Lehrer zu reden: participatio legis aeternae in rationali creatura[1]). Wenn aber das Gesetz in der Menschenbrust nichts Anderes ist als der Wiederhall der ewigen Gesetzgebung, wenn wir in der Stimme unserer Gewissens eine höhere Stimme vernehmen, die Stimme des höchsten Gesetzgebers, dann versteht es sich von selber, daß kein menschliches Gesetz dem Naturgesetze oder der Vernunft widersprechen darf, d. h. jedes menschliche Gesetz muß von der Natur gefordert seyn.

Wir wissen wohl, daß der moderne Begriff vom Gesetze dieses Moment nicht enthält. Hobbes, der Begründer des modernen Staatsabsolutismus, lehrt, daß der Wille des Regenten als der Wille aller Unterthanen zu gelten habe. Der Einzelne hat kein Recht und keine Befugniß gegenüber der Staatsgewalt; die Unterthanen dürfen auch nicht beurtheilen, was gut oder bös. Recht oder unrecht ist etwas lediglich dadurch, daß es der König gebietet oder verbietet — reges quae imperent, justa facere imperando, quae velent injusta[2]) Rousseau lehrt dasselbe, nur setzt er an die Stelle des Königs das gesammte Volk. Der allgemeine Wille des Volkes ist Gesetz; was das Volk will, ist gut und recht. Ueber dem Universalwillen gibt es kein höheres Gesetz. Auch die Gesetzestheorie des Liberalismus steht wesentlich auf demselben Boden. Gesetz ist, was die gesetzgebenden Faktoren beschließen; der Wille der Kammermajorität ist die letzte

1) ibid. qu. 91 a. 2.
2) De cive c. 8.

Quelle des Gesetzes. Es gibt keine höhere Norm und kein höheres Gesetz, an dem sich das menschliche Gesetz zu orientiren hätte. Stat pro ratione voluntas, das ist das Princip der modernen Gesetzes.

Diese Auffassung hat aber den Charakter des Gesetzes zu tiefst geschädigt. Das Gesetz erscheint als etwas rein Menschliches, als etwas das oft nicht einmal das Produkt der Ueberlegung, sondern der Leidenschaft und der Willkür, ja sogar oft ein Werk des Zufalls ist. Je nachdem sich einige Stimmen auf diese oder die entgegengesetzte Seite neigen, ist Recht und Gesetz hier oder dort. Wie aber kann man bei einem solchen Gesetze noch von Majestät und Heiligkeit reden? So wenig der Wille des Einzelnen auf Majestätsrechte Anspruch hat, ebensowenig der Wille der Gesammtheit. Dadurch daß ich die menschlichen Stimmen zähle, werden es keine göttlichen Stimmen, es bleiben menschliche. Majestät und Ehrfurcht kommt nur dann der Menschensatzung zu, wenn sie der Ausdruck eines höheren Willens ist, wenn im Gesetze sich etwas Ewiges und Göttliches findet, kurz wenn die Auktorität Gottes selber das Menschengesetz deckt. Gott steht aber nur für jenes menschliche Gesetz ein, das der natürlichen Offenbarung Gottes in der Vernunft des Menschen conform ist. Gerade dieses Göttliche und Unvergängliche hat die moderne Rechtsphilosophie aus dem Gesetze beseitigt und dadurch Recht und Gesetz zu inhaltslosen Wörtern gemacht, die so hinfällig sind, wie die Majoritäten, welche sie schaffen. Der Materialismus herrscht in unserem Rechtsleben. Wie derselbe aus der Welt und aus dem Menschen Gott und den Geist vertrieben, so hat er auch Recht und Gesetz seinen geistigen Inhalt genommen. Wie alles in der Welt die Summe von Atomen, so auch Recht und Gesetz die Summe von Menschen-Atomen, die sich beliebig vergrößern oder verringern läßt, oder wie die These 60 des Syllabus sich ausdrückt: Auctoritas nihil aliud est nisi numeri et materialium virium summa. Eine so niedrige Auffassung

vom Gesetze besaß das Heidenthum nicht; es brachte das Gesetz immer in Beziehung zur Gottheit und machte es unabhängig von den Beschlüssen der Menschen. Cicero definirt das Gesetz geradezu: Lex nil aliud est nisi recta et a numine deorum tracta ratio[1]), und er verwahrt sich feierlich dagegen, als ob das Recht von der Volkssouveränität abhängig wäre: Quodsi populorum jussis, si principum decretis, si sententiis judicum jura constituerentur, jus esset latrocinari, jus adulterare, jus testamenta falso supponere, si haec suffragiis aut scitis multitudines probarentur[2]).

Die zweite Bestimmung in der Definition lautet: „ad bonum commune". Sie drückt den Zweck und den Umfang des Gesetzes aus. Der Zweck des Gesetzes darf nicht der Nutzen und Vortheil des Einzelnen oder Mehrerer seyn, sondern immer muß das allgemeine Beste vom Gesetzgeber beabsichtigt werden. Aus diesem Grunde eifert der heil. Thomas so sehr gegen die Tyrannei und den Despotismus, weil derselbe das bonum commune zum bonum privatum macht. Die Einkünfte des Landes, die Aemter und Würden, die Besetzung der Stellen, die Gesetzgebung, kurz alle Regierungsmaßregeln dienen dem Eigennutze, dem Ehrgeize oder ähnlichen selbstischen Motiven. Und darum ist die Entartung der Monarchie zur Tyrannei am allerschlimmsten, weil in ihr das allgemeine Wohl einem Einzigen dienstbar wird, während die Tyrannei der Aristokratie das bonum commune wenigstens zum Nutzen Mehrerer, und die Entartung der Demokratie zum Vortheil vieler ausbeutet.

Allerdings zählt man es zu den Errungenschaften der Neuzeit, daß die Gesetzgebung das Staatswohl im Auge haben muß. Was führen unsere Gesetzgeber wohl häufiger im Mund, als das Wort Staatswohl? Und doch ist es eine bekannte Thatsache, daß der Staat nach liberaler Schablone

1) Philipp. 2 n. 12.
2) De leg. I. c. 16.

ein Parteistaat ist; die Staatsinteressen dienen der herrschenden Partei. Oder hat nicht die moderne Gesetzgebung den sogenannten Bourgeoisie-Staat, d. h. die Herrschaft einer Classe begründet und dadurch das sociale Elend vielfach verschuldet? Noch mehr; die Gesetzgebungsmaschine läßt sich sogar auf rein politischem Boden gebrauchen; sie macht Gesetze, um das politische System der herrschenden Kaste zu schützen und den politischen Gegner zu vernichten. Wo ist da das bonum commune? O würde doch der Gesetzesbegriff des finsteren Mittelalters wieder zur Anerkennung kommen!

Das „bonum commune“ gibt nicht bloß den Zweck des Gesetzes an, sondern auch den Umfang. Die lex civilis hat nur solche Gegenstände zum Inhalte, die sich auf das Gemeinwohl beziehen; sie darf nicht solche Akte verbieten oder gebieten, die das Privatleben betreffen. Ebenso kann es nicht Aufgabe der Gesetzgebung seyn, alle Arten von Sünden und Ungerechtigkeiten zu beseitigen, sondern nur jene welche ein friedliches Zusammenleben nicht möglich machen, wie es auch nicht Sache des Gesetzes seyn kann, das ganze sittliche Leben zu regeln und alle Arten von Tugenden zu gebieten, sondern nur jene welche der Bestand der Societät, das allgemeine Beste erheischt[1]). Was darum die religiösen Akte und den Cultus der Unterthanen betrifft, so fällt er nicht unter das Gesetz.

So sehr der heilige Lehrer durch den Zusatz „ad bonum commune“ einschränkt, so sehr will er, daß sie auf ihrem eigenen Gebiete unbeschränkt sei. Er ist ein Feind aller Willkür und jeder Beamtenherrschaft und Polizeimaßregelung und darum will er viele Gesetze; er will, daß die Gesetz-

1) Lege humana non prohibentur omnia vitia, sed solum graviora, a quibus possibile est, majorem partem multitudinis abstinere, et praecipue quae sunt in nocumentum aliorum, sine quorum prohibitione societas humana conservari non posset. I. II. qu. 97 a. 2. 3.

gebung ausgedehnt werde, soweit als möglich. Die menschliche Leidenschaft im Bunde mit der Unwissenheit und mangelhaften Befähigung trübt nur allzu leicht das Urtheil des Richters — ideo necessarium fuit, in quibuscunque et possibile legem determinare, quid judicandum sit et paucissima arbitrio hominum committere[1]). Nur was sich ob seiner singulären oder stets schwankenden Natur nicht leicht unter ein Gesetz fassen läßt, soll dem Urtheile der Richter anheimgegeben seyn wie z. B. die Eruirung von Thatsachen.

Wir übergehen die beiden anderen Punkte der thomistischen Definition vom Gesetze, die in dem Zusatze enthalten sind: „ab eo, qui curam communitatis habet, promulgata", weil sie keiner Erklärung bedürfen, und führen nur noch die Ansicht des heil. Thomas über die Veränderung der Gesetze an. In unserer Zeit kommt die Gesetzgebung nimmer zur Ruhe. Kaum ist das Gesetz erlassen und fängt an sich einzuleben, da wird es sofort durch ein anderes ersetzt, welches nach kurzer Zeit dasselbe Geschick ereilt. Es gibt nichts veränderlicheres als die modernen Gesetze. Nicht so der heil. Lehrer. Er will wohl keinen Stillstand im Gebiete der Gesetzgebung, weil die Zeiten und Verhältnisse der Menschen sich ändern und darum andere Gesetze nothwendig machen. Aber ohne dringende Gründe soll das Gesetz keine Aenderung erfahren. Alle Kraft des Gesetzes ruht nämlich in der Gewohnheit und dem Herkommen; die Aenderung an dem Gesetze, das sich eingebürgert und an das die Bevölkerung sich gewöhnt hat, schwächt die hohe Anschauung vom Gesetze und thut seiner verpflichtenden Kraft Eintrag. Eine Abschaffung des Gesetzes ist darum nur zulässig, wenn ein sehr großer und offenkundiger Nutzen daraus resultirt oder das Gesetz eine Ungerechtigkeit einschließt oder seine Beobachtung Schaden bringt[2]). Der heil. Thomas stützt sich dabei auf den Rechts-

1) I. II. qu. 95 a 1 ad 2.

1) Ad observantiam legum plurimum valet consuetudo in tantum,

grundsatz: in rebus novis constituendis evidens debet esse utilitas, ut recte recedatur ab eo jure, quod diu aequum visum est.

Wir schließen unsere Auslese aus dem Traktate de legibus, obwohl derselbe noch manches Interessante für unsere Zeit böte. So findet sich dort sehr Schönes über den Zweck des Gesetzes. Das Gesetz steht nach dem Aquinaten im Dienste der Tugend. Da nur wenige Menschen von Natur aus so geeigenschaftet sind, daß sie das Gute thun, so soll das Gesetz der schwachen Natur zu Hülfe kommen und sie stärken zur Erfüllung der socialen Tugenden. Was die Zucht der väterlichen Gewalt für die Kinder und Hausgenossen ist, das sollen die Gesetze für die Erwachsenen und Staatsbürger seyn[1]). Welch' eine hohe Ansicht vom Gesetze als einem Erziehungsmittel zur Tugend; um wieviel höher steht nicht der Aquinate, als Hobbes, der im Gesetze nur einen Zügel sieht, um die Leidenschaften der Menschen zu bändigen, oder als Kant, der dem Gesetze die Aufgabe stellt, die Freiheit des Einzelnen soweit einzuschränken, damit die Freiheit der Uebrigen coexistiren kann?

Ebenso interessant ist, was der Engel der Schule über die Verpflichtung der Gesetze schreibt. Die leges justae verpflichten im Gewissen. Anders ist es mit den leges injustae. Aus einem doppelten Grund kann das Gesetz ungerecht seyn, insofern es nämlich entweder mit dem bonum humanum in Widerspruch steht oder mit dem bonum divinum. Ersteres ist der Fall, wenn der Gesetzgeber seine Gewalt überschreitet

---

quod ea quae contra communem consuetudinem fiunt, etiam si sint leviora de se, graviora videntur: unde quando mutatur lex, diminuitur vis constrictiva legis, in quantum tollitur consuetudo, et ideo nunquam debet mutari lex humana nisi ex aliqua parte tantum recompensetur communi saluti, quantum ex ista parte derogatur. Ibid. qu. 97 a. 2.

1) Ibid. qu. 95 a. 1.

oder das Gesetz das bonum cummune schädigt oder die Lasten nicht gerecht vertheilt. Solche Gesetze sind keine Gesetze, es sind Gewaltthaten und darum verpflichten sie nicht im Gewissen[1]). Gleichwohl muß man sie beobachten, um Aergerniß und andere Uebel und öffentliche Unordnung zu vermeiden. Es gilt das Wort der Schrift: „Qui angariaverit te mille passus, vade cum eo alia duo et qui abstulerit tibi tunicam, da ei et pallium" (Matth. 5, 41). Sind die Gesetze jedoch im Widerspruch mit dem göttlichen Gesetze, dann dürfen sie unter keiner Bedingung beobachtet werden — tales leges nullo modo licet observare, quia sicut dicitur Actuum quarto „Obedire oportet Deo magis, quam hominibus" (ibid.). Wir sehen: der heil. Thomas macht den passiven Widerstand für alle Gesetze zur Pflicht, welche dem göttlichen Gesetze oder dem Gewissen widerstreiten.

Diese wenigen Lehren, die wir aus der thomistischen Doktrin vom Gesetze ausgehoben, bekunden zur Genüge, daß der englische Lehrer höchst wichtige und ganz besonders für unsere Zeit interessante Fragen behandelt. Sie bekunden auch, daß der Mönch des 13. Jahrhunderts wahrhaft freisinnige Lehren vorträgt und vertheidigt. Allerdings zählen viele derselben jetzt zum Gemeingut des politischen Lebens und gelten als selbstverständlich, aber damals, als die Leibeigenschaft noch überall herrschte und die politische Freiheit wenig gekannt war, muß es als großes Verdienst angerechnet werden, Lehren auszusprechen, die vielfach erst in späteren Jahrhunderten ihre Verwirklichung gefunden haben. Es ist darum nicht wahr, wenn man dem Aquinaten die Begabung abspricht, „die Schranken der Gegenwart schöpferisch zu durchbrechen, und etwa wie Roger Bacon oder Nikolaus von Cues, wenigstens ahnend, Blicke in die Erkenntniß und

---

1) Et hujus modi magis sunt violentiae, quam leges. Ibid. qu. 96 a. 4.

Wissenschaft der Zukunft zu thun" [1]), wie es auch unwahr ist, daß die thomistische Politik nur Absolutismus und Willkür kenne. Im heil. Thomas wohnt mehr Freiheitssinn als in gar vielen Freiheitshelden unserer Tage.

Vielleicht möchte man erwidern, daß die angeführten Lehren über die Staatsformen und Gesetze nicht so schlimm seien und nicht die Vorwürfe des Absolutismus verdienen, daß hingegen die Lehre des heil. Thomas über das Verhältniß von Staat und Kirche sich durchaus nicht vertheidigen lasse. „In dem Staate des heil. Thomas herrscht thatsächlich die katholische Kirche" und „mit diesen Ansichten der katholischen Kirche von ihrem Verhältniß zum Staate kann die moderne Welt nicht leben", schreibt Baumann [2]). Wo möglich noch schrecklicher malt die Historische Zeitschrift von Sybel die Allgewalt des Papstes im thomistischen Staate. Die Staatsgewalt ist nach ihr vollständig von der Kirchen-Gewalt absorbirt. „Der Papst kann alles, was er will, vorausgesetzt daß eine legitime Ursache vorhanden ist... er befindet sich auch im Besitze der obersten weltlichen Herrschaft" (S. 351). Wir wollen nunmehr auch die Lehre des heil. Thomas über Staat und Kirche kurz skizziren, um zu sehen, ob in der That in ihr der Staat in der Kirche aufgegangen ist.

---

1) Historische Zeitschrift von Sybel. 1875. 2. Heft: „Thomas von Aquino" p. 345.

2) In der citirten Schrift p. 15 und 16.

X.

Die Parteien der Staatsomnipotenz.

Die übermüthige Sippschaft, die dem Fliehenden
Nachzücht und wie ein Lamm sich schmiegt vor Einem,
Der ihr den Zahn zeigt, oder auch den Beutel. (Dante.)

Was den in ihrer Heimath sowohl als den in der Fremde lebenden Deutschen häufig, und vielfach auch mit Recht, von anderen Nationen vorgeworfen wird, das ist der unter ihnen so weit verbreitete und so tief eingewurzelte Bedientensinn, die natürliche Folge der in Deutschland sich in Alles einmischenden bureaukratischen Bevormundung und Erziehung. Dieser dem deutschen Volkscharakter ursprünglich durchaus fremde und erst in den letzten zwei Jahrhunderten durch die allmächtige Bureaukratie anerzogene Makel tritt wohl am stärksten auf in dem von Haus aus vorherrschend slavischen Altpreußen, dann aber auch in dem „ächtdeutschen" Baden, am wenigsten in Westfalen, Schleswig, Hamburg und Altbayern. Es scheint also, daß der sächsische Stamm ebenso wie der bayerische am schwersten zu knechten seyn muß. In den meisten Gegenden Deutschlands fehlen leider jene kernigen und wahrhaft conservativen Volksschichten, welche dem englischen und norwegischen Volke, den Basken und Catalanen ihren Halt und ihre Unabhängigkeit geben; es fehlt sehr eine ächt conservative Partei. Denn was man in Altpreußen z. B. „conservativ" nennt, ist gerade das Gegentheil oder vielmehr eine Carrikatur davon und führt in seinen

Consequenzen entweder zum russischen oder zum rothen Staatsabsolutismus. Gerade das durch und durch revolutionäre Princip der Staatsomnipotenz, in Deutschland so hoch gehalten von vielen sog. Conservativen und allen Nationalliberalen, ist der eigentlichste Gegensatz des Conservatismus.

Das Merkwürdige in Deutschland ist, daß weder die sich heute „conservativ" noch die sich „liberal" nennende Partei diese Bezeichnungen verdient, indem beide — in ihrem Wesen eigentlich nur wenig von einander verschieden — die in freien Ländern als „conservativ" oder „liberal" geltenden Parteigegensätze gar nicht vertreten. Beide halten die Staatsomnipotenz für selbstverständlich und befördern nach Kräften die Centralisation, beide räumen der Bureaukratie immer mehr Macht ein und liegen vor einem einzigen Manne, den sie als die Verkörperung der Staatsidee zu betrachten scheinen, im Staube und auf beide endlich passen die oben angeführten Worte von Dante. Namentlich ist es die sog. „liberale" Partei, die genau besehen in Deutschland weiter gar nichts als die Interessen des Großcapitals vertritt und Cliquenwesen und Privilegienwirthschaft zur höchsten Blüthe brachte, die im Tausche für materielle Vortheile jede Freiheit hier zu Lande preisgibt. Die deutsche wie überhaupt jede Bureaukratie hat von jeher eine Vorliebe für privilegirte Gesellschaften und Abneigung gegen unabhängige Kreise gehabt, und die modernen „liberalen" Privilegirten unterstützen daher ihrerseits bei jeder Gelegenheit die in neuerer Zeit sehr „liberal" (d. h. „liberal" im deutschen Sinne) gewordene Bureaukratie, um dafür mit ihrer Hülfe jede dem arbeitenden Volke heilsame sociale Reform hintertreiben zu können. So hat sich denn nach und nach in Deutschland aus den „liberalen" Kreisen der haute finance und Großindustrie, der Bureaukratie, Presse und sogenannten Volksvertretung auf Betreiben und unter den Segenssprüchen der Loge ein vielverschwänzter Rattenkönig gebildet, der sich Herrschaft und Profit zum Zwecke ge-

setzt hat und dem der andere Theil des Volkes fast wehrlos gegenübersteht.

Allein es ist kaum zu leugnen, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit nichts Besseres verdient hat. Warum macht es die Augen nicht auf und sucht die richtige Antwort auf die Frage: weßhalb denn fast jeder Banquier, jeder Großfabrikant, jeder Verwaltungsrath und jeder Jude zur liberalen Partei schwöre? Statt dessen läßt es sich immer wieder durch liberale Schlagworte und Phrasen von Freiheit, Fortschritt, moderner Wissenschaft, moderner Cultur, modernem Zeitgeist, Geistesknechtschaft, Jesuitismus u. dgl. imponiren und in Schrecken jagen. Wozu hat nur allein das Wort „Freiheit" schon herhalten müssen! Die größten Monopole und Privilegien heißen heutzutage bei den deutschen Liberalen „Freiheiten"! So z. B. nennen sie die durch die liberale Reichstagsmajorität am 11. Juni 1870 votirten riesigen Aktienprivilegien „Aktienfreiheit"; das Schulmonopol des Staates oder vielmehr der herrschenden Partei nennen sie „Unterrichtsfreiheit"; „Religionsfreiheit" die bis in's Kleinlichste gehende josephinische Bevormundung der Religionsgesellschaften u. dgl mehr. Wo sind denn die freiheitlichen Errungenschaften des deutschen Liberalismus, der doch heute in allen gesetzgebenden Körperschaften die Majorität besitzt, geblieben? Grundrechte zum Schutze der Freiheit haben die Liberalen abgelehnt, um dadurch nicht bei ihrer Massenfabrikation von Ausnahmegesetzen gehindert zu seyn. Ausnahmegesetze — wie hatten dagegen früher die deutschen Liberalen fulminirt; „Ausnahmegesetze" war eines ihrer Hauptschlagworte gewesen! Das Budgetrecht, dieses wichtigste aller constitutionellen Rechte, ohne welches keine wirksame Volksvertretung möglich ist, gaben die Liberalen auf volle sieben Jahre — d. h. wahrscheinlich auf immer — preis. Wo ist die Ministerverantwortlichkeit? Was sie aus Preßfreiheit, Coalitions-, Versammlungs- und Religionsfreiheit gemacht haben, zeigen der nach russischem Muster geführte

Culturkampf und die Katholikenverfolgungen, die unzähligen Preßprozesse mit Zeugnißzwang und die eingesperrten Redakteure, die sich noch obendrein derselben Behandlung wie gemeine Zuchthäusler zu erfreuen haben, die chikanösen Maßregeln gegen Vereine und Volksversammlungen. Wie haben die deutschen Liberalen das Hausrecht gewahrt, auf das jeder Engländer und Amerikaner mit Recht stolz ist? In Deutschland kann die Polizei, wie wir in neuester Zeit in Preußen so oft gesehen haben, ohne richterlichen Befehl ganz nach Belieben Kisten und Kasten durchsuchen, alle Privatpapiere durchstöbern, ohne daß der Betreffende sich dagegen vertheidigen darf. Mit der Bureaukratie, die sie früher so sehr anfeindeten, sind — wie schon oben bemerkt — die deutschen Liberalen heute ein Herz und eine Seele, billigen alle ihre Willkürmaßregeln (namentlich aber das gegen die Katholiken so vielfach und fast systematisch von Beamten geübte zweierlei Maß), erhöhen ihre Gehalte und ihre Macht — kurz, eine Hand wäscht die andere. Kein Wunder daher, wenn jetzt fast die ganze deutsche Bureaukratie „liberal" geworden ist. Der „liberale" Musterstaat Baden, der von jeher sich mit Rheinbayern in den Ruhm getheilt hat, die meisten liberalen Schreier zu besitzen, und wo bei den letzten Landtagswahlen in 22 Wahlbezirken 14 Beamte gewählt wurden, leistet aber doch im Dienste der „Freiheit" das Schönste. Die badischen Kammern haben im J. 1871 für die badischen Staatsdiener das in Deutschland einzige Privilegium geschaffen, im Dienste außerhalb des Strafgesetzbuches zu stehen, wenn es nicht der Regierung beliebt, Gerechtigkeit walten zu lassen — ein Privilegium, welches den Grundsätzen des Rechtsstaates geradezu Hohn spricht! In Baden kann kein Beamter für Vergehen oder Verbrechen, begangen im Dienste, ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten von dem geschädigten Privaten gerichtlich belangt werden — mit anderen Worten, dort ist jetzt der Bürger der reinen Beamtenwillkür preisgegeben, denn eine

Krähe hackt bekanntlich der andern die Augen nicht aus. Nach all' dem Gesagten wird man mir zugeben, daß der deutsche Liberalismus den Spott und die Verachtung, die er heute im Auslande, zumal in den freien Ländern, erntet, redlich verdient hat.

Von jeher hatten Staatsomnipotenz und Centralisation immer das Anwachsen der Corruption in ihrem Gefolge gehabt, dieselbe Erfahrung machen wir heute wieder in Deutschland. Wer hätte es in den vierziger Jahren in Deutschland für möglich gehalten, daß so bald eine so schreckliche Demoralisation hereinbrechen würde! Allein ein russisches Sprichwort sagt sehr wahr: „Am Kopfe fängt der Fisch an zu faulen", und in Deutschland, wo die sog. „gebildeten" Stände in ihrer großen Mehrzahl religionslos geworden sind, mußte die Corruption einen überaus fruchtbaren und üppigen Boden finden. Denn diese Beobachtung kann man in der ganzen Welt machen, daß mit dem Glauben an eine göttliche Vorsehung auch bald jedes Rechtsgefühl und alle Ehre schwindet. Außer den „Segnungen" der liberalen Wirthschaftspolitik, dem Aktien- und Börsenschwindel, welche vorzugsweise die Corruption der höheren Classen beförderten, und den häufigen Kriegen, denen wir die stets zunehmende Bestialität in den niederen Schichten sehr viel verdanken, hat nichts zur Entsittlichung Deutschlands soviel beigetragen, als der berühmte Culturkampf und die Weise mit der er geführt wird. Für Jeden der nur die Augen aufmachen wollte, mußte es von vornherein klar seyn, daß der Culturkampf weit weniger Selbstzweck — wenigstens bei seinen obersten Führern — als Mittel zum Zweck sei, und daß durch ihn der bornirte Katholikenhaß, der bei der protestantischen Bevölkerung von Deutschland und der Schweiz fanatischer als sonstwo in der Welt auftritt, für andere Zwecke ausgenutzt werden solle. Durch ihn sollen auf der einen Seite gewisse Annexions- und Reaktionspläne, auf der anderen (der sogenannten „liberalen") Seite die Volksausbeutung der liberalen Bourgeoisie, die

im Tausche dafür zur Durchführung der ersteren mithilft, theils gefördert theils verdeckt werden. Schon bei der Jesuitendebatte mußte es auffallen, daß verschiedene, sonst ganz vernünftige und gebildete Redner mit gehobenem Pathos und großem Aufwande sittlichster Entrüstung herabdeklamirten was sie unmöglich selbst glauben konnten; hatten sie doch ihre Hauptargumente gegen die Jesuiten großentheils aus Sue's „ewigem Juden“ geschöpft! Ebenso wie schon damals der Humbug unverkennbar zu Tage trat, so ist bis auf den heutigen Tag der Stempel des Humbugs der ganzen Bewegung auf der Stirne geblieben.

Und was sind bis jetzt die Resultate des Culturkampfes gewesen? Vielfach das Gegentheil von dem was seine verschiedenen Urheber und Hauptkämpfer erwartet hatten. Die Reaktionspläne sind allerdings — Dank der liberalen Gesinnungstüchtigkeit — bisher ziemlich gut gelungen und kann ihnen nächstens die Krone aufgesetzt werden, wodurch der oberste Leiter in Stand gesetzt wird, den Spieß nach Belieben umzukehren und den liberalen Helfershelfern den Mohrenlohn zu verabreichen. Desto weniger ward aber in der auswärtigen Politik erreicht, hier sind fast nichts als Mißerfolge zu verzeichnen. Die fremden Nationen waren nicht so einfältig, wie man meinte, und haben bald erkannt, was hinter dem Culturkampfe steckt. Annexionspläne werden nicht so leicht und so glatt auszuführen seyn, wie man in Berlin allzu zuversichtlich gehofft hatte. Und nun gar die verhaßte „Papstkirche“, welche das „Wehen des deutschen Geistes“ im Culturkampfe umblasen sollte — sie steht heute in Deutschland innerlich geeinter und kräftiger da als je, und der deutsche Protestantismus, dem man durch den Culturkampf auf die Beine helfen wollte, schwankt und zerbröckelt immer mehr! Und der „volkswirthschaftliche Aufschwung“, wie ihn die liberalen Geldmänner verstehen, den der Culturkampf erleichtern und verdecken sollte? Es kam der große Krach, die Hauptorgane der „liberalen“ Volksaussaugung, die

Börsen, Banken und Aktiengesellschaften bekamen die Schwindsucht und gerade der Culturkampf hat das allgemeine wirthschaftliche Elend in Deutschland noch weit mehr verschärft. Unläugbare Errungenschaften des Culturkampfes sind nur die wachsende Corruption nach oben und die wachsende Bestialität nach unten und der jetzt fast unheilbar gewordene Riß, der durch das neue Reich geht und zur Freude der Nachbarn seine Offensivkraft — aber leider auch seine Vertheidigungsfähigkeit — auf die bedenklichste Weise zu schwächen droht.

Werden die verderblichen Folgen des deutschen Culturkampfes je wieder ganz verwischt werden können? So bald gewiß nicht; vielleicht nicht eher, als bis der Sturm der rothen Revolution alle „liberalen Errungenschaften" weggefegt und tabula rasa gemacht haben wird. Hoffen wir, daß unser Vaterland von diesen Schrecken verschont bleibe, und streben wir mit vereinten Kräften, daß dem heutigen Wahnsinn ein Ende gemacht werde, ehe es zu spät ist. Was vor allem noth thut, ist ein vollständiges Aufgeben des heutigen Systems der Staatsomnipotenz und Centralisation, größere Freiheit auf allen Gebieten, Hebung der Religiosität und vollständige Aenderung der mit der liberalen Aera herrschend gewordenen volkswirthschaftlichen Grundsätze, welche nur die Ausbeutung der arbeitenden Classen zum ausschließlichen Nutzen der Geldmächte, den Ruin des kleineren Mittelstandes und die Erweiterung der Kluft zwischen Reich und Arm befördern. Aber, werden Viele einwenden, wird das deutsche Volk eine größere Freiheit ertragen können? Wenn die heutige bureaukratische Bevormundung und Schuldressur, die jeden Keim von Unabhängigkeitssinn erstickt und den leider Gottes schon so tief eingewurzelten Bedientensinn immer noch vermehrt, noch lange fortdauern sollte, dann freilich nicht. Darum vor Allem Unterrichtsfreiheit. Es gibt in der Welt verschiedene Sorten von Aufklärung, Jeder hält die seinige für die beste und will die seinige ver-

breiten. Dieß soll ihm freistehen, nur soll er anderen Leuten auch die ihrige gönnen und ihnen die seinige nicht mit Gewalt aufzudrängen suchen. Man gestatte die freie Concurrenz, welche doch sonst die Liberalen immer so rühmten, auf allen Gebieten und vor Allem auf dem geistigen. Gerade bei der Erziehung ist die freie Concurrenz, der größtmögliche Wettkampf der heilsamste Weg; bureaukratische Dressur führt nur zur geistigen Versumpfung. Laßt die verschiedenen Parteien mit einander rivalisiren, gewährt gleichen Wind und gleiche Sonne den Kämpfenden, dann wird es sich ausweisen, wer am meisten leistet. Zum Schlusse wollen wir noch folgende Worte von Montalembert anführen: „Heute soll eine Mandarinenwirthschaft von Leuten, die gar keinen übernatürlichen Glauben anerkennen, im Namen des Staates die heiligste und zarteste sittliche Autorität an sich reißen und sich der hohen Polizei über Seele und Geist bemächtigen. Heute marschirt die Tyrannei mit fliegenden Fahnen. Ihre Losung ist der obligatorische Unterricht, d. h. der Schulzwang, die Laienschule, d. h. der religionslose Unterricht. Man greift den Satz Danton's wieder auf: ‚Das Kind gehört dem Staate, nicht den Eltern', und verbindet damit den Atheismus eines Hebert: ‚in der Schule soll nicht einmal von dem höchsten Wesen Robespierre's die Rede seyn'. Wir haben es mit einer Sekte zu thun, welche im Namen der Gewissensfreiheit den Namen Gottes aus den Schulbüchern ausstreichen will."

XI.

Zeitläufe.

V. Die Mächte in der türkischen Reformfrage. Was in Bosnien und der Herzegowina reformiren heißt?

Den 10. Januar 1876.

Vor drei Monaten[1]) konnte man immerhin noch im Zweifel seyn, ob es der Pforte nicht doch noch einmal gelingen werde, sich in den südslavischen Paschaliks wieder freie Hand zu verschaffen und die nordischen Mächte mit *einem* neuen Hat abzuspeisen. Der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina schien damals in den letzten Zügen zu liegen, und den nordischen Kabineten war es gelungen, sowohl Serbien als Montenegro von der offenen und unmittelbaren Einmischung abzuhalten. Wäre die Pforte mit eigenen Kräften über die Insurrektion Herr geworden, so hätte die weitere Einmischung der Mächte ein Ende gehabt, und die Türkei hätte sich für ein paar Jahre sogar über ihren finanziellen Bankerott hinweghelfen können.

Inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Die Insurgenten sind in mehreren Treffen Sieger geblieben, ehe der Winter beiden Parteien verhältnißmäßige Waffenruhe gebot. Jedenfalls haben die Türken in der Bekämpfung des Aufstandes eher Rückschritte als Fortschritte gemacht; der kaiserliche Irade ist lautlos in der Luft verhallt, wie die Unter-

1) S. „Histor.-polit. Blätter" Heft vom 16. November vor. Js. S. 803 ff.

suchungs-Commission der Consuln in den Paschaliks im Sande verlaufen ist, und es kann mit Sicherheit vorausgesehen werden, daß der Kampf im nächsten Frühjahr nicht nur mit neuer Kraft entbrennen, sondern auch an Ausdehnung gewinnen wird. Serbien und Montenegro werden sich dann durch die Diplomatie nicht länger zurückhalten lassen; der Fürst der schwarzen Berge wird jedenfalls offen in den Kampf eintreten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß alle slavischen Völkerschaften der Türkei die Fahne des Aufruhrs erheben werden von Bulgarien bis Albanien, vom schwarzen bis zum adriatischen Meere. Aus der Nothwehr der Rajah gegen die türkische Unterdrückung längs der österreichischen Grenze wird dann vollends die nationale Erhebung des Süd-Slaventhums erwachsen; und können die Nachbarmächte nicht jetzt Ruhe schaffen, so wird ihnen die Aufgabe über den Kopf wachsen.

Das einzige Prästig welches sich die Türken bis jetzt noch gerettet hatten, war das militärische, und auch das ist nun verloren. Selbst die anfänglichen Erfolge der türkischen Waffen waren im Grunde das Werk Oesterreichs. Die Aufständischen sahen sich inmitten ihrer ersten Vorbereitungen überrascht und im Rücken angegriffen, weil Oesterreich ohne weiters den Hafen von Kleck für die türkische Kriegsflotte geöffnet und den Türken den Durchzug über die Sutorina gestattet hatte. Die heimlichen Zuzüge aus Montenegro dürften dadurch immerhin aufgewogen worden seyn. Trotzdem stehen die Dinge nun so, daß mit dem Frühjahr die Frage nahe trit: nicht ob die Türkei, sondern ob Oesterreich als europäischer Exekutor die südslavischen Paschaliks pacificiren wird, und zu wessen Gunsten?

Es wäre nicht mehr als natürlich, wenn der Mißerfolg der Türkei den entsprechenden Einfluß auf die Entschließungen der Mächte geübt hätte. Wenn hier von den Mächten die Rede ist, so sind nebenbei gesagt nur Rußland und Oesterreich gemeint; denn die Westmächte stehen außerhalb des

Drei-Kaiser-Bundes, Preußen aber scheint die beiden Alliirten einfach gewähren zu lassen, wie und was sie wollen, und sich im Uebrigen seine eigene Zukunftspolitik vorzubehalten. Oesterreich ging dem Anscheine nach einträchtig mit Rußland und ließ sich gebrauchen für den Czaren die Vorarbeit zu machen. In St. Petersburg aber ist zwischen den Monaten Oktober und November v. Js. augenscheinlich eine Wendung eingetreten, welche allerdings nicht sowohl eine Aenderung, als vielmehr eine Evolution in den russischen Anschauungen innerhalb des Drei-Kaiser-Bundes bedeuten dürfte.

Vom Beginn des Aufstandes in der Herzegowina bis zum Monat Oktober v. Js. lautete das Schlagwort der ganzen nordöstlichen Diplomatie auf strengste Enthaltung von aller Einmischung in die Angelegenheiten der Türkei. Auch auf die bekannte Mission der Consuln in den aufständischen Provinzen sollte nicht der Schein einer Intervention fallen, am wenigsten der Schein einer Parteinahme für die Insurgenten gegen ihren Landesherrn. Diesen Standpunkt hat ein Aufsehen erregender Artikel des officiösen Journal de St. Pétersbourg vom Anfang Oktobers genau präcisirt. Der Artikel entschuldigte gewissermaßen die Pforte, daß alle bisherigen Reform-Versuche fruchtlos geblieben seien. Der Grund liege darin, daß die muselmanische Bevölkerung nicht reif gewesen sei zur Verwirklichung der gewünschten Fortschritte, auch mißtrauisch gegen die von christlichen Mächten aufgedrängten Reformen. Nun aber habe die Türkei einen ganz vortrefflichen Großvezier, der die herrschenden Mißbräuche kenne und sie abzustellen beschlossen habe, und zwar nicht bloß in den aufständischen Provinzen sondern im ganzen Reich. Es heißt dann wörtlich: „Die Kabinete enthalten sich darum auch irgendwelchen sichtbaren Einfluß auszuüben, wie er früher versucht worden, ohne jemals zum Ziele zu führen. Im Gegentheil legen sie das größte Vertrauen in die Absichten des Sultans an den Tag, sowie in die Ueberzeugung, welche seine gegenwärtigen Minister beseelt: daß die

Interessen der Bevölkerung, diejenigen der Pforte und jene Europa's schließlich vollkommen solidarisch in dieser Reformfrage sind. Die einmüthige Aktion der Diplomatie beschränkt sich heute darauf der türkischen Regierung einen freundschaftlichen Beistand zur Beschwichtigung der Insurrektion zu leisten, und gemeinsam jene Einrichtungen aufzusuchen, welche geeignet sind die Beschwerden verschwinden zu machen" ꝛc.

Das wäre nun allerdings der traktatmäßige Standpunkt, und wäre Rußland dabei stehen geblieben, dann müßte durch den neuesten Reform-Ferman des Sultans vom 12. Dez. vor. Js. die diplomatische Aktion der Mächte beendigt seyn. Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser neueste Hat gerade so viel werth ist, wie der alte und alle übrigen Reform-Fermane seit 1839; er wird auf dem Papier stehen bleiben wie seine Vorgänger[1]). Schon durch seinen Inhalt beweist er, daß ganz dieselben Uebelstände, welche der berühmte Hat vom 18. Februar 1856 zu heben bestimmt war, bis zur Stunde unbehoben fortbestanden haben. Die beiden Fermane sind sich überhaupt bis auf die Phraseologie fast völlig gleich, nur daß der neueste in Einem Punkt sogar weniger verheißt als der Hat vor zwanzig Jahren. Damals wurde noch die Zulassung der nichtmoslemischen Unterthanen zum aktiven Militärdienst verheißen; es ward denselben das Recht die Waffen zu tragen zugesprochen; der neue Hat wagt davon schon nicht mehr zu sprechen, sondern es wird nur eine mildere Veranlagung „der Exonerationssteuer für den Militärdienst" zugesagt, welche aber durch Herabsetzung der Loskaufs-Taxe auch den Moslims zu gute kommen soll. Die letzteren können, die Rajahs müssen sich loskaufen.

Uns scheint darin ein bedeutsames Symptom zu liegen, und wir erklären uns den Umstand daraus, daß die Pforte überhaupt zwischen zwei Feuern steht, daß sie die Unzufrieden-

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter" a. a. O.: „Reformen in der Türkei, alt und neu versprochene."

heit der eigenen moslemischen Unterthanen fast schon mehr zu fürchten hat als das Drängen der fremden Mächte. Die russische Diplomatie scheint selber nicht ohne Sorge zu seyn vor einem fanatischen Ausbruch im Schooße des Islam bis tief nach Mittelasien hinein, der sich in der europäischen Türkei direkt gegen den Sultan als einen „Verräther am Koran" zu entladen drohte. Auch in Constantinopel selbst fühlen sich die Fremden von Einem Tag zum andern nicht mehr recht sicher, und darin allein liegt schon die Bürgschaft, daß es mit der auf der „Fusion der Raçen" beruhenden Reformpolitik abermals auf dem Papier sein Bewenden haben wird, wenn auch augenblicklich mit massenhaften Absetzungen und Neuernennungen in der Justizbranche noch so großer Lärm gemacht und überhaupt Alles aufgeboten wird, um dem Abendlande Sand in die Augen zu streuen.

Aber wie gesagt, die Mächte müßten sich damit begnügen, wenn sie nicht inzwischen ihren ursprünglichen Standpunkt, wie er in dem officiösen Petersburger-Journal präcisirt war, verändert hätten. Dieß ist nun in der That von Seite Rußlands der Fall gewesen. Seit Anfang November v. Js. schien es überhaupt, als ob die verbündeten Mächte „Garantien" in einem ganz andern Sinne als vorher verlangen wollten: nämlich nicht Garantien die der Sultan seinen Unterthanen geben, sondern Garantien die Seitens der Mächte der türkischen Rajah gegeben werden sollten. Also eine europäische Curatel oder Tutel, mittelst einer Ueberwachungs-Commission oder wie immer ausgeübt über die türkische Regierung.

Dasselbe Verlangen hatte Rußland allerdings unmittelbar vor dem Hat-Humayum vom 18. Februar 1856 gestellt; der damalige Großvezier Aali Pascha aber hatte diese Art von Garantie — und zwar vom türkischen Standpunkt aus mit vollem Recht — in einer ausführlichen Denkschrift verurtheilt: als einen Angriff auf die Würde und die Souveränetät der Pforte, als eine Lähmung ihrer administrativen Aktion und

die Einpflanzung des Keims der Zerstörung in das Herz jeder dauerhaften Herrschaft, endlich als einen Widerspruch, in den die Mächte mit sich selber gerathen würden, und als die Quelle unabsehbarer Verwicklung unter ihnen selbst.

Je weniger sich verkennen läßt, daß unter solchen Bedingungen die Türkei als Staat im Grunde aufgehört hätte zu existiren, desto mehr hat es Aufsehen erregt, als Anfangs November v. Js. der „Russische Regierungs-Anzeiger" plötzlich auf eben diesen Standpunkt übersprang. Dieses Amtsblatt erklärte nämlich einerseits die speciellen Sympathien Rußlands für die slavischen Christen in der Türkei, erinnerte an die Opfer welche die russische Nation der unterdrückten slavischen Bevölkerung des Osmanenreichs bereits gebracht habe, und welche sie berechtigten vor Europa als Anwalt dieser Bevölkerung hinzutreten. Die Sympathien der Slaven gedenke man dem Drei-Kaiser-Bund nicht zu opfern. Andererseits ward der jüngste Irade des Sultans als eine illusorische Maßregel bezeichnet, wurden alle von den Mächten der Pforte abgedrungenen Zusagen in Bezug auf eine bessere Behandlung der Christen als vertrauens-unwürdig erklärt, und ward schließlich feierlich versichert, „es müsse auf alle Fälle die traurige Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei ein Ende nehmen."

Wie Letzteres geschehen und das große Räthsel gelöst werden solle, darüber hat sich das russische Amtsblatt nicht ausgesprochen. Außerdem hinterließ seine Erklärung noch zwei große Zweifel: erstens ob denn auch die zwei anderen Mächte des Drei-Kaiser-Bundes, insbesondere Oesterreich, zu einer veränderten Stellung, von der Politik der Nicht-Intervention zu der Politik der Intervention, übergegangen seien und also der gerühmte Einklang der Alliirten auch bei den neuen Anschauungen Rußlands fortdauere; zweitens ob die Betonung der besondern Stellung Rußlands zu den

Slaven in der Türkei nicht die Wiederaufnahme der frühern Orient-Politik des Petersburger Kabinets bedeute?

Die Ziele dieser Politik in letzterer Beziehung sind vom Czaren Nikolaus in seinen Gesprächen mit Lord Seymour vor 22 Jahren bestimmt ausgesprochen worden. Er sagte: „Im Falle der Auflösung des türkischen Reichs würde eine befriedigende Territorial-Anordnung weniger schwierig seyn, als man gewöhnlich glaubt. Die (rumänischen) Fürstenthümer sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dieß könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Auch Bulgarien; es scheint kein Grund vorhanden, weßhalb nicht diese Provinz einen unabhängigen Staat bilden soll." Ebenso bestimmt sprach sich der Czar negativ aus. Er erklärte sich entschieden gegen alle neobyzantinischen Träumereien und fügte dann bei: „Noch weniger will ich erlauben die Zerstücklung der Türkei in kleine Republiken, Asyle für Kossuth und Mazzini und andere Revolutionäre Europa's. Lieber als daß ich mich einem dieser Arrangements bequemte, würde ich Krieg anfangen und ihn solange fortführen, als mir noch ein Mann und eine Muskete bliebe." Die Hauptsache war ihm das russische Protektorat über die südslavischen Länder. Er wiederholte: „Es gibt in der Türkei keine Elemente provincialer oder gemeindlicher Regierung. Sie würden es erleben, daß die Türken die Christen angriffen, die Christen über die Türken herfielen, die Christen der verschiedenen Sekten miteinander haderten; kurz, wir hätten Chaos und Anarchie." Nämlich ohne den russischen Schutz!

Czar Nikolaus hatte bei diesen Vorschlägen die früher oder später unvermeidliche Auflösung der Türkei im Auge. Die von Rußland und Oesterreich zu erwartenden Vorschläge sollten aber allen Versicherungen zu Folge die definitive Erhaltung der türkischen Herrschaft zum Zwecke haben; und dieser Standpunkt ward wenigstens principiell auch noch in

der November-Erklärung des russischen Amtsblatts festgehalten. Zweifelhaft war seitdem nur geworden, ob die vielbesprochenen Reform-Vorschläge und Garantien sich auf das ganze Gebiet des türkischen Reichs, wenigstens in Europa, oder nur auf die im Aufstand begriffenen slavischen Provinzen beziehen sollten. Augenscheinlich begründete das einen großen Unterschied; denn im letztern Falle ließ sich die Tendenz kaum verbergen, wie sie den neuerdings eingestandenen specifischen Sympathien Rußlands für die türkischen Slaven-Länder entspricht. Sobald die anderen Mächte sich bewegen ließen die Forderung von Reformen und Garantien auf Bosnien und die Herzegowina zu beschränken, so gaben sie damit den türkischen Gesammtstaat thatsächlich preis, sie eröffneten den Weg zur Zerstückelung der Türkei, und arbeiteten so allerdings der Wiederaufnahme der frühern Orient-Politik des Petersburger Kabinets in die Hände. Denn warum sollten nicht morgen die Bulgaren verlangen, was heute den Bosniaken gewährt wird, und warum sollten die Mächte nicht ebenso für Bulgarien, Albanien rc. eintreten wie für die südslavischen Paschaliks, sobald auch dort die Fahne des Aufruhrs erschiene? Die thatsächliche Ausgestaltung führte zu einer Schraube ohne Ende, die aber jedenfalls durch das Herz der Pforten-Herrschaft ginge, und zwar in raschen Zügen.

Sollte aber die russische Schwenkung sich nicht bloß auf die Südslaven beziehen, sondern der Ausspruch, die traurige Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei müsse auf alle Fälle ein Ende nehmen, allgemein und vom türkischen Gesammtstaat zu verstehen seyn; dann würde sich die Aufgabe noch verzweifelter ansehen. Es hieße wirklich die Quadratur des Zirkels versuchen. Was sollten die Mächte thun? Sollten sie wirklich Garantien für die Durchführung des neuesten Hat verlangen, von dessen Undurchführbarkeit man doch in den Kabineten zum voraus überzeugt seyn

muß? Etwa eine Ueberwachungs-Commission, wie sie der russische Gesandte in Constantinopel für den Fall in Aussicht gestellt haben soll, daß der nun wirklich eingetretene Staatsbankerott der Türkei ausbreche? Oder sollten sie dem illusorischen Reform-Patent des Sultans mit einem Gegenproject entgegentreten, die Zurücknahme des erstern und die Annahme des letztern, sowie die Durchführung erzwingen?

Graf Andrassy hat nun seine, wie man annehmen muß, im formalen Einverständniß mit Rußland ersonnenen Vorschläge den Mächten mitgetheilt, und dieselben lösen den Zweifel insofern, als sie sich wirklich bloß auf die südslavischen Paschaliks beziehen sollen, ja sogar, wie man sagt, bloß auf die Herzegowina allein. Es hat monatelang gedauert, bis der magyarische Diplomat auch nur soviel zuwege brachte, und in Berlin und London hat man sich bereits über die Penelope-Arbeit lustig gemacht. Feuer und Wasser sind eben nicht leicht zu amalgamiren. Im Interesse der magyarischen Politik liegt es die ganze Bewegung mit den wohlfeilsten Mitteln zu ersticken. Rußland aber kann die Folgen des ersten Schrittes, den Andrassy hiemit thut, unbekümmert abwarten, und ruhig zusehen, wie Oesterreich sich um alle Chancen bringt. Woran man ist mit der russischen Politik und der dicken Freundschaft im Drei-Kaiser-Bund, das wird man erst dann erfahren, wenn die Natur sich gegen den österreichischen Schneider empört. Wenn die Aufständischen sich nicht unterwerfen oder der gute wie der üble Wille der Pforte auch hier ohnmächtig bleibt — was dann?

Setzen wir inzwischen unsere Untersuchungen über die Reform-Frage fort, sowohl in Bezug auf den türkischen Gesammtstaat als in Bezug auf die Provinzen Bosnien und Herzegowina.

Vor zwanzig Jahren, zur Zeit des Pariser Congresses, wäre es allerdings noch Zeit gewesen zu dem Versuch, die türkische Reform-Politik überhaupt vom falschen Wege ab-

und auf den richtigen hinüberzuleiten. Aber damals ließ der flache Liberalismus in den Kabineten das nicht zu, und wenn der herrschende Liberalismus es heute zuließe, so wäre es doch zu spät an eine Politik auf föderalistischer Basis für die Türkei zu denken. Der Föderalismus allein hätte nämlich das Türkenreich noch retten können, der liberale Unitarismus mußte es nothwendig zu Grunde richten. Natur und Geschichte dieses Ländercomplexes bürgten dafür. Das hat man nirgends besser gewußt als in St. Petersburg; aber man hat der staarblinden Diplomatie des Abendlandes ihren Willen gelassen und mit verschränkten Armen zugeschaut, wie die Pforte unter deren Zuspruch der allmähligen Auflösung und dem Untergang zuwankte. Diese Anschauung haben die „Histor.-polit. Blätter“ vor zwanzig Jahren beharrlich vertreten; heute, wo es zu spät ist, mehren sich die Stimmen erfahrener Kenner des Orients, um einstimmig zu bezeugen: daß die Centralisation in der Türkei vom Uebel sei, und daß man die Raçen nicht zu „fusioniren“, sondern zu separiren suchen müsse.

In Paris hat vor Kurzem ein ehemaliger Diplomat eine Brochüre herausgegeben, in welcher er ein ganzes Reform-System auf der föderalistischen Grundlage von Gemeinde-Verbänden entwickelt. Nur auf diese Weise, meint er, könnte eine künftige Katastrophe vermieden werden, die sowohl für die Türkei als für das bei dem Bestande derselben interessirte Europa verhängnißvoll seyn würde. Er spricht sich so entschieden wie dereinst Czar Nikolaus gegen die fälschlich sogenannte Autonomie aus, die immer nur die schlecht verhüllte Form einer Losreißung von der Türkei seyn würde. Aber er empfiehlt, das Justizwesen, die Verwaltung der Steuern und die Landespolizei nach dem Princip der Decentralisation zu ordnen. Als die Wurzel des Uebels bezeichnet er die Centralisation, die schon seit 1840 von Redschid Pascha eingeführt und dem französischen Präfekten-

System entlehnt worden sei. „Die von Redschid Pascha und seinen Nachfolgern geträumte Fusion der Raçen erwies sich als Irrthum; die guten Traditionen der Türkei, die den verschiedenen Provinzen ein ausreichendes Maß von Selbstverwaltung überlassen hatten, wurden verläugnet"[1]). Ein anderer französischer Verfasser geht in der Empfehlung der Separation der Raçen sogar soweit, daß er verlangt, es müßten alle Moslims in den Städten angesammelt und das flache Land der Rajah allein überlassen werden; und auch mit diesem Vorschlage steht er nicht allein.

Wie gesagt hätte vor zwanzig Jahren noch im Ernste an einen Versuch gedacht werden können, gemäß dem alten Staatsprincip der Türkei zu reformiren, während jetzt daran schon deßhalb nicht mehr zu denken ist, weil der Sultan eben im Begriffe steht die gesammten Staatseinrichtungen zum dritten Male nach dem falschen Recept umzugestalten. Aber die Frage kehrt auch jetzt wieder, nachdem die Mächte ihre Reformvorschläge nicht auf den türkischen Gesammtstaat ausdehnen, sondern sich auf die südslavischen Provinzen beschränken zu wollen scheinen.

Ich will nicht auf die Gefahr zurückkommen, daß jede gesonderte Behandlung dieser Provinzen mit Nothwendigkeit die Wirkung einer allmähligen Abbröckelung und Zerstückelung des türkischen Reiches haben würde. Daß die Verleihung einer eigentlichen Autonomie — Selbstregierung im Unterschied von Selbstverwaltung — nichts Anderes ist als der erste Schritt zur faktischen Unabhängigkeit, das hat die Erfahrung an Serbien gezeigt, und daß hierauf ein rastloses Streben nach der formellen Lostrennung eintritt, das sieht man an den Donaufürstenthümern und an Montenegro. Auch davon soll vorerst nicht die Rede seyn, ob und wie-

1) Un mot sur la Turquie par un ancien diplomate. Paris 1875.

fern solchen auf sich selbst gestellten Landestheilen der Türkei sofort die Fähigkeit zur Selbstregierung innewohnen würde. Czar Nikolaus hat ganz Recht gehabt, wenn er die Frage entschieden verneinte. Man sieht jetzt, wie schlimm in Serbien die Probe bestanden worden ist. In St. Petersburg hat man denn auch von Anfang an mit Recht gefürchtet, daß die „kosmopolitische Revolution" bei dem Aufstande der südslavischen Provinzen die Hand im Spiele habe. Aber darauf werden wir wohl zurückkommen. Für jetzt handelt es sich nur um administrative Reformen, innerhalb des Gesammtstaats und unterhalb der gemeinsamen Regierung, und um die Frage, inwieferne solche Reformen praktisch werden könnten oder illusorisch bleiben müßten. Kurz, es handelt sich um eine Vergleichung mit dem Concept des Grafen Andrassy, soweit dessen Inhalt bis jetzt bekannt ist.

Auch hier zeigt es sich, daß die Franzosen die unbefangensten Studien im Orient gemacht haben. Ein alter Kenner der Türkei geht gerade von den ganz eigenthümlichen Verhältnissen in Bosnien aus, um zu zeigen, was der Türkei eigentlich noth thäte, nämlich die „Raçen- und Kirchentrennung mittelst einer neuen administrativen Karte der Türkei und einer Menge von Provincial- und kleinen autonomen Distrikts-Regierungen." Es ist der Akademiker Dr. Ami Boué, den wir meinen. Er sagt in einer Zuschrift an die „Neue Freie Presse" in Wien vom 14. November v. Js.: „Eines der wichtigsten Mittel zu dem allgemein für Europa wünschenswerthen Zweck kann nur demjenigen in den Sinn kommen, welcher das Ostland kennt, während es unsern civilisirten Europäern nie möglich scheinen wird. Ich meine die so gründlich als möglich durchgeführte Absonderung der verschiedenen Raçen der europäischen Türkei, sowie selbst der griechischen und der katholischen Rajah. Auf diese Weise würden nicht nur gewisse Provinzen entstehen, sondern selbst in anderen Provinzen würde man mehr oder weniger gut

abgegrenzte besondere Distrikte bilden können. Eine große autonomische Freiheit müßte den Provinzen, aber auch vorzüglich den Distrikten gelassen werden. Auf solche Weise blühen noch jetzt gewisse privilegirte Gegenden der Türkei, wie z. B. im südwestlichen Macedonien. Da der ganze Landboden dem Sultan gehört und überhaupt die Ansiedelungen und Gebäude in der Türkei mehr an Nomaden als an unser civilisirtes Europa erinnern, so würde man daselbst an solchen Veränderungen in der Gruppirung der Einwohner durch unübertretbare Gesetze oder große Werthverluste nicht gehindert werden können. Im Gegentheil, jede Raçe würde froh seyn, ihren separaten Erdfleck zu besitzen und selbst zu beherrschen. Handelte es sich um Länder wie Bosnien, wo die ehemaligen Feudalherren oder selbst die Sahibi's gewisse Eigenthumsrechte noch besitzen, so könnte man durch billige Geld- oder Naturalbeiträge für einen bestimmten Zeitraum den Rajahs die Möglichkeit geben sich gänzlich von solcher Last zu befreien, und die Staatskassa könnte die Zeit dieses Loskaufs abkürzen. Kurz, eine billige türkische Grundentlastung thut noth."

Der Franzose schlägt also geradezu eine von Staatswegen anzuordnende Völkerwanderung im Kleinen vor; die nach Raçe und Religion unverträglichen Elemente sollen räumlich getrennt und territorial mit verträglichen zusammengefügt werden, und so soll die Möglichkeit einer gewissen Selbstverwaltung aller dieser gleichartigen Centren geschaffen werden. So befremdend der Vorschlag auf den ersten Blick erscheinen mag, so braucht man doch nur die Verhältnisse gerade in Bosnien und der Herzegowina in's Auge zu fassen, um zu erkennen, daß in der That keine Wahl bliebe, um in diesen Provinzen dauernde Ruhe herzustellen, als eine Operation wie die vorgeschlagene, wenn nicht anders fremde Mächte mit gewaltsamer Hand die widerstrebenden Elemente niederhalten, die zwei Provinzen also für den Sultan fak-

tisch verloren und zur Losreißung reif gemacht werden sollen.

Bosnien, wegen seines gebirgigen Terrains auch das „türkische Tyrol" genannt, beherbergt in seiner Bevölkerung drei Nationen, die sämmtlich dem serbischen Volksstamm angehören und die gleiche Sprache reden, aber durch das religiöse Bekenntniß verschieden und wie fremde Nationen von einander geschieden sind. Die bosnischen Moslims bilden den Adel des Landes, und sie sind in zweifacher Hinsicht ein Unikum in der Türkei. Erstens gibt es nämlich nirgends sonst unter den Moslims eine eigentliche Aristokratie; und zweitens kommt es sonst nirgends als in Bosnien und Albanien vor, daß ein abendländischer Volksstamm mit christlichen Vorahnen sich zum Islam bekennt. Heute noch sieht man auf der im frühgothischen Styl erbauten Burg des Vornehmsten dieser bosnischen Ritterschaft, des vielgenannten Begs von Stolacz, Fresken auf welchen christlich serbische Ritter turniren, und seine Vorahnen sind als Herren von Stolzenburg dereinst in den Adel des heiligen römischen Reichs aufgenommen worden. Nach langem und vergeblichem Ringen gegen die Türkenmacht hatte dieser Adel, um seine sociale und politische Stellung zu retten, mit seinen zahlreichen Dienstleuten den Islam angenommen. Es waren größtentheils Anhänger der Katharer-Sekte, welche diesen Schritt thaten. Zu den eingebornen Begs oder Spahi's kam dann noch der eingewanderte Militär-Adel oder die türkischen Sahibi's hinzu, eine Art Lehensherren zweiten Rangs, welche von den tausenden von Janitscharen herstammen, die von der Pforte gegen die unbotmäßigen Begs in's Land gelegt wurden. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in der Herzegowina, nur daß die Moslims beider Arten hier weniger zahlreich sind.

Während aber die sonst in der Türkei zum Islam übergetretenen Slaven, wie namentlich in Albanien, sehr gleich-

gültige Moslims sind und nur die äußere Form angenommen haben, ist bei den Bosniaken der Slave vollständig in den fanatischen Moslim übergegangen. Grausamer als die eigentlichen Türken haben sie die christliche Religion bei ihren eigenen Stammesgenossen verfolgt. Aber sich selbst für die ächten Diener des Propheten haltend, sahen sie mit Verachtung auch auf die andern Bekenner des Islam herab, und insbesondere die halbeuropäisirten Osmanen waren ihnen nicht viel besser als die Giaurs. Freilich ist der Punkt leicht zu ersehen, wo der religiöse Fanatismus der Begs mit den politischen Antipathien gegen den herrschenden Stamm zusammenfließt. Fast 30 Jahre lang haben sie gegen die „christlichen Neuerungen" der Pforte für die reine Lehre des Koran, mit andern Worten für ihre feudale Autonomie gegen die Centralisationspläne des osmanischen Sultanats, einen erbitterten Kampf geführt. Nach ihrer Bewältigung im J. 1850 hat aber Omer Pascha seinen Sieg nur zur völligen Wehrlosmachung der Christen benützt; den besiegten Rebellen gab er nicht nur ihre Waffen wieder, sondern auch noch die der Rajah dazu, so daß die letzteren sich nichteinmal mehr gegen die Raubthiere schützen konnten. Erst vor Kurzem hat denn auch vom Bosporus verlautet, daß die Pforte es dießmal klüger machen würde: sie würde nämlich die erreichte Pacificirung der beiden Paschaliks benützen, um die Macht ihrer gefährlichsten Feinde, der bosnischen Begs, zu schwächen und so den hartnäckigen Widerstand der fanatischen moslemischen Bevölkerung gegen ihre Reformen zu brechen[1]). Aber wie wollte sie das machen?

---

1) Aus den Times in der „Allg. Zeitung" vom 25. Sept. 1875; vergl. „Histor.-polit. Blätter" 1856 Bd. 37 S. 1221 ff. und 1858 Bd. 42. S. 99.

Zweitens leben in Bosnien etwa 123,000 „Lateiner" oder die katholische Rajah. Sie führen so gut wie die moslimischen Bosniaken und die griechisch-orientalischen Stammes-Brüder die Politik einer eigenen Nation; und zwar rechnete man sie in der Regel zu den Bundesgenossen der Pforte. Schon im Jahre 1830 waren die katholischen Herzegowiner den Türken zu Hülfe gezogen gegen den aufständischen Hussein Capetan, den „bosnischen Drachen", und als Rußland im Krimkrieg an der Donau die Sturmglocke zog, da rückten bekanntlich die Mirditen an der Spitze der katholischen Albanesen für den Sultan in's Feld. Ueber die Haltung der Lateiner im jetzigen Aufstand lauteten die Nachrichten stets widersprechend. Neuestens heißt es: ihre Geistlichen und Mönche hätten zuerst zum Aufstande gehetzt; dieselbe Nachricht gesteht aber wieder zu, daß sie bald die Waffen niedergelegt hätten. Dann hieß es wieder, daß sie erst nach langem Sträuben sich der Insurrektion angeschlossen hätten, und neuerlich ist ein Ausschreiben des katholischen Metropoliten veröffentlicht worden, worin er seine flüchtigen Glaubensgenossen zur vertrauensvollen Rückkehr an den heimathlichen Herd auffordert.

Den dritten Bestandtheil endlich in der bosnischen Bevölkerung bilden die griechisch-orientalischen Serben. Sie sind unbestritten die Träger der derzeitigen Insurrektion in Verbindung mit ihren Glaubens- und Stammesgenossen in der Herzegowina. Sie zählen nicht ganz eine halbe Million Seelen. Selbstverständlich wurde diese Bevölkerungs-Schichte stets als besonders zugänglich für den russischen Einfluß angesehen. Als nach dem Krimkrieg die bosnische Rajah ihre verzweifelte Lage bei dem türkischen Gesandten in Wien zur Vorstellung brachte, da hat die Pforte in einem Cirkular an die andern Kabinete erklärt: diese Rajah sei aller Wohlthaten des Hat-Humayum theilhaft und die Unruhen in den Paschaliks

seien wahre Räuber-Streifzüge oder angestiftet durch die Umtriebe russischer Agenten.

Dießmal hat nun wenigstens der jüngste Irade des Sultans zugestanden, daß der Druck der türkischen Machthaber einen guten Theil der Schuld an dem Aufstande trage, und der bald darauf veröffentlichte Bericht des englischen Consuls, welcher der Untersuchungs-Commission in der Herzegowina angehörte[1]), hat constatirt, daß die türkische Regierung ihrerseits geneigt war, den Beschwerden der Rajah zuzustimmen, daß aber die muhamedanischen Einwohner der Provinz sich ungestüm widersetzten und von ihnen die erste Blutthat ausgegangen sei. Der Bericht schließt mit den Worten: „Wenn die versprochenen Reformen ernstlich in Angriff genommen werden, so wird eine starke bewaffnete Macht nöthig seyn, um den verletzten Stolz und die Eitelkeit dieser Raçe niederzuhalten.“ So erklärte sich der englische Diplomat gegenüber seiner Regierung.

Indeß kann man sich auf die Bajonette wohl stützen, aber nicht setzen. Eine dauernde Ruhe in Bosnien und der Herzegowina unter türkischer Herrschaft ließe sich nur herstellen durch die Trennung der Raçen. Schon vor zwanzig Jahren war es die Meinung dieser „Blätter“: zu helfen wäre nur durch Annullirung der meistens erpreßten Ansprüche der Sahibi's und die Ablösung der beurkundeten Ansprüche der Spahi's oder Begs, am einfachsten dadurch, daß man die türkischen Blutsauger aus dem Lande drängte[2]). Wenige Jahre darauf hat ein deutscher Kenner des Orients sich ebenso wie der oben citirte Franzose auf das Beispiel Macedoniens berufen, wo sich die Moslims bereits in die Städte — auch

1) Abgedruckt „Neue Freie Presse“ vom 17. Dezember 1875.

2) Histor.-polit. Blätter Bd. 37. S. 1221 ff.

in den beiden Paschaliks wohnt die Mehrzahl derselben schon in den Städten — zurückgezogen haben, um hier die Zinsen aus ihrem früheren Grundbesitz zu genießen, und die Rajah ungeschoren lassen. „Würden diese Beträge festgestellt und durch internationale Verträge garantirt, so würden sich wohl diese Türken immer mehr auf die Masse der türkischen Bevölkerung in Thracien zurückziehen"[1]).

Allerdings hat sich auch die Meinung damals schon geltend gemacht: wenn es mit der großen Veränderung in der Türkei einmal Ernst werden sollte, dann würden sich die islamitischen Bosniaken vielleicht im entscheidenden Moment nicht weniger schnell wieder zum Christenthum entschließen, als sie einst wegen politischer Rücksichten aus der Katharer-Sekte zum Islam übergingen, ohne jedoch, was wohl zu bemerken ist, die Polygamie anzunehmen. Aber abgesehen von dieser Möglichkeit stünde die Trennung der Racen selbst dann in Frage, wenn die beiden Paschaliks unter Loslösung von der Türkei ein selbstständiges Fürstenthum bilden oder zwischen Serbien und Montenegro getheilt werden sollten. Bekanntlich ist auch das schon als das Ende der gegenwärtigen Krisis in bestimmte Aussicht gestellt worden, nur daß Oesterreich dabei einen bescheidenen Theil an der kroatischen und dalmatinischen Grenze für sich bekommen sollte. Uns scheint aber der eben citirte deutsche Kenner des Orients schon im J. 1862 ganz richtig bemerkt zu haben: „Nimmermehr wird Bosnien sich mit Serbien verschmelzen, denn die Elemente und Erinnerungen beider Länder stoßen sich zu sehr ab... Serbien, dem bosnischen Adel entfremdet, kann die Verständigung zwischen diesem und der bosnischen Rajah

2) „Aristokratie und Demokratie in unserm Orient." Münchener „Süddeutsche Zeitung" vom 4. April 1862.

nicht leiten; dieß muß eine gebildetere stärkere Hand thun, und welche andere kann und darf es seyn als die Hand Oesterreichs"?

Bezüglich Serbiens dürfte über kurz oder lang sogar die Frage an Europa herantreten, wer denn in diesem Fürstenthum selbst die Ordnung herstellen und aufrecht halten solle? Daß das Land von revolutionären Zuckungen unaufhörlich erschüttert wird, ist bekannt. Ein grelles Licht hat aber jüngst ein Vorgang in der Skuptschina auf die dortigen Zustände geworfen. Als daselbst eine Beschwerdeschrift von Schülern der Forst- und Ackerbauschule gegen ihre Professoren und den Cultusminister selbst zur Debatte kam und es Mitglieder gab, welche für die Buben einzutreten den Muth hatten, da erklärte einer der vornehmsten conservativen Abgeordneten: jeder Serbe habe begründete Ursache an der Zukunft seiner Nation zu verzweifeln; der Geist der Zerstörung sei überall eingedrungen, selbst in die Schulen; ähnliche Symptome zeigten sich auch in der theologischen Anstalt, in dem Pädagogium ꝛc. „Laßt uns", rief er, „lieber gleich alle Schulen sperren, als darin Libertins und Revolutionäre zu erziehen!" In derselben Zeit erließ der Minister-Präsident ein Circular, worin er die Thatsache angibt, daß eine große Anzahl von Zöglingen des Belgrader theologischen Seminars Verbindungen mit (serbischen) communistischen Blättern unterhalte[1]).

Allerdings sind dieß ungefähr die Zustände, welche auch im Czarenreiche grassiren. Aber Rußland ist ein mächtiger Staat, Serbien hat eine schwache, dem steten Wechsel unterworfene Regierung. Wer wird hier einst Ordnung schaffen und

---

1) Vergl. „Germania" vom 17. Dezember und „Allg. Zeitung" vom 17. Dezember 1875.

sie aufrecht halten? Doch hier sind wir wieder an dem brennenden Punkte angekommen: Umgestaltung von Osteuropa in Verbindung mit endgültiger Lösung der deutschen Frage!

Die Antwort der Westmächte auf das Anschreiben des Grafen Andrassy wird zunächst wenig in's Gewicht fallen. Den entscheidendsten Punkt hat Gladstone im englischen Parlament am 4. Mai 1858 berührt. Er beklagte, daß die für den Orient gebrachten Opfer der jüngsten Jahre ohne alle wirkliche Frucht bleiben sollten, und er fügte bei: „England wird nicht stets bereit und willig seyn, 50 oder 100 Mill. Pfund auf die Zügelung Rußlands zu verwenden, und auf eine englisch-französische Combination wird nicht bei jeder Gelegenheit zu rechnen seyn."

Das ist jetzt eingetroffen. Darum diktirt jetzt Rußland, und es wird diktiren, sobald es seine Zeit gekommen glaubt!

XII.

Literarische Rundschau.

Unter obigem Titel versendet der rührige Verlag von Rudolf Barth in Aachen seit Mitte Januar des verflossenen Jahres eine neue literarisch-kritische Zeitschrift. Mit der am 31. Dezember ausgegebenen 14. Nummer hat der erste Jahrgang seinen Abschluß gefunden, und es dürfte nunmehr an der Zeit seyn über das Unternehmen ein Wort in den „gelben Blättern“ zu sagen.

Es soll dabei nicht des Breiteren in die Bedürfnißfrage eingegangen und der Nachweis erbracht werden, daß neben dem verdienstvollen „Literarischen Handweiser“ noch hinreichend Raum für ein zweites Organ ähnlicher Richtung vorhanden war. Solange wird man nicht erwarten dürfen den Liberalismus auf dem Boden des staatlichen Lebens zurückweichen zu sehen, solange es nicht gelungen ist, seine Herrschaft auch auf allen anderen Gebieten zu brechen, dem gesellschaftlichen wie dem künstlerischen, dem wissenschaftlichen und literarischen. Auch im literarischen Bereiche müssen die Urtheile rektificirt und die ewig giltigen Principien zur Anerkennung gebracht werden. Gewiß ist es nicht zuviel, wenn sich in Deutschland von nun an zwei Blätter berufsmäßig dieser Aufgabe widmen, gegenüber der großen Zahl derer, welche Jahr aus Jahr ein das Gift einer vom Christenthume losgelösten Denkweise zu verbreiten geschäftig sind.

Wichtiger vielleicht ist es sich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche einem derartigen auf katholischer Seite in's Leben gerufenen Organe jederzeit entgegentreten werden. Ich rechne hierher vor Allem den universalistischen Charakter, den es für's Erste wenigstens unausbleiblich annehmen wird. Während die Blätter unserer Gegner verschieden nach Form und Richtung, aber alle einig in dem kirchenfeindlichen Geiste, der nur nicht überall in gleicher Schärfe und Offenheit hervortritt, einander mannigfach ergänzen, bei den einen diese, bei den andern jene Seite geistiger Bethätigung eine überwiegende Berücksichtigung findet und auch für ganz spezielle und fachmäßige Interessen gesorgt ist, fällt unseren Blättern die Aufgabe zu, auf allen Gebieten zugleich den Kampf aufzunehmen. Dadurch wird ein sehr ausgedehnter Kreis von Mitarbeitern nöthig, der nur schwer zu beschaffen ist und in seinen einzelnen Gliedern immer ungleich bleiben muß, es wird ferner von dem Redakteur ein seltenes Maß von wissenschaftlichem Ueberblick und richtigem Takt gefordert. — Eine weitere Schwierigkeit hängt nahe damit zusammen. Soll ein solches Literaturblatt möglichst allgemein-verständliche Aufsätze bringen, um in weiten Kreisen Beachtung zu finden, oder soll es sich durch streng wissenschaftliche Haltung vor Allem die Gunst der Fachleute, der Gelehrten von Beruf erwerben? Immer werden Lücken und Mängel zurückbleiben, und immer wird es zuletzt die Tendenz seyn, an die man appelliren muß, um in dem Widerstreit der Wünsche die Gemüther günstig zu stimmen.

Diese allgemeinen Schwierigkeiten sind sodann aber durch die Ereignisse der letzten Jahre durch neue und besondere vermehrt worden. Der kirchlich-politische Kampf der Gegenwart nimmt im hohen Grade die Aufmerksamkeit und die geistigen Kräfte unserer Gesinnungsgenossen in Anspruch. Und mit den geistigen die materiellen. Zu den Abonnenten der katholischen Presse in ihrem ganzen Umfange stellt der Klerus ohne Frage relativ das bedeutendste Contingent. Die Mittel dazu sind ihm in Preußen neuerdings durch das Sperrgesetz in Frage gestellt worden, und eben dasselbe Gesetz macht es den

Laien zur Pflicht ihren Ueberschuß vor Allem zur Unterstützung der Geistlichen zu verwenden.

Unter diesen Umständen wird man als einen höchst erfreulichen und bedeutsamen Erfolg schon allein das bezeichnen müssen, daß es gelungen ist die „Literarische Rundschau" in's Leben zu rufen und ihr ein hinreichendes Terrain zu erobern, um sie am Leben zu erhalten. Das Verdienst gebührt hier namentlich und in erster Linie dem Redakteur, Herrn Joseph Köhler in Paderborn, der mit männlicher Entschiedenheit vor keinem Hinderniß zurückschreckte, sondern zähe und unermüdlich an der Verwirklichung des angestrebten Zieles arbeitete.

Was sodann das von ihm geleitete Blatt selbst betrifft, so weiß ich nicht, ob über seine kirchliche Haltung zu Anfang irgendwo ernstliche Zweifel obgewaltet haben. Jedenfalls dürften sie nunmehr, nach Ablauf des ersten Jahrganges, völlig verschwinden. Um von der Correktheit in theologischen Dingen abzusehen, so ist unter den circa 50 mit ihrem Namen eingetretenen Mitarbeitern keiner, der nicht die Lehren und Vorschriften des Christenthums in der gesammten Sphäre des Geisteslebens als normgebend ansähe. Mag das Bewußtseyn hiervon auch bei den verschiedenen in verschiedener Schärfe hervortreten und hätte es vielleicht bei einzelnen der schönen Literatur gewidmeten Aufsätzen stärker betont werden können, verläugnet ist es nirgendwo. Die „Kölnische Zeitung" hat dieß denn auch sofort in ihrer Weise anerkannt, indem sie die „Rundschau" mit dem Prädikat „kraß ultramontan" bedachte.

Der Inhalt der einzelnen Nummern läßt drei Hauptabschnitte unterscheiden, deren erster „Uebersichten und Charakteristiken", der zweite „Recensionen und Referate" enthält, während der dritte Nachrichten aus der literarischen und Gelehrten-Welt, kritische Stimmen aus anderen Zeitschriften und ein Novitätenverzeichniß umfaßt.

Der erste Abschnitt zumal soll, wie man hört, dem Blatte zahlreiche Freunde verschafft haben, und in der That ist es eine dankenswerthe Arbeit, die gesammte Leistung eines hervorragenden Autors oder die ganze, ein Einzelgebiet betreffende

Literatur zu einem übersichtlichen Bilde zusammenzustellen. Leicht ist sie freilich eben nicht; erzwungener esprit wirkt noch unangenehmer als eine dürre Aufzählung von Namen und Titeln. In Gelehrtenkreisen dürfte das Hauptgewicht auf den zweiten Abschnitt gelegt werden. Auch hier ließe sich manches darüber sagen, von welcher Beschaffenheit eine wirklich gute Recension zu seyn habe. Indessen wird Niemand erwarten, daß die sämmtlichen — gegen 90 — welche der erste Jahrgang enthält, alle in gleicher Weise als mustergiltige zu bezeichnen seien. Immerhin darf man behaupten, daß sie in ihrer Gesammtheit eine Vergleichung mit den Leistungen der gegnerischen Organe in keiner Weise zu scheuen brauchen, viele den Durchschnitt des dort Gebotenen bei weitem übertreffen. Nur eine Bemerkung mehr äußerlicher Art möge verstattet seyn; sie betrifft die Länge der einzelnen Artikel. A. von Reumont's Buch Lorenzo dei Medici ist gewiß eine hervorragende Erscheinung unter den historischen Werken der letzten Jahre, aber es dürfte des Guten doch etwas viel seyn, wenn darüber durch 4 Nummern hindurch in 29 Spalten referirt wird. Was aber soll man dazu sagen, wenn ein Mitarbeiter für die Besprechung einer kleinen Schrift über Dietrich von Nieheim, die selbst nur 87 Seiten zählt, mehr als 21 Spalten beansprucht? Hier ist eine größere Rücksichtslosigkeit der Redaktionsscheere dringend geboten. Begreiflich allerdings, daß Herr Köhler im ersten Jahre damit noch einigermaßen zögerte, mußte es ja vor Allem darauf ankommen, Mitarbeiter zu gewinnen. Nun ihm dieß aber in erfreulichster Weise gelungen ist, wird er im eigensten Interesse des Blattes wohl thun, in der Zubemessung des Raumes für die einzelnen Beiträge strenger zu seyn.

Einen gleichen Wunsch möchte man vielleicht in Betreff des dritten Abschnittes äußern. Die Redaktion selbst scheint ihn empfunden zu haben, wenigstens verschwinden die „kritischen Stimmen aus anderen Zeitschriften" nach Nr. 4, um erst in Nr. 12 wieder zu erscheinen. Aber auch die „Nachrichten" ließen sich wohl etwas beschränken, ohne daß daraus eine wirkliche Gefahr für den Werth des Inhalts entstünde. Ich kann nicht glauben, daß die Leser der „Rundschau" ein

so lebhaftes Interesse an dem Schicksal sämmtlicher deutscher Universitätslehrer nehmen sollten, daß dadurch die sehr ausführlichen Mittheilungen über Berufungen und Beförderungen gerechtfertigt würden. Auf alle Fälle heißt es einem Manne wie dem jüngst verstorbenen J. B. Schweizer zuviel Ehre anthun, wenn ihm in Nr. 9 67 enge gedruckte Zeilen gewidmet werden.

Doch genug dieser kleinen Ausstellungen. Alles in Allem genommen können Redakteur und Verleger nur mit gerechter Befriedigung auf den vollendeten Jahrgang zurückblicken. An den deutschen Katholiken ist es nunmehr weiter zu helfen. Wer bisher schon zu den Gönnern des Blattes gehörte, möge ihm fernerhin seine Gunst erhalten, wer allerhand daran zu tadeln fand, abonnire erst recht, und verschaffe so zu seinem Theile den Unternehmern die Möglichkeit ihr Blatt zu erweitern und zu vervollständigen. Der Preis ist außerordentlich niedrig gestellt, 6 Mark pro Jahr, also 1⅔ Pfennige pro Tag. Soviel aber für geistigen Luxus täglich auszugeben ist sicherlich keine Verschwendung. Der Prospektus verspricht im Jahrgang 16 Nummern à 32 Spalten.

XIII.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

Zur Feier seines Centenariums.

II.

Erblickte Görres in seiner Jugendperiode in dem Ringen der Franzosen nach Freiheit die „allgemeine Freiheit", die das Interesse aller Völker war, und „in der fränkischen Nation", da die uneigennützig enthusiastische Theilnahme an dem ersten Aufflammen der Nation eine allgemeine war, die „Repräsentantin der ganzen Menschheit", so löste sich ihm, sowie dieß Volk dieser seiner Würde entsagt und sich seine eigene Freiheit schuf, das weltbürgerliche Band, „und nicht mehr Mensch gegen Mensch, sondern Staat gegen Staat tritt in's Verhältniß." So urtheilte Görres aus seiner abstrakt-allgemeinen Idee der Freiheit heraus in seiner „Sendung nach Paris" [1]). Inzwischen hat nun der „Staat Frankreich" unter dem Imperator zum allgemeinen Weltreich sich gestaltet, und der Mann, dem die Gerichte Gottes zu vollziehen gegeben war, hat nun alle Völker und ihre Freiheit niedergetreten und sie einem allgemeinen Despotismus überliefert. Als nun auch ihn die Gerichte ereilten und Europa vereint sich gegen ihn erhob, da trat auch Görres, „der Stillschweigen wählte, wenn man ihm unbedingte Frei-

1) Gesammelte Politische Schriften I. 88.

müthigkeit entzog", wieder auf die politische Arena. Auch im „Rheinischen Merkur" vertrat Görres die Freiheit, um das Ideal von der Menschheit zu veredeln, ihren Fortschritt zur Cultur und Humanität zu fördern, aber nicht mehr in jener allgemeinen unbestimmten Form, wie in seiner Jugend; das Ideal hatte jetzt Fleisch und Blut angenommen, es galt einerseits die Befreiung der Völker von der Tyrannei desjenigen der zur Zuchtruthe für sie und die Fürsten geworden, andererseits aber die Kräftigung und Besserung der Zustände Deutschlands, seine freiheitliche nationale Entwicklung auf dem Boden des Rechts und der Geschichte.

Zu welcher Bedeutung der „Rheinische Merkur" in kürzester Zeit sich erhoben, hat wohl Niemand bezeichnender ausgesprochen als Napoleon selbst, welcher ihn „die fünfte Macht". genannt, „die gegen ihn aufgestanden." Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß weder vor noch nach ihm je ein Blatt dem „Rh. Merkur" an die Seite gestellt werden kann, wenn man bei der Kürze seines Bestandes den gewaltigen unmittelbaren Einfluß auf die Zeit, die Großartigkeit der Anschauung, wie die tief ethische Haltung betrachtet. Aber der Boden, auf welchem er sich erhob, war auch so breit durch die großen Ereignisse, tief begründet durch wahrhaft universelle Kenntnisse wie durch die Principien des Rechts, daß die Begeisterung für Freiheit und Völkerglück nur so jene Triebkraft entfalten konnte, welche uns hier in so unvergleichlicher Weise entgegentritt.

Görres verkennt von seinem centralen Standpunkt aus nicht „die Bestimmung, die Gott Napoleon gegeben, daß er ehern ist und unverletzlich, bis alle Gerichte vollbracht sind, zu denen er als Werkzeug diente; dann erst wird der Zauber, der bisher ihn festgemacht, seine Kraft verlieren, und er wird fallen wie der Andern Einer"[1]). Napoleon selbst zeichnet er in dessen berühmter „Proklamation an die Völker Europa's

1) Gesammelte Politische Schriften I. 261.

vor seinem Abzug auf die Insel Elba" und läßt ihn in einer Weise sich selbst schildern, welche die ganze verhängnißvolle Natur einer Gottesgeißel in ihrer dämonischen Genialität und in ihrer furchtbaren sich selbst überhebenden Menschenverachtung — hat er sie doch Alle, von dem Fürsten bis zum letzten Lakaien kennen gelernt — bis in's innerste Mark blos legt. „Fast Pöbel ist Alles nur auf Erden, die sich am meisten dünken, sind recht der Hefe gleich zu achten, auch habe ich als Pöbel sie geachtet, und wie ich in den Straßen von Paris mit Kartätschen sie geschmettert, so auf den Schlachtfeldern und überall, sie wie den Wurm unter meinem Fuß zertreten"[1]). Wie furchtbar hat sich ferner nicht bewährt, wenn er Napoleon den Franzosen zurufen läßt: „Die Revolution habe ich besiegt und dann sie verschlungen und in mich aufgenommen, in ihr habe ich gewirkt und in ihrer Kraft gehandelt. Nun ich weggetreten, geb' ich sie euch unversehrt zurück, ich speie sie wieder aus in euch hinein. Und ihr werdet fortfahren, wo ihr geblieben seid, denn mein Geist ruht über euch. Mein sengend Feuer habe ich in eure Brust hineingeworfen, wenn es jetzt in erstickter Wuth auch glimmt, es wird in hellen Flammen bald aufschlagen" (l. c. 407). An Frankreich sind diese Worte zur vollen Wahrheit worden bis zur Stunde und sie werden es an jedem, der von dem was Napoleon ausgespieen, in sich aufnimmt. Auch ein solcher mag zur Geißel Gottes werden und „ehern und unverletzlich" seyn, jeden wird „der Zauber nur solange festmachen", bis die Gerichte sich vollendet, denen er zum Werkzeug diente.

Wie tief ethisch die Begeisterung des „Rh. Merkur" gewesen und nur die Wahrheit und das Recht sein inneres Lebensfeuer unterhielten, zeigt daß er an erster Stelle unter den „Helden, denen die Welt ihre Befreiung verdankt", „des ehrwürdigen Greises Namen" nennen wollte und schon in der dritten Nummer Papst Pius VII. in seinem Streit mit

1) l. c. I. 381. Vergl. Rh. Merkur Nr. 71.

Napoleon einen längern Artikel widmet. „Einen einfachen Mönch, der die Welt nie von sich reden gemacht, hat die Vorsehung erlesen, damit er ihr in der allgemeinen Trübsal zum Beispiel diene, was ruhige Festigkeit und gottergebener Sinn vermöge. Nicht mit großen Heeren hat sie ihn umgeben, nicht das Schwert der Gewalt in seine zitternde Hand gelegt; allein, wehrlos, von der Last der Jahre gebeugt, so sollte er ein Streiter des Herrn mit dem Ungeheuer, das die ganze wüthende Revolution verschlungen und darin sich bis zur Raserei berauschend wie ein tausendarmiger Riese sich stolz aufbäumte, auf den Kampfplatz treten. Und er trat heraus der Oberhirte, nur Stein und Schleuder führend, nur die Macht des Rechtes und der Wahrheit war auf seiner Seite und nur die Geberde durfte er geben, Gott selbst schleuderte dem Stolzen den Stein an die Stirne, daß krachend sein Gebein zusammenbrach. Der, den das Jahrhundert seinen Helden nannte, den fünfzig Schlachten schon umdonnert, der so viele Könige gebeugt, er sollte von so unscheinbarer Gewalt geschlagen werden: nicht Thaten sollten ihn zuerst besiegen, nur ein sich selbst verleugnendes Leiden wie beim erhabenen Stifter des Christenthumes konnte die großen Sünden der Welt versöhnen, daß ihre Geißel zerbrochen wurde und die Schmach ihrer Schuld von ihr genommen"[1]).

Nach diesem sittlichen Helden wird „dem preußischen Heere" eine lange Besprechung gewidmet. Der Rh. Merkur schildert dasselbe zunächst nach seinem Zustande und Verhalten, als es in den ersten Revolutionskriegen nach Frankreich zog; er verkennt nicht die Bravheit und den Muth, rügt aber die knechtische Zucht, die Ruhmredigkeit und Hoffart

---

1) l. c. I. 208. Freilich urtheilt moderne Geschichtsmacherei anders, wie diese Blätter (1873, Bd. 72, S. 893) zeigten, aber es beurkundet nur, daß derselben, um eine sittliche Größe zu beurtheilen, selbst das Organ eingeschwunden sei.

auf alte Thaten, die Nichtswürdigkeit und Schamlosigkeit seiner Commissäre. Aber „nachdem die Sünde abgebüßt und der Himmel wieder versöhnt war, ist Preußen wie der Asbest in Feuersgluth gereinigt zu frischer jugendlicher Kraft und Herrlichkeit herangestiegen. Es ist nicht mehr das alte Preußen, durch fressende Eigensucht und transcendentale Pfiffigkeit der Schrecken aller Nachbarstaaten; es ist der Sitz der Vaterlandsliebe, deutschen Muthes, deutscher Kraft und Tüchtigkeit geworden." (I. 247.)

Dann trat er vor allem dafür ein, daß die Franzosen auf ihr ursprüngliches Gebiet zurückgewiesen werden und daher all die Provinzen abzutrennen seien, welche sie in späterer Zeit durch Verrath und Gewalt an sich gerissen: Franche Comté, Elsaß, Lothringen, die Bisthümer, die sogenannten französischen Niederlande, wobei Elsaß und Lothringen Deutschland zufallen sollten. Insofern hat er schon in der Vorrede zum Merkur die Hoffnung ausgesprochen, daß das Jahrhundert die besten Zeiten Alt-Deutschlands wiederkehren sehen möchte; „denn durch alle Völkerschaften Germaniens geht ein Geist freudiger Entsagung und muthigen Zusammenhaltens, auch die Länder des linken Rheinufers gehörten zum deutschen Stamme; als die Gewalt der Revolution sie erobert, haben alle Parteien daselbst dieß als ein großes Uebel betrachtet, und wenn sie auch in's Unabwendbare sich gefügt und ruhige Unterthanen geworden, blieb ihr Herz doch bei ihrer Nation und sie hörten nicht auf Deutsche zu seyn." Darum erwartete er, daß die Rheinlande unabhängig und ihrem Mutterstamme wiedergegeben werden. Dieß würde einer der Preise dieses Sieges seyn. (l. c. 192—4.) Tief eingehend erörtert er in einem eigenen Artikel „das Verhältniß der Rheinlande zu Frankreich" und zunächst die Frage, „ob der Eid, den sie geleistet, nicht noch seine verbindliche Kraft solange übe, bis ein anderer gleich feierlicher Vertrag sie entbinde." Ferner wollte er, daß Oesterreichs und in minderem Grad auch Preußens Besitzstand

durch die Abtrennungen vergrößert werde. Das Reich sollte wieder seine alte Ausdehnung erhalten, auf daß es der Mittel- und Schwerpunkt, eine Gewähr des Friedens sei." Mit Begeisterung folgt er dem Zuge der Verbündeten über den Rhein, auch hier sein tiefes Verständniß der Eventualitäten des Kriegs beurkundend.

Als aber die Gerüchte über die Verhandlungen in Bezug auf den künftigen Frieden laut geworden, erhob er zürnend schon seine Stimme, daß man den Franzosen ihre alten Grenzen mit den geraubten Provinzen und Festungen lasse, daß Deutschland offen stehe und Festungen nun mit dem von den Franzosen bezahlten Gelde bauen könnte; daß sie die geraubten Kunst- und Literaturschätze behalten dürften. „Das jämmerlich zerstückte Reich wurde nach und nach portionenweise in den Hexenkessel eingetragen; die Alraune, die Politik thut ihren Spruch und nun soll Fetzen sich zu Fetzen fügen und ein Jammerbild nach dem andern taucht aus der Brühe". (l. c. 409.) Er weist auch auf die drohende Zukunft hin, auf die Soldatenpartei, die in kurzer Frist ihre Genugthuung sich zu nehmen wissen würde; denn im Kriege aufgewachsen sieht sie im Frieden ihr Verderben[1]).

Obwohl er aber beim ersten Pariser Frieden zürnend ausrief: „habe man recht rühmlich sich der Schwarzen in Afrika angenommen, so hätte man doch auch mit den Deutschen an der Grenze einiges Erbarmen haben und sie nicht fremder Sklaverei hingeben sollen", tröstete er sich doch für den Entgang dessen, was man nach dieser Seite erwartet hatte, mit der Hoffnung auf den inneren „Neu- und Ausbau der Verfassung." „Deutschland hat große Erwartungen von diesem

1) l. c. 445. Daß Görres eine ganz richtige Prognose gestellt, beweist die Thatsache, daß schon im November desselben Jahres die Franzosen mit dem Säbel gerasselt und der Präsident Lainé erklärte, wie nun auch die Emigranten für die Ehre Frankreichs in den Krieg ziehen würden. II. 228.

Krieg gehabt, wir wollen glauben, daß es gut gewesen, daß sie von außen nicht in Erfüllung gegangen sind. Aber von innen soll auch nichts im Wege stehen, daß gerechte Forderung befriedigt werde" (l. c. I. 448 u. 458). Schon im August 1814 schrieb er die schöne Abhandlung: „Die künftige deutsche Verfassung"[1]). Hier heißt es: „Deutschland sei die schwerere Aufgabe zu Theil geworden, die Vielherrschaft durch die Macht der Verfassung und den Gesammtwillen der Nation also zu bemeistern, daß sie stark wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidigung wirke." Er will ein Oberhaupt und Betheiligung des Volkes am öffentlichen Leben, denn „nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am Gemeinwesen Theil genommen." „Die Fürsten müssen sich überzeugen, daß sie dieselbe Liebe, Treue und den gleichen Gehorsam, den sie von den Untergebenen verlangen, auch ihrerseits dem Gesammtvaterlande schuldig sind. Die Völker, daß ohne einen entschiedenen öffentlichen Geist der Wille der Fürsten für's gemeine Wohl ohnmächtig sei... Völker und Fürsten haben nacheinander die schwere Prüfung dieser Zeiten durchgangen: jene indem sie zuerst vom Taumelbecher französischer Freiheit getrunken, diese indem sie im Schierlingstrank von Napoleons Despotism sich betäubt." (II. 96.) Am ausführlichsten aber hat Görres seine Idee über Deutschlands innere Verfassung unmittelbar vor dem Zusammentritt des Congresses in Wien entwickelt in der großen Abhandlung: „Oesterreich, Preußen und Bayern." (Ende September bis November 1815[2]). Nicht einen Einheitsstaat, noch Dualism, noch die Trias, welche damals von Bayern angestrebt gewesen, noch die später auftauchende „Fünfherrschaft" will er, sondern vielmehr daß die Eigen-

1) l. c. II. 93—110. Noch im J. 1860 äußert sich E. Bader in diesen Blättern (Bd. 45. 356), daß dieselbe für die durch 1859 geschaffene Lage ebenso wichtig sei, als sie es vor 40 Jahre gewesen.

2) Dieselbe findet sich nicht in den „Politischen Schriften" abgedruckt.

thümlichkeit der verschiedenen Völker geachtet werde. Schon früher sagt er: „Jetzt walte das Recht; das Recht aber spricht: wie der Rheinbund vertheilte die deutschen Lande, so vertheile der Deutsche durch seine Constitution sie nicht; die Fürsten mögen herrschen über Länder, nicht wie der Zufall und die freche Gewalt des Feindes sie zusammengewürfelt, sondern wie sie vereinigt und verbunden seyn müssen, um aus kraftvollen Einheiten ein noch kraftvolleres Ganze zu bilden, damit sie wieder von Gottes Gnaden und nicht erröthend von Napoleons Gnaden sich nennen; darum entsage Jeder dem, was die Gewalt ihm gegeben, und nehme, was billig ist, vom Rechte zurück" (II. 120). Ueberhaupt dringt er durchgehends darauf, daß aller Besitz auf rechtliche Grundlage gestellt werde, und er ist deßhalb entschieden gegen das egoistische Princip der Entschädigungen. „Auf geraubtem Gute ruht kein Segen, und es erbt nicht auf Kinder und Kindeskinder fort." Napoleon freue es in innerster Seele, „daß sie wohl zum Streite gegen ihn und die Seinen gezogen, aber doch nicht ablassen von der Sünde zu zehren, die er als Erbtheil gelassen"[1]).

1) Insofern spricht er sich, abgesehen von der Forderung der Wiederherstellung Polens, Rückgabe Finnlands an Schweden, (III. 287) wiederholt gegen die Einverleibung Venedigs in Oesterreich und Genua's mit Sardinien aus: „Die eigentliche und rechte Politik Oesterreichs erfordert, Venedig wieder herzustellen, schon weil das Gegentheil ungerecht ist und jede Ungerechtigkeit ihrer Strafe nicht entgehen kann. Dieses Opfer würde Oesterreich an Belgien wieder gewinnen und ihm das Recht verschaffen, die Ansprüche der alten Kaiserwürde zur Obhut Italiens von neuem geltend zu machen." (Im Gespräch: „Kaiser und Reich" II. 345). Noch 1822 in der Schrift: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona" erinnert er die Friedensstifter an die Zurückgabe Finnlands als an eine unabweisbare Forderung, dann daß „Genua seine Freiheit und Selbstständigkeit nur durch unbefugte Gewalt verloren, und daß ein feierliches Gelöbniß diesem Lande die Wiederherstellung zugesagt, ebensowenig könne vor legitimen Herrschern

Er will, daß Oesterreich und Preußen der höhern Einheit des Kaisers sich unterstellen. „Von beiden großen Mächten werde die Gewähr der Einheit anerkannt; sie sollten mit starkem Arme seine Kriegsmacht handhaben, alle Kräfte zusammenhalten zum gemeinen Ziele der Selbsterhaltung." Er will daher, daß Preußen für den Norden der Führer sei, Oesterreich im Süden, darum wollte er Preußen stark wissen und nicht so zerstückelt, wie es aus dem Wiener Congreß hervorgegangen. Aber Preußen soll mit der Unterwerfung unter die höhere Einheit des Reichs im Kaiser vorangehen; „im Süden sei Oesterreich die Mitte und bei ihm die Obhut, im Norden herrsche Preußen, und Nord und Süd vereinige sich in der höheren Einheit der Kaiserwürde. Daß sie hergestellt werde, fordert die Ehre der Nation, daß sie fortdauernd bei Habsburg bleibe, ihre Sicherheit"[1]). Den Reichstag sollten die Fürsten bilden in eigener Person, die Völker selbst aber in ihren eigenen Landen ihre ständische Vertretung haben.

Allein auf dem Congreß war Deutschland als solches nicht einmal vertreten. Daselbst walteten die Großmächte, unter diesem auch das besiegte Frankreich. Ihnen konnte ein starkes Deutschland nur ein Dorn im Auge seyn. Görres formulirte nun in dem merkwürdigen Gespräche „Der Kaiser und das Reich" (Januar 1815) neuerdings seine Ideen, indem er in alle wichtigen Verhältnisse, Ansprüche und

die Vernichtung Venedigs, wenn es auch durch eigene Schwäche gefallen, schon ob der Consequenzen zu rechtfertigen seyn", dagegen fordert er, daß Toskana mit der Lombardei in's alte Verhältniß zu Oesterreich zurückkehre u. s. w. (V. 57).

1) „Oesterreich, Preußen und Bayern" Rh. M. Nr. 130. Ueberhaupt findet sich in dieser größten Abhandlung des Blattes sowie in dem Gespräche: Der Kaiser und das Reich (II. 319—390) eine Tiefe der Auffassung, ein Eingehen auf alle möglichen Stellungen und Verhältnisse, wie eine Voraussicht auf die möglichen Folgen dieser oder jener Voraussetzung, daß der Leser, welcher so viele dieser Folgen, wie sie Görres vorausgesehen, erlebt hat, nur von Wehmuth ergriffen wird.

Rechte der einzelnen Länder wie des Gesammtvaterlandes einging. Jedoch der Congreß entsprach immer weniger auch nur den billigsten Hoffnungen, und während „die Völker kamen und fragten, was fertig geworden, und man nichts vorzuweisen hatte, was des Menschen Herz erfreute, hat er nur geometrische Arbeit getrieben" und, wie es anderswo heißt, „die Seelen sich um Dariken zugewogen." „Als so die Wächter schliefen und die Herren sich um den Mantel stritten, hat der böse Geist den Stein von seiner Höhle weggerückt und ist in den Var entronnen" (II. 460). So leitet der Rh. Merkur die Flucht Napoleons aus Elba ein, in dem Aufsatz: „Auf Rath weyl, zur That eil!" (III. 1 ff.) „Stumm und dumpf und tief bekümmert voll Entsetzens stehen die Völker vor der Kluft, die sich ihnen wieder aufgethan; die Illusionen, die das vorige Mal sie in den Kampf begleitet, sind zum größten Theile hingeschwunden; selten ist der Muth geworden, der große Opfer willig bringt ... Darum, ihr Machthaber, laßt beim Heile eurer Völker euch beschwören, endlich einmal die Zeit in ihrer Tiefe zu erfassen. Begreift, daß gegen die neue Gefahr ein neuer Geist aufgeboten werden muß, daß aber alle Worte dazu kraftlos sind, und Thaten der Entsagung und Gerechtigkeit ihn allein erwecken können. Die Fürsten müssen erklären, daß fortan keine deutsche Völkerschaft gegen ihren Willen ihrem rechtmäßigen Fürsten und ihrer Eigenthümlichkeit entrissen werden soll, und es als fluchbeladenen Gräuel erkennen, Völker zu zerreißen, die bisher als ein Ganzes sich erkannt. Sie werden daher entsagen dem gewaltthätigen Systeme der Entschädigungen innerhalb des Reichs." „Haben aber die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen, dann müßten die Fürsten von Gott verlassen seyn, wenn sie noch länger zögerten, sich ein oberstes Haupt zu setzen. Darum werde Franz als aller Deutschen Kaiser ausgerufen. Als Reichsfeldherr aber Erzherzog Karl oder Fürst Schwarzenberg ernannt ... Als des Kaisers rechter Arm müsse ein erster Minister am Throne

stehen, in sich und um sich sammelnd die Intelligenz des ganzen Reichs: Deutschland nennt ihn, Deutschland kennt ihn; auf einen Stein ist alles Vertrauen festgegründet. Er ist nie in den Rath der Bösen eingegangen, noch hat er am bösen Rathe Theil genommen." So mahnt der Merkur die Fürsten, aber auch die Völker an ihre Pflicht, bald anfeuernd, bald warnend, bald zürnend ist er unermüdet in der Verfolgung des Einen Zieles: Deutschlands Unabhängigkeit und Größe. Mit Flammenschrift schildert er „Napoleon's neue Politik": „Von dem Teufelshause, das er gebaut, hat man nur ganz obenhin den Giebel abgeworfen. Einzig in dem Schlechten dieser Zeit hat er von je gewurzelt und gewuchert, aus ihm hat dieser schlangenfüßige Titan all sein Gift gesogen und ist groß gewachsen und stark geworden, und darum ist ihm auch wieder Macht gegeben über diese seine Zeit"[1]). „Darum, ihr Fürsten, ist es geschehen, daß er, den ihr vernichtet zu haben gemeint, mit einem Male wieder aufgestanden und in der alten Glorie dasteht, ein Höllenfürst mit Prunk und Stärke angethan. Er lügt frech, als sei er ein Geist des Lichtes, aber der Grimm um Stirn und Augen verräth den argen Trug. Seine Raubgenossen sind ihm zu Tausenden zugefallen, wahre sich jeder Bessere, wenn der Versucher naht. Recht ist's, ihr Fürsten, daß ihr alle Macht gegen ihn aufgeboten, die wild empörten Kräfte können nur durch die Gewalt gebändigt werden; aber sie werde allein vom guten Geiste zu gutem Zwecke gelenkt; am sichersten könntet ihr den Bösen schlagen, wenn ihr die tausend Wurzeln des Uebels, durch die er seinen Lebenssaft einsaugt, abgraben wolltet, bald würde er erdorret stehen" (III. 17). Immer dringender wird sein Ruf. Bei Gelegenheit der Besprechung der Wiedererneuerung des Vertrags von Chaumont schildert er am 19. April zunächst die Folgen des ersten Pariser

1) III. 16. Sicher dürfte diese Schilderung auch von der Zeit des Neffen gelten.

Friedens. „Deutschland hat in ihm eine jämmerliche, unförmliche, mißgeborne, ungestaltete Verfassung erhalten, vielköpfig wie ein indisches Götzenbild, ohne Kraft, ohne Einheit und Zusammenhang, das Gespötte künftiger Jahrhunderte und der Spielball aller benachbarten Völker. Seine Krone ist zerbrochen und in Siegelringe seiner Souveräne umgeschmolzen. Nicht mehr heilig, sondern heillos müßte fortan zugenannt werden dieses Reich." Gleiche Auflösung in Italien; während man der Schweiz die Neutralität geschenkt, um mitleidig die letzte Blöße Frankreichs zu decken. Den Engländern sei der ganze Nordwesten Deutschlands preisgegeben; während zugleich die Theilung Polens sanktionirt, Schweden wider Willen einem Franzosen zugesprochen worden (III. 38). „Es geht eine Kette des Irrthums durch von Anfang bis zu Ende, aber warum jetzt, nachdem die Rückkehr des Tyrannen aller Verblendung ein Ende gemacht, warum auch jetzt noch freiwillig sich in jenen Zauberkreis bannen, den ein arger Trugkünstler um uns hergezogen? Das ist die harte Klage der Völker: Seht, wir haben den Verderber gebunden euch zu Füßen hingelegt; die Politik aber hat seine Fesseln eine um die andere aufgelöst. Wer gewährt uns, daß nicht zum zweitenmale, wenn es auch nach Wunsch ausgefallen, in anderer Art das Nämliche wiederkehre? Darum, ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich, die Netze, die euch umstricken." Aber trotz des Eifers und der Entrüstung ist sein Urtheil doch wieder mild. „Selten, sagt er, hat die Bosheit mitgewirkt, die man ernstlich zürnend anklagen könnte, überall eine unglückselige Täuschung, jene indische Maja, die den Sterblichen den Sinn verwirrt und sie in der Irre treibt", und er schließt nun mit einer Aufforderung an die Feldherrn, die jetzt zunächst am Throne stehen, die am frühesten und besten erkannt, wie wunderbar jener bessere Geist des Volkes sie zu herrlichem Sieg geführt, daß sie ein gutes Wort zu guter Zeit sprächen; „ehe

ihr das Schwert gezogen, habt ihr dann für euer Vaterland gesiegt." (III. 39. 41. 42.)

Es wird wenig sich in den Akten der Geschichte finden, was einer solchen tief-ethischen Begeisterung für das Vaterland an die Seite gestellt werden, noch weniger was sie übertreffen könnte. Halten wir das was jetzt sich als Reichspatriotismus ausgibt, an die Prophetenworte des rheinischen Sehers, so zeigt sich erst recht des ersteren heuchlerische Maske, wie seine angebliche Begeisterung als flackernde Irrwische der sittlichen Fäulniß der Zeit. Wir aber, die wir den ganzen Umsturz dessen was damals gebaut ward, erlebt, können nur um so unbefangener urtheilen, daß, wenn nur einigermaßen das was Görres damals mit Flammenschrift gezeichnet, befolgt worden wäre, wir weder das Jahr 1848, noch einen zweiten Napoleoniden, noch die Jahre 1859, 66 und auch nicht 70 erlebt hätten, mit seiner bloßen physischen Einheit, bei Verläugnung jeder ethischen Principien.

Görres verlangte mit allen Vaterlandsfreunden, daß der Krieg nicht bloß gegen Napoleon und seine Anhänger, wie die Diplomatie es wollte, sondern gegen Frankreich selbst geführt werde, und er zog sich deshalb eine Rüge Hardenbergs zu. Als Napoleon in den großen belgischen Schlachten niedergeworfen war, wendet er sich neuerdings der Vertretung des Rechtes Deutschlands zu. „Unser Recht, das wir nehmen sollen, ist die Sicherheit, die nur in unserm alten Besitzstande liegt. Es gibt keine Sicherheit für uns vor diesem Volke, als eine Unmacht unserer wohlgekräftigten Ueberlegenheit gegenüber. Wollt ihr eine andere Gewähr, euer Irrthum wird euch die Früchte bringen." Er glaubt nun, daß das burgundische Erbe wieder hergestellt, Lothringen mit den Bisthümern und Elsaß mit aller Zubehör mitgegeben werde. Ebenso fordert er die geraubten Kunstschätze und wissenschaftlichen Werke zurück, die Napoleon geraubt und die der erste Pariser Friede Frankreich

gelassen (a. a. O. III. 169). Er erwartete, daß die Fürsten um ihrer Ehre willen nicht zum zweiten Male, um Ludwig XVIII. einzuführen, die sündenbeladene Stadt, alles Unheils Quelle und Anfang betreten, vielmehr von Deutschland aus die Schuldigen zum Gerichtstage laden und richten und vermitteln zwischen Ludwig und dem französischen Volke. Allein bald wurden auch diese Wünsche und Hoffnungen zu Schanden, höchstens daß die Kunstschätze und wissenschaftlichen Werke zurückerhalten wurden. Ebenso trostlos gestalteten sich die inneren Verhältnisse. Namentlich macht er auf die Umtriebe Rußlands aufmerksam. In einem Artikel: „Ob Frankreich seine Integrität wieder gewinnen soll" (III. 223) heißt es: Rußland, das ohnehin ein lieblicher Gedanke den Franzosen geworden, erschien ihnen als ein Stab, an dem ihre künftige Größe wieder aufranken möge. Hatte ja doch Kaiser Alexander schon beim ersten Pariser Frieden hinter dem Rücken der Alliirten mit Talleyrand intriguirt! Görres sagt daher ganz gut, wie die französische Diplomatie von der Zukunft hoffen konnte und beide nach dem Vorausgang des Erfurter Tages sich über das Festland hinüber die Hand zu reichen gedachten[1]). „Rußland seinerseits muß bei seinen Plänen auf die Türken, die es gegenwärtig im Gefühle seiner Macht und seines Glückes mit größerer Lebhaftigkeit verfolgt, in Frankreich sich einen mächtigen Bundesgenossen schonen, der Oesterreichs Arme zu halten im Stande ist und ganz Süddeutschland abzuschrecken das Vermögen hat"[2]). Solche Besorgnisse über Rußlands un-

---

1) Als im Jahre 1840 die Schrift „Die Pentarchie" großes Aufsehen machte, hat Görres diese Politik Rußlands, „über Deutschland hin Frankreich die Hand zu reichen", in den „Malbergischen Glossen" (s. diese Bl. V. 223; Pol. Schriften VI. 165) mit dem Bastardnamen „Talleyrandski" gekennzeichnet.

2) III. 283. Von Rußland sagt er damals bereits, wie es die Eroberung des Türkenlandes wie ein Missionswerk gottgefällig und fromm, wie die Eroberung Palästina's, betrieben.

verholen an den Tag gelegte Absichten, obgleich im Allgemeinen so sehr nahe liegend, rückwärts gerechtfertigt durch seine ganze Geschichte, scheinen auf den Gang des Congresses wenig Einfluß gehabt zu haben. (III. 284.) „Daß Rußland nicht unsere Stärke will, läßt in gemeiner Politik sich nicht verargen, aber daß der Wille einer fremden Macht uns Gesetz seyn müsse, daß es nur einer Opposition von ihr bedürfte, das wäre eine schandbare Demüthigkeit, die uns billig zum Gespött der Welt machen müßte." (III. 227.)

Rußland war es denn nun namentlich, welches auf die Unterdrückung des „Rh. Merkur" hinarbeitete, aber so beschränkt war die Diplomatie auf dem Congreß, daß sie glaubte, derselbe sei ein geheimes Werkzeug Hardenbergs. (Ges. Briefe II. 604.) Görres wollte allerdings ein starkes Preußen, weil er es vom Ausland unabhängig wollte, ja er sprach sich sogar dahin aus, daß Sachsen mit Preußen in ähnlicher Weise vereinigt werde, wie die österreichischen Länder unter dem Hause Habsburg, aber er wollte nicht ein partikularistisches Preußen, er wollte es immer nur als ein Glied des Reiches unter der höheren Einheit des Kaisers. Insoferne heißt es (Rh. M. Nr. 248 vom 5. Juni): „Niemand zweifelte, daß es werde groß, wie es im Felde gestanden, auch in den Verhandlungen erscheinen und bewaffnet mit dem ganzen Uebergewicht der moralischen Kraft als der Vertreter des gesammten deutschen Volkes, der Reichsidee und alles Gemeinsamen mit Ernst und Macht auftreten, und wie es der Bosheit und Schlechtigkeit nach Außen durch die einzige Kraft der Begeisterung Herr geworden, so auch mit demselben Feuerschwerte nach Innen alles Nichtswürdige ausbrennen. Alle dachten, es werde mit dem ersten Beispiele der Unterordnung vorangehen, man hoffte, Preußen werde zuerst die Idee aufstellen, daß jeder allein in der Stärke des Ganzen seine eigene Stärke suche und keine Entschädigung dem Andern abdringen wolle . . . Leider hat Preußen diesen seinen hohen Beruf auf dem

Congreß verkannt, und während es auf dem Schlachtfelde groß gestritten, im Cabinete sich in kleinliche Verhandlungen hineinziehen lassen. Dadurch sei aber der Zauber selbst gelöst, der die Herzen der Menschen gebunden hielt." Noch später klagt er, daß Preußen „aus dem Streite, in dem es Wunder der Tapferkeit gethan, wie Einer der auf der Folter gelegen, dessen Glieder auseinandergerenkt, zerrissen, zerfetzt und zerschlagen sind, hervorgegangen. Es hat keine leibliche Basis, keinen festen gediegenen Zusammenhang, keine innere Sättigung und sich selbst genügende Gehaltenheit"[1]).

Görres stund so hoch über allem preußischen Partikularismus, aber eben weil Preußen diesem huldigte, mußte er verletzen und Rußlands Spiel leicht machen. Doch schon ein früheres Wort (vom 5. Mai), so wohl begründet als wohlmeinend, hatte Anstoß erregt. In dem Artikel: „Die Huldigung in Aachen" machte er zuerst darauf aufmerksam, daß früher bei ähnlichen Ereignissen der Fürst zuerst den Eidschwur abgelegt, das Volk in seinen Rechten und Freiheiten zu erhalten, dann erst hätte das Volk geschworen und gehuldigt; der König habe im „Besitznahme-Patent" den Einwohnern angelobt, wie er Glaube, Person und Eigenthum sichern wolle — Königswort müsse einem Eidschwur gleich gehalten werden und mit Vertrauen könne man das Wort Friedrichs Wilhelm aufnehmen, nur in einem und gerade dem wichtigsten Punkte, nämlich dem der Ständevertretung, sei jenes Versprechen allzu unbestimmt gewesen, die jüngst vergangene Zeit habe die Völker um alle herkömmlichen Ansprüche betrogen, und was auch seither in Preußen in ständischer Einrichtung geschehen, sei leere Spielerei gewesen. Da dem Volke endlich der Glaube entwichen, wo es nicht die Worte zugleich von der That begleitet sieht, wäre es rathsam gewesen, schon die Huldi-

1) „Die Reaktion in Preußen". Ges. Polit. Schriften III. 346.

gung, statt daß sie jetzt zum großen Theile durch Beamte der Regierung geschieht, durch eigentlich gewählte ständische Stellvertreter zu bewerkstelligen und die kostbare, jetzt bloß formale Ceremonie in eine durch die Folgen dem Lande hochwichtige und seiner Wohlfahrt zuträgliche Handlung zu verwandeln"[1]). Dieß wurde aber in Wien ungnädig aufgenommen, und der Aufsatz war wahrscheinlich die Veranlassung der Zuschrift des Fürsten-Staatskanzlers vom 16. Mai, in welcher fünf Direktiven aufgestellt wurden, „nach denen bei der Redaktion künftig verfahren werden muß, wenn das Blatt fortdauern soll"[2]). Görres, dessen Merkur bisher die großen Interessen des Gesammtvaterlandes vertreten, der so ganz in jene Zeit der Hoffnungen Deutschlands und seiner Völker verwachsen, konnte natürlich einem Ansinnen, das ihm übrig gelassen hätte, nur Nachrichten zu bringen und jedes Urtheils sich zu enthalten, dagegen aber der „Deutschen Einigkeit und Patriotismus anzufeuern", wie Hardenberg sich ausdrückte, also zuletzt Alles, auch das Verkehrteste zu loben, nimmer sich fügen.

Eine Presse als sittliche Macht, wie der Merkur gewesen, konnte nur auf dem Boden der Freiheit bestehen; er mußte untergehen, sobald ihm diese entzogen ward. Görres fuhr unterdessen fort zu rügen und zu warnen, Mißgriffe und Mißstände zu besprechen, schreiendes Unrecht, wie z. B. das Verhalten der Mächte hinsichtlich der Hamburger Bank, offen darzulegen. Er entlarvte jene schamlose Denuncianten-Bande Schmalz und Genossen in dem gewaltigen Artikel: „Die Rückwirkung in Preußen", in welchem er zeigte, wie sieben böse Geister auf Preußen eindringen, namentlich die geheime Polizei; da manche Regierung neuerer Zeit ob des verübten Bösen Sorge anwandle, wie ihre Uebelthaten wohl über ihr Haupt kommen möchten, und damit zugleich

---

1) Ges. Schriften III. 63. vergl. IV. 493.

2) In Sachen der Rheinprovinzen ff. IV. 496.

die Lust zu erforschen, was im Herzen der Unterdrückten wohl vorgehe, ob sie nicht etwa wie jener Soldat bei sich selber räsonnirten, und Gedanken über das Thun und Treiben der Obrigkeit bei sich führten; man hätte Sternwarten der Spionirerei begründet und den ganzen künstlichen Apparat, den die große Nation zurückgelassen, dazu verwendet. Nachdem er nun das Treiben jener Sippe in's Einzelne geschildert, frägt er: „Ist's das, was Preußen jetzt zu thun geziemt, daß solch' ein Marktgeschrei in seiner Mitte aufgeht, einzig zur Ergötzlichkeit für Buben und loses Volk?" und mahnt es an den bessern frischen regen Geist, der von seiner Jugend ausgegangen, mit dem es steht und fällt, dem die Besseren allerwärts sich ergeben, in dem Preußen die Verständigen sich gewonnen; dann warnt er vor dem alten bösen Dämon, der es so lange besessen hatte, und welch' verjagtes Gespenst nun diese wieder herbeigeschleppt, ihr Altpreußenthum in seiner ganzen Herbheit und der widerwärtigen Schärfe, als solches nicht etwa dem wackern Stamme angehörig, sondern als der Inbegriff aller fiscalischen, cameralistischen, militärisch-despotischen Tendenzen, das sie nun der neuen Zeit aufdringen wollen. „Soll der gewaltige Geist, der das große Werk vollbracht, nun sich in ihre Dienstbarkeit begeben und in ihrem Spinnhause knechtische Arbeit thun? Aus der Mitte der Völker ruft eine Stimme unaufhörlich nach Recht und Verfassung, die Fürsten haben sie gehört und wohl verstanden und sind sogleich willig worden nach ihrem gerechten Begehr zu thun; nur diese Augendiener suchen sie unaufhörlich zu beschwatzen, aber die Stimme ruft fort und fort. Oesterreich mag sich, doch aber auch nicht ungestraft, dem Geist verschließen, sein Wesen ruht mehr auf dem Glauben und es hat einen Mechanism ausgebildet, der auf lange hinhalten mag; bei Preußen aber gebietet es schon gemeine Politik, daß es des Geistes Meister werde nicht durch Hoffart, wie wohl schon eher geschehen, sondern durch die freie Unter-

werfung unter das ewige Weltgesetz, das von ihm ausgegangen. Ein festes standhaftes Vertrauen muß es sich erwerben, wozu es nach Innen einer freien festen Verfassung bedarf, nach Außen aber, daß es dahin strebe, in allen Verhältnissen sich zu einer deutschen Macht hinaufzuheben und nicht, wie früher alles Bestreben hingegangen, Deutschland zu einer preußischen Macht hinabzuziehen. Nur wenn dort die Gewalt sich selber bindet, und hier alle Gewaltthätigkeit unterlassen wird, kann Preußen in der Liebe des gesammten Volkes groß, stark und mächtig werden, anders wird es früher, als das Jahrhundert abgelaufen, in seinem Hasse untergehen"[1]).

Solcher Freimuth mußte bei der damaligen Beschränktheit und Verblendung, die da oben gewaltet, vollends den Pfeil, der schon bereit gelegen, losdrücken. Nachdem Görres noch die „Aspekten des Sternenhimmels in der Neujahrsnacht" von 1815 bis 1816 gestellt und die „Hamburger Bank" besprochen, hat eine Cabinetsordre denselben unterdrückt. Görres persönlich erschien dieß als eine Wohlthat, den ewig kreisenden Wirbeln und Strudeln eines in Erhebung und Täuschung, in Zürnen und Versuchen aufgeregten Lebens entrückt zu seyn. Da er so der Mühewaltung, die gute Sache zu vertheidigen, überhoben, waren die Gegner berufen, das Werk auf negativem Wege weiter zu bringen, das er auf positivem Wege betrieben hatte. Sie haben auch das Werk gefördert und fördern es noch, bis auch sie das Verhängniß ereilt. „Der Merkur aber, der, nachdem er in Ehren als ein deutsches Blatt bestanden, verschmähte zu einer königlich preußischen privilegirten Zeitung herabzusteigen, mußte untergehen"[2]).

Preußen mußte übrigens bald erfahren, wie wahr Görres geredet. Schon vier Jahre später, als Görres bereits

1) Polit. Schriften III. 346—348.

2) In Sachen der Rheinprovinzen IV. 503. 506.

das Brod der Verbannung aß, konnte Achim von Arnim schreiben: „Preußen ist dergestalt alles Einflusses auf das Ausland beraubt, es steht verlassener da, als nach der Schlacht bei Jena, kaum kann ein Preuße ohne Schamröthe über die Grenze reisen"[1]). Man könnte immerhin denken, daß, wenn Preußen, wie es Görres gewünscht, mehr gekräftigt hervorgegangen wäre, es dann weniger versucht gewesen wäre sich zu vergrößern, und daß es dann, statt seinem alten bösen Dämon sich hinzugeben, leichter zur Höhe jener sittlichen That sich erhoben hätte, die Görres ihm zugemuthet. Allein die Voraussetzungen hiezu haben sicher der ganzen Zeit gefehlt. Der „Merkur" war gewiß der Ausdruck der Gesinnung der Besten der Nation, allein die sittliche Kraft, die er gefordert, lag nicht in der Gesinnung der waltenden Mächte. So mußten denn die Erwartungen getäuscht werden. Persönlich für Görres hatte diese Enttäuschung aber ihren Grund nicht darin, daß er die Interessen des Vaterlandes zu ideal aufgefaßt, auch nicht darin, daß er glaubte, dieselben könnten nur auf dem Boden der vollen Anerkennung des Rechtes wie mittels der sittlich freien Unterordnung unter die Idee allmälig verwirklicht werden, sondern zunächst darin, daß er den Menschen immer mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. (IV. 601).

Dazu kommt noch ein anderes Moment. Die heil. Allianz hätte allerdings den Weg zur Verwirklichung dessen was Görres gewollt, geboten. Allein nicht diese hat die Politik der Zeit geleitet, sondern die der gemeinen Eigensucht, die Görres auch die „thierisch-reißende" nennt (III. 287). Die heilige Allianz konnte überdieß schon deßhalb nicht eine Wahrheit werden, weil sie ohne jene Macht geschlossen wurde, „die keinem lauteren Werke fehlen sollte"[2]).

---

1) Gesammelte Briefe II. 604.

2) S. diese Bl. XVII. 118. Polit. Schriften VI. 304.

Sie entbehrte des Segens der Kirche, und so mußte sie zum bloßen Schemen werden. Görres selbst ist in der Zeit des Rh. Merkurs dieser Seite der Frage vielleicht noch weniger klar gewesen. Er hatte zwar auch für das Recht und die Freiheit der Kirche gewaltig seine Stimme erhoben. Wie er gleich im Beginne schon dem „Heldengreis" Pius VII. zugejubelt, so forderte er bald darauf, daß der Staat „alles Kirchengut, das er noch widerrechtlich im Besitze hält, zurückgebe, ja, wo dieß alles verschleudert ist, aus seinem eigenen Gut wenigstens in solchem Maße einen Theil des Verlustes ersetze, daß der geistliche Stand wenigstens in seinen unentbehrlichsten Gliedern wieder in eigener Erde wurzeln könne" (I. 424). Später klagt er: „Man hat von der Wiederherstellung der Kirche so viel eitles Gerede gemacht, ohne daß nur das Geringste in der That für sie geschehen wäre. Der Streit über Mein und Dein hat so viele Zeit hinweggenommen, daß für das was unser aller ist, keine übrig geblieben, zum Aergerniß der Völker und zum unberechenbaren Schaden des gemeinen Wesens". „Wir sagten, als wir bei Leipzig gesiegt: das hat der Herr gethan. Sollten wir diesem Herrn aber Rede stehen, wenn er fragte: Wohl, ich habe euch den Sieg verliehen, ihr habt des Friedens ein Jahr genossen, wie habt ihr mir den Dank bezeigt, den ihr damals mir gelobtet? wir würden erröthen und verstummen" (III. 31).

Aber so mächtig er auch für die Freiheit und das Recht der Kirche eingetreten, war es doch nur mehr eine Folge des allgemeinen Rechtsstandpunktes, den er unverrückt im Auge hatte; damit war aber die Kirche noch nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung im Völkerleben gewürdigt. Die Kirche muß in ihrer Freiheit und Selbstständigkeit selbst zu einem politischen Principe werden, freilich nur ein solches welches, wie es auf freier sittlicher Anerkennung ruht, auch solche fordert. Denn sie ist es, welche immer jener „thierisch-reißenden" Politik entgegentritt, und indem sie auf die höhere

sittliche Aufgabe weist, darum allein auch erst politische Freiheit möglich macht. Görres hatte allerdings schon früh den höheren umbildenden Einfluß der Kirche auf die Menschheit und ihr über den Staat hinausliegendes Wesen erkannt und ebenso auch in der durch das Christenthum entstandenen Scheidung von Kirche und Staat die Gewähr der Freiheit geahnt, wie in dem Aufsatz: „Die Religion in der Geschichte" in Daub und Creuzer's „Studien". Aber es war dieß doch nur mehr ein Satz seiner geschichts-philosophischen Intuition, dessen praktische Bedeutung er erst in der nun folgenden Zeit tiefer erfassen und zur Geltung bringen sollte. Görres hatte ferner wohl auch in der Wiederherstellung des Kaiserthums, für die er so warm eingetreten, die Gewähr der Einheit und innern Freiheit des Vaterlandes wie seiner äußern Selbstständigkeit erblickt. Ebenso hatte er die ganze Verfassung auf die sittliche Freiheit, weil auf die freie Unterordnung unter die Idee gestellt. Allein wie er und alle Bessern damals das Kaiserthum aufgefaßt, wäre es doch immer nur eine rein politische Macht geblieben, die der höheren Garantie entbehrt hätte, die wie bei seiner Gründung nur von der Kirche hätte kommen können; denn das Kaiserthum war, wie es seit Karl d. Gr. sich entwickelt, nicht so sehr eine auf physischer Gewalt ruhende politische Macht, als eine religiös-geheiligte. In erster Linie Schutzmacht der universellen Kirche zu seyn und dadurch alles Rechts auf Erden — dieß war die Idee des römischen Kaiserthums deutscher Nation; darin ruhte seine eigentliche Bedeutung, seine höhere Macht und Ehre. Dazu aber sich zu erheben, war die Zeit nicht angethan, und eine Wiederherstellung des Kaiserthums hätte, so sehr auch der heil. Stuhl darauf gedrungen, selbst als sittliche Macht in freier Unterwerfung anerkannt, entweder abstrahirt von der kirchlichen Idee in der ersten Ausführung schon zerfallen, oder da sie als sittliche Macht doch nur ihre Wurzeln in der Kirche hätte schlagen können, doch wieder zu ihrer kirchlichen Idee zurückführen müssen.

Werfen wir noch einen Blick zurück, so ergibt sich, daß wir wohl sagen konnten: Im Rh. Merkur hatte das Ideal der veredelten Menschheit und ihres Fortschritts zur Cultur und Humanität concrete Gestalt angenommen. Hatte Napoleon die Revolution in sich verschlungen, die Freiheit dem Despotismus überantwortet, so hat Görres umgekehrt die Freiheit der revolutionären Gestalt der Zeit entkleidet, sie auf den Boden des Rechts gestellt wissen wollen, um so jedem Despotismus seine Grundlagen zu entziehen. Für die Selbstständigkeit und freiheitliche Gestaltung Deutschlands hatte er gekämpft, auf daß es der Schwerpunkt des Friedens für Europa werde, wie dieß schon durch seine physische Lage vorgebildet ist. Auf Wahrheit und Recht „als dem Schwerpunkt aller Geister" (361) sollte zunächst sein Vaterland und die europäische Völker-Republik gegründet werden. Damit mochte er selbst das „Ideal des allgemeinen Friedens" seiner Verwirklichung näher gerückt finden. Er hatte damit nichts an sich Unmögliches, keine Utopie angestrebt! Aber trotz der Enttäuschung, da die sittlichen Voraussetzungen wenig hiezu gegeben waren, vor allem nicht jene Opferwilligkeit und freie Unterwerfung unter die Idee, die stets das leitende Princip seiner eigenen Thätigkeit gewesen, gab Görres es deßhalb nicht auf, noch ferner für sein Ideal einzutreten.

All' die Folgen dessen was Görres gerügt, haben, wie er es voraus verkündigt, nur zu bald sich verwirklicht. Beklemmung und Unzufriedenheit wurden immer allgemeiner und wuchsen sich immer mehr zu revolutionären Bewegungen aus, während die Weisheit der Regierungen, anstatt den Forderungen der Zeit ihr Recht zu geben, nichts anderes entgegenzusetzen wußte, als die Karlsbader Beschlüsse mit ihrem schnöden Polizeiregimente. Der prophetische Mahner folgte all' diesen Bewegungen, und wenn auch vielfach in seinen Hoffnungen enttäuscht, er grub nur noch tiefer nach dem „grünen lebendigen Boden", auf dem der Bau der Freiheit eine festere Unterlage finden könnte. Dieß charakterisirt

nun besonders seine folgenden Schriften. Hatte Görres im „Merkur“, wie es in einer Zeitung nicht anders möglich, zunächst die unmittelbaren Aufgaben und Fragen der Zeit in ihrer concreten Gestaltung behandelt, wenn auch auf dem Boden des Rechts und unter den Gesichtspunkten seiner großen historischen Anschauungen, so zeichnen sich die folgenden Schriften dadurch aus, daß er nun immer mehr und mehr auf die principiellen und historischen Grundlagen des Völkerlebens selbst eingeht und seine Gegenwart in ihrem Werden aus der geschichtlichen Vergangenheit entwickelt. Insofern gehören diese Schriften, obwohl die politisch-praktische Bedeutung vorherrscht, nicht bloß der Politik, sondern auch der Wissenschaft an.

XIV.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis[1]).

Sechstes Capitel: Niederlassung in München (1816—17).

1. Erste Münchner-Praxis. — Separatismus.

So konnte ich denn im Laufe des Frühjahrs 1816 meine Praxis in München eröffnen. Wohnung hatte ich genommen bei Tischler Ritter auf dem Althammereck, gegenüber dem alten Damenstift, und die Haushaltung führte mir die aus Schwarzhofen herbeigekommene Schwester Kathrin.

Bei dem Staatsrath Egid v. Kobell, dem einflußreichen und in hohen Gnaden stehenden Generalsekretär des Königs, hatte mich schon früher sein Schwestermann Baron

1) Vergl. die früher Capitel dieser Erinnerungen in Bd. 75 u. 76 d. Bl.

Pfetten eingeführt, und ohne dem bisherigen Hausarzt untreu zu werden, zogen er und die Seinigen mich häufig zu Rath, sowie Mehrere des allabendlich dort sich versammelnden Kreises ihre Behandlung mir anvertrauten. So verschieden unsere Gesinnungen, und so wenig es in meinem Wesen lag, ein Hehl daraus zu machen, es ward mir das nicht zum Hinderniß, sie hielten mir meine feurig kampflustige Religiosität zu gute als einem Menschen, den man über einen besonderen Kamm zu scheeren habe. Dem Wohlwollen des Herrn Staatsrathes aber hatte ich in der Folge Bedeutendes zu verdanken.

Auf diesem Wege fiel mir denn auch die Behandlung der Brüder des Staatsrathes zu, und was mir von besonderem Interesse war, seines alten Oheims, des genialen Landschaftsmalers Franz v. Kobell, der in unermüdlich neu zu Tage geförderten Compositionen sich doch nie erschöpfte. Nachdem er den ganzen Tag gezeichnet, ließ er sich jeden Abend ein Buch Papier hinlegen und füllte dasselbe noch mit Entwürfen aus. Das Malen aber hatte er aufgegeben; es war ihm berichtet worden, König Max I. habe ein Bild, welches Kobell um 800 fl. dem Kunsthändler Artaria zu Mannheim überlassen, diesem um 1600 fl. abgekauft. „Lebe ich so viele Jahre hier in München", rief der Künstler, „und bei mir, wo er es halb so theuer hätte kriegen können, hat der König niemals ein Bild bestellt oder genommen." Und im Unmuth rührte er seither keinen Pinsel mehr an. Wegen Krankheit drei Jahre hindurch an's Haus gebannt, mochte er während dieser Frist sich oftmals nach Rom, seinem vieljährigen Aufenthaltsort, geträumt haben (von wo aus Göthe ihn seiner Zeit nach Sicilien mit nehmen hat wollen, aber Kobell liebte die Unabhängigkeit und lehnte es ab). Als er nun unter meiner Behandlung sich allmählig erholte, fuhr einst sein Neffe, der Staatsrath, ihn und mich spazieren. Bereits hatte Kronprinz Ludwig den Bau der Glyptothek begonnen oder vollendet. Als wir

nun an ihr vorüberkamen, meinte der alte Herr: „Das ist doch schön vom Papst, daß er immer noch fortfährt in so gutem Styl zu bauen.“ Päpstisch gesinnt war er darum nicht. Einst erzählte er mir, wie er in Rom in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Schweizer Bildhauer . . . (ja, wenn ich seinen Namen noch wüßte!) an St. Johann vom Lateran vorübergekommen sei und schöner Gesang von Frauenstimmen sie Beide hineingelockt. Als sie wieder herausstraten, sagte der Schweizer, trunken von Entzücken: „Kobell, morgen werd' ich katholisch.“ „Wirst ja doch kein solcher Narr seyn“, brummte der eifrige Sohn seiner Kirche[1]).

Beim Staatsrath v. Kobell hörte ich öfter erzählen: Im Hause seines Vaters (des Hofmalers) war der früher von mir erwähnte Leibarzt der Herzogin von Neuburg, Dr. Bader (eine der Obrigkeiten des Illuminatenordens) täglicher Abendgast. Man kannte sein Anläuten, das sehr regelmäßig zwischen 9 und 10 Uhr erfolgte. Eines Tages, da man wußte, daß er nach Augsburg verreist sei, wunderte man sich, sein Läuten zu vernehmen, noch mehr aber, vor der Hausthür doch Niemanden zu finden. Bald darauf erfuhr man, daß er in eben jener Stunde in Augsburg gestorben sei. Die an und für sich nicht ungewöhnliche Sache berichte ich, weil aus dem Munde von sonst Ungläubigen bezeugt.

1) Dieß erinnert mich an einen andern rührenderen Fall. Ein mir befreundeter, leider in Sachen der Kirche nicht klar blickender Katholik wanderte mit einem Protestanten durch Tyrol. In einem Bauernhaus eingekehrt, verrieth sich letzterer der Hausfrau zufällig als Nichtkatholik. In der Nacht bemerkte er nun, wie die bejahrte Frau leis in ihrer Gäste Schlafzimmer trat, niederkniete, mit inniger Andacht den Rosenkranz betete, dann aus dem Weihbrunnkesselchen Beide besprengte und sich wiederum leise zurückzog. Einige Jahre darauf lag der Protestant auf dem Todbett; hier erzählte er seinem Reisegenossen, wie tiefen Eindruck jener Auftritt auf ihn gemacht, und frug ihn um Rath, ob er solle katholisch werden. Leider war des Katholiken Antwort nicht die einzig richtige.

Ein weiteres bedeutendes Haus eröffnete sich mir, da Freiherr v. Lerchenfeld, welcher schon in Würzburg mir großes Vertrauen bezeigt hatte, als Finanzminister nach München zog; ehe seine Familie ihm gefolgt war, nahm er nach obiger Stadt mich mit, um seine Gemahlin, die eines Beinbruches wegen in Freund Textor's Behandlung stund, consultirend zu besuchen, und nach vollendeter Uebersiedlung erkor er mich zum ordentlichen Hausarzt.

Deßgleichen ward ich es bei Präsident v. Feuerbach und seinen Kindern; (von der Frau lebte er getrennt). Obschon mir freundlich begegnend, erregte doch der wunderliche rabbiate Mann mehr als einmal in mir Staunen und ironisches Bedenken; so z. B. als er mit Selbstgefallen und nicht etwa im Vertrauen mir erzählte, mit welchen Zornausbrüchen und Verstellungskünsten er einer allerdings seltsamen Maßregel der bayrischen Regierung, als sie seiner überdrüssig geworden, sich entgegengesetzt hatte. Meine briefliche Wiedergabe dieser abenteuerlichen Episode an Savigny ist zu finden in den Histor.-polit. Blättern Bd. 30, S. 440—441, Anmerkung (1852).

Von den drei großen Philosophen, welche München zu jener Zeit beherbergte, erhielt ich Jacobi und Franz Baader gleichzeitig, und Schelling, wo nicht schon damals, so doch jedenfalls bei seinem zweiten vieljährigen Aufenthalt in Behandlung. (Später, als sein alter Freund und philosophischer Anhänger Phil. v. Walther nach München kam, hat dieser mich als Hausarzt bei Schelling abgelöst.)

Zu Jacobi war ich ursprünglich durch Mißverständniß gerathen, — es muß noch vor dem Feldzug gewesen seyn — ich wollte mich seinem Sohne, dem Obermedizinalrath vorstellen, und wurde zum Vater gewiesen. Als er meinen Namen hörte, der ihm vielleicht unliebsam aus der Einsiedler-Zeitung, jedenfalls günstig durch Savigny bekannt war, lächelte er und errieth: „Sie wollen zu meinem Sohne."

Letzterer ward bald nachher auf eigenen Wunsch an's Johannisspital nach Salzburg versetzt, von wo aus er einem Ruf als Direktor der Irrenanstalt zu Siegsburg bei Bonn gefolgt ist. Mich wählte Jacobi der Vater nunmehr zu seinem Arzte und erwies sich mir immer gütig und wohlwollend, und auch ich habe ihn immer sehr lieb gehabt. Die Eitelkeit, die man ihm vielfach zugeschrieben, ist mir nie aufgefallen, sie kann nicht verletzend gegen Andere gewesen seyn. Wenn übrigens Röschlaub von ihm sagte, er sollte Friedrich Heinrich Jacobich heißen (dreimal Ich), so wollte er damit ohne Zweifel die subjektivistische Richtung seiner Philosophie bezeichnen. — Mein Beruf führte mich täglich hin, ich magnetisirte ihn auf sein Verlangen und er fühlte sich jedesmal erleichtert; dabei pflegte ich stets innerlich zu beten, — nicht als hätte ich ermangelt, alle meine Ordinationen im Ganzen und Einzelnen in Hut und Segen des Allerhöchsten zu stellen, aber die geheimnißvollen Wirkungen des Magnetismus schienen mir von je dem Einfluß gefährlicher Mächte besonders ausgesetzt.

Einmal traf ich bei Jacobi mit Jean Paul zusammen. Jener erwähnte, daß ich mit gutem Erfolg ihn magnetisire. „Ach", meinte Richter, mich betrachtend, „das kennt man dieser Physionomie gleich an, daß hier eine Macht vorhanden ist." Der Forstrath Emil Herder (Joh. Gottfr. Herder's Sohn) war mit zugegen. „Weißt du", sagte er mir nachher, „warum Jean Paul dich so gelobt hat? Damit du ihn noch besser lobst." War das richtig, so hat Jean Paul verlorene Mühe gehabt[1]).

---

1) Als er sich bei König Max I. verstellte, sagte dieser: „Lieber Richter, ich selbst bin wenig bewandert in Ihren Werken, aber gehen Sie zu der Königin, die kennt alle und sagt mir viel Rühmliches davon." Mit der vornehmsten Frau des Königreichs — und bekanntlich war Königin Karoline auch eine Frau von Geist — konnte also Jean Paul zufrieden seyn; im Uebrigen soll er ge-

Jacobi's große Gastlichkeit bereitete mir viele geistige Genüsse. Ich war oft bei ihm zu Tisch gebeten, besonders wenn interessante Fremde, z. B. die Franzosen Cousin und Bautain gekommen waren, ihn aufzusuchen. Als einst Friedrich Schlegel, der in seiner Zeitschrift Museum Jacobi mehrere Zugeständnisse gemacht hatte, nach München kam, ließ Letzterer durch mich ihm sagen, es würde ihn freuen, Schlegel als seinen Tischgast zu begrüßen. Bereits stund Jacobi auf sehr gespanntem Fuß mit Schelling und mochte hoffen, sich um so leichter mit Schlegel auseinanderzusetzen. Doch hinderte Letzteren eine Unpäßlichkeit, der schon angenommenen Einladung Folge zu leisten.

Von Voß erzälte mir Jacobi, wie des alten Philologen durch wissenschaftliche Streitfragen hervorgerufene Gehässigkeit gegen seinen Zunftgenossen Heyne fast zur Monomanie geworden. War von was immer für einer Missethat die Rede, so rief er: „Sehen Sie, gerade so macht es Heyne!“ Aehnliches hat mir Niebuhr erzählt, und obwohl dieser und Jacobi mit Voß befreundet waren, rügten doch Beide sein Benehmen gegen Stolberg.

Es erschienen um die Zeit zwischen 1816 und 19 an verschiedenen Orten Berichte über Bekehrungen Ungläubiger zum positiven Christenthum, welche durch Schleiermachers Predigten in Berlin bewirkt worden seien. Solchen Einfluß an sich erfahren zu haben, bekannten mündlich in meiner Gegenwart zwei Brüder Sack, wovon später der Eine Garnisonsprediger, der Andere Professor der protestantischen Theologie in Bonn geworden. Aehnlich sprach Twesten von sich in den „Kieler-Blättern“. Jacobi konnte das nicht begreifen und wandte sich um Auskunft an Reinhold, den Herausgeber; Twesten, welchem der Brief mitgetheilt wurde,

äußert haben, die Frauenwelt in München habe ihn nicht mit jener Begeisterung empfangen wie anderwärts, z. B. in den Städten am Rhein.

schrieb nun dem Philosophen eine ausführliche Erörterung und Bestätigung des Vorgangs. „Aber es ist unmöglich", sagte mir Jacobi immer wieder; „nach Allem, was ich von Schleiermacher weiß, ist nicht zu glauben, daß er Christus für den Sohn Gottes halte. Wenn jemals ich ihn wiedersehe, muß er mir Farbe bekennen." Als Schleiermacher wirklich einmal nach München kam (ich dächte um's Jahr 1818 oder 19), trieb ihn Jacobi, wie er mir erzählt hat, so in die Enge, daß Schleiermacher ihm zugestand, er halte sich in seiner vereidigten Stellung für verpflichtet, nach dem Sinne protestantischer Orthodoxie die Gemeinde zu erbauen, allerdings aber müsse er dabei gegen seine persönliche Ueberzeugung sprechen[1]).

Jacobi kannte und ehrte meine religiöse Gesinnung und sagte mir einst: „Ach wenn ich (an den Gottmenschen) so glauben könnte, wie Sie oder wie Sailer oder mein Freund Roth oder Luther, so wäre ich glücklich. Auf meinen Knien bin ich herumgerutscht, Gott um den Glauben zu bitten, aber ich habe ihn nicht erhalten". Lebhaft beschäftigte mich dieser Geisteszustand des verehrten Mannes, und kurz nachdem Jacobi im J. 1819 in meinem Arm in die Ewigkeit entschlummert war, träumte mir, er führe mich nah bei dem Hause, wo er gewohnt, zu einem großen Crucifix — das in Wirklichkeit nicht vorhanden — und mich an dasselbe drängend, umfange er über mich hin die Füße des Gekreuzigten mit den Worten: „Ja, jetzt weiß ich es,

---

1) Schleiermacher kam auch zu mir und auf seine Bitte führte ich ihn zu Goßner, der noch in der Kreuzkirche zu predigen pflegte, sich also noch nicht offenkundig losgesagt hatte (doch war dieß in einer Zeit, in der ich dem Separatismus bereits den Rücken gewendet). Ich ließ die Herren allein, da Schleiermacher es zu wünschen schien; als späterhin Goßner nach Berlin berufen wurde, fiel mir auf, daß man schon zu jener Frist die schwankenden Priester für den Norden oder durch sie Einfluß auf den Süden habe gewinnen wollen.

daß du Gott bist und mein Erlöser!" Obschon in diesem Traume keine Bürgschaft lag, blieb mir doch die Erinnerung lieb, denn es sprach sich darin meine Hoffnung aus, daß Gott im Tode noch jenes Ringen des Philosophen gnädig angesehen und ihn erleuchtet habe. — Von dem ersten und einzigen Band, den er in der Gesammtausgabe seiner Werke noch erlebt hat, schenkte er „Seinem Freunde Ringseis" noch ein Exemplar, die übrigen verehrte mir Präsident Roth, der fernere Herausgeber. Aus dem Nachlaß erwarb ich auf Wunsch der Schwestern, denen es tröstlich war, die vertrauten Gegenstände nicht in fremde Hände übergehen zu sehen, nebst anderen Möbeln und Geräthen, Jacobi's mächtig großen, schubladenreichen Schreibkasten mit Aufsatz, der mir nun seit 56 Jahren dient. Das Haus, in welchem er gewohnt hat, steht noch langgestreckt und einstöckig in der Herrenstraße in Riemerschmidischem Besitz; damals hätte ich es mit schönem großem Garten und vier Nebengebäuden um etwa 20,000 Gulden erwerben können[1])!

Obigen Traum mag ich öfters erzählt haben, bis er verändert an Fräulein Lene, des Philosophen Schwester, gelangte. Als ich in den Dreißiger Jahren auf einer amtlichen Reise zu verschiedenen Irrenanstalten auch nach Siegsburg kam, besuchte ich in Bonn das Fräulein und lebhaft redete sie mich daram an, ich hätte ja ihren Bruder im Traume in einer Art von Verklärung geschaut; meine Berichtigung mochte sie enttäuschen. Im Verlauf des Besuches erwähnte sie, daß Schelling, wie sie höre, nunmehr den dreipersönlichen Gott annehme. Ich stimmte zu. „Einen persönlichen Gott glaube ich auch", meinte sie, „aber mir genügt an Einem". Ich erwiderte mit Schelling's Worten,

---

1) Anm. der Schreiberin. Jetzt wandern diese Aufzeichnungen in dasselbe, um dem Herrn Redakteur, welcher in seinen Räumen hauet, sich vorzustellen.

die Dreipersönlichkeit sei freilich nicht eine Sache, die man in einer Stunde philosophisch darlegen könne, und fügte hinzu: „Hat doch der Herr Jesu-Christ selber drei Jahre gebraucht, sie den Aposteln beizubringen"! Und Ihm stund doch mehr zu Gebot als bloße philosophische Belehrung.

Franz Baader hatte ich aufgesucht aus Bewunderung für die unvergleichliche Tiefe und den leuchtenden Witz seiner Abhandlungen. Der lebhafte Mann schenkte mir schnell sein Zutrauen und da der Weg ihn von seinem weit außerhalb Münchens damaligen Grenzen, in Schwabing liegenden Gütchen häufiger in die Stadt führte, als mich hinaus, so kam er gern 3, 4 mal die Woche, manchmal noch öfter, ja zeitweise täglich zu mir, blieb über Tisch und ließ das Feuerwerk seiner genialen Rede vor mir steigen und knattern. An Reichthum und Tiefe der Gedanken halte ich ihn für den noch Bedeutenderen als Schelling, ja vielleicht für unerreicht von einem Anderen, dagegen mag ihm eben die Fülle, das stets neue Hervorsprudeln der tiefsinnigsten, beziehungsreichsten Einfälle zum Hinderniß geworden seyn, ein abgerundetes System aufzustellen, wenn schon er systematisch, weil aus dem Ganzen und Vollen, dachte. „Pah", lachte er einst, als von Jemand die Rede war, der seine philosophischen Gedanken mit mißtrauischer Eifersucht hüte, „wenn man mir Gedanken stiehlt, so mache ich neue."

Das Entzücken, womit der schwedische Dichter und Philosoph Atterbom seine Zusammenkünfte mit Baader schildert, dem „mirakulösesten" Mann den er je gesehen zu haben meint, wird Vielen, wo nicht aus seinem Buch, so doch wie mir durch Auszüge und Recensionen[1]) bekannt seyn. Als Steffens der Norweger einst in späterer Zeit (1837?) Schelling zu besuchen nach München kam, dieser aber nach Karlsbad fortgemußt hatte, und durch Irrungen der Post dem zu-

---

1) Vergl. u. a. Histor.-polit. Blätter Bd. 60 S. 634.

gereisten alten Freund nicht einmal Nachricht ward, über welche vermeintliche Kränkung Steffens tiefe Verstimmung empfand, da führte ich, um ihn zu zerstreuen, bei Baader ihn ein und er gerieth so außer sich über die wolkenzerreißenden Gedankenblitze des heiteren Gewaltigen, daß er von da an bis zu seiner Abreise täglich nach Schwabing lief, um solch genialer Rede zu lauschen. Ich fragte Steffens, was er von dem Geistesverhältnisse Baader's zu Schelling denke, und erhielt die schon im zweiten Kapitel von mir erwähnte Antwort, daß ganz zweifellos Baader's großartige Anschauung die Wendung Schellings zur christlicheren Auffassung der Philosophie beeinflußt habe.

Bei einem zweiten Aufenthalt Friedrich Schlegels in München, als bereits die Universität hieher verlegt war, traf er mich im Begriff eine Baader'sche Vorlesung über spekulative Dogmatik zu besuchen; ich lud ihn ein mich zu begleiten und stellte ihn nach dem Schlusse dem Philosophen vor. Auf meine Frage nach dem empfangenen Eindruck erwiderte Schlegel: „Immer tiefsinnig; nur schade, daß er nicht immer klar ist im Ausdruck; hätte er jemals Vorträge für Frauen gehalten, das hätte ihm genützt." Ich gab Baader eine Andeutung und er faßte den Gedanken so lebendig auf, daß er bald nachher auf meine Vermittlung den zwei Baslerinen Emilie Linder und Frau Wieland Vorlesungen gab; aus diesen sammelte er jene wunderschönen „Vierzig Sätze einer religiösen Erotik", welche er auch öffentlich Emilie Linder zugeeignet hat.

In's Stammbuch schrieb er mir:

„Ils sentiront que ce qui fait que les savans dans les sciences humaines n'arrivent point à ce but sublime qui serait de connaître, c'est qu'ils ne désirent point, ou autrement dit, qu'ils n'aiment point, attendu que ne pas aimer, est la plus grande preuve de l'ignorance.
De l'Esprit des choses. II. P. 314." (St. Martin.)

„Die Erkenntniß oder das Wissen soll Lohn und Genuß dem Guten, Pein und Schrecken dem Bösen seyn und es muß nicht nur möglich seyn, sondern es ist Pflicht, den dummen Teufeln unserer Zeiten wenigst jenen

Grad der Aufklärung oder Illuminirung wieder zu geben, welchen die Teufel zu der Zeit des irdischen Lebens des Christs besaßen, die Letztern alle recht gut kannten." —

„Schwabing bei München den 20. Mai 1816. Zum Andenken von Ihrem Freunde Franz Baader."

„Was ist denn das für ein Mann, dieser Baader?" frug mich Hufeland bei einem Besuch in München im J. 16 oder 17 — „was ist das für ein seltsamer Kauz, der von einer Hellsehenden redet, sie sei von vielen Teufeln besessen"! — Nun ja freilich, das ging über Gelehrtenmöglichkeit, nicht nur über wienerische, die gar nichts Geheimnißvolles mehr verdauen konnte und darum das Hellsehen als einfach nicht existirend wegdecretirte, sondern selbst über berlinische, die dasselbe wohl als Thatsache bestehen ließ, aber anstatt mit unserm Herrn Jesuchrist und Einigen seiner Nachfolger an Teufel und Teufeleien zu glauben, sich Alles durch die geheimnißvollen Kräfte der gangliosen Nerven zurechtlegte. Natürlich, wenn das Auge geschlossen ist, dann muß doch irgend ein Nerv dessen Arbeit thun, und muß sehen, und zwar hellsehen, d. h. verborgene und entfernte Dinge sehen; und nicht bloß sehen muß er, sondern allerhand andere unbegreifliche Werke verrichten; dazu ist er ja ein Nerv und zwar ein ganglioser Nerv. — Daß Baader bereits als einer der tiefsinnigsten Philosophen anerkannt war, scheint Hufeland nicht gewußt zu haben.

Wie in den meisten Häusern, so mußte ich später auch bei Baader die ärztliche Praxis wegen Uebermaß an Geschäften aufgeben, blieb aber consultirender Arzt und bis zu seiner späten Todeskrankheit, in welcher mir des großen Mannes völlige und mit klarem Bewußtseyn geschehene Unterwerfung unter die Lehrgewalt der katholischen Kirche herzliche Freude bereitet hat.

Schelling, zur Zeit meiner Niederlassung in München Generalsekretär an der Akademie der bildenden Künste, frug mich, ob ich geneigt wäre, an derselben Vorträge über Anatomie zu halten; aber bereits war meine Praxis so ange-

wachsen, daß ich die nöthige Zeit nicht hätte aufbringen können; (vielleicht auch stund mir schon die Reise nach Italien in Aussicht.) Er begegnete mir stets freundlich, mochte wohl auch wissen, daß ich in einigen wesentlichen Punkten Schellingianer war; bei seiner Eigenthümlichkeit, philosophische Themata im geselligen Gespräche zu vermeiden[1]), hatte ich wohl niemals Gelegenheit, ihm diejenigen ebenfalls wesentlichen Punkte zu bezeichnen, in denen ich ihm nicht beizupflichten vermochte. Als um jene Zeit sein Freund Steffens ihn besuchte (es war dieß also nicht der oben erwähnte Reisefall), da äußerte ich gelegentlich gegen Beide, die Providenz Gottes erstrecke sich auf Alles, auch auf die kleinsten Dinge, wie ja Christus gesagt hat, es falle kein Haar von unserem Haupt ohne Gottes Wissen und Zulassung; Steffens fuhr mich fast an und and die wörtliche Auffassung jenes Textes eine aus-

---

1) Schelling nahm es sehr streng, seine Lehre als Eigenthum zu behaupten — womit er übrigens den ehedem fast vogelfreien Autoren einen dankenswerthen Dienst erwiesen hat. Ersteres erfuhr der bekannte protestantische Theologe Tholuck zu nicht geringer Verlegenheit. Er sprach dem Philosophen seine Freude aus, eine Nachschrift seiner Vorlesungen von einem Zuhörer käuflich erworben zu haben; in hohem Mißvergnügen sagte Schelling: „Hiezu besitzen Sie kein Recht; ich habe den Inhalt meiner Vorlesung Niemandem zur Verbreitung veräußert und bestehe auf Einhändigung dieser Nachschrift." Tholuck's Koffer war bereits abgegangen, doch versprach er von seiner nächsten Station die Handschrift, die ihn 30 fl. gekostet hatte, an Schelling zu senden. Die juridische Berechtigung dieses Verlangens bleibe dahingestellt; aber als später der Heidelberger Paulus mit kritischen Bemerkungen die nachgeschriebenen Berliner Vorlesungen von Schelling herausgab, da gewann letzterer, wie billig, den von ihm gegen Paulus angestrengten Prozeß, und principiell dürften die beiden Fälle sich gleichen; nur sprach in Tholuck's Fall der Usus dafür, daß der Zuhörer die Vorträge seines Lehrers gänzlich als sein, des Zuhörers, Eigenthum behandelte.

schweifende, Schelling aber nahm mich in Schutz und begriff gar wohl, daß ich gerade hierin nicht eine kleinselige, sondern mit Auszeichnung großartige Vorstellung von Gott, wie sie übrigens in der katholischen Kirche stets gültig gewesen, mir angeeignet hatte. — Schelling ging bald darauf nach Erlangen, um dort seine neue Lehre vorzutragen. Als er später zu höherer Stellung zurückgekehrt war, da führte freundnachbarlicher Verkehr uns und unsere Familien so oft zusammen, daß ich noch mehr als einmal von ihm zu reden hoffe.

Unter meinen übrigen Patienten ragte durch Geist und besonders Charakter hervor der mit Sailer innig befreundete fürstl. Oettingen-Spielberg'sche Präsident Ruösch. Derselbe war in seiner Jugend ziemlich rationalistisch ausgewässert von Göttingen in seine südliche Heimath zurückgekommen. Da ward er auf Einladung des Fürstpropstes von Ellwangen Augenzeuge der wunderbaren Heilungen, welche Pfarrer Gaßner (früher in der Schweiz, dazumal in Ellwangen, endlich in Pondorf an der Donau, vier Stunden unterhalb Regensburg lebend) unter großem Zulauf von nah und fern vollbrachte, indem er diejenigen Krankheiten, welche nicht auf natürlichem Prozeß, sondern auf dämonischem Einfluß beruhten, durch Exorcismus erst zum Ausbruche zwang, und hiedurch von ihrer Natur oder vielmehr Uebernatur überzeugt, durch fortgesetzten Exorcismus bekämpfte und vielfach hob[1]). Diese Erfahrung sowie der Verkehr mit Sailer, aber

1) In Heim's Biographie durch Keßler findet sich folgende Stelle: „Gaßner trieb eben seinen Spuk in Ellwangen, daher kaum ein Unterkommen im Gasthofe zu finden war vor den vielen Kranken, die Heilung erwarteten. ‚Dieser Mann curirt durch keine andere Arznei, als, ich schäme mich fast es zu sagen, durch den Namen Jesu' — steht in Heim's Tagebuch." Offenbar ist Heim in dieser Sache schief unterrichtet. Allerdings gebrauchte Gaßner keine natürlichen Mittel, denn die bloß natürlich Kranken wies er einfach an den Arzt. Und vom Exorcismus hatte der sonst so treffliche Heim,

auch mit Boos und Gleichgesinnten gab Ruösch die Wendung zurück zum Glauben, leider mit separatistischer Beimischung.

Im Anfang dehnte sich meine Praxis fast ausschließlich in den höheren Kreisen aus; die Bürgersfamilien faßten nicht so rasch Zutrauen zu einem Arzte, der nicht münchnerisch sprach, und zum geringen Volk sollte ich erst später durch die Spitalpraxis in nähere und vielfach herzliche Beziehung treten[1]).

Hier einige Fälle meiner Praxis, in welchen entweder sich meine Diagnose gegen die anderer Aerzte bewahrheitet oder die Kur selber Aufsehen erregt hat.

Ein Kind von Loe, Enkelkind von Hartz, war schwer erkrankt; zu Rath gezogen, schloß ich auf Wasser in den Seitengehirnhöhlen, welche Krankheit ich zuerst durch Gölis in Wien, noch mehr durch Heim in Berlin hatte kennen gelernt; das Kind war nicht zu retten und die Sektion gab hier wie in einem anderen Fall, wo sich vertrocknete Hydatiden

---

dessen frommen Sinn eine vermeintliche Entweihung des heil. Namens beleidigte, begreiflicherweise keine Vorstellung. Was er noch beifügt von einem (angeblichen?) Mönch, der zu Gaßner gewollt und sich als lahm geberdete, in der Nacht aber rasch laufend von Heim ertappt worden, beweist natürlich nichts gegen Gaßner; daß solche Anläße auch Betrüger herbeiziehen, liegt in der Natur der Sache. Wer die authentischen (veröffentlichten) Berichte über Gaßner's Heilungen gelesen, muß sich von deren Aechtheit überzeugen. Auch Lavater, der den katholischen Exorcisten besuchte, sprach gegen Sailer seine Ueberzeugung aus, in Jenem einen ganz schlichten, wahrhaft evangelischen Mann kennen gelernt zu haben.

1) Anm. d. Schr. Doch mochte R. schon damals beginnen, eine bekannte Erscheinung zu werden, denn nach frühangenommener Gewohnheit las er im Gehen auf der Gasse, theils aus Lust und Drang des Lesens, theils um der Zeitersparniß willen, wie er denn zu den vielen philosophischen Werken, die er studirt hat, nur hier die Muße gefunden, theils endlich um sich, den sehr zu Transpiration und hiedurch zu Verkältung Geneigten, zur langsameren Bewegung zu zwingen.

zeigten, meiner Diagnose Recht. Dieselbe Krankheit erkannte ich an einem etwa vierjährigen Knaben im Hause des Oberrechnungsrathes B., wo die zwei behandelnden Aerzte für die Zeit ihrer gemeinsamen Abwesenheit mich vorgeschlagen hatten. Ich fand die Pupille so erweitert, daß man von der Iris kaum eine Spur bemerkte und ein vorgehaltenes Licht keine Empfindung erregte. Eingedenk meiner Erfahrungen an Heim's Seite, verordnete ich heftige kalte Begießungen von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht, eine dazumal hier noch ungewöhnliche Behandlungsweise. Es dauerte Wochen und ein die Pflege theilender Hausfreund machte mir Vorwürfe, daß ich das Kind so unnütz plage; käme es mit dem Leben davon, so müßt' es doch blödsinnig bleiben. Die Mutter jedoch setzte volles Vertrauen in mich; bei einem früher gestorbenen Kinde hatte die Sektion auch schon Wasser im Gehirn ergeben und kurz vor meinem Erscheinen hatte sie geträumt, es werde ein Arzt kommen und ihren Knaben (den jetzt erkrankten) aus dem Grabe holen. So hielt die Frau mit einer Art von leidenschaftlichem Vertrauen an mir fest, während ihre Mutter ebenso leidenschaftlich an ihrem eigenen Arzte hing, der das verstorbene Kind behandelt hatte. Die Begießungen wurden ausdauernd fortgesetzt und sieh', der Kleine genas, wuchs heran mit vollen Verstandeskräften und starb erst gegen dreißig Jahre später an einer anderen Krankheit. Mein Credit steigerte sich noch, als ich, nach der Heilung des Kindes nun doch beim schwerkranken Vater der Frau zu Rath gezogen, auf Eiter in der Leber schloß und Verlauf wie Sektion meine Vermuthung bestätigten.

In München nahm man damals noch wenig Rücksicht auf die Diagnose der Herzkrankheiten. In einem Fall, da ich den älteren S. zu Rathe zog, erkannte ich auf Verdickung der Herzwände. „Ex digitali, ex digitali", spöttelte S., indem er die Symptome, auf die sich meine Behauptung gründete, vielmehr dem Gebrauche dieser durch mich verordneten Arznei zuschrieb. „Sectio docebit", erwiderte ich.

Der Kranke starb; S., der sonst nicht Leichenöffnungen beizuwohnen pflegte, erschien dießmal und zwar vor mir auf dem Platz, mußte aber zu seiner Ueberraschung erfahren, daß ich Recht behielt; die Verdickung, Vergrößerung und Erweiterung war vorhanden.

Bei Fräulein R. diagnostizirte ich als behandelnder Arzt auf krankhafte Flüssigkeit im Eierstock. Der mitberufene Militärarzt war bereit, seinen Kopf dagegen zu verwetten. Wir zogen noch einen zufällig in München anwesenden Militärarzt aus Königsberg zu Rathe; dieser zuckte die Achseln, sich des Urtheils enthaltend. In Gegenwart der Beiden stach ich mit dem Troicar den Leib der Kranken an. Schon hatte ich die Nadel fast bis zum Heft hineingestoßen und noch zeigte sich nichts; man kann sich meine Verlegenheit denken; aber im Augenblick als mein Münchner Collega wie triumphirend rief: „Hab' ich es nicht gesagt?" . . . da spürte ich, daß beim Vordringen der Widerstand im Leib geringer ward, ich gebrauchte nun ein größeres Instrument und in weitem Bogen sprang die faule Flüssigkeit heraus und dem ungläubigen Thomas in's Gesicht. Den verwetteten Kopf hab' ich ihm aber gelassen[1]).

Ein Sohn des Hofmarschalls v. G., mein Zeitgenosse von der Universität, wo ich ihn öfter getroffen, lag schon lang an einem bösen Hüftgelenk-Rheumatismus zu Bett. Ich erinnerte mich der Erzählung eines Pfarrers, der, am Podagra leidend, in verzweifeltem Schmerz vom Instinkte getrieben, sich unter den Pumpbrunnen hatte bringen und mit Erfolg mehrere Minuten lang das kranke Bein begießen lassen. Wenn das bei einem älteren Mann und in der

1) Ein anderer College hat nicht nur sein gegenwärtiges, sondern alles künftige Besitzthum, das er je erwerben würde, mir zusprechen wollen, wenn ich in einer gewissen Sache Recht behielte. Recht behielt ich; was aber sein Besitzthum anlangt, so wär' ich froh gewesen, hätt' er mir je die 30 fl. gezahlt, die er schon vor der Wette mir schuldete.

Gicht gelungen, dachte ich, wo jedenfalls der Versuch bedenklicher war, so kann ein junger mit bloßem Rheumatismus sich demselben um so getroster unterziehn. Mein Vorschlag ward angenommen, der volle Wasserstrahl des Brunnens schaffte sogleich Erleichterung und bald war bei Wiederholung des Verfahrens das Uebel verschwunden. Dem Publikum war die Kur um so auffallender, als Niemand mehr etwas wußte von der früher allerdings vielfach gepflogenen Wasserheilmethode. Später hat mir Medizinalrath Dr. Hahn in Aachen erzählt, daß Karl X. von Frankreich eben einen Podagra-Anfall hatte, als er aus dem Lande fliehen sollte. Um ihm die Flucht zu ermöglichen, rieth man ihm kalte Ueberschläge, er wandte sie an mit sofortigem Erfolg und ohne Nachtheil für die Zukunft. Die Krankheit mußte eben entzündlicher Natur seyn, um solch ein gewaltsames Mittel rathsam zu machen.

Ein Beamter, welcher so furchtbare Schmerzen litt, daß er dabei oft die Tünche von den Wänden kratzte, hatte sich, da kein Arzt ihm geholfen, schriftlich um Rath an die medizinische Fakultät einer berühmten deutschen Hochschule gewendet. Dieselbe gab ein Gutachten ab, er sei mercurialkrank (d. h. krank durch Mißbrauch von Merkur). In der That hatte er wider eben diese Schmerzen vielen Merkur bekommen, der Merkur hatte sie beschwichtigt, aber Speichelfluß erzeugt; diesen zu stillen, hatte man mit dem Merkur innegehalten, sogleich kehrten die während des Speichelflusses gestillten furchtbaren Schmerzen zurück und so ging es immer im Rade fort. Nun machte jene Universitäts-Fakultät ihre Verordnungen, aber auch sie brachten keine Hülfe. Da wandte der Unglückliche sich an mich. Den Fall erwägend, sah ich ein, daß jener stets wieder in Folge des Merkurs eingetretene Speichelfluß ein kritischer gewesen und dachte, wenn man den Wagen nur bis hart an den Gipfel des Berges und nicht bis auf die Fläche hinauf bringe, so rolle er eben zurück und man müsse von vorn anfangen. Ich

setzte daher die Merkur-Behandlung fort, wandte Räucherungen von Zinnober (einer Verbindung von Merkur und Schwefel) an, hüllte ihn somit völlig in eine Atmosphäre von Merkur, hörte nicht auf, als der Speichelfluß sich einstellte, that auch nichts, um diesen zu stillen, sondern ließ den Kranken während mehrerer, vielleicht acht Wochen sich ausspeicheln, bis der Fluß von selber aufhörte. Die Schmerzen blieben aus, der völlig Abgemagerte nahm wieder zu an Fett und Fleisch, genas vollkommen, und er, der vorher kinderlos gewesen, ward noch Vater eines Kindes. Einige meiner religiös ungläubigsten Patienten hielten mich in Folge dieser allerdings kühnen Kur ordentlich für einen Wunderthäter, und meinten jetzt nur um so lustiger darauflosleben zu dürfen. — —

Ich habe hier einigemal vorausgegriffen in spätere Zeiten; doch gehören die Kuren, die ich nannte, ausschließlich der ersten Epoche meiner Praxis an und von dieser Epoche habe ich noch ferner zu reden. Obschon nämlich die ärztliche Thätigkeit meine Kräfte vielfach in Anspruch nahm, minderte sich doch keineswegs mein Interesse an den religiösen Fragen; aber noch war ich verstrickt im Netze der Separatisten, ja verwickelte mich eine zeitlang immer mehr darein. Es hatten sich in Bayern die Gegensätze seit der Zeit, da ich zuerst von diesen Dingen Kenntniß genommen, bedeutend geschärft und in manchen Herzen war die sprichwörtlich bekannte „häretische Hartnäckigkeit" eingekehrt. Hierüber gingen mir aber die Augen erst später auf.

Man erinnert sich, wie tief mich der religiöse und sittliche Ernst ergriffen, der aus der separatistischen Bewegung hervorzuleuchten schien und bei Vielen, wie ich nicht zweifle, ursprünglich in der That vorhanden war, wenn gleich sich geistiger Hochmuth gegenüber der rechtmäßigen kirchlichen Autorität gar bald miteingeschlichen hatte. Jener erbauliche Eindruck erhielt nun eine Folie durch Blicke, die mein ärztlicher Beruf mich thun ließ in manche von Illu-

minatismus durchfressene Kreise, wo bald Einzelne, bald ganze Familien in religiöser Beziehung die vollendetste Gleichgültigkeit und Frivolität an den Tag legten, nicht selten auch eine Sittenlosigkeit, die mir wahrhaft Grauen einflößte. Mit dem Volk, das größtentheils in jener Zeit noch Glauben hatte, und mit der Bürgerschaft, wo ich vielfach strenge Sitte hätte beobachten können, kam ich ja wie gesagt noch wenig in Verbindung. Und so vortreffliche Menschen und Familien ich auch theilweise im Adel und in den höheren Beamtenkreisen kennen lernte, so waren es doch unläugbar diese höheren Stände, in welchen Unglauben und Sittenlosigkeit am meisten um sich gefressen hatten. Die Aufregung aber, in welcher die Führer des Separatismus sich und ihre Anhänger erhielten, lenkte nicht nur das Augenmerk unaufhörlich auf das wirklich vorhandene Verderben, sondern ließ auch bezüglich der Ausdehnung desselben die erhitzte Phantasie Alles in's Ungeheuerliche steigern, den Verstand nicht zur ruhigen Beobachtung und Ueberlegung kommen, ob denn wirklich die Verderbniß eine so allgemeine sei und in wie fern man die kirchliche Behörde, die eigentlich bei uns in Bayern nicht Daseyn hatte, — es war ja die bischoflose Zeit — für jene Zustände verantwortlich machen dürfe.

Es versteht sich, daß die Illuminaten und sonstigen Glaubenslosen für die hypergläubigen Separatisten nur Spott und Verachtung hatten; ihren eigentlichen Haß aber wahrten sie für den eigentlichen Gegner, die römischkatholische Kirche, und gegen diese war immerhin der Separatismus, mochte er wollen oder nicht, eine Art Bundesgenosse. Ich aber glaubte, eine solche unfreiwillige Bundesgenossenschaft vielmehr zwischen den Ungläubigen und den Leitern der römischen Kirche zu finden, weil nicht selten der Separatismus, den ich für eine Erweckung des ursprünglichen christlichen Geistes hielt, durch die Bischöfe (z. B. im damals noch selbstständigen Augsburg, im österreichischen Linz),

bei uns aber durch die noch übrig gebliebenen kirchlichen Behörden mit größerem Eifer verfolgt wurde, als es durch die Ungläubigen geschah; besonders fand ich mich in dieser Meinung bestärkt, wenn ich bei Orthodoxen, sei es Priestern, sei es Laien, eine wirkliche Sittenverderbniß oder doch vollständige Geistlosigkeit und Verknöcherung fand. Wie? Diese innerlich Losgefaulten, vom Geist des Christenthums Abgefallenen oder die in leerer Form Verknöcherten blieben, wenn sie nur nicht offenkundig der Lehre widersprachen, äußerlich im Schooße der Kirche, während sittenreine Männer, vom Feuereifer der ersten Christenheit beseelt, censurirt und mit Ausschluß bedroht wurden? Das konnte ich, der ich vom Organismus der Kirche noch wenig Begriff hatte, gar nicht verstehen.

Es haben die separatistischen Bewegungen, welche nach der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts unter Katholiken aufgegohren sind, eine gemeinsame Eigenthümlichkeit. Sie lassen zum Schein den Primat des Papstes zu Recht bestehen, und in wie fern nicht besondere Umstände Einzelne hindrängen zum offenkundigen Austritt, wollen ihre Anhänger durchaus zur Kirche gehören. Die Politik der Unaufrichtigen darunter gestaltet sich aber verschieden. Während es ihnen einmal erstaunend schwer fällt, die so leicht verständlichen Unterschiede von Amt und Person festzuhalten, betonen sie ein andermal jenen Unterschied auf das schärfste, um unter angeblicher Verehrung des Amtes die Person mit Steinen zu werfen, in der gegründeten Hoffnung, daß der Rückschlag doch das Amt mit treffen werde. Und da man auch gern die Begriffe von Lehrunfehlbarkeit und Sündelosigkeit ineinanderzuwirren sucht, die Personen unserer Päpste aber seit langer Zeit von unantastbarer Verehrungswürdigkeit sind, so greift man immer und immer wieder nach einigen Gestalten der Vergangenheit. Oder es werden mit ängstlicher Sorgfalt die feineren Unterscheidungen innerhalb des Amtes selber hervorgehoben, fort-

während die Kirche der Curie gegenübergesetzt, die Curie dem Papst, der Papst wiederum der Kirche und eigentlich will man nur der letzteren gehorchen, und da dieselbe für gewöhnlich nicht anders als durch Curie und Papst zu sprechen vermag, so wird alle kirchliche Autorität hiedurch zum Schatten entkräftet. Sind doch in gesucht feinen Unterscheidungen die Jansenisten so weit gegangen zu sagen: Zweifellos ist die kirchliche Behörde unfehlbar in Aufstellung der Dogmen, aber nicht unfehlbar im Verständniß der von einzelnen Gliedern der Kirche aufgestellten Sätze; die Behörde mißversteht uns nur, denn sonst müßte sie, gerade weil sie unfehlbar ist, nothwendig unsere Sätze bestätigen. Welch' ungeheuerliches Maß von Selbstinfallibilität in dieser Behauptung liegt, das hat, wie es scheint, den Herren nicht eingeleuchtet; daß sie aber auf solche Weise bequemlich jedes Joch der Autorität von sich abzuschütteln vermochten, das werden sie wohl im Innern schmunzelnd erwogen haben. Gelegentlich beruft man sich wohl auf ein zu erwartendes Concil. Wie ernst es solchen Geistern sei mit der Unterwerfung unter das Concil, das hat sich am Vaticanum deutlich erprobt. Ob nach Denen, welche noch am Unfehlbarkeitsdogma selber scheitern, solche Spiegelfechtereien unter Katholiken länger möglich seyn werden, dürfte sehr im Zweifel stehen; sind sie aber mit Annahme dieses einen Dogma's abgeschnitten, dann ist auch die vielbestrittene Frage der Opportunität glänzend zu Gunsten dieser Opportunität gelöst.

Immer gab es jedoch unter den Separatisten auch solche, die nach ehrlicher Selbsterforschung sich und Anderen gestunden, daß auf diesem Weg ihnen überhaupt der Begriff der sichtbaren Kirche im Werth gesunken, und so kam auch ich dazu, eine wenn schon kurze Weile, nichts von der äußeren Gestalt zu halten; ich wollte nichts als das „reine Christenthum“ ohne alle „menschliche Zuthat,“ wofür ich den Confessionalismus und die sichtbare Gestalt

der Kirche erachtete. Jetzt freilich fällt mir bei diesem „reinen Christenthum“ (ohne allen Zusatz von Sichtbarem) jener Böhme aus meiner Spitalpraxis ein, der im Bier nichts trinken wollte als Bier, nur Bier, lauter Bier, gar nichts als Bier, offenbar einen eigenen Bierstoff, ganz unverfälscht mit gemeinem Wasserelement. Alkohol ist freilich die eine Hauptsache, aber ohne die 80 und mehr Procent Wasser trinken wir ihn eben nicht.

Bestätigt in meiner Ueberzeugung von der Göttlichkeit der separatistischen Erweckungen ward ich durch Zeichen, welche die aftermystischen Erregungen zu begleiten pflegen als satanische Nachäffungen der ächten göttlichen Wunder. Zwar wenn einst Pfarrer Boos über einem Haus eine Feuerflamme niederfahren gesehen, und hineilend keinen Brand antraf, wohl aber einen Mann, der im Begriffe stund eine schwere Sünde gegen die Sittlichkeit zu begehen und durch Boos' Ankunft daran gehindert und erschüttert wurde, so kann jene Flamme durch himmlisches Wunder erschienen seyn; denn die spätern Verirrungen Boos' beweisen noch nichts gegen die Aechtheit früherer Gnadenerzeigungen; nah jedoch liegt der Gedanke an ein Blendwerk des Teufels, um ihm die falsche Sicherheit beizubringen, als sei er ein ganz besonderes Rüstzeug des Herrn[1]). Daß

1) Ich weiß nicht, ob je veröffentlicht worden, was Lavater verschiedenen Freunden, darunter Sailer, schriftlich mitgetheilt hat, wie er nach Kopenhagen geladen wurde (ich glaube, durch Minister Bernstorf), um seine Ansicht über eine orakelhafte Erscheinung abzugeben. In den Versammlungen gewisser Frommen pflegte sich über den Häuptern eine Wolke zu bilden, welche durch Heller- und Dunklerwerden Bejahung oder Verneinung abgab. Lavater's Ansicht war, die Erscheinung sei zwar keine göttliche, aber auch nicht vom Bösen. Ein Katholik hätte den Nachsatz schwerlich zugegeben. Nun sei erwähnt, daß Lavater die Wolke befragte, ob in der heil. Schrift über Seelenwanderung etwas zu finden sei. Antwort: Ja. Ob bei Matthäus? Ja. Im 1. Capitel? Nein. Im 2.? Nein. Und so fort bis zum 11. Cap. 14. Vers:

andere merkwürdige Dinge, auf welche ich hier anspiele und wovon ich noch Einiges erzählen werde, nicht leere Hirngespinste waren, das mögen Solche die genug wissenschaftlichen Ernst besitzen, um auch das schwer Begreifliche nicht ohne weiteres zu verwerfen — ich sage, sie mögen es aus dem Umstande schließen, daß nicht nur Franz Baader sich lebhaft für jene seltsamen Erscheinungen interessirte, sondern auch Schelling, welchem sie Freund Pfetten erzählte, mit dem ihm eigenen Ernste davon Notiz nahm und sie keineswegs als Hirngespinste behandelte. Ebenso erregte in der Folge deren Erzählung Schuberts und Görres' lebhaftesten Antheil; sie hatten sich von der Richtigkeit verwandter Thatsachen bereits gründlich überzeugt. Wie selbstgenügsam sind unsere heutigen Schulmeister, die mit wenigen Worten all das abzumachen verstehen, worüber so erlauchte Männer sich den Kopf zerbrachen! Man hat mich wegen meines nie verläugneten Glaubens an jene geheimnißvolle Welt der Dämonen unzähligemale der Phantasterei beschuldigt; ich kann mir also wenigstens schmeicheln in guter Gesellschaft zu seyn. Doch irrte ich damals in der Auslegung, welche ich den fraglichen Wundern zu Gunsten des Separatismus gab.

Auch deßhalb bin ich oftmals ein Phantast genannt worden, weil ich der Gesammtheit der Dinge einen einheitlichen Gedanken unterlege, weil ich Wissenschaft und geoffenbarte Religion zwar nicht verwechsle — dieß konnten nur Gehässigkeit, Geistesbeschränktheit oder Leichtsinn mir aufbürden — aber doch sie in geordneter Wechselwirkung und Beziehung erblicke. Wer hiefür keinen Sinn hat, mag in seiner jämmerlichen Weltanschauung mich noch heut

„Und wenn ihr es annehmen wollet, er selber ist Elias, welcher kommen soll." Schon diese Deutung der Stelle zu Gunsten der Seelenwanderung müßte genügen, jenes Orakel mehr als verdächtig zu machen.

einen Phantasten schelten. Wohl aber besteht Phantasterei gerade umgekehrt in einseitiger Verfolgung Eines Gedankens, Einer Anschauung, ohne genügende Rücksicht auf das Ganze und so gibt es denn keine ärgere, weil kleinseligere Phantasterei als die der nüchternen Verstandes-Philister des Unglaubens; denn ihr einseitig zur Geltung gebrachter Verstand hört in dieser Einseitigkeit alsbald auf Verstand zu seyn, wie das Gehirn eines Anatomirten aufgehört hat als Organ der Denkkraft zu dienen.

Und dennoch war ich damals Phantast, denn auch ich verfolgte einseitig gewisse Richtungen, anstatt mir die allseitige Anschauung der Kirche anzueignen; alle Separatisten waren mehr oder minder Phantasten, aber bei meinem besondern Naturell trat jener Zug um so drastischer hervor.

XV.

Das Bruderschaftsbuch des deutschen Nationalhospizes in Rom.

Das zuerst wieder im J. 1851 von dem jüngst verstorbenen Kölner Domcapitular Matth. Kirch aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogene Confraternitätsbuch der Anima in Rom ist nun dem Publikum zugänglich gemacht, indem es durch die zusammenwirkende Thätigkeit Mehrerer, worunter auch der Verfasser dieses, nunmehr auf Kosten der Anstalt in der Propaganda gedruckt vorliegt[1]). Die deutschen

1) Liber Confraternitatis B. M. de Anima Teutonicorum de Urbe. Romae 1875. — Rektor der „Anima" ist gegenwärtig Dr. F. Jänig. A. d. Red.

Lokal- und Specialhistoriker werden darin für ihre Zwecke reichliche Ausbeute finden, während es für die allgemeine Geschichte, wie natürlich, nicht viel bietet. Da die Edition aus mehrfachen Gründen ohne bibliographische Einleitung über Entstehung, Beschaffenheit und Zweck des Buches bleiben mußte, wird es dem Einen oder Andern im deutschen Vaterlande vielleicht willkommen seyn, wenn ich von den einschlägigen Beobachtungen, die ich mir während meiner Beschäftigung mit dem Buche gemacht habe, eine Zusammenstellung gebe, die etwas zur nähern Orientirung in Betreff desselben dienen kann. Ich habe es dabei besonders auf die Darlegung des innern Mechanismus abgesehen. Beschreibung des Aeußern, Classifikation der Namen nach Ländern und Diöcesen u. a. dgl. Notizen findet der Leser, insofern er sie nicht aus der gedruckten Ausgabe entnehmen will, bequem bei Kerschbaumer: Geschichte des deutschen Nationalhospizes Anima. Wien 1868. S. 59 ff.

Der Gedanke zum Anlegen des in Rede stehenden Buches ging aus einem praktischen Bedürfniß hervor und nach diesem richtet sich auch Plan und Einrichtung desselben. Wir meinen die natürlichen geschichtlichen Vorgänge bei der Entstehung einer solchen Anstalt, wie das deutsche Nationalhospiz. Es gehörten dazu bedeutende Geldmittel und das Zusammenwirken Vieler. Wenn schon ansehnliche Vermächtnisse und Zuwendungen zur Bildung des Grundstockes und der Hauptmasse des Capitals unumgänglich nothwendig waren, so waren doch auch die kleinen Beiträge nicht zu verschmähen. Zumal Anfangs, bevor das colossale Vermögen des Theodorich von Niem der Anstalt zugeflossen und gesichert war, mußte man auf das Heranziehen vieler, wenn auch kleiner Beiträge bedacht seyn, um so mehr als die anfängliche Schankung des Johann Peters aus Dordtrecht durch Naturereignisse, wahrscheinlich durch Ueberschwemmung und Wolkenbruch, stark gelitten hatte. So kam es, daß Papst Bonifacius IX. im J. 1399 allen dazu Beisteuernden einen Ablaß von 7 Jahren

und 7 Quadragenen verlieh. Damit waren die Bedingungen zur Entstehung einer Bruderschaft gegeben, wie sie sich im Mittelalter überall sofort bildeten, wo es galt einen großen gemeinnützigen Zweck, namentlich wenn er zugleich eine religiöse Seite hatte, zu erreichen. Eine im Mittelalter unzähligemal wiederkehrende Erscheinung. So bildete sich um jene Zeit, oder vielleicht schon vorher, auch hier eine Bruderschaft, indem die Beisteuernden zugleich zu einem geistigen Verein zusammentraten und diejenigen welche die Wohlthaten des Hospizes genossen, angehalten wurden, für die Stifter und Wohlthäter zu beten, resp. Messen zu lesen. Der Normalbeitrag der Eintretenden scheint ein Dukaten gewesen zu seyn, verpflichtet war man zu 15 Oboli und 12 Oboli jährlicher Beitrag. Es traten, wie wir aus dem Buche selbst sehen, bei: erstens die in Rom ansässigen Deutschen, gewiß ohne nennenswerthe Ausnahme, zweitens die zugereisten Fremden, die auch nach ihrer Heimkehr Mitglieder der Bruderschaft blieben. Schieden Mitglieder aus dem Leben, so wurde ihrer nicht vergessen, ihre Namen wurden nicht ausgestrichen, sondern in der Regel ein obiit an den Rand vermerkt, ja sie wurden wieder besonders eingetragen und gehörten nun zu den verstorbenen Wohlthätern, für welche die lebenden Mitglieder zu beten hatten und wenn ihre Beiträge das gewöhnliche Maß überschritten, traten sie in die Reihe der Fundatoren und wurden mit Jahrmessen bedacht, viele auch in der Kirche der Anstalt beigesetzt.

So bekam man also zwei Register und unser Confraternitätsbuch zerfällt daher, von den vorausgeschickten Gedichten[1]), Gebeten u. s. w. abgesehen, auch äußerlich sofort erkennbar, in zwei Theile: 1) ein Verzeichniß der neu eingetretenen Mitglieder, resp. Einschreibebuch für die Lebenden, seien sie in Rom Ansässige oder Passanten, und

1) Eine Zuthat des Joh. Latomus Berganus, offenbar latinisirt für Joh. Steinmetz aus Bergen in Holland.

2) ein Verzeichniß der Verstorbenen. Letzteres führt im Manuscript den besonderen Titel: Liber defunctorum, der im Abdruck leider fortgeblieben ist, und markirt sich dadurch deutlich als zweiter Theil. So ist denn das Confraternitätsbuch keineswegs ein Fremdenbuch in unserem Sinne. Erst im Ausgang des 16. Jahrhunderts wurde es so zu sagen dazu und so kommt es dann, daß sich nun, wie in allen Fremdenbüchern, hie und da auch einmal eine Albernheit darin findet, was die unwillige Warnung am Eingang Nisi injuriose veranlaßte, während man sonst nur frommen Gefühlen und ernsten Sprüchen begegnete.

Dieß die sachliche Grundlage und Veranlassung unsers Confraternitätsbuches. Den Anstoß, dasselbe nach den vorhandenen Materialien anzulegen, gab der Provisor Johannes Lente, auf dessen Wunsch sich der Copist Heinrich v. Marwede aus Verden in Hannover der Arbeit unterzog und das Buch zu Stande brachte; am 6. Aug. 1463 kam er zur Einzeichnung seiner eigenen Person und fuhr bis Ende desselben Jahres damit fort. Er begann mit dem Verzeichniß der Päpste und Kaiser, die seit der Gründung des Hospizes regiert hatten, und sein weiterer Plan war, die Mitglieder nach ihren kirchlichen und weltlichen Würden classifizirt einzutragen. Es folgen sich also folgende Rubriken: I. die Cardinäle, Bischöfe, die diesen gleich oder zunächst stehenden Prälaten und die geistlichen Fürsten (pag. 11 des Mscpts.), II. die weltlichen Fürsten, deren Vertreter, Gesandte und gleich gestellte Personen (pag. 19 ff.), III. die sonstige höhere Geistlichkeit als Domherrn, Curialen u. s. w. pag. 39 ff., IV. die niedere Geistlichkeit pag. 73 ff., zwischen deren Namen auch öfters solche von Laien und später auch von Frauen, letztere aber in sehr geringer Zahl, vorkommen. Diese Rubriken trug Marwede alle eigenhändig in das Buch ein und ließ hinter jeder so viele Blätter leer, als er glaubte, daß deren nothwendig seyn würden. Natürlich stimmte diese Vorausberechnung nach 80, 90, 100

Jahren nicht ganz mit der Wirklichkeit, die beiden ersten Rubriken waren früher ausgefüllt und so wurde dann alles was nachher kam, in bunter Weise in die letzte Rubrik eingetragen. So wurden die Einzeichnungen fortgesetzt bis c. 1620, von vereinzelten spätern Epigonen abgesehen, und die letzte Hälfte der letzten Rubrik enthält daher Personen aller Stände bunt durcheinander gemischt. Auch sonst hatte man in einzelnen Fällen da hingeschrieben, wo gerade Platz war. Daher kommen einige Abweichungen von der chronologischen Ordnung vor und steht auch wohl einmal ein oder der andere Name nicht in der richtigen Rubrik, so beispielsweise W. Talen, clericus Leodiensis als Nr. 61 unter den Cardinälen und Bischöfen. Auch nach der Zeit des Marwede sind noch hie und da Namen von der Hand der Provisoren oder ihrer Sekretäre eingetragen, was z. B. pag. 20 und 34, sowie anderwärts deutlich erkennbar ist. Im Allgemeinen sind aber Autographe die Regel, nur in der älteren Zeit von Anfang an bis 1464 ist alles von Marwede eingetragen, der eine sehr kräftige, aber weder schöne noch auch deutliche Hand schrieb. Von den Provisoren oder ihren Gehilfen rühren sicher auch die Randglossen her, in welchen meistens biographische Notizen nachgetragen, manchmal auch tadelnde oder lobende Bemerkungen gemacht werden. Nicht eben selten findet sich der uns anheiternde Zusatz: Nihil solvit, dann nämlich, wenn ein Gast sich eingeschrieben, nachher aber bei der Abreise das Bezahlen des Beitrages vergessen hatte. Einige Male sind auch Namen ausradirt, vielleicht Namen von solchen die aus der Bruderschaft ausgetreten oder ausgestoßen, oder von der katholischen Kirche abgefallen waren. Daß durch solche Manipulationen die Beschaffenheit und Lesbarkeit des Manuscripts nichts gewonnen hat, liegt auf der Hand. — So viel zur bibliographischen Orientirung über den ersten Theil.

Der zweite Theil, liber defunctorum sollte, wie der Titel sagt, ein Verzeichniß der verstorbenen Mitglieder der

Bruderschaft und Wohlthäter des Hospizes werden und ordnete dieselben nach zwei Rubriken: I. Geistliche (pag. 185--212 des Mscpts.), II) Laien, Männer und Frauen (pag. 217—244), zwischen denen, jedenfalls gegen den ursprünglichen Plan und vielleicht aus bloß zufälligen Rücksichten des Raumes oder dergleichen, pag. 213—217 des Mscpts. ein Verzeichniß der lebenden Wohlthäter aus dem Laienstande eingeschaltet ist. An Sorgfalt der Behandlung scheint dieser wohl nachträglich eingeflickte Theil mir hinter den übrigen sehr zurückzustehen, zumal er bloß die Namen allein enthält. Dann folgte, ebenfalls eine Art Nachtrag, ein Verzeichniß der Häuser und Weinberge, die dem Hospize gehörten, mit Angabe der Lage, welches aber nicht mit abgedruckt ist, auch wenig Interesse hat. Dieser zweite Theil rührt nicht von Marwede her, sondern ist von einem anderen Copisten oder Provisor in sehr deutlicher und zierlicher Handschrift geschrieben. Die erste Hand geht hier von pag. 185—192 incl. und gibt 133 Eintragungen, dann folgen die Eintragungen 134—168 von Johannes Lindemann, der am 12. Juli 1458 zu Rom starb, dann 169 und 170 von A. v. Heyda, dann 171—189 von Johannes Leuthe, der, wenn identisch mit dem pag. 62 nr. 107 genannten canonicus Verdensis, also ein Landsmann des Marwede war. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht alle Namen, die im ersten Theil des Buches eingezeichnet stehen, auch im zweiten vorkommen. Denn manche Mitglieder konnten ausgetreten seyn, vom Tode anderer hatte man in Rom nichts erfahren. Eine große Anzahl dagegen erscheint wirklich doppelt, besonders sind die hervorragenden Wohlthäter, die der Anstalt bedeutende Zuwendungen machten, alle zweimal eingetragen, vorn von erster Hand oder durch sich selbst mit ihrem Eintrittsbeitrag, und hinten durch die zweite Hand oder den Provisor mit ihren sonstigen Vermächtnissen. Wenn daher Kerschbaumer S. 17 f. seiner Broschüre aus Oesterreich 10, aus „dem

jetzigen (1868) Preußen" 3, aus Bayern 5 Wohlthäter namentlich angeführt findet, so versteht man nicht recht, wie er das meint. Aus dem Confraternitätsbuche kann vielmehr jeder sehen, daß relativ, d. h. im Vergleich zur Größe des Landes, die meisten Beiträge aus den Niederlanden kommen, das absolut meiste, wegen des colossalen Vermögens des Theodorich von Niem, aus dem „jetzigen Preußen" resp. Norddeutschland und den Rheinlanden (Nieheim, Stendal, Nordhausen, Brakel, Meschede, Cöln, Aachen, Emmerich u. s. w). Sodann folgt Bayern, auch Bremen, Hamburg und Lübeck zeichnen sich durch Zahl und Größe der Gaben aus. Aus Oesterreich dagegen weiset, mit Ausnahme der Einschreibungsdukaten, das Bruderschaftsbuch sehr wenig auf. Daß der Melchior Meckaw, obwohl Bischof von Brixen, ein Oesterreicher war, möchte ich bezweifeln, er war zuerst Domdechant in Meißen und der Name klingt eher norddeutsch als österreichisch. So möchte mit dem nennenswerthen Beitrag von 4500 Dukaten nur Johann Lambacher aus Innsbruck übrig bleiben, was gegen ein Vermächtniß wie z. B. das einzige des Matthäus Rora aus Stendal (zwei Häuser und ein Weinberg) immerhin unbedeutend ist.

Doch, um auf das liber defunctorum zurückzukommen, so theilt dasselbe auch sonstige biographische Notizen mit, Zeit und Ort des Todes, des Begräbnisses, die nachgelassenen Objekte u. s. w. Wer also das Confraternitätsbuch benützen will, wird gut thun, die Namen, die ihn interessiren, in beiden Theilen nachzuschlagen. Dieß wird um so nothwendiger seyn, als, wie es bei Eintragungen durch verschiedene zu verschiedenen Zeiten nicht anders zu erwarten ist, Abweichungen zwischen beiden Theilen vorkommen, in den Namen und Ausgaben über dieselben Personen. So steht beispielsweise pag. 62 nr. 87 Rotterding, pag. 190 nr. 112 Rotgerdinck; pag. 39 nr. 22 Yoyer, pag. 191 Goyer; pag. 14 nr. 69 Meckaw, pag. 200 Mickaw u. s. w.

Indem wir zur weiteren Verwerthung des gebotenen Stoffes den Specialisten nun einladen, wollen wir mit einigen Beobachtungen allgemeiner Natur schließen. Aus dem Buche geht hervor, daß im 15. Jahrhundert eine große Anzahl Deutscher in Rom ansässig waren; viele als Bedienstete bei der Curie, Soldaten, Parapherniere u. s. w., andere als Lieferanten, Kaufleute und Handwerker, darunter besonders viele Bäcker. Gewaltig groß war die Zahl der deutschen Geistlichen, die bei den verschiedenen Kanzleien, als Schreiber, Advokaten, Agenten u. s. w. beschäftigt waren, die abbreviatores, causarum procuratores u. s. w. Auch die Besucher, Pilger und Romreisenden aus Andacht waren sehr zahlreich; im Vergleiche zu den Schwierigkeiten der Reise war die Frequenz gegen jetzt eine merkwürdige. Doch kommen Bischöfe sehr selten, dagegen häufig die Weihbischöfe, und in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation sah die Kirche der Anstalt bald alle zwei Jahr einen solchen in ihren Räumen consecriren. Durch fleißige Romfahrten zeichneten außer den Niederländern und Niedersachsen auch die Söhne der fernen Ostseeprovinzen aus Dorpat, Riga, Oesel sich aus, dann die Bayern und die Rheinländer, die auch nach der Reformation noch fleißig erschienen. Von ca. 1570 an nehmen die Besucher aus Deutschland wegen der Zeitverhältnisse sehr ab, und bleiben die Oesterreicher und Niederländer die vorherrschenden Besucher. Von ihren Sitzen vertriebene Geistliche kommen in der Reformationszeit weniger vor, als ich erwartet hatte. Besonderes Interesse erregen endlich auch die Besuche von Fürsten regierender Häuser mit ihrem Gefolge, so die der Fürsten von Oesterreich, Bayern, Brandenburg, Mecklenburg, dreier Fürsten von Anhalt pag. 21. nr. 77—79, des Herzog Ernst von Sachsen mit Heinrich von Braunschweig 1480 (pag. 29) und Kaiser Karl V. im J. 1536.

Prof. Dr. Kellner.

XVI.

Die Berliner Generalsynode und ihre Bedeutung.

Studien und Skizzen zu den „Zeitläufen“.

I. Allgemeine Gesichtspunkte.

Den 27. Januar 1876.

Unmittelbar vor dem Schlusse des Jahres 1875 hat die Berliner Generalsynode das Werk vollendet, woraus die Krönung des Gebäudes einer preußisch-protestantischen Kirchen-Verfassung endlich hervorgehen soll. Bloß zu diesem Zwecke und nur zur Berathung des allerhöchst vorgelegten Statuts waren ihre 213 Mitglieder berufen, und die Synode hieß daher auch eine „außerordentliche“. Nachdem nun das königliche Kirchenregiment und diese berathende Versammlung sich über die Art und Weise geeinigt haben, wie die preußische Landeskirche constitutionell verfaßt seyn soll, bedarf es nur noch der Genehmigung von Seite des preußischen Landtags, damit diese bis dahin in absolutistischen Formen regierte Landeskirche ein mitregierendes geistliches Parlament besitze, das übrigens zu zwei Drittheilen aus Laien bestehen und insoferne aus Kopfzahlwahlen hervorgehen wird.

Die Genehmigung von Seite des preußischen Landtags steht wie gesagt noch aus, ja sie ist sogar fraglich und wird jedenfalls hoch interessante Debatten hervorrufen. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß das Verfassungsprojekt inzwischen durch königliche Verordnung bereits als „kirchliche Ordnung“ sanktionirt und publicirt worden ist, wie dieß auch mit der neuen Gemeinde, Kreis- und Provincialsynodal-Ordnung vom 10. September 1873,

vor ihrer Einbringung beim Landtag geschehen ist. Es ist ausdrücklich erklärt, daß damit den Rechten der Landesvertretung nichts vergeben seyn solle. Unklar sind bis jetzt nur drei Punkte. Erstens für welche Theile die Competenz des Landtages anerkannt werden soll, und für welche nicht. Zweitens ob den Kammern auch bezüglich der anderen Paragraphe ein Recht zu Abänderungen und Amendements zustehen wird, nachdem die Beschlüsse der berathenden Generalsynode bereits vom Kirchenregiment einer veränderten Fassung unterzogen waren, ehe sie dem König zur Sanktion vorgelegt wurden. Drittens inwieferne das Statut auch dann als „kirchliche Ordnung" in's Leben treten könnte, wenn der Landtag sich negirend verhalten oder unannehmbar erscheinende Abänderungen beschließen oder Bedingungen stellen würde, auf welche die Regierung nicht eingehen wollte. Das Alles wird die Zukunft lehren.

Aber auch bis dahin hat das zwischen dem preußischen Cultusministerium und der Generalsynode vereinbarte Verfassungswerk eine lange Vorgeschichte, die sich ebenso interessant darstellt, als sie schwer zu beschreiben ist. Die Bemühungen zu dem Ziele, sowie die Kämpfe dagegen von oben bis unten reichen mindestens bis in das Jahr 1850 zurück. Der erste Grund ward im Jahre 1860 gelegt durch die neue Gemeinde-Kirchenordnung; als Vorstufen wurden dann 1873 die Kreis- und Provincialsynodal-Ordnungen darauf gesetzt, um nun durch das neueste Statut in einem der wichtigsten Punkte, was nämlich das numerische Verhältniß der Laien in den Synodalkörpern und die Art ihrer Wahl betrifft, wieder verändert, um nicht zu sagen auf den Kopf gestellt zu werden.

Es wäre ermüdend und verwirrend für den Leser, wenn wir hier die ganze Geschichte nach ihrer chronologischen Ordnung erzählen wollten. Es wird vielmehr darauf ankommen, die verschiedenen Gesichtspunkte, welche bei der Sache in Betracht zu ziehen sind, so reinlich als möglich auseinander zu halten. Zunächst können namentlich die

tieferen principiellen Unterschiede interconfessioneller Natur außer Ansatz bleiben, wie sie auch bei der Generalsynode in den Hintergrund getreten sind, nachdem die sogenannten „Bekenntnißfragen" von der Berathung programmmäßig ausgeschlossen waren. Dagegen handelt es sich vor Allem um den Charakter der vorgeschlagenen Verfassung und um die Aufnahme welche derselben demgemäß im Publikum und zuletzt im Landtage begegnen dürfte. In der Generalsynode war eine große Partei oder Strömung, welche auf dem politischen Gebiete schwer in's Gewicht fällt, gar nicht vertreten, sie macht sich aber bereits durch eine mächtige Agitation bemerklich, die wir am Schlusse zu berücksichtigen haben werden.

Das Kirchenregiment ist dem „liberalen Protestantismus" oder „kirchlichen Liberalismus" durch seine Vorschläge entgegengekommen, soweit es möglich war, wenn nicht anders geradezu jeder Begriff der Kirche aufgegeben werden sollte. Auf diesem Wege ist aber das Werk der Generalsynode zunächst zwischen zwei Feuer gerathen, indem es den Einen zu viel, den Andern viel zu wenig thut. Wie sich die letztere Seite die Sache ansieht, werden wir nachher auseinandersetzen; auf ersterer Seite hat gerade vor einem Jahr sogar das frühere Organ der obersten Kirchenbehörde, die „Neue Evang. Kirchenzeitung", auf den heutigen Tag prophezeit: „So verwirrt sind die Verhältnisse unserer Kirche, so abhängig von den Maßregeln, welche in den nächsten Wochen und Monaten getroffen werden müssen, so verflochten in die Irrgänge einer hohen und niederen Politik, daß Niemand, er müßte denn ein Prophet seyn, das Bild der kommenden Tage zeichnen kann." Nur Eines ist klar. Wenn der Leiter der preußischen Kirchenpolitik (Minister Dr. Falk), wenn die oberste Kirchenbehörde, wenn der parlamentarische Liberalismus auf den bisherigen Wegen fortfahren, so steht Alles auf dem Spiel, und unsere Landeskirche, die größte protestantische Gemeinschaft der Welt, die Burg der preußischen

Größe, die Vorkämpferin gegen Rom, stürzt in Ruinen zusammen."

Diese Eventualität wird seit dem Beschluß der Generalsynode näher bezeichnet als Auflösung der Landeskirche in „Freikirchen" oder Sekten, und im gleichen Sinne hat das große conservative Organ in Berlin dem damaligen Schmerzensschrei des weiland oberkirchenräthlichen Blattes die Bestätigung angehängt: „Wir haben bekanntlich die Thätigkeit jener drei, auch von der Neuen Evang. Kirchenzeitung bestimmt bezeichneten Faktoren schon vor längerer Zeit als diejenige der Todtengräber der Landeskirche bezeichnet"[1]).

Nach vorliegenden Nachrichten soll auch Fürst Bismarck ungefähr der gleichen Ansicht gewesen seyn, unmittelbar ehe in Preußen die große Wendung zum „Culturkampf" gegen die katholische Kirche, sowie im Elsaß der Anschluß an den radikalen Protestantismus geschah. Es tritt hier ein besonders interessanter Zusammenhang in der gesammten neuern Kirchenpolitik Preußens zu Tage. Ganz abgesehen von jenen strenglutherischen Kreisen, welche nach der Ersetzung der preußischen Cäsaropapie durch eine Episkopal-Verfassung seufzten, und ohne daß das herkömmliche Territorial-Kirchensystem aufgegeben werden mußte, gab es nämlich noch einen anderen Weg in der kirchlichen Verfassungsfrage als den durch das vorliegende General-Synodal-Statut beschrittenen, nämlich die kirchliche Conföderation.

Dieser Weg hätte sich nicht nur durch die confessionellen Sympathien der landeskirchlichen Lutheraner, sondern auch durch den äußeren Umstand der preußischen Annexionen empfohlen. In die Conföderation hätten nämlich die annexirten Landeskirchen von Hannover, Hessen, Nassau, Schleswig-Holstein einbezogen werden können, während dieselben jetzt außerhalb der projektirten Verfassung stehen und stehen müssen, weil sie auch in der preußischen Union nicht

1) Kreuzzeitung den 10. Januar 1875.

inbegriffen sind. Die Generalsynode und deren Statut gilt also nur für die acht älteren Provinzen Preußens, und es mußten sogar für Rheinland-Westfalen, wo schon seit 1835 eine eigene Synodal- und Presbyterial-Verfassung besteht, besondere Ausnahmen und Reservatrechte zugelassen werden.

Es handelte sich sonach um die Wahl zwischen der Geltendmachung des föderativen Princips für das ganze protestantische Preußen, noch dazu mit der Aussicht auf den seinerzeitigen Beitritt anderer deutschen Landeskirchen, und der Centralisation innerhalb der preußischen Landeskirche im engern Sinne. Es können verschiedene Gründe gedacht werden, weßhalb Fürst Bismarck selbst für den erstgenannten Weg eingenommen war; und es ist merkwürdig zu hören, wie und weßhalb trotzdem der entgegengesetzte Weg eingeschlagen wurde. Der Grund liegt freilich auf der Hand; denn der Unionismus ist unitarisch und centralisirend von Haus aus. Die „Allg. Evang.-Luther. Kirchenzeitung" von Leipzig hat darüber im Jahre 1872 Folgendes berichtet:

„Die Wolken ziehen sich immer dichter zusammen, und die Lage der kirchlichen Dinge bei uns wird immer ernster und drängt immer mehr zur Entscheidung. Man richtet sich in den höhern kirchlichen Regionen zur Aktion nach innen und außen ein. — Fabri's Gedanken hatten eine Zeitlang Aussicht realisirt zu werden: provinzielle Gestaltung der Landeskirche mit selbstständigen Consistorien, Wegfall des Oberkirchenraths in seiner bisherigen Gestalt, Beschränkung des Cultusministeriums auf die Handhabung des jus majestaticum über alle Religionsgesellschaften im Staat. Es ist ein offenes Geheimniß, daß Bismarck sich dafür erklärt und dem entsprechende Weisungen gegeben hatte. In conservativen Fraktionssitzungen wurden von Freunden Bismarcks diese Gedanken entschieden vertreten und von Fraktions-Mitgliedern aus den neuen Provinzen mit heller Freude als die moralische Eroberung der neuen Provinzen begrüßt... Der Versuch blieb erfolglos. Der König ist innerlich gebunden durch die Unionspolitik seines Hauses. Er argwöhnte Ge-

fahr für den Bestand der Union. Und es gelang Anderen, ihm jene Gedanken als unionsfeindlich, vielleicht auch sie dem Kronprinzen als anti-nationalkirchlich darzustellen. Kurz, Bismarck erklärte ärgerlich, er müsse diese kirchlichen Dinge nun laufen lassen, wie gewisse Kreise sie am Bande haben"[1]).

Der hier genannte Dr. Fabri, unfraglich einer der bedeutendsten Männer im protestantischen Deutschland, ist noch in anderer Weise mit seiner eigenen Person ein Denkmal der verhängnißvollen Wendung, welche in der preußischen Kirchenpolitik damals auf allen Gebieten eingetreten ist. Er war mit einer Mission zur Neuordnung der protestantisch-kirchlichen Verhältnisse im Elsaß betraut, legte dieselbe aber in dem Augenblick nieder, wo sich die Regierung der Reichslande, auf Befehl aus Berlin, dem radikalen Protestantismus in die Arme warf. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er eine ausgezeichnete Schrift über diese elsässischen Verhältnisse, über den gleichzeitig begonnenen „Culturkampf" gegen die katholische Kirche und über seine Idee einer föderalistisch-protestantischen Kirchenverfassung[2]). Er war auch Mitglied der jüngsten Generalsynode, und hielt hier eine der bemerkenswerthesten Reden, worin er abermals wenigstens für eine möglichst ausgedehnte Selbstständigkeit der Provincialkirchen eintrat, ohne die auch die Reservatrechte für Rheinland und Westfalen nicht ernstlich gemeint seyn könnten. Aber gleich nach ihm erhob der General-Superintendent Brückner den Schreckensruf: „Die eben gehörte Rede führt, wenn auch nicht der Absicht, so doch dem Erfolge nach, zu einer Conföderation der Provincialkirchen; das aber ist identisch mit der Auflösung der Einheit der Landeskirche", resp. der Union.

---

1) Abgedruckt in der „Germania" vom 13. December 1872.

2) Hierüber erschien eine eigene Schrift von Fabri: „Kirchenpolitisches Credo." Gotha 1872.

Dem ihrer ganzen Stellung innewohnenden Zug des Unitarismus folgend, stimmten denn auch die Unionisten, selbst die Anhänger der sogenannten „positiven Union", geschlossen für die Vorlage, indem sie über alle Bedenken hinwegsahen, die sie früher für ganz unüberwindlich erklärt hatten. Der kirchliche Liberalismus hatte von der neuen Synodalordnung namentlich zweierlei gefordert: erstens Vermehrung des Laien-Elements zu zwei Dritteln, zweitens Herstellung der Generalsynode aus Urwahlen. Ein hervorragendes Haupt der positiven Unionisten, Prof. Beyschlag in Halle, hatte vor wenigen Monaten bestimmt erklärt: „eine solche weder von den Kreis- noch von den Provincialsynoden begehrte Vermehrung des Laien-Elements ließe sich nur aus der Tendenz erklären, einer bei den Gemeinde- und Synodalwahlen durchgefallenen Partei durch politischen Hochdruck zu einer stärkeren Vertretung zu verhelfen, und eine weitgehende Autonomie der Einzelngemeinden unter einem liberalen Staatskirchen-Regiment wäre unter jetzigen Umständen muthmaßlich der Anfang zur Auflösung der Landeskirche in Sekten und Freikirchen aller Art"[1]). Dennoch stimmte nun derselbe Mann für eine Vorlage, durch welche das Kirchenregiment, beziehungsweise der Cultusminister, der ersten Forderung des kirchlichen Liberalismus im freigebigsten Maße entgegenkam, durch welche sogar den Urwählern in den großen Städten eigens ein Drittel der Laien-Sitze in der Generalsynode reservirt ist.

Ueberhaupt hatte sich die Stellung der zunächst in Betracht kommenden zwei Parteien gegenüber der kirchlichen Verfassungsfrage seit Jahresfrist geradezu umgekehrt, und zwar aus einem praktischen Grunde, nämlich in Folge des Ausfalls der Wahlen zu den Provincialsynoden. Diese sämmtlichen Synoden waren mit so großer conservativen Mehrheit aus der Wahl hervorgegangen, daß nur ein ein-

1) Kreuzzeitung vom 6. Juli 1875.

ziger Vertreter des kirchlichen Liberalismus, der sich seit 1863 in dem „Protestanten-Verein“ verkörpert hat, in die Generalsynode gewählt wurde, der Berliner Stadtrath Dr. Techow. Freilich war den streng Conservativen auch das schon zu viel. Es hatte sich überdieß bei den fraglichen Versammlungen gezeigt, daß die Regierung, im schroffen Gegensatze zu früher und noch zum Jahre 1869, gerade diesen Elementen am nächsten stehe. „Jetzt fühlen die Protestanten-Vereinler sich in der Lage, die Erklärung eines kgl. Commissärs mit Ausrufen wie ‚Sehr gut‘ und ‚Bravo‘ begleiten zu können“[1]). Von der Kirchenregierung verlassen, setzte man nun seine Hoffnung auf die gewählte Vertretung. „Die Erfahrungen der letzten Jahre“, so sagte damals ein Berichterstatter, „haben merkwürdige Verschiebungen der Ansichten erzeugt. Noch nicht lange, so stand synodale Selbstregierung der Kirche zu oberst auf dem liberalen Programm, und die Unionisten, die sich anschlossen, waren nicht zahlreich. Die Orthodoxen standen gerade hierin mit Energie den Liberalen gegenüber, wohlgemerkt solange sie im ungestörten Besitz des Regiments waren. Jetzt, ungeschützt von der staatlichen Gunst, selbst wegen ihrer engen Verbindung mit den Junkern mit Mißtrauen betrachtet, schwärmen sie für das Selbstgovernment. Denn sie haben die Getreuen gezählt und siehe, sie fanden sich in der Mehrheit“[2]). Schlimm ist für sie nur, daß sie jetzt die Generalsynode bloß unter Bedingungen bezüglich ihrer Zusammensetzung haben konnten, welche die früheren Wahlerfolge ernstlich in Frage stellen.

Unterm 5. Mai 1859 hatten die Vertreter der negativen Union in Berlin, unterstützt von einer großen Zahl liberaler Namen, an den Prinz-Regenten eine Petition um Gewährung einer „repräsentativen Kirchenverfassung“

---

1) Kreuzzeitung vom 6. Juli 1875.

2) Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 24. November 1874.

eingereicht. In einer eigenen Denkschrift zeigten sie zugleich wie wenig das gegenwärtige Kirchenregiment den Verheißungen des (jetzt aufgehobenen) Art. 15 der Verfassung bezüglich der kirchlichen Freiheit und Selbstständigkeit entspreche. Unter den Petenten stand der bekannte Christus-Läugner Prediger Sydow obenan. Das Organ der Conservativen erklärte damals voll unverholenen Abscheu's: „Kein Potentat der Christenheit nimmt den Grad von Omnipotenz in weltlichen Dingen in Anspruch, den diese Petenten dem großen Haufen in der Kirche einräumen"[1]). — Unterm 31. Oktober 1874 petitionirten dagegen die „Freunde der positiven Union" beim Cultusminister gegen die Verzögerung in Einberufung der „größeren kirchlichen Vertretungskörper;" sie äußerten ihren tiefen Kummer darüber, daß der Zusammentritt sowohl der Provincialsynoden als auch der Generalsynode in unbestimmte Ferne gerückt sei; sie bemerkten dem Minister namentlich, daß der Kampf gegen den „Ultramontanismus" dadurch wesentlich geschwächt werde; kurz, sie konnten nicht rasch genug ihre Synoden haben.

Auch der Oberkirchenrath war damals mit dem Minister sehr unzufrieden, weil derselbe weder mit der definitiven Synodalordnung an den Landtag gehen noch die Kostenrechnung dort vorlegen wollte. Der Minister hatte indessen guten Grund zur Zögerung. Denn als im Mai d. Js. die Gemeindekirchen-, sammt der Kreis- und Provincial-Synodal-Ordnung der Kammer der Abgeordneten vorgelegen war, hatte dieselbe nur erstere genehmigt, und zwar deßhalb weil man mit den anderen Vorschlägen, namentlich mit der Zusammensetzung der Provincial-Synoden nicht überall einverstanden war. Man wollte zum mindesten die provisorische Generalsynode abwarten, um zu sehen, weß Geistes Kind sie sei, und ob von ihr eine bessere Gestaltung der Kreis- und

---

1) Kreuzzeitung vom 14. November 1860; Berliner „Protestantische Kirchenzeitung" vom 14. Januar 1860.

Provincial-Synoden gehofft werden könne. „Angesichts unseres heutigen Kampfes mit der katholischen Kirche" — so wurde damals die Stimmung des Abgeordneten-Hauses geschildert — „kann dasselbe niemals Bildungen gutheißen, welche mit ihrem Uebergewicht des geistlichen Elements auch der evangelischen Kirche den hierarchischen Charakter aufprägen würden"[1]). Inzwischen sind nun auch noch die Provincialsynoden mit ihren orthodoxen Mehrheiten versammelt gewesen, und obwohl ihnen bezüglich der Bekenntnißfragen der „oberkirchenräthliche Maulkorb" angelegt war[2]), so haben sie doch Anträge producirt gegen die Belassung von Läugnern der Gottheit Christi in geistlichen Aemtern. Der Oberkirchenrath hatte bekanntlich in dem Falle des Predigers Sydow anders entschieden, um den Liberalen kein Aergerniß zu geben. Augenscheinlich hatte daher der Minister guten Grund mit einer abschließenden Generalsynodal-Ordnung nicht vor den Landtag zu treten, ehe die liberalen Bemängelungen an den synodalen Vorstufen gehoben und die Vorlagen der liberalen Kammermehrheit thunlichst schmackhaft gemacht worden wären. Das glaubte Se. Excellenz erreicht zu haben durch den Entwurf, den die Generalsynode genehmigt hat.

Wie die Stellung der Parteien unmittelbar vorher war, darüber gibt ein ausführlicher Artikel der Berliner „Post" genaue Auskunft[3]). Wir glauben auf diese Darstellung um so mehr näher eingehen zu sollen, als sie bedeutsame Vergleichspunkte mit der gegenwärtigen Lage darbietet, und die Kennzeichnung der Parteien aus der Generalsynode in den Sitzungssaal des Abgeordneten-Hauses überführt, von dem die Entscheidung schließlich zum großen Theile abhängt.

---

1) Kreuzzeitung vom 18. Mai 1875.

2) nach einem Ausdruck der Berliner „Deutschen Eisenbahn-Zeitung" vom 14. Februar 1875.

3) Abgedruckt in der „Germania" vom 13. November 1874.

Das genannte frei-conservative Organ constatirt die Thatsache, daß in den alten Provinzen Preußens diejenigen vorzugsweise positiv-gläubigen Kreise, welche bis vor Kurzem von einer Synodalordnung nichts wissen wollten und mit dem Regiment des Oberkirchenraths und der Consistorien sich zu begnügen bereit waren, nunmehr ungestüm nach der Ausführung der Synodal-Ordnung verlangten, während der liberale Protestantismus, und insbesondere der „Protestanten-Verein", das von ihm früher principiell als unprotestantisch verworfene und bei jeder Gelegenheit angefeindete Regiment des Oberkirchenraths jetzt hochhalte und den Ausbau der Synodal-Verfassung wenigstens hinauszuschieben suche. Der Grund war einfach der, daß der Oberkirchenrath unter dem liberalen Ministerium und durch Ernennung eines liberalen Präsidenten inzwischen liberal geworden war. Darum hatte die Conferenz des Protestanten-Vereins eben damals durch ihren Referenten ausgesprochen: „daß der Verein die Wünsche nach Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments abweisen müsse." Die „Post" sagt von dieser Partei:

„Für sie handelte es sich nur darum ihre Ansichten, die bis dahin im Regiment der Kirche so gut wie gar nicht vertreten waren, durch das Gemeindeprincip zur Geltung, womöglich zur Herrschaft zu bringen. Da nun aber die Erfahrung lehrt, daß eine Vertretung der Kirche, wie sie sie gewünscht und von den Wahlen unkluger Weise gehofft hatten, durch dieselben nicht zu Stande kommen kann, so lassen sie das hochgepriesene Gemeindeprincip fahren und wenden sich lieber an den Staat und die von diesem eingesetzten Behörden, die ihren Bestrebungen jetzt vielleicht günstiger gesinnt seyn möchten."

Den Standpunkt der andern Partei schilderte das Organ wie folgt:

„In aufrichtiger Herzensangst und Besorgniß um Dasjenige was ihnen das Theuerste ist, klammern sich diejenigen welche an den alten Bekenntnissen der Kirche gläubig festhalten, an die Hoffnung an, in einer nach gesetzlicher Ordnung ihre innern Angelegenheiten selbst verwaltenden Kirche

werde derjenige Schutz für die heiligsten Güter zu finden seyn, den die jetzt die Kirche regierenden Behörden zu leisten nicht mehr im Stande sind. Das früher mit so bedenklichen Blicken angesehene Gemeindeprincip scheint Vielen, die es einst am eifrigsten bekämpften, jetzt nicht allein annehmbar, sondern geradezu die einzige Zuflucht im Wogendrang der Zeit. Die Erkenntniß hat sich auch den Widerwilligen aufgedrängt, daß eine Kirche, deren innere Einrichtungen und Lebensformen durch die wechselnden politischen Strömungen beeinflußt werden, einer stetigen und gedeihlichen Entwicklung theilhaft zu werden nicht vermag."

Nun ist freilich die Hoffnung und Berechnung dieser Kreise im höchsten Grade getrübt durch die vom Ministerium verlangte und von der Generalsynode angenommene Aenderung in der Zusammensetzung der Kreissynoden und deren Wahlordnung. Das Wort hat weit und breit Widerhall gefunden, welches der conservative „Reichsbote" sofort darüber aussprach: „Die Generalsynode hat gestern den entscheidenden Schritt gethan, der nach unserer Ueberzeugung zum Auseinanderfallen der preußischen Landeskirche führen wird; heute hat die Synode den Grund zur Freikirche gelegt, denn das großstädtische Drittel sprengt sie auseinander." Allerdings sind die auf die Resultate der frühern Wahlordnung gebauten Hoffnungen nunmehr einem Hazardspiel überliefert. Nichtsdestoweniger stimmte die ganze Synode mit Ausnahme von 62, darunter auch der einzige Protestanten-Vereinler, für die abändernden Bestimmungen. Sie thaten es, weil der Minister betonte, daß unter keiner andern Bedingung die Kammer der Abgeordneten dem Statut zustimmen werde. Und der Minister hatte recht. Die Genehmigung von Seite des Landtags ist auch so noch zweifelhaft; ohne die fragliche Concession an den kirchlichen Liberalismus wäre die Verwirklichung einer gesetzlich anerkannten Verfassung für die Landeskirche Preußens, zur Zeit wenigstens, undenkbar.

Aber auch dem „Protestanten-Verein" ist hiemit noch keineswegs genuggethan. Zwar hat sein Vertreter in der Ge-

neralsynode auf eine seiner Forderungen von vornherein verzichtet, dieselbe wenigstens ad calendas graecas vertagt. Im diametralen Gegensatz zu der Conföderations-Idee Fabri's stellte nämlich das Programm des Vereins als einen Hauptzweck auf „die Anbahnung einer deutschen gesammtkirchlichen Nationalvertretung"[1]). Die „Reichskirche" konnte man nun in der exclusiv-preußischen Landeskirchen-Synode so wenig vertreten, wie die Conföderation. Aber desto entschiedener trat der Antrag auf Herstellung der General-Synode unmittelbar aus Gemeinde-Urwahlen, mit Ueberspringung aller Zwischenstufen, hervor. Verschiedene Amendements kamen demselben auf halbem Wege entgegen und zwar aus Rücksicht auf den Schutz der Minoritäten. Aber soweit wollte die Regierung doch nicht ihre eigene Architektur destruiren. Der Minister war der Meinung, daß die betreffenden Herren sich mit der Aufnahme eines Theils ihrer Forderungen in die Schlußbestimmungen (§. 40) sehr wohl begnügen könnten; und in der That dürfte ihnen, obwohl Dr. Techow mit Nein gestimmt hat, der Löwenantheil zugefallen seyn.

Wie werden sich nun aber die Parteien in der Kammer der Abgeordneten hiezu stellen? Eines ist sicher. Wenn die Kammer mit ihrer liberalen Mehrheit Abänderungen an dem Entwurf belieben würde, so würden dieselben durchaus im Sinne des „Protestanten-Vereins" ausfallen. Aber darauf dürfte die Regierung schwerlich eingehen. Die Frage wird sich also um die wesentlich unveränderte Annahme der Vorlage drehen, und dagegen werden sicher von verschiedenen Seiten schwere Bedenken erhoben werden.

Die Vertheidiger des Entwurfs gehen im Princip darauf aus, daß eine Kirchenleitung mit wechselnden politischen

1) Vgl Berliner „Protestant. Kirchenzeitung" vom 19. September 1863; Fabri's Rede in der „Kreuzzeitung" vom 10. November 1875.

Gesichtspunkten vom Uebel sei, daß die Kirche ein Recht habe auf ein Regiment, das auf kirchlichem Boden entsprossen sei und das Amt nach kirchlichen Gesichtspunkten führe. Diese Ansicht scheint allerdings in der Natur der Sache begründet; aber sie stimmt keineswegs mit dem Princip des Liberalismus, der auch in der Kirche herrschen will. Er behandelt im Grunde, wie zur Zeit der Falk'schen Maigesetze richtig gesagt worden ist, die Kirche, auch die protestantische, als ein „gemeinschädliches Institut". Das neue Statut ist nun zwar weit entfernt, das preußische Staatskirchenthum aufzuheben; innerhalb der preußischen Union ist dieß auch gar nicht möglich, denn Unionismus und Staatskirchenthum sind untrennbar. In dem Statut ist auch eigens eine Bestimmung aufgenommen, wonach die Generalsynode ihre Anträge nichteinmal unmittelbar vor den Landesherrn und Oberstbischof bringen darf, sondern erst nachdem der Cultusminister sie revidirt und den Maßstab der bestehenden Staatsgesetze angelegt hat. Ein wackerer Professor hat in der Synode darüber gesagt[1]: „Sein preußisches Herz sei davor erschrocken, daß die Kirche nicht frei und unmittelbar zu ihrem obersten Bischof kommen dürfe, sondern sich dazu immer erst die gnädige Erlaubniß von Staatswegen holen müsse." Aber es ist sehr die Frage, ob diese negative Bürgschaft in §. 5 den liberalen Parteien genügend erscheinen wird.

Bei den Debatten des Jahres 1874 hat sich das Organ der Nationalliberalen, die „Nationalzeitung", entschieden dahin ausgesprochen, daß der Landtag keine Synodalordnung genehmigen dürfe, bei welcher die Möglichkeit bestehe, daß die Orthodoxen ihr Parteiregiment in der Kirche wieder erkämpfen könnten. Nun haben zwar in der Synode die zwei nationalliberalen Landtags-Mitglieder, Miquel und von Benda, für das neue Statut gestimmt, und es scheint daher,

1) Dr. Cremer in der 4. Sitzung.

daß sie für ihre Person die Gefahr durch die an dem Statut vom 10. September 1873 vorgenommenen Aenderungen für beseitigt ansehen. Allein diese beiden Herren gehören zum äußersten rechten Flügel der nationalliberalen Fraktion, und es gibt jedenfalls noch eine andere liberale Richtung welche bereits eine heftige Agitation in Gang gebracht hat und an deren Spitze der bekannte Mediciner Dr. **Virchow** steht.

Im Allgemeinen darf man annehmen, daß der „Protestanten-Verein“ unter dem Schutze der Nationalliberalen steht, wenn deren auch nur wenige sich aktiv betheiligen, weil sie religiös überhaupt völlig indifferent sind. Der Verein, der sich bereits mächtiger Erfolge gegen die katholische Kirche rühmen kann durch Verhetzung des Staates gegen dieselbe, erkennt überhaupt kein Dogma als verbindliche Lehrnorm an, er will kein Bekenntniß und fordert unbeschränkte Lehrfreiheit überall in der Kirche und auch für das kirchliche Amt; aber er nennt das immer noch „Kirche“ und verschmäht die Organisation der Kirche von Staatswegen im Princip keineswegs. Anders die Richtung des Dr. Virchow. Hier hört der Kirchenbegriff vollständig auf; nicht bloß der Begriff einer Kirche als übernatürlicher Heilsanstalt mit göttlicher Autorität[1]), sondern auch der Begriff einer Kirche als rein menschlicher Anstalt und mit der bloß menschlichen Autorität gemäß dem allgemeinen Staatszweck oder dem constitutionellen System. Bei jeder derartigen Organisation, behauptet Herr Virchow, schleiche sich immer wieder das Verhältniß der **Autorität** ein. Ehe aber nicht alle Autorität todt ist, kann die Freiheit nicht sicher leben, wie Herr Virchow meint, und das ist es gerade, was er und Andere die „moderne Cultur“ nennen.

1) **Diesen** Kirchenbegriff hat der Präsident des Oberkirchenraths Dr. Herrmann bei der Eröffnungsrede zur Generalsynode vom 24. Nov. v. Js. im Namen der preußischen Landeskirche angebrachter Maßen reprobirt.

Hienach ist der Abgeordnete Virchow in seiner ersten öffentlichen Rede gegen die Generalsynode zu Berlin den 29. November v. Js. zu folgenden Sätzen gelangt: „Ich habe an sich gar nichts dagegen, daß die evangelische Kirche alle möglichen Arten von Organisationen aus sich hervorbringt, daß sie sich sogar Synoden schafft, wenn sie das Alles aus sich selber machte, und wenn diese Organe nichts verlangten, als auf die freie Aktion der Mitglieder einzuwirken. Aber das was jetzt spielt, ist keine reinkirchliche Angelegenheit; ja das ist so wenig kirchliche Angelegenheit, daß es eben nur die Vorbereitung ist für wirklich gesetzgeberische Akte, welche der Staat vollziehen soll ... Die nächste Synode wird die Synode seyn, welche auch den Lehrbegriff, welche den Bekenntnißstand, welche die Glaubens-Formel prüfen wird, und dann wird alsbald das Dogma in den Vordergrund treten. Das sind nicht etwa Privatansichten von mir; ich habe erst heute die Worte gelesen, welche Se. Majestät der Kaiser selbst dem Präsidenten der Generalsynode gegenüber ausgesprochen hat ... Ich will überhaupt die Synoden nicht in dem Sinne, wie man sie jetzt macht ... Die ganze Entwicklung der protestantischen Kirche wird vernichtet durch eine Synode, die beschließen kann über das was wir glauben müssen. Wenn der König den Willen der Synode anerkennt, und ihre Beschlüsse durchführt, dann hört vielleicht der Widerstand auf, dann hört aber auch die Freiheit auf; dann ist die Religion nicht mehr die Angelegenheit der Einzelnen, dann ist sie die Angelegenheit der Generalsynode; dann kommen wir dahin, wohin die katholische Kirche gekommen ist. Das Concil von Nicäa war der Anfang des Papstthums, war der Anfang der Unfehlbarkeit ... Worauf wir uns vorzubereiten haben, das ist eine solche Kirchengesetzgebung, wie das alte kanonische Recht war.“ Und dergleichen mehr.

Herr Virchow ist übrigens gerecht und consequent in seiner Art. Unmittelbar zuvor, ehe er im Jahre 1873 in

der Matthäus-Pfarrei zu Berlin als Candidat für die Wahl zum Gemeinde-Kirchen-Rath aufgestellt wurde, hatte er vor den Naturforschern zu Wiesbaden das Daseyn Gottes und die ewige Seligkeit geläugnet[1]). Von diesem Standpunkte aus muß er allerdings die Behauptung einer kirchlichen Autorität über die Menschen als ehrlicher Mann überall bekämpfen, wie eine unerträgliche Lüge und Heuchelei; und er thut dieß jetzt gegen das preußisch-protestantische Verfassungswerk ebenso, wie er es zuvor im Namen der „neuen Cultur" gegen die katholische Kirche gethan hat. Er ist bekanntlich auch derjenige, von dem der preußische Krieg gegen die katholische Kirche den Namen „Culturkampf" erhalten hat. Er hat auf Grund der neuen Cultur den Katholiken das Recht auf eine Hierarchie und auf einen Klerus abgesprochen, und wenn man ihm sagte, die kirchliche Verfassung sei bei den Katholiken Dogma und göttlichen Rechts, so erwiderte er, destoweniger dürfe man derlei in Preußen anerkennen. In der oben citirten Rede äußerte er sich hierüber: „Ich habe den Culturkampf mit Vergnügen und mit der Hoffnung durchgekämpft, daß wir mit jedem Schritte vorwärts den gewissen Sieg der Freiheit sichern, und bis jetzt ist auch Alles, was geschehen ist, im Sinne der Freiheit geschehen . . . Jetzt aber ändert sich die Sache mit Einem Schlage." Herr Virchow ist kurz gesagt der Meinung, daß dieses preußische Kirchenverfassungswerk ein Abfall sei von dem allein wahren Princip des „Culturkampfes", und wie er diesen Kampf verstanden haben wollte, ist es auch so.

Man mag von dieser Consequenz denken, wie man will, Eines dürfte sich nicht bestreiten lassen: daß nämlich die Agitation gegen die projektirte Organisation der protestantischen Landeskirche um Vieles unbedenklicher wäre, wenn

1) „Kreuzzeitung" vom 28. Dezember 1873. — Die Ehre der Wahl zum Kirchenrath hat indeß Dr. Virchow, meines Wissens, abgelehnt.

nicht der „Culturkampf“ gegen die katholische Kirche ganz neue Ideen über die Tragweite der modernen Cultur und folgerichtig eine allgemein kirchenfeindliche Stimmung in ungeahnter Weise unter dem großen Publikum verbreitet hätte. Ohne die gesetzlichen Maßregeln, welche der „Culturkampf“ gegen die Katholiken hervorgerufen hat, wäre es wohl auch den „liberalen Protestanten“ zu Berlin nicht so leicht gewesen, in ihren im Sinne Virchow's beschlossenen Resolutionen mit dem „Massenaustritt der kirchlich freisinnigen Gemeinde-Mitglieder“ zu drohen, für den Fall daß durch die projektirte Kirchen-Verfassung „eine neue Art officieller Religion“ herbeigeführt würde[1]). Kurz, das im „Culturkampf“ begangene Unrecht schlägt allgemach den eigenen Herrn.

Bereits finden selbst Lobredner des Generalsynodal-Werkes die Besorgnisse des Herrn Virchow nur dann nicht wohlbegründet, wenn das Ministerium unterlassen sollte der Benachtheiligung der Cultur-Interessen durch die neue Verfassung dadurch vorzubeugen, daß diese Kirche von allem Einfluß auf die Volkserziehung abgeschnitten werde, von der Universität bis zur Volksschule. Man solle die Geistlichen als solche aus der Schulleitung entfernen, die kirchlichen Katechismen und Lehrbücher in den Schulen abschaffen, den Religionsunterricht den Lehrern übertragen. Man soll es also den protestantischen Geistlichen jetzt ebenso machen, wie man es den katholischen gemacht hat und fortwährend macht, und man soll dieß thun, um die „Cultur“ gegen die neu verfaßte protestantische Landeskirche sicherzustellen, indem man ihr amtlich eine heidnische Generation heranzieht. Ein Anderer, und zwar ein bekannter Philosoph, will der „neuen Cultur“ in ihrem Ringen gegen die „unbedingte religiöse

1) Der fragliche Austritt kostet jetzt bloß zehn Silbergroschen, wofür noch dazu die in Aussicht stehende Kirchensteuer erspart wird. Alles Uebrige besorgt das neue Civilehe-Gesetz.

Autorität" — in welchem Ringen für ihn die neueste Weltgeschichte aufgeht — unter Anderem auch noch dadurch zu Hülfe kommen, daß er den Geistlichen das Predigen verbietet und die öffentliche Belehrung des Volkes eigenen Bildungsbeamten überträgt. Unter solchen Voraussetzungen würde auch er sich das Werk der Generalsynode gefallen lassen[1]). — Wir führen diese Beispiele nur zum Beweise an, daß die aus dem „Culturkampf" gebornen Ideen ihre mächtige Rückwirkung auf die Frage der protestantischen Kirchenverfassung nicht verfehlen. Sie werden jedenfalls nicht minder in's Gewicht fallen als die materielle Handhabe, deren sich die Agitation in dem Umstande bedient, daß der künftigen Generalsynode das Recht zur kirchlichen Besteuerung zustehen soll.

Die Debatten am Landtag werden erst volle Klarheit über die gesammten Stellungen zu der wichtigen und folgereichen Angelegenheit verbreiten. Hoffen wir inzwischen, daß gerade hierüber vor Vieler Augen der Schleier sinken wird, der sie bis dahin gehindert hat den Abgrund wahrzunehmen, welchen der Geist des „Culturkampfs" vor ihren eigenen Füßen aufgerissen hat.

---

1) Vergl Augsburger „Allg. Zeitung" vom 31. Dezember 1875 und 6. Januar 1876.

XVII.

Quellenschriften für Kunstgeschichte.

Des Johann Neudörfer, Schreib- und Rechenmeisters zu Nürnberg, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst aus dem Jahre 1547, nebst der Fortsetzung des Andreas Gulden, nach den Handschriften und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr G. W. K. Lochner, Stadtarchivar zu Nürnberg. Wien, W. Braumüller 1875. (S. XXI u. 237.)

Johann Neudörfer, dessen Porträt, von Nikolaus Neuschatel gemalt, in der alten Pinakothek zu München hängt, wird als der Begründer der Nürnbergischen Kunstgeschichte betrachtet. Seine im Jahre 1547 verfaßten Aufzeichnungen über die zeitgenössischen Künstler und Kunsthandwerker bilden die Grundlage, auf der von Sandrart an alle späteren Kunstforscher, welche sich mit der Blütheperiode Nürnbergs beschäftigten, weiter bauten. An einer kritischen Ausgabe seiner biographischen Nachrichten hat es aber bislang immer noch gefehlt, obgleich der Versuch dazu mehrmals in Angriff genommen war. Diese lang erwartete Ausgabe nunmehr voll und exakt, den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechend geliefert zu haben, ist ein neues Verdienst des um die Geschichtsforschung seiner Vaterstadt so hochverdienten gelehrten Stadtarchivars von Nürnberg, Dr. Lochner, der allerdings durch seine vielfachen historischen Leistungen, die allgemein geschichtlichen sowohl als seine speciellen, namentlich die Geschlechts- und die Ortskunde in verschiedensten Richtungen erweiternden Untersuchungen, zu der Arbeit wie kein Anderer berufen war. Durch Lochners Arbeit ist die Schrift Neudörfers, welche die

großartigste Kunstepoche Nürnbergs in ihren namhaften Vertretern zeichnet, nicht nur zu ihren Ehren gekommen, sondern in ihrem historischen Werthe gewachsen, und durch die Einfügung dieser Edition in das zu Wien erscheinende Sammelwerk „Quellenschriften für Kunstgeschichte“ ist derselben eine weite Verbreitung gesichert.

Johann Neudörfer, geb. 1497, gest. am 12. November 1563 zu Nürnberg, war der Sohn eines Kürschners; die Kürschner gehörten zu den vornehmsten Handwerkern, von denen immer einer zu Rathe ging, der Sohn scheint aber an dem Gewerbe des Vaters nicht Gefallen gefunden zu haben. Wie aus seinen zerstreuten Angaben zu entnehmen ist, muß er einen guten Schulunterricht genossen haben. Als seines Lehrers in Rechnen und Schreiben gedenkt er rühmend des guten Rechenmeisters und Schreibers Caspar Schmid, und auch den Kanzleischreiber Paulus Vischer nennt er seinen „lieben Herrn und getreuen Lehrer“; vom Magister Erhard Etzlaub, dem Compaßmacher und erfahrnen Astronomus, aber sagt er: „ist der erste gewesen, der mich in der Coss (d. i. Algebra) gelehrt hat“. Zu dem gleichen Lehrberuf bildete er sich nun selber aus. Seit 1520 verheirathet, erlangte Neudörfer bald einen Ruf als geschickter Lehrer im Schreiben und Rechnen, dem von allen Seiten Schüler, „viel vornehmer Leut Kinder“, zuliefen, wie denn „unterschiedliche seiner Discipuln zu kaiserlichen und fürstlichen Kanzleien gezogen wurden“. In den Urkunden wird er der Rechenmeister genannt, und Andreas Gulden nennt ihn einen „in der Arithmetica, Geometria und dergleichen Künsten fürtrefflichen erfahrnen Mann“. Im Jahre 1531 wurde er unter die Genannten des größeren Raths gewählt, in welchem Rang er bis an seinen Tod verblieb.

Ein ebenso strebsamer als kenntnißreicher Mann wußte er sich durch seinen biedern, einfachen und bescheidenen Charakter nicht nur im Kreise der Künstler, sondern auch bei den einflußreichen Ehrbarkeiten des reichsstädtischen Raths beliebt zu machen, zu denen er theilweise in freundschaftlichen Beziehungen stand. Neudörfer gilt als der „Schöpfer und Be-

gründer der deutschen Schönschreibkunst", die von ihm ausgehend theils durch seinen unmittelbaren Unterricht und die von ihm gebildeten Schüler, theils durch seine Lehrbücher zu einer auf geometrische Sätze gegründeten Kunst ausgebildet wurde; unter den autographischen Proben seiner Schreibgeschicklichkeit, die sich da und dort noch erhalten haben, finden sich einzelne, welche schreibkünstlerische Meisterstücke sind. Was aber seinen Namen zu einem historischen gemacht und ihm in der Reihe der verdienten Männer Nürnbergs ein ehrenvolles Plätzchen erworben hat, das ist seine Aufzeichnung über die Nürnberger Künstler seiner Zeit, in der eigentlichen Kunstepoche der Reichsstadt an der Pegnitz.

Neudörfer schrieb diese Nachrichten im Herbste 1547 nieder, damals ein Fünfzigjähriger, und zwar auf Veranlassung seines Gönners Georg Römer, eines Nürnberger Bürgers und eifrigen Liebhabers der Künste und Wissenschaften, der ihn, wie im Widmungsbrief zu lesen steht, an einem Sonntag, da sie „am Markt von mancherlei Künsten und Geschicklichkeit der Burger, so in kurzer Zeit in dieser Stadt noch wohnen und gewohnt haben, redeten", mit der Bitte anging: daß er von denselben, so viel ihm davon bekannt, „was ihr Werk, Kunst und Verstand gewesen wäre, ein schriftlich Verzeichniß stellen wolle". Diesem Wunsche kam Neudörfer ohne Verzug und in frischem Eifer nach. Die Aufzeichnungen wurden in einem Zeitraum von acht Tagen vollendet und dem genannten Gönner am „Sonntag den 16. Oktobris Anno göttlicher Menschwerdung 1547" überreicht.

Die Schrift umfaßt 79 Namen von Künstlern und Werkleuten aller Art. Denn sein Fürnehmen war, von allen zu schreiben, „so mit ihrer Handarbeit künstlich gewesen sind". Neudörfer ahnte wohl selbst nicht, welchen Dienst er der Kunstgeschichte damit geleistet; weder er noch der Besteller dachte dabei zunächst an eine Veröffentlichung, und die Aufzeichnungen blieben auch nach seinem Tode noch lange unbeachtet, bis Sandrart in seiner „teutschen Malerakademie" (1675 und 1679) zuerst von ihr Notiz nahm und in der Besprechung der Nürnberger Künstler sie benützte. Aber erst

Doppelmayr machte in seiner „historischen Nachricht von den Nürnberger Mathematicis und Künstlern“ (1730) durch einen ausgedehnteren Gebrauch derselben auf den Werth der Arbeit aufmerksam, und fortan bildete sie die Hauptquelle, aus welcher spätere Forscher schöpften.

Die Neudörfer'sche Urhandschrift ist verloren, es haben sich aber Abschriften erhalten, welche, wenn auch mit Zusätzen aus späterer Zeit versehen, doch einen im Ganzen genügenden Ersatz abgeben. Auf Grund und Vergleichung dieser Abschriften hat nun Herr Dr. Lochner die neue Ausgabe besorgt. Der Herausgeber bemerkt in seinem Vorwort, daß er in der Wiedergabe von Neudörfer's Worten sich „zwar streng an den Laut derselben, nicht aber an die Form, wie sie uns durch die früheren Abschreiber zugekommen sind, gehalten und sich im Interesse der Lesenden der gegenwärtig üblichen Schreibung bedient“ habe. „Wäre Neudörfers Urschrift vorgelegen, so würde er — vielleicht — anders verfahren haben“.

In den Erläuterungen und kritischen Ergänzungen, resp. Richtigstellungen, hat der Herausgeber sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er begnügte sich nicht mit einer orientirenden Einleitung und einem ebenso lesenswerthen Epilog, er begleitet seinen Neudörfer Schritt für Schritt mit den Akten in der Hand. Mit der ihm eigenthümlichen Akribie hat er in kürzern oder längern, oft sehr ausführlichen, jedem einzelnen Namen angefügten Anmerkungen und Regesten alles Wesentliche, was auf den Text und die darin erwähnten Personen und Geschlechter Bezug hat, erläutert oder richtig gestellt, ergänzt und erweitert, und so die flüchtigen Daten des Vorgängers mit urkundlichem Material umgeben. Es sind vielfach nur Kaufsurkunden, testamentarische Verfügungen und ähnliche Verbriefungen, was er beizubringen hat; aber es sind eben lauter unbedingt verlässige Dokumente, unmittelbar aus Originalen gezogene Regesten, so daß erst jetzt die Angaben Neudörfers, die gutentheils nur auf persönlichen Erinnerungen beruhen, für die Wissenschaft aktenmäßig fest und sicher gestellt sind.

Die Zuthaten des Herausgebers übertreffen oftmals die kurzen Angaben Neudörfers nicht bloß an Raum, sondern auch an Gehalt. Während dieser z. B. über Adam Kraft zwei Seiten gibt — lange Zeit das Einzige, woraus der Späteren Kenntniß über eine so reiche Künstlernatur geschöpft wurde — nehmen die Erläuterungen Lochners nahezu acht Seiten ein. Die dürftigen Nachrichten (eine halbe Seite) über Peter Vischer den Rothschmied (Erzgießer), auf denen bisher fast alle Kenntniß von dem höchstgefeierten Meister bis in die neuere Zeit geruht, ergänzt der Herausgeber durch zehn Seiten, namentlich Familiennotizen. Weiterhin finden wir reichliche Zuthat bei Hans Grünewald dem Plattner, dem bedeutendsten Harnischmacher seiner Zeit; bei Peter Henlein (nicht Hele), dem Erfinder der „Nürnberger Eier"; der Glasmalerfamilie Hirßvogel, dem Posaunenmacher und Stadttrompeter Hans Neuschel (in der Handschrift und bei Doppelmayr fälschlich Meuschel geschrieben), dem Buchdrucker Anthoni Koburger, der mit 24 Pressen arbeitete und einen ausgedehnten Handel, namentlich mit Frankreich, unterhielt. Namhaftes Material, besonders auf Grund erbschaftlicher Quittungen erhalten die Familienverhältnisse des Bildschnitzers Veit Stoß, der noch des Biographen harrt; das Beste über ihn haben bisher J. Baader und H. Holland gebracht.

Man ersieht bei einer Ueberschau dieser Künstlernamen, daß „an der Förderung der Kunstthätigkeit der Rath sich in der Regel gar nicht betheiligte oder allenfalls nur wie es ein Einzelner zu thun pflegt, und daß die großen Kunstwerke, welche die Stadt noch zur Zeit besitzt und womit die Kirchen geschmückt sind, aus Privatmitteln hervorgegangen sind, so das Sakramentsgehäuse zu St. Lorenzen von den Imhofen, der englische Gruß ebendaselbst von den Tuchern, die schönen Glasgemälde der Kirchen von den einzelnen Geschlechtern, die durch ihre darin angebrachten Wappen das Gedächtniß ihres Geschlechts erhalten wollten, gestiftet worden sind. Daß der Rath in einzelnen Fällen, wo die Commune selbst in Anspruch genommen werden mußte, z. B. bei Ausbesserung und Be-

malung des Schönen Brunnens, auch das Seinige that, kann und darf nicht geläugnet werden, aber im Allgemeinen ist das Gesagte als Regel festzuhalten. Gingen ja selbst die kirchlichen Bauten nicht aus dem Stadtvermögen, der Losungstube hervor, sondern aus dem Kirchenvermögen, das durch je einen Kirchenpfleger und einen Kirchenmeister, von denen der erstere stets einer des Raths war, der andere auch aus nicht rathsfähigen aber ehrbaren Geschlechtern genommen wurde, verwaltet ward." (S. 27).

Ungefähr ein Jahrhundert nach Neudörfers Tod erweckte sein Beispiel Nachfolge, und das biographische Werk des guten Rechenmeisters fand einen Fortsetzer in Andreas Gulden, der im Verein mit Wolfgang Viatis in den Jahren 1660—1663 weitere Aufzeichnungen von Nürnberger Künstlern und Handwerkern niederschrieb. Gulden wurde dazu, wie er selbst sagt, durch die Aufschreibung Neudörfers angeregt: denn als er sie zur Hand bekommen, bemerkt er, „hat mir selbig so wol gefallen, daß ich Anlaß genommen, nachzudenken, was weiters und etwan zu unserer Zeit für dergleichen kunsterfahrene Leut in dieser unserer löblichen Stadt Nürnberg sich befunden haben und noch befinden" ꝛc. Er beginnt denn auch geziemend mit einer Notiz über Neudörfer selber, als denjenigen „der zu dieser Materien den Weg gebahnet", und führt im Ganzen 50 Maler, Mechaniker und Kleinkünstler des 17. Jahrhunderts auf, übergeht aber merkwürdiger Weise die fast bedeutendste Persönlichkeit seines Zeitalters, Joachim von Sandrart. Dafür tritt in dieser Reihenfolge Andreas Gulden selber auf als „ein trefflicher Zierschreiber, hat eine sonderlich schöne Art und Manier in Versal- oder Haupt-Buchstaben, welche er mit lautern und frechen Beistrichen zieren und ausstaffieren kann; ist ein Liebhaber und erfahren vieler freien Künst, sonderlich neben der Schreiberei auch der Malerei. Er schrieb auf allerlei Metall, sowohl mit der linken als rechten Hand, so ihm gleich gilt, und ätzte selbe so künstlich und zart, daß seines gleichen dieser Zeit nicht wohl sein wird, wie aus dessen verfertigten Tafeln und Werken mit Verwunderung zu ersehen". S. 196).

Der Herausgeber hat diese Gulden'sche Fortsetzung dem Neudörfer redivivus angehängt und auch diese biographischen Nachrichten in ähnlicher Weise, wie die ersterwähnten, mit seinen ergänzenden und berichtigenden Glossen ausgestattet, welche dem Werke nach verschiedenen Richtungen zustatten kommen.

Die gewissenhaften Forschungen des Stadtarchivars Dr. Lochner in Nürnberg und des Reicharchivraths J. Bader in München haben im Verlauf der letzten Jahre ein so ansehnliches Material aus den Urkunden an's Tageslicht gezogen, daß man auf Grund desselben heute daran denken kann, eine Restauration der gesammten Kunst- und Handwerksgeschichte Nürnbergs vorzunehmen. Daß aber eine solche Restauration noth thue, hat der Herausgeber des Neudörfer durch seine zahlreichen Berichtigungen und Erweiterungen auch für das Auge des Laien erkennbar dargelegt.

XVIII.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

III.

Betrachten wir die dem „Rheinischen Merkur“ folgenden Schriften, so unterscheiden sich dieselben gegenständlich dadurch, daß die erste[1]) zunächst für die Interessen seines engeren Vaterlandes, der Rheinlande nämlich, eintritt. In der zweiten „Deutschland und die Revolution“ nahm er sich das deutsche Gesammtvaterland zum Vorwurf, während er in der dritten „Europa und die Revolution“ die Lage des ganzen Welttheils in eingehende Betrachtung zieht. In der vierten endlich[2]), welche den ganzen Cyklus abschließt, legte er besonders und unmittelbar die rechtlich-sittlichen Grundlagen, speciell die der heiligen Allianz als diejenigen bloß, auf welche hin die Dinge allein zu wahrer Freiheit Europa's führen könnten. In jeder entwickelt er die Lage der Zeit, die Ursachen, wie sie geworden, die Forderungen, welche durch sie gestellt sind; er schildert die Mißgriffe und Hemmnisse und zeigt die Mittel, welche allein zum Ziele führen können. Alle sind getragen von einer höheren centralen Geschichts-

1) Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Se. Maj. den König in öffentlicher Audienz bei dem Staatskanzler Fürst Hardenberg am 12. Januar 1818. Gesammelte Polit. Schriften IV. 1 ff.

2) Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona. Gesammelte Polit. Schriften V. 1 ff.

Anschauung, für welche das gegenwärtige Geschlecht freilich jeden Sinn verloren zu haben scheint; von einer zur andern vertieft er sich immermehr in die principiellen Grundlagen alles Völkerlebens, und darin liegt auch ihre bleibende Bedeutung.

In der ersten Schrift berichtet er zunächst über die rechtlichen Forderungen und Wünsche der rheinischen Stände, wie sie dem Kanzler thatsächlich in öffentlicher Audienz unterbreitet wurden[1]), wie das was dieser darauf in „der liberalsten und wohlwollendsten Gesinnung" erwidert hat. Dann schildert er in der zweiten Hälfte der Schrift die Zustände, wie trotz des früheren „Mißtrauens gegen Preußen und seinen starren Soldatengeist" in letzterer Zeit „frohe Erwartung Platz gegriffen und die Huldigung mit freudiger Hoffnung" geleistet worden sei. Da hätte sich unglücklicherweise eine Reaktion geltend gemacht, die das keimende Einverständniß der Stämme auf lange hin getrübt; angezettelt von einigen Menschen, „die nicht länger mehr die Schande zu tragen wußten, die sie in der Zeit der französischen Herrschaft wie glühende Kohlen auf ihr Haupt gesammelt." Er zeigt sodann in der versöhnlichsten Weise, wie man durch das gesendete Beamtenthum, welches durch seinen starren Mechanismus, der alle Kraft aufzehre, die öffentliche Meinung umgestimmt, so daß diese, obwohl sie allen französischen Institutionen feind gewesen, weil sie den schlechten Geist gehaßt, sich jetzt für die bessere lebendige Form gegen die eindringende schwerfällige erklärte und den erbitternden Vorwurf des Franzosenthums sich gefallen lassen mußte (IV. 36). Er geht dann darauf über, wie jede Opposition, die nicht

1) So forderte „der Sprecher" z. B. für den **Klerus** Befreiung vom Waffendienst, „da der Charakter der Ruhe und Abgezogenheit, der diesem Stande eigen ist, dem regen, lebendigen und rührigen Wesen, das vom Kriegsmann gefordert wird, widerspreche"; für den Gelehrtenstand, der sich in der Neuzeit vom Priesterstande abgelöst, fordert er Preßfreiheit. Polit. Schriften IV. 17.

über ihre natürlichen Schranken geht, heilsam sei, weil sie vom Leben ausgegangen, wieder Leben weckt und Bewegung in die träge Masse bringt. Eingehend dann auf die Forderung ständischer Vertretung sagt er: „Nicht sollen wir vom Streite um begründete Rechte lassen", mahnt aber zugleich: „indem wir aber Recht nehmen, sollen wir nicht vergessen Recht zu geben und Maß zu halten in Allem, auf daß uns nicht die Nemesis ereile." Er weist auf die großen Naturgesetze auch im politischen Leben hin, denen auch Preußen sich nicht entziehen könne, immer noch seine ganze Erwartung auf dieses setzend, daß es „die Lage Deutschlands wie die Aufgabe der Zeit verstehen lerne." Sein Freimuth läßt ihn aber nicht verhehlen, wie „zwei Sterne in diesem Lande harten Kampf kämpfen, der Unstern, der bei Jena geleuchtet, und der Glücksstern, der über Leipzig und Waterloo gestanden, wie sich schwarz und weiß in seiner Farbe mischen und immer sich in fahles Grau verbinden möchten", das alte starre Stockpreußenthum und der neuere bessere Geist der Jugend und der Verständigen unter den Aelteren. „Unser altes ständisches Recht, den geänderten Verhältnissen ohne alle innere Schmälerung angepaßt, ist's, was wir als Minimum in Anspruch nehmen dürfen; was uns darüber wird, werden wir als freie Gabe mit Dank hinnehmen" (IV. 37, 39, 41, 45, 48).

Wie Fürst Hardenberg bei der Darlegung der Wünsche der Deputation durch den „Sprecher" auf das wohlwollendste sich geäußert, so hat er auch in der Schrift nichts „Arges" gefunden (IV. 33, 538). Inzwischen machte sich aber in Berlin jener böse Geist immer breiter, so daß bald darauf der Kronprinz dieselbe Schrift, die Görres auch ihm zugesendet, zurückzuschicken sich genöthigt sah. Auch die geringsten Erwartungen des Volkes fanden sich getäuscht, und wie arg die reaktionäre Partei es getrieben haben muß, geht daraus hervor, daß bereits im März 1817 Freiherr von Stein an Görres schrieb: „Ich wünschte, Sie griffen wieder zu Ihrer

Geißel"[1]). Gemäß der Natur der Dinge konnte daher die Nemesis auch nicht ausbleiben, die herauszufordern Görres so ernst gewarnt. Hatte der neue Geist gerade in der Jugend gegründet, so konnte bei den Täuschungen, die ihr geworden, ihr Streben nach Freiheit und Verfassung im Rückschlag nur eine verkehrte Richtung nehmen. Görres erhebt sich nun in dem Aufsatz: „Kotzebue und was ihn gemordet" zu einer Höhe der Betrachtung der Dinge, welche ihn in seiner ganzen sittlichen Größe kennzeichnet. Hoch über allen sonstigen in ihrer Sphäre gerechten und wahren, aber doch im Ganzen wieder einseitigen Urtheilen seiner Zeitgenossen sehen wir hier den Mahner dem höheren Weltgesetze ewiger Gerechtigkeit den Mund leihen, welche hoch über allen Parteiungen steht und jeder ihr Urtheil nach dem Maße ihrer Verirrungen spricht. Er klagt, wie die Jugend sich auf dem öden Boden unwesenhafter Abstraktionen zum Brüten über leere Allgemeinheiten treibt; wie sich das ewige Revolutioniren des Despotismus von oben herab, und dieß Despotisiren revolutionärer Ideen von unten sich begegnen. Ueberall ein „blödsinniges Verwerfen und Mißkennen aller Geschichte und aller auch der tief begründetsten historischen Wechselbeziehungen!" „Das Blut aber", sagt er, „das vergossen worden, würde ebenso gefordert von den Händen der Rathgeber und Schriftsteller, die in die Anbetung der willkürlichen Macht vertieft, den Fürsten ihre Verrücktheit anlügen; es wird gefordert von jenen Liberalen, die ihren Leidenschaften oder noch schlechteren Motiven hingegeben, feige jeder gebietenden Gewalt aus dem Wege gehen, aber um so muthiger alles Ehrwürdige beschmutzen und alle achtenswerthen Menschen und Institutionen verlästern; vor allem aber soll es gefordert werden von den Allerschlechtesten, den feigen Söldnern der Macht, die als Ultras oder als heuchelnde Liberale ihr heilloses Wesen treiben" (IV. 56; 61, 62).

---

1) Gesammelte Briefe II. 517.

Endlich im Herbste 1819, nach vier Jahren „eines heftigen Parteikampfes, eines unsinnigen Widerstandes gegen die Ansprüche der Zeit", trat Görres mit „Deutschland und die Revolution" wieder mit einer größern Schrift an die Oeffentlichkeit. „Es hat Schweigen seine Zeit und das Reden die seinige." Da er die Wahrheit gesucht, so hat er, wenn er nach bestem Wissen sie gefunden, dann die Freiheit, seines Herzens Gedanken auszusprechen, sich selbst genommen. Mit Sicherheit einem Instinkt sich hingebend, der mehr als einmal sich bewährt, nicht grübelnd über die Folgen der Handlung, die aus reinen Motiven hervorgegangen, hat er die Schrift „als Spiegel der Zeit" hingestellt. Sie ist wie die folgende durch und durch genetisch gehalten, d. h. sie entwickelt die Lage nicht wie der simple Pragmatismus gewöhnlicher Geschichtschreiberei es thut, der sich nur an der Oberfläche der nächst liegenden Ursachen hält, sondern sie geht tiefer auf die ganze historische Entwicklung, ja bis auf die ersten Grundlagen zurück, um der ganzen vollen Wahrheit nach allen Seiten gerecht zu werden, daraus die Zustände, wie sie geworden, zu erklären, und „die festen Grundsätze und Normen zu finden, durch die, wenn es noch Zeit ist, die herrschende Ideenverwirrung sich ändern lasse"[1]).

Schon im Beginne bekennt er den Irrthum, daß man sich im ersten Pariser Frieden zu hoch die einigen Jahre von vorübergehendem Erfolg angeschlagen habe gegen Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung. Auch der Wiener Congreß beziehe sich selbst auf Verhältnisse zurück, die Jahrhunderte lang fortbestanden, bleibe aber, obwohl die Geburt unheilschwangerer Vorvordern, insofern er ein freies Werk der Zeitgenossen, auch wie billig als die fruchtbare Bärmutter ihrer Uebel anerkannt, der Gegenwart und Zukunft verantwortlich (IV. 73). Nachdem man den Baustein (das Kaiserthum), von dem man hoffte, daß er wieder zum Eckstein ge-

---

1) In Sachen der Rheinprovinzen u. s. w. Polit. Schriften IV. 378.

macht werde, verworfen und der Wiener Congreß die gerechtesten Erwartungen getäuscht, hatte die Nation ihre Hoffnung gemäß Art. 13 der Bundesakte auf die Constituirung der einzelnen Bundesstaaten gesetzt, und nun zeigt er, wie und was nach dieser Seite aus den Hoffnungen geworden. Nachdem er so in zutreffendster Weise im Einzelnen theils die Mißgriffe geschildert, theils nachgewiesen, wie die Unzufriedenheit und Erbitterung gewachsen, geht er auch auf die noch tiefer liegenden Ursachen über, die mitgewirkt, vor Allem auf die schmähliche Unterjochung, mit der man die katholische Kirche bedrohte. Er rügt den Uebermuth im protestantischen Deutschland — „nicht des frommen bescheidenen Protestantismus, der in Demuth vor den Pforten jenes verschlossenen Reiches steht, das die nicht wißbaren Dinge in sich beschließt", sondern dessen, der in dünkelvollem Geiste, nach innen von allem Historischen losgerissen, sich allein auf das Vergängliche und Nichtige setzt, was zuletzt allenfalls nach dem Beispiel Heinrichs VIII. von England zu dem Fanatismus führen könne, die dem Papst anhängen, zu verbrennen, die ihm abgesagt, zu rädern (IV. 127). Schon damals hatte also Görres die Keime jener Partei vorgefunden, die gegenwärtig erst sich vollends ausgewachsen. Nun schildert Görres die zwei Hauptparteien, die sich gegenüberstehen: die exclusiv-historische und diejenige welche wähnt, der Ursprung der Dinge sei zurückgekehrt und Alles eingeebnet, und die nun die Revolution zur Lehrerin nehmen möchte, um Alles nach eigenem Gutdünken aufzubauen (138). Es ist der Gegensatz nur in anderem Gebiete derselbe, der zwischen Katholicismus und Protestantismus besteht. Da zu gleicher Zeit in Frankreich die Liberalen und Ultra's sich wieder etablirt, so nehmen die Deutschen, uneigennützig wie sie sind, sogleich ohne Bedenken gegen die letzteren Partei, wollen auch solche Höfe und Pairskammern nach gallischer Sitte. „Auch wir sollen uns mit jener parlamentarischen Comödie abfinden lassen, und solche Kammern

der Gemeinen gewinnen, die auf nichts ruhen als den Coterien der Hauptstadt und den Zeitungen, und inmitten einer durch alle Elemente durchgeführten Despotie allein die Freiheit vertreten sollen, darum immer schwanken zwischen Aufruhr und Unterjochung" (145).

Das Resultat ist: „Napoleon halten sie am Felsen festgebunden, seine Institutionen aber stehen noch alle wohlbehalten, seine Ideen sind hochgeehrt. Frankreich pflegt die Freiheit, die wir ihm gebracht, wir haben zum Lohn seine alte Dienstbarkeit uns mit nach Hause genommen. Was wir früher in der sogenannten Begeisterung gesprochen und gethan, sind leicht verzeihliche Jugendsünden; die aber jetzt noch leben wollen in den Ideen dieser Zeit, werden billig als tolle Narren an die Kette gelegt" (147). Dadurch sei der Ideenkreis der Deutschen verwirrt und verschoben worden. „Den Einen ist alles Historische leerer Aberglaube, den Anderen jede Vertheidigung des guten Rechts ein revolutionärer Gräuel" (148). „Eine Gespensterseherei sei in Berlin endemisch geworden von der Existenz einer großen weitumgreifenden Verschwörung, wobei man das Gesuchte gleich von vorneherein als eine unläugbare Thatsache, ein Dogma oder wenigstens als ein Postulat der reinen Vernunft sich und der Welt hinsetzte. Man habe das Verbrechen vorausgesetzt und die Verbrecher dazu gesucht. Man habe öffentliche Charaktere, denen die Nation ihre Achtung zugewendet, auf's schnödeste mißhandelt. Wenn irgend bei solchem Thun von Consequenz die Rede wäre, so müßte der eigene Fürst demgemäß, was er 1813 und 1814 gethan, proklamirt und versprochen hat, als der erste Demagog seines Landes verurtheilt werden" (160—63). Nachdem er nun abschließend bemerkt, wie der ganze Zustand Deutschlands faul und morsch geworden und nur die Masse noch mit dem Urfels, aus dem sie gehauen, in geheimem Zusammenhang stehe und gesund und einer neuen Gestaltung empfänglich sei, erhebt er sich wieder zur Höhe weltgeschichtlicher Betrachtung.

Schon im „Rübezahl" spricht er den Gedanken aus, daß wir „in einer ähnlichen Periode leben, wie die der Völkerwanderung war, nämlich in einer großen Wanderung der Principien"[1]). Hier nun kehrt dieser Gedanke wieder. In alten Zeiten hätte die Vorsehung, wenn es mit Staaten auf diesen Punkt des Verfallens gekommen, das Mittel der Völkerwanderung gebraucht, um durch neues Blut das stockende Leben zu erfrischen. „Aber diese Brunnen fließen nicht mehr so reichlich, seit die Cultur die wilde Erde dem Menschen gezähmt. Dieselbe Cultur habe dagegen die Gemeinschaft mit einer anderen Welt eröffnet, die durch geistige Kräfte jene versiegende Naturkraft ersetzt. Es ist dieß jene geheimnißvolle Ideenwelt, welche die Staaten als ihre eigentliche Begeistigung zusammenhält." So aber nun der Staat, veraltet, nicht mehr die innewohnende Idee zu fassen vermag, wird diese frei und indem sie die ihr gleichartigen Ideen anzieht, wird sie dem Bestehenden entfremdet und sie, die bisher Erhalterin gewesen, wirkt nun zerstörend und löst den alten Organismus auf, damit der neue Raum gewinne. In solchen Zeiten geschieht es, „daß Geistesblitze in einem Nu alle Köpfe wie ein Contagium entzünden" und alle Menschen wie eines Sinnes werden. „Darum sei es aller Thorheiten unverzeihlichste, mit den Ideen sich des Kampfes zu unterwegen; noch keiner hat gesiegt, der verwegen solchen Streit gesucht." Begünstigt man ihr Thun durch ein geschicktes Entgegenkommen, dann führen sie von innen heraus ruhig die Verjüngung herbei, wenn man sie aber in plumper Weise störe, entstehe ein scharfer Krieg der Leidenschaften. So sind auch uns zwei Wege aufgethan, entweder den Ideen in ruhiger Weise die Ansiedlung zu

1) Rübezahl I. 18. Mit feiner Ironie, aber zutreffend sowohl für das öffentliche Leben als für die Entwicklung der neueren Philosophie schildert er auch den Kampf der „Ideen", die als „Fremdlinge" gekommen, mit „den Begriffen", in der „Aurora" (München 1804) S. 481.

erlauben oder uns von ihnen gewaltsam durch Revolutionen erobern zu lassen (168—170). Der bisherige Gang der Dinge habe aber stark auf letztere Seite sich geneigt. „Revolutionen aber sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung aber sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernsten, tiefen Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften seyn; darum ist Religion, Sitte, Geist, Wissenschaft, Erfahrung, Alles ihr nur hinderlich" (171). So legt er nun den Entwicklungsgang, den jede Revolution nehmen muß, dar. „Wenn nun aber in solcher Weise die Natur in anarchischem Wüthen sich erschöpft, tritt als nothwendiger Gegensatz wieder die Herrschaft der Einheit ein, die anfangs die ermüdeten Kräfte leicht bezwingt, nach und nach sich aber zum höchsten Despotismus steigert und wieder eine andere entgegengesetzte Stufenfolge von Freveln durchläuft. Diesen Gang habe jede Revolution genommen, eine deutsche würde keine Ausnahme machen. Sie würde mit der Vertreibung aller herrschenden Dynastien, mit der Zerbrechung aller kirchlichen Formen, mit der Ausrottung des Adels und mit der Einführung einer republikanischen Verfassung unausbleiblich endigen" (173). Deßhalb könne bei allen Parteien vernünftiger Weise nur von dem ersten Wege die Rede seyn und darum müssen auch alle dahin trachten, die gährende Bewegung in eine fließende zu verwandeln. Nun sucht er zu zeigen, wie dieß geschehen könne. Er schildert zunächst in großartiger Antithese die alte und die neue Zeit Deutschlands, jeder ihr Recht zuerkennend; denn die Verständigung kann nur gewonnen werden, wenn anerkannt wird, „daß die verschiedenen Zeiten und Menschenalter eines Volkes im Nacheinander ebenso nothwendig und unzertrennlich sich angehören, wie die verschiedenen Institutionen und Persönlichkeiten im Nebeneinander derselben Zeit"; denn

aus Zeiten wird die Geschichte: wer eine Zeit negirt, muß alle verneinen, die vorangegangen. Nichtig ist zu aller Zeit, was sich vereinzelnen will (175). Es sind diese Worte sicher auch für unsere Zeit ein Warnungsruf, da auch sie die ganze Vergangenheit Deutschlands verleugnen, ja vernichten möchte. — Nun geht er auf die Verhältnisse über, in denen der Gegensatz der Zeiten zu Tage tritt und seine Vermittlung fordert, und zwar an erster Stelle auf das von Kirche und Staat. Die Kirche ist ihm die ideale Seite der Gemeinschaft, ihrer Natur nach frei, alle andern in der großen Gemeinschaft der Gläubigen umfassend. Der Staat vertritt die andere reale Seite, aber auch wie die Erde dem Sternenhimmel gegenüber in sich selbstständig, dessen Autonomie die Kirche zwar heiligen, aber nicht in Anspruch nehmen darf. Seit der Reformation ist nun jene politische Sekte entstanden, welche behauptet, die Kirche sei im Staate begriffen und ihm, der neben sich nicht seines Gleichen dulde dürfe, unterworfen. „Eine solche Lehre setzt die Nothwendigkeit über die Freiheit, überliefert das Geistige wieder der Dienstbarkeit des Irdischen, dem es gerade das Christenthum im Streite mit dem alten Heidenthum entrungen." „Eine Kirche aber, die bei der deutschen Souveränität zu Hofe ginge, die ihr nachgehend in so viele Faktionen wie jetzt das gemeine Wesen sich zertheilte, die die Gewalt über die Gewissen den Launen, Einfällen, Gemeinheiten und Frivolitäten der Höflinge (und setzen wir hinzu der Kammermajoritäten) hinzugeben sich erniedrigte, die ihre Lehren dem Winde der Theorien preisgäbe, würde bald die verächtlichste aller Institutionen werden" (185—86[1]).

---

1) Schon da wo er die Zustände der einzelnen deutschen Staaten schildert, spricht er von den geheimen Umtrieben, die es dahin bringen möchten, daß der protestantische Fürst auch erster Bischof für die Katholiken im Lande sei, noch bemerkend: „Darum das Geschrei gegen das bayerische Concordat, an dem am meisten die Einräumungen, die es dem Staat macht, zu tadeln sind; darum die zärtliche

Darum kann von keinem Grundsatze der Unterordnung, sondern nur der Beiordnung der beiden Mächte die Rede seyn. Deßhalb aber müsse die Kirche „sich stärker als je an ihre Einheit anschließen und die geschlossene Phalanx ihrer Hierarchie, an der mehr als einmal die Willkür sich gebrochen, ihr auch jetzt unerschüttert entgegen halten. Erst wenn sie so Licht und Freiheit wieder errungen, und ihre billige Dotation, die ihr der Staat noch immer vorenthält, . . . wird sie bei ihrer Reproduktionskraft wieder verjüngt entstehen". Bezüglich des Protestantismus aber müsse die Reformation bis zu dem Ziele gelangen, wo die Gewalt überall bei der Gemeinde ruht. Darin erst sieht er die Möglichkeit einer Wiedervereinigung. Auch hier hat also Görres bereits das was in der Gegenwart reifen sollte, genau erkannt.

Nach der Erörterung über den Gegensatz von Kirche und Staat geht die Schrift auf den des monarchischen und demokratischen Princips über. Ausgehend von ihrer principiellen Stellung legt er nun die Entwicklung der beiden Elemente durch die ganze deutsche Geschichte hindurch in großartigen Zügen dar; wie beide im Mittelalter sich durchdrungen, allmählig aber das demokratische Princip in dem Anstreben der Fürsten nach Territorialhoheit sein eigenes Werk zer-

Liebe für Wessenberg, der schon darum Unrecht hat, weil er hinter die weltliche Macht sich flüchtet, und also, indem er die Freiheit der Kirche zu vertheidigen vergibt, sie wirklich an die Souveränität verräth" (IV. 128). Im Jahre 1824 schrieb er im „Katholiken" in Bezug auf die Circumscriptionsbulle der rheinischen Diöcesen De sal. anim.: „Das ist ein knappanliegender, steifleinener Habit statt des alten, reichen, goldgestickten Purpurmantels, ein Rohrstengel statt des Scepters verlorener Landesherrlichkeit, dazu die Dornenkrone der Dienstbarkeit: ecce ecclesia germanica!" (V. 180). Nur völlige Verblendung kann, wie es neuestens von bekannter Seite geschehen ist, Görres zum Gegner der Ansprüche der Kirche gegenüber dem Staate machen.

stört habe, und da in der Reformation die Kirche gänzlich unterjocht war, zerfiel das Reich in jenes Gewimmel kleiner und größerer Tyrannen, die nur den Schein eines Oberhauptes noch über sich duldeten, aber niederwärts das demokratische Princip untergruben. Der Staat zog Alles in seine Gewalt, und das monarchische Princip bildete sich zum Absolutismus aus. Da bereitete sich im Stillen die Gegenwirkung, die in dem Maße, als das monarchische Princip extensiv um sich greifend, intensiv sich schwächte, zuletzt in die gewaltthätigen Rückwirkungen der Revolution ausschlug. Der gegenwärtige Zustand Deutschlands sei vergleichbar dem des magnetischen Somnambulismus. Die Autorität ist hiebei', weil sie sich geistig übernommen und das ganze untere Leben von sich abgelöst, nahe daran sich selber zu verlieren. Dagegen ist dem tiefern Naturleben zugewachsen, was dem höheren entgangen, und es habe sich ein Gemeinsinn ausgebildet, der gebiete, daß die bestehende Spannung allein durch die Verknüpfung des demokratischen und monarchischen Elementes beruhigt werde, das demokratische Element aufwärts bis zum Monarchen reiche, dieser aber wieder bis in die geschlossene Gemeinschaft der Familienväter niedersteige, damit so beide sich durchdringen (IV. 197). Dieß konnte Görres damals noch für möglich finden, seither sind freilich, weil man nicht hörte, diese Elemente auch hiezu völlig zerstört und die Dinge an die Anfänge selbst zurückgewiesen.

Man sieht, wie Görres immer wieder auf die Naturgesetze, wie sie im Ethischen sich gestalten, zurückgreift. Indem er nun in's Einzelnste dieß durchführt, stellt er zugleich ein System der Verfassung auf, in welchem eben jene Gegensätze sich vermitteln und die Verhältnisse sich organisch ausgleichen gegenüber dem politischen Brownianism, der nur zwei Lebensfaktoren kennt, die abwechselnd in Sthenie und Asthenie überwiegen, und dem namentlich, wie er früher schon bemerkte, die Jugend zu verfallen schien. Aber

nur die äußeren Formen sind damit gegeben, die jedoch, obgleich sie nach den Gesetzen der inneren Naturkraft gestaltet sind, vielfach modificirt werden können, doch selbst erst noch der Beseelung bedürfen. Diese kann nur von drei Grundprincipien kommen: der Religion, der Ehre der Fürsten oder von der Ehrlichkeit und bürgerlichen Tugend. Daran habe der Gang der Verfassung schon im Alterthum sich geknüpft. Jetzt deute Alles darauf, daß die Beseelung nur von einer allgemeinen Rechtlichkeit und der Integrität republikanischer Tugenden komme, gemildert von dem noch grünenden religiösen Momente (IV. 225—30). Nur wenn die bürgerliche Tugend Staats-Klugheit geworden, hat der moderne constitutionelle Mechanismus seine Beseelung erlangt, aber nimmer mehr, wenn man die Schlechtigkeit aller Menschen voraussetzend, in der wechselseitigen Controle ein Surrogat der fehlenden Ehrlichkeit zu finden glaubt (229). Aber man müsse noch erhalten für die Zukunft, was immer noch von früher her lebendig steht, und es sichern gegen den wilden Zerstörungstrieb. Man dürfe aber nicht schelten, daß der Gang der Zeiten so körperlich geworden; es sei dieß die nothwendige Folge der Entwicklung.

Nun eröffnet er die Perspektive für die Zukunft, insoferne sie anders organisch sich gestalten soll, und schließt dann mit einer gewaltigen Apostrophe an die verschiedenen Stände, jeden nicht bloß an sein Recht, sondern ebenso auch an seine Pflicht mahnend.

Diese Schrift, „eine Appellation der besseren Gegenwart an die Nachwelt", deren Wahrheit, wie Lasaulx 1848 sich ausdrückte, „wenn je ein anderes Prophetenwort heute Allen offenbar geworden ist", brachte dem Verfasser „als Prophetenlohn — Verbannung"[1]), und zwar, wie die preußische Staatszeitung nach den Ausdrücken der Cabinets-Ordre es darstellte: „weil seine Straffälligkeit, ohne daß es, um sie

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 32, S. 649.

zu erkennen, einer Untersuchung bedürfte, klar vor Augen liege." Uebrigens bildet diese Schrift nicht bloß einen Knotenpunkt für sein Leben, sondern auch in seinem politischen Entwicklungsgange. Wir finden nämlich hier, wie in seiner ersten Jugendschrift, seine politischen Ideen in Einem Punkte concentrirt, und wenn sie auch zunächst einem praktischen Zwecke diente und sie in vier Wochen geschrieben war, so gibt ihre jene Concentrirung gerade ihre ideelle und darum auch höhere Bedeutung. Auch hier kehren die Ideale seiner Jugend wieder; aber die Ueberschwenglichkeit ist abgestreift und seine Begeisterung getragen und integrirt von einer reichen Lebenserfahrung und mehr noch von einer tief gehenden ethischen Begründung dieser Ideale. Es ist immer die Freiheit und die Veredlung der Menschheit, für die er eintritt gegenüber den Hemmungen, einerseits durch den sich immer breiter machenden Absolutismus von oben, andererseits durch die Revolution und Anarchie der Geister von unten, die im Rückschlag gegen den ersteren sich entzünden. Darum sucht er immer die Vermittlung der streitenden Gegensätze in einem Höheren, worin sie allein ihre Einheit und Friedigung finden können, in dem er zugleich an die noch vorhandenen Lebenskeime anknüpft, die freilich die folgende Eiszeit alle knickte.

Am großartigsten tritt die Durchbildung der politischen Anschauungen hervor in der Schrift: „Europa und die Revolution", von welcher noch heute gilt, was Lasaulx 1848 ausgesprochen, sie sei „die tiefgreifendste politische Schrift der deutschen Literatur"[1]). Sie ist es aber, obwohl Gelegenheitsschrift, gerade durch die naturrechtliche und geschichtsphilosophische Begründung. In letzterer Beziehung ist sie geradezu eine Perle. So sagt der Hegelianer Karl Rosenkranz: Görres habe in dieser Schrift „am schönsten seinen Beruf für Philosophie der Geschichte dargethan. Die

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 32, 656.

Analyse der constanten Elemente aller Geschichte, die nur in immer andern, immer höheren Formen sich wieder erzeugen, ist darin von dauerndem Werth"[1]). In ihr sieht man so recht, wie die ganze Entwicklung seiner politischen Anschauungen eine organisch-stetige gewesen, völlig unabhängig von und völlig fremd den ephemeren politischen Ideen, aber um so mehr getragen von einer tief wissenschaftlichen einheitlichen Weltanschauung, welche freilich erst durch die neuere Philosophie möglich geworden. Hatte Görres als neunzehnjähriger Jüngling schon im jugendlichen Ungestüm es versucht eine Naturgeschichte des Staates zu geben und seine Elemente, Gesetze und Formen, unter denen derselbe sich entwickeln und bestehen kann, abzuleiten, so hat er jetzt gleichfalls wieder auf die Standsterne der Geschichte hinweisend „eine Naturgeschichte der Gesellschaft" zu bieten gesucht. Wie er ferner im „allgemeinen Frieden" „Definitivartikel" als Gesetze für die verschiedenen Staatsformen auf Grund ihrer Natur ableitet, unter denen ein allgemeiner Friede möglich werden könnte, so bietet er am Ende von „Europa und die Revolution" „wenige weltbekannte Sätze, die so einfach als weitgreifend im Gebiete geistiger Freiheit wie die Naturgesetze im Weltbau" sich verhalten (IV. 478).

Es ist nicht möglich hier den großartigen Gedankengang der Schrift zu analysiren, in welcher eine Idee die andere drängt; nur einige Grundzüge sollen folgen. In der „Orientirung" sucht er vor allem die Elemente auf, welche den Gegensätzen der geistigen Gährung der Zeit in allem gesellschaftlichen Leben unterliegen. Es sind ihm dieß die Grundtriebe der menschlichen Natur. Drei Gegensätze aber sind es, die durch Kirche und Staat, wie durch alle Bewegungen der Zeit gehen, von einem vierten umschlossen,

1) „Das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte." Königsberg 1835. S. 16.

der sie alle begreift. Sie verhalten sich in größter Allgemeinheit als Stoff und Kraft im Räumlichen, als Vergangenheit und Zukunft oder als Ueberlieferung und Neuerungstrieb im Zeitlichen, als Autorität und Eigenwillen im Geistigen; der vierte aber, der sie alle umschließt, ist der von Wissen und Glauben. Jeder der Gegensätze spielt zwischen einem bindenden und einem spannenden Grundtrieb, einer Bejahung und Verneinung. Das Band des ersten Gegensatzes knüpft durch Instinkte und den Besitzstand an ein Vaterland, der zweite durch Pietät und Angewöhnung an die Nationalität; das dritte im Gehorsam und instinktartiger Unterordnung die Staatsverbindung; dagegen wirkt die erste Spannkraft als freier Lebenstrieb der Trägheit, die zweite als Neuerungstrieb der verknöchernden Nationalität, die dritte als freier Eigenwille der Autorität entgegen, „daß sie nicht in Tyrannei ausarte." In der Beziehung des Glaubens und des Wissens, in welcher alle übrigen Bänder zusammenwachsen, ist das Verhältniß von Kirche und Staat ausgesprochen. In Zeiten ruhigen Fortgangs wirken nun leise alle drei Gegensätze spielend in den vierten ihre Wechselwirkungen in stetig fortschreitenden Reihen; aber in stürmischen Zeiten ihres Widerspruchs, in der Zerreißung des Ganzen treten sie als Parteien hervor, deren vorzüglich nur sechs seyn können, die innerhalb ihres Kreises alle möglichen Meinungsverschiedenheiten umschreiben und sich mit Nothwendigkeit ableiten lassen. Nun sucht er für die drei Gegensätze die Temperaturen, die gleichsam die Achsen ihrer Wechselbeziehung bilden; denn jede Partei hat auf ihren Grundtrieb zurückgeführt ihre specifische Berechtigung, und nur ihre Einseitigkeit und Ausschließlichkeit führt zum Argen. Aber wie die drei Grundtriebe nur irdischer Natur sind und durch die Temperirungen nur ein irdisches Gebilde zu Stande kommen kann, so wird dieses durch die Beziehung auf das Ewige in Christenthum und Kirche zu einem anderen Mittelpunkt getrieben, der seinem Wesen nach

überirdisch ist, und dadurch tritt der Gegensatz des Ewigen und Zeitlichen hervor[1]).

Indem er nun die Verhältnisse, die daraus entstehen, weiter entwickelt, führt ihn dieß zu einer heliocentrischen und geocentrischen Betrachtung der Weltgeschichte selbst, gleich großartig durch die innere Wahrheit wie durch den Glanz der Darstellung — ein Musterstück deutscher Prosa. Beide aber, „der Sterbliche (der Erdgeist nämlich) wie der Unsterbliche sind aus dem Einen Ledas-Ei hervorgegangen, wie ja auch die Grundentzweiungen der Geschichte in der menschlichen Natur vereinigt sind. Auch der Erdgeist ist göttlichen Ursprungs, nur lügt er sich selber an, wenn er sich Gott gleich hält" (IV. 311—312).

Im zweiten Abschnitt: „Vergangenheit" definirt er zuerst den Begriff der Autorität als die „praktisch gewordene öffentliche Meinung", wobei freilich nicht an die moderne Anschauung der letzteren gedacht werden darf[2]). Denn sie muß in innerster Wurzel religiös seyn und „als ihr tiefstes Geheimniß die Scheu vor einem Unsichtbaren in sich tragen"; sie mag selbst die schroffsten Gegensätze in sich hegen, aber alle bemeistert durch die höhere Idee, aus der sie in ihrer Entzweiung herausgeschlagen, und alle wieder vermittelt praktisch durch die Billigkeit. Demnach ist dieser öffentlichen Meinung die Autorität göttlichen Ursprungs, aber nicht minder die Rechte und Freiheiten des Volkes! Der Zweck des Staates aber ist, daß er dazu eingerichtet sei, „die wilden thierischen Kräfte zu bändigen und die schlaffen trägen zu wecken und anzutreiben." Um nun die Gegenwart zu begreifen, entwickelt Görres die ganze Vergangenheit in großen Zügen von den Kreuzzügen angefangen bis zum

1) Wer möchte hier nicht die völlige Durchführung der schon im „Allg. Frieden" ausgesprochenen und oben S. 107 erwähnten Idee erblicken!

2) Vergl. darüber auch den schönen Aufsatz: „Der Fall Deutschlands". Polit. Schriften I. 127.

Sturze Napoléons und den Schöpfungen des Wiener Congresses. Und nun heißt es: „Die Idee einer gemeinsamen Verschuldung und einer unverdienten Begnadigung war unter den Menschen, die Zeugen des Gerichts gewesen, anerkannt; die Fürsten selbst hatten vor Gott gezeugt, daß sie den Sieg und ihre Wiederherstellung nächst ihm der Begeisterung ihrer Völker willig verdankten. Es war anerkannt, daß der alte Zustand der Dinge, wie er aus französischer Wurzel hervorgegangen, da sie nun verdorrt, nicht mehr fortbestehen könne. Allein am Congreß, der Hilfe bringen sollte, wurde wohl das Princip der Legitimität festgestellt, aber der Rechte der Völker nur nebenbei gedacht. Warnend stand die öffentliche Meinung wie der Chor der alten Tragödie; aber vergeblich — man prolongirte nur die Wechsel, welche man den Völkern ausgestellt. Deutschland habe nichts erhalten als den 13. Artikel der Bundesakte, dessen Erfüllung auf dem Petitionsweg zu erbitten, Preußen verboten hatte. Dagegen breitete sich die innere Spaltung Frankreichs zwischen Ultra's und Liberalen auch in den übrigen Ländern aus und Deutschland nahm zu seinen übrigen unseligen Entzweiungen auch noch diese willfährig auf. Der Congreß von Karlsbad hat vollends erst die Reaktion auf's Aeußerste getrieben und die Begeisterung wie bei der Bildung von Glastropfen im physikalischen Experiment plötzlich im eiskalten Wasser der allernüchternsten Politik abgelöscht" (363—68). So hatte man die Dinge dahin gebracht; daß die Weissagung sich nahezu erfüllt: „die Revolution werde die Umreise um ganz Europa halten."

In scharf markirten Zügen schildert er im dritten Abschnitt: „Gegenwart" die Neuzeit. „Seit das alt-germanische System, das Karl der Große vollendet hat, zerrüttet wurde, sucht Europa in unaufhörlichen Schwankungen und Schwingungen seinen Schwerpunkt wieder, immer zu jedem Aeußersten getrieben. Bald hat die Einheit die allgemeine Seligmachung über sich genommen, zieht, saugt und pumpt

und centralisirt, so daß alle Säfte sich beklemmend und erstickend in den inneren Lebenstheilen häufen, bald ziehen wieder die Glieder ihre Schleußen auf und bringen alle Pulse zum Schlagen und lassen alle Haargefäße saugen, und es glüht die Oberfläche in jener falschen entzündungsartigen Lebensröthe: aber innen die Mitte ist blutlos, bleich, gelähmt, und wie sie mehr ermattet, wird das Lebensfeuer immer flatternder. So wird Europa von den Paroxysmen dieses Wechselfiebers heimgesucht, bald in den Schauern des Despotismus zähneklappernd, dann wieder von Revolutionshitze heiß überlaufen" (371). Und nun folgt eine unvergleichliche Charakteristik der einzelnen Länder und Völker, ihrer Natur und ihrer Stellung in der Geschichte (373—424).

Endlich im vierten Abschnitt: „die Zukunft" leitet er aus Gegenwart und Vergangenheit die Folgen, die da kommen würden, ab; „denn die Zukunft entwickelt sich, wenn die Gegenwart in der Fortschreitung fließend wird." Die Formel aber, auf die sich alle Bewegungen der letzten fünf Jahrhunderte zusammenfassen lassen, lautet: „daß in ihnen nichts als die allmählige Auflösung des großen europäisch-germanischen Reiches vor sich gegangen, begleitet von einer gleichmäßig fortschreitenden Reorganisation aller gesellschaftlichen Verhältnisse auf anderm Grunde, als dem, worauf das alte Werk gestanden" (425). Die Elemente der Zukunft sind aber in der Vergangenheit und Gegenwart so gegeben, wie die Bahn eines Himmelskörpers durch ihre bekannten drei Elemente. „Die Zukunft Europas wird die einschreitende Evolution weiter führen, indem sie einerseits den angefangenen Zersetzungsprozeß zu seinem Ende drängt, und andererseits die begonnene Umbildung bis zu ihrer vollen Reife leitet" (428). Mit dem Fortschreiten der Zerstörung des Alten werden dem aufmerksamen Blick auch immer sichtbarer die Ansätze einer anderen Ordnung, die sich jetzt wie ein Naturgebilde von unten auf gestaltet. So

entwickelt er nun die Elemente, und zwar zuerst das Religiöse, das sich an Italien knüpft, „denn 15 Ellen hoch über die höchste Fluth der neuen geistigen Ueberschwemmung habe der alte Fels hinausgeragt; und der Altar des neuen Bundes wird immer auf dieser Höhe des Ausgangs stehen.“ Die politischen Verhältnisse haben fürohin in Frankreich ihre Mitte und Anschießungspunkt, der Weltverkehr in England, der Adel der Gesinnung in Spanien, in Rußland die Bauerschaft und die stehenden Heere. Für Deutschland bleibe nur der Charakter des Chaotischen übrig. Indem er nun die Verfassungen der einzelnen deutschen Länder schildert, ergibt sich ihm, daß die Territorialmacht nach oben jede Einheit in Deutschland unmöglich gemacht und ebenso bisher in der größeren Hälfte des Reiches die gemeine Freiheit nach unten gebunden gehalten habe. Da dem Geiste der Nation dadurch zugleich die Höhe und die Tiefe genommen worden, so ist ihr nichts als jene Mittelmäßigkeit geblieben, die spießbürgerlich sich immer an's Aermste haftet, alle Würde und alles Selbstgefühl austilgt. Zwischen dem französisch-englischen und dem russischen Systeme in die Mitte gestellt, müßte Deutschland, wenn es eine Einheit hätte, beide isoliren; jetzt werden aber beide sich bei jeder Gegenwirkung in ihm entladen. Der Norden wird für die alte, England und Frankreich für die neue Ordnung seyn; Deutschland wird sich in der Regel für beide Systeme theilen und in seinem Umkreise der Tummelplatz der streitenden Parteien liegen (443). So hat Görres im Jahre 1821 den Gang der Ereignisse für die ganze folgende Zeit bis zum Umsturz der 1815 geschaffenen Ordnung durch Napoleon III. und seine Helfershelfer hinlänglich signalisirt[1]).

1) Ich kann nicht umhin hier ein anderes prophetisches Wort anzuführen aus einem Brief an Perthes vom Dezember 1819 die Restauration in Frankreich betreffend, die bis in's Einzelnste sich erfüllt: „Auch da ist das Gute tief vom Bösen verschlackt; im

Eine Hoffnung sieht er in dem Erwachen des religiösen Sinnes. „Ja, es will sogar scheinen, als ob der Katholicismus, den man längst feierlich begraben, sich wieder in seinem Grabe aufrichte, und die Ruhe der Lebenden mit neuer Unruhe bedrohe. Ueber diese Wendung der Dinge darf man sich aufrichtig freuen. Mag auch Willkür zum Altare flüchten, den sie selber ausgeplündert; jede gesetzlich-rechtliche Macht findet dort ihre sicherste Gewähr; aber keine Tyrannei wird von der ewigen Gerechtigkeit gehegt, und wollten ihre Diener zu argem Bunde sich vereinen, sie würden, wie schon mehr als einmal geschehen, nur Genossen des Verderbens werden." Schließlich bemerkt er: „Da ihre Lehre siegreich alle Angriffe der wildesten und ungebundensten Freigeisterei überdauert, darf sie fortan das Licht der Wahrheit nimmer scheuen, und ihre Diener werden nicht einem feigen Obskurantismus sich ergeben. Wo sie zur Polemik sich gedrungen fühlen, werden sie nicht durch gehässige Feindseligkeit die Reinheit ihrer Sache verdächtig machen, sondern durch gehaltene Würde im gesicherten Selbstgefühle ihre Gegner siebenmal schlagen. So wird die Kirche innerlich die triumphirende werden, schon weil sie äußerlich die ecclesia pressa ist" (450—53).

Regt sich aber in solcher Weise das Leben in der Masse, „dann läßt sich auch der heiligen Allianz ansinnen, daß sie selbst endlich praktisch und werkthätig werde. Sie hat für den Naturstand der Staaten statt des schwankenden Völkerrechts die christliche Moral als Gesetz angenommen; möge

---

Innern schäumen die schlechtesten Leidenschaften, während der Mund weise Reden hält; hölzerne Andachtshände heben sie betend zum Himmel auf, während unter dem Mantel die wirklichen Diebeshände den Nachbar bestehlen und bemausen. Die Jugend wächst gegen das Alte in einem Hasse auf, den die Schufte und Thoren, die in dessen Vertheidigung sich theilen, jeden Tag mehr rechtfertigen und so wird vor Ablauf der ersten Hälfte des Jahrhunderts kein Stein mehr auf dem andern bleiben." Gesammelte Briefe II. 602.

sie denn auch das menschlich-milde Christenrecht unverbrüchlich üben!" Und nun hält er wie ein Prophet in gewaltiger Rede der Zeit und ihren Machthabern den Spiegel der Schuld vor und weist an die Zeichen, durch die den Herrschern und Beherrschten ein Maß an die Hand gegeben ist, daran zu messen all ihr Thun und Lassen. Denn „der Geist, der zürnend in die Geschichte eingetreten, hat jenen wirklich großartigen Tyrannen nicht darum gestürzt, damit ein Geniste kleiner schwächlicher Tyrannen an seine Stelle trete" (456—63). Darum muß vor allem jene schuldbeladene Sünderin, jene treulose eigensüchtige Politik verbannt werden, die nach Außen alles Besitzthum erraffen, nach Innen alle Rechte den Völkern zu entreißen gesucht hat, und die im Bunde mit der Frivolität und Zügellosigkeit der Zeit alles Unheil herbeigeführt hat. Der Zauber, der früher die blinde Gewalt (der Autorität) umgeben, ist längst größtentheils durch ihre Schuld zerstreut; sie muß, will sie ihre Bedeutung fortan behaupten, beseelt und vernünftig werden. Darum ist Gerechtigkeit und Billigkeit und Maßhalten besser, denn die Gewalt, die die Völker in Sklaven und Tyrannen und ihre Helfershelfer scheidet (472—474). Nachdem er nun die Bedingungen eines Friedenszustandes erörtert, wobei er an erster Stelle die Freigebung des Weltverkehres aufstellt, führt er nochmal die Gegensätze des Despotismus und der Demokratie in immer mehr sich steigernder Gegenüberstellung in einer Weise vor, welche wie für die Gegenwart geschrieben ist, und damit endet: ob allgemeine Abstraktionen von der Gewalt, von der ursprünglichen und angeborenen Herrschaft, von der Herrlichkeit der unbeschränkten Souveränität ein Land heimsuchen oder andere von der unbedingten Freiheit und der ursprünglichen Gleichheit dasselbe placken, es wird gleich sicher seinem Verderben entgegen gehen. „Dreißig Jahre hat die Welt dieß Spiel getrieben, und nicht die Fürsten, noch die Völker haben dabei gewonnen; jene haben das Blutgerüst bestiegen, und die Völker sind glücklich oder

unglücklich beidemal zu Grund gegangen" (478). Nun folgen jene Sätze, „welche im Gebiete geistiger Freiheit wie die Naturgesetze im Weltbau" wirken.

Wie aber die heilige Allianz „praktisch" hätte verwerthet werden sollen und noch verwerthet werden könnte, zeigt er in der nächsten Schrift: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona." Schon in der Vorrede sagt er: man werde „erfahren, daß die Grundsätze, welche sie (die damals waltenden Mächte) als vogelfrei in des Reiches Acht erklären, eigentlich die der heiligen Allianz sind"[1]). Auch hier beginnt Görres mit einem Rückblick auf die Vergangenheit, indem er zunächst die in dieser wirkenden Kräfte im Gegensatz zu denen der neueren Zeit erörtert. In der früheren Zeit des Mittelalters seien es die höchsten Kräfte, die Ideen der Vernunft gewesen, wie die untern, welche ihre Ausbildung erhielten; jene durch den idealisirenden Geist des Christenthums, diese durch das was von dem früheren frischen Naturgeist aus noch älterer Zeit stamme. Die mittleren, die Verstandeskräfte dagegen, früher mehr verabsäumt, sind es aber nun, die in der neuern Zeit wirken, d. h. seit dem Ausgang des Mittelalters. Auf Grund der bloßen Verstandeskräfte habe man nun, synthetisch vom Allgemeinen zum Einzelnen vorgehend, zuerst die Idee der absoluten Gewalt des Fürsten zur Geltung gebracht, analytisch aber dieser keck die Souveränität des Volkes entgegengesetzt. Dieser Gegensatz hat sich in die ihrer Natur nach doppelartig gesellschaftliche Einrichtung hineingetragen, in die Kirche also wie in den Staat; und so habe sich auf kirchlichem Gebiete die Reformation, auf politischem die Revolution entwickelt. Indem er nun diese Entwicklung der beiden wesentlichen Grundgegensätze auf dem politischen Gebiete darstellt, „die nach der Natur der Dinge in stets kämpfender Eintracht und stets gefriedetem Kampfe wechsel-

1) Gesammelte Politische Schriften V. 3.

seitig sich spannen und beruhigen sollten", aber jetzt in heftigem Kampfe sich gegenüberstehen, ergibt sich ihm die Nothwendigkeit der Mitte; diese ist ihm aber nicht eine abstrakte, leere, nicht eine solche die unter den Gegensätzen steht, sondern über ihnen. Dieß nun ist der Regent, der daher selbst nicht fortwährend Partei ergreifen und auf der Schaukel derselben sitzen darf. „Das innerste eigenste Wesen jeder Regierung ist das Maß: Maß aller Kräfte und Richtungen, aller vorwärts und rückwärts strebenden Thätigkeiten, Maß aller Rechte und Pflichten, die wechselseitig sich bedingen und begrenzen. Eine Regierung daher, die maßlos ist, setzt sich gegen sich selbst in Aufstand und Widerspruch, und spricht sich nach kurzem Taumeln das eigene Urtheil" (V. 39). Ein Bund aber Aller, der ankündigt, wie er sich auf den festen Grund des Christenthums gestellt, würde, wenn er auf gleichen Irrwegen sich verlieren wollte, vor Gott, wie vor Mit- und Nachwelt nicht die mindeste Entschuldigung haben. Jene Mitte, welche unter den Gegensätzen sich stellt, wäre nur ein Indifferenzpunkt, ein Bild aller Nichtigkeit. Ein solcher Fürst würde ein Spielball „einer Camarilla mit und ohne Livree, kaltblütiger Lurche, ringelnden schleichenden Ungeziefers seyn." Die zweite Weise der Vermittlung nimmt ihren Stand über den Parteien. Sie will den Streit nicht schlichten durch Lähmung und Ertödtung der streitenden Kräfte, noch ihren Gegensatz abstumpfen durch narkotische Betäubung und Lähmung jeder edlen Gesinnung, sondern sie duldet und hegt ihn als ein nothwendiges Ergebniß der Zeiten; aber sie weiß ihn zu beherrschen, mit Ueberlegenheit die äußersten Pole gegen einander beugend. „Nur in den untersten Thiergeschlechtern ist im Magen das Gehirn, im Bauche kann daher nicht die Regierung seyn; auch ist der Regent nicht Rechte oder Linke: er ist vielmehr das Haupt, das frei und hoch über allen Gegensätzen des Lebens steht"[1]).

---

1) V. 39; 41; 42; 45. In den Aphorismen aus den Jahren 1822—23

Was so für jede Regierung gilt, dieß kann auch nur für den Bund Aller gelten. Ein glücklicher Instinkt habe auch die Gründer der heiligen Allianz dazu geleitet. Nachdem er die Grundsätze dieser Allianz dargelegt, zieht er nun die Folgerungen und zeigt, was vom Congreß zu Aachen auf Grund derselben hätte geschehen müssen. Vor allem hätten die Länder und Völker, welche beim Wiener Congreß wider Recht und Natur vertheilt worden sind, wieder in ihr altes Verhältniß zurückversetzt werden sollen. Er fordert z. B. die Herstellung Polens, Venedigs, Genuas, die Rückgabe Finnlands an Schweden, Belgiens an Oesterreich u. s. w. So ungefähr hätte im Sinne der heiligen Allianz das wiedergeborne Europa sich gestalten müssen. Die einzige nothwendige Voraussetzung zum Gelingen des Werkes wäre aber „in der Ausführung, wie bei allem Christlichen, eine fortdauernde Selbstentsagung und stete Verläugnung aller Eigensucht gewesen" (61—63). Nun sucht er zu zeigen, welche wohlthätigen Folgen dieß für jedes einzelne Land gehabt hätte. Allein man hat nach den „Bauplanen der alten Politik gebaut". Der böse Feind habe „mit glühender Kralle die schwere Felsmasse aufgepackt und sie durch die Gewölbe hinabgeschmettert"; dieser Stein sei „die Masse des Mißtrauens, die trennend zwischen die Regierungen und die

hat er diesen Gedanken in classischer Einfachheit ausgesprochen: „Sagt ihr ihr seid Herrscher von Gottes Gnaden, so herrschet gleich ihm. Gott mengt sich in keinen Gegensatz der Parteien, nur zwischen gut und bös nimmt er Partei und stellt seine Gerechtigkeit mitten inne, die jeden der streitenden Theile, der sich zum Bösen verirrt, zu treffen weiß" (V 146). Ebenso entwickelt er diesen Gedanken in dem Aufsatz: „Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte" 1832 (Polit. Schriften VI. 78). Es galt dem Minister Wallerstein, der die Verfassung als diese Mitte erklärte. Görres war damals deßhalb bedroht, nach Würzburg versetzt zu werden. S. (Dr. Strodl) „Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel" (1848) S. 101 ff.

Völker sich gelegt, jenes furchtbare System wechselseitiger Verunglimpfungen und Anschuldigungen, das wie eine undurchdringliche Scheidewand zwischen beiden sich erhoben" (70). Da aber Görres nie die Hoffnung aufgegeben, glaubt er, daß immerhin noch Einiges von dem was man versäumt, sich nachholen lasse. Und wie er in seiner milden Weise schon einige Keime besserer Gesinnung (79) erblicken möchte, so fordert er nun gemäß der heiligen Allianz, „jene alte sündhafte heidnische Politik ganz aufzugeben und genau nach den Grundsätzen des Völkerrechts zu verfahren" (90).

Nun sucht er zunächst für Deutschland auch in Bezug auf dessen innere Verfassung die Grundsätze der heiligen Allianz geltend zu machen; denn auch nach Innen soll alles Viehliche und Wilde abgethan werden. Er tritt ein für die Regierungen, insofern sie alles Ungezähmte zu bewältigen sich bemühen, aber sagt auch ihnen, daß sie diesen blinden Gewalten andere blinde entgegensetzen (91). Er frägt nach den Elementen für Freiheit und Verfassung, von denen übermenschlich viel geredet worden. Vergeblich sucht er sie beim Adel, vergeblich bei der Priesterschaft, die jetzt je nach den Confessionen „in einem erbaulichen Streit begriffen sei, welche von beiden am meisten der Willkür zu ihrem Zwecke sich empfehle." Dann kommt er zu den Gelehrten, die sich zu Priestern der Wahrheit aufgeworfen[1]); „allein sie haben sich allzu sehr nur zu ihren Pfaffen herabgewürdigt." Unvergleichlich schildert er dieselben, „wie sie ohne Heimath, ohne Vaterland vagabundiren gleich den Priestern der syrischen Göttin nach Lucian auf Eseln nicht bloß von Ort zu Ort, sondern gleicherweise durch alle Zeiten, Grundsätze und Gesinnungen. Steife ungelenke Pedanten schlagen sie die lärmende Trommel und ziehen von Markt zu Markt, ihre guten Meßartikel anzubringen. Sie sind der Revolution in allen ihren Formen nachgezogen, sind Napoleon mit Hosanna-Ruf vorausgegangen,

1) Vergl. Adresse der Stadt Coblenz. Politische Schriften IV. 15.

danach waren sie mit Reden an die deutsche Nation zur Hand voll hochpatriotischer Gesinnung, jetzt gelte es gegen Mittelalter, Feudalwesen loszuziehen, sowie gegen den Klerus. So hat sich diese politische Landstreicherei herausgebildet, die überall zu Hause ist, nur nicht im eigenen Vaterlande" (S. 115—17).

Aber nicht mit einem Mißton will er schließen, habe auch das deutsche Volk nach der Auflösung des alten Reiches einen allgemeinen Bankbruch an politischen Tugenden gelitten, so habe es doch „aus den massiven Barren sich eine Wohlhabenheit in Privattugenden erzeugt": den religiösen Glauben, die Fähigkeit für das Unsichtbare sich zu begeistern, Muth und Tapferkeit, einen derben gesunden Hausverstand, die Fähigkeit zu jener weit überschauenden geistigen Höhe sich zu erheben, von der aus ausgezeichnete Geister der Nation in anderwärts unerreichbarer Ideenkraft die Welt und ihre Wunder übersehen, den sittlichen Ernst, treuherzige Ehrlichkeit u. s. w. Damit hatte Görres den Gedanken, welchen er in „Deutschland und die Revolution" nur angedeutet, hier weiter ausgeführt. So hoffte er, daß die kahle und leere Oede des sonst fruchtbaren Landes wieder grüne und blühe. Aber „diese Wiedergeburt kann nicht von oben herab durch Formen und Einrichtungen einseitig geschehen; sie kann nur durch die Zusammenwirkung der Nation und ihrer Machthaber in gleicher Gesinnung zur Reife gedeihen. Darum sei der Congreß der Fürsten zugleich auch ein Congreß des Volkes und der Völker: alle Forderung sei gegenseitig, aller Anspruch auf Leistung der einen durch Leistung von der anderen Seite bedingt. Wenn so Jeder, die oben und die unten thun, was ihres Amtes ist, dann könnte es vielleicht geschehen, daß von diesem Tage die Erfüllung dessen, was die Völkerschlacht verheißen, sich datire: die wahre Befreiung Europa's" (123).

Doch auch der Congreß zu Verona war mehr nur ein „Galatag" und diente übrigens nur zur Bestärkung in der

bisherigen Politik. So bildeten sich die widerstreitenden Gegensätze zwischen den liberalen Westmächten und den absoluten Nordmächten heraus, wie Görres dieß vorausgesehen. Die Quadrupelallianz und das Band das die Nordmächte umschlang, ließen „die wahre Befreiung Europa's" nicht zur Entwicklung kommen. Deutschland bleibt der Tummelplatz für beide. Einerseits machte sich eine Freiheit geltend, die von allem Historischen wie von den ewigen Gesetzen sich losgerissen, auf das Nichtige der eigenen Willkür sich gesetzt, andererseits wurde auf dem gleichen Boden die große Lüge absoluter Souveränität immer mehr zum Götzen ausgeputzt und so jene Zeit vorbereitet, in welcher der Absolutismus von oben mit dem Liberalismus von unten sich zur „engen Stahlbruderschaft" verbindend ihre Orgien feiern konnten. Die Völker haben dadurch unberechenbaren Schaden gelitten und auch das deutsche Volk sicher einen großen Theil jener „Wohlhabenheit an Privattugenden" eingebüßt, auf die Görres noch seine Hoffnungen gesetzt. Görres selbst rief noch auf dem Todbette aus: „Betet für die Völker, die nichts mehr sind."

XIX.

Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart.

III. (Schluß.)

Bei der Bestimmung des Verhältnisses zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt geht der heil. Lehrer vom Endzwecke des Menschen aus. Das Endziel des Menschen ist nicht in irdischen Gütern gelegen, nicht für Reichthümer, Ehre und Würde ist der Mensch geschaffen; auch trägt er sein letztes Ziel nicht in sich selber, solange er in diesem Thränenthale pilgert: sein letztes Ziel liegt über der Erde, es besteht in der ewigen Glückseligkeit, welche durch das Schauen und den Genuß Gottes erzeugt wird — ultima beatitudo, quae in fruitione Dei exspectatur post mortem[1]). Und weil der Zweck der Gesammtheit der Menschen kein anderer seyn kann, als der jedes Einzelnen, darum ist auch der Endzweck der Societät und jeden Theiles derselben die beatitudo aeterna. „Idem oportet esse judicium de fine totius multitudinis et unius“ (ibid.) gilt als ein Princip des heil. Thomas. Die ewige Glückseligkeit in Gott ist der Menschheitszweck, der finis ultimus jedes staatlichen und socialen Zusammenlebens. Cum apparuerit, similes erimus ei et videbimus eum sicuti est. I. Joann. 3, 2.

Zu diesem letzten Ziele kann, wie der einzelne Mensch,

---

1) De regim. princip. l. I. c. 14.

so die ganze Menschheit nicht durch natürliche Kräfte und Mittel gelangen; denn die visio beatifica ist etwas ganz und gar Uebernatürliches. Könnte der Mensch durch natürliche Tugend und Rechtschaffenheit dieses Ziel erreichen, dann genügte ihm das Naturgesetz und das menschliche Gesetz; die ewige Glückseligkeit als die höchste Vollendung des Menschen wäre in der Sphäre der menschlichen Gesetzgebung oder des Staates gelegen. Weil aber natürliche Kräfte zu diesem göttlichen Ziele nichts vermögen, darum hat Gott ein göttliches Gesetz gegeben, damit es die Menschen zu dieser übernatürlichen Bestimmung hinführe, und er hat eine göttliche Auktorität gegründet, damit sie dieses göttliche Gesetz handhabe und erkläre, und er hat eine göttliche Heilsanstalt gestiftet, damit die Menschen in derselben sich vereinigen und gemeinsam ihrem übernatürlichen Zwecke zustreben. Hören wir den Aquinaten selber: Sed quia finem fruitionis divinae non consequitur homo per virtutem humanam, sed virtute divina, juxta illud Apost. Rom. 6: „Gratia Dei vita aeterna", perducere ad illum finem non humani erit, sed divini regiminis. Ad illum igitur regem hujusmodi regimen pertinet, qui non est solum homo, sed etiam Deus, sc. ad Dominum nostrum Jesum Christum, qui homines filios Dei faciens in coelestem gloriam introduxit. Hoc igitur est regimen ei traditum, quod non corrumpetur, propter quod non solum sacerdos, sed rex in scripturis sacris nominatur, dicente Jer. 23: „Regnabit rex et sapiens erit", unde ab eo regale sacerdotium derivatur. Et quod est amplius, omnes Christi fideles in quantum sunt membra ejus, reges et sacerdotes dicuntur. Hujus ergo regni ministerium, ut a terrenis essent spiritualia distincta, non terrenis regibus, sed sacerdotibus est commissum, et praecipue summo sacerdoti successori Petri Vicario Romano Pontifici, cui omnes reges populi Christiani oportet esse subditos, sicut ipsi Domino nostro Jesu Christo (ibid.).

Allerdings hat der Mensch und folglich die Societät

auch ein irdisches Ziel. Als die irdische Aufgabe des Menschen und der Societät bezeichnet der englische Lehrer im Anschlusse an Aristoteles das tugendhafte Leben. Deßhalb hat nach ihm der Staat oder die weltliche Gewalt die Bestimmung, die Untergebenen zu einem tugendhaften Leben zu führen; alle Staatseinrichtungen müssen darauf abzielen, daß die Bürger zu immer größerer sittlicher Vervollkommnung gelangen. Der heil. Thomas entwickelte diese Lehre mit den Worten: Videtur ultimus finis esse multitudinis congregatae, vivere secundum virtutem. Ad hoc enim homines congregantur, ut simul bene vivant, quod consequi non posset unusquisque singulariter vivens: bona autem vita est secundum virtutem; virtuosa igitur vita est congregationis humanae finis (ibid.).

Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als ob der Staatszweck des heil. Thomas mit dem des modernen Staates identisch sei, der, wie Baumann (S. 10) schreibt, „ja nicht bloß volkswirthschaftliche und technische Cultur wolle, sondern fortschreitende Gesittung der Staatsbürger durch das Staatsleben als eine wesentliche Aufgabe mit anstrebe.“ Hören wir doch nichts häufiger, als daß der jetzige Staat eine sittliche Institution und darum berufen sei, die Kirche in ihrer civilisatorischen Thätigkeit abzulösen, weßhalb er sich vorzugsweise Cultur-Staat nennt und allen Unterricht und alle Erziehung als seine eigenste Domäne erklärt. Allein es scheint nur so, als ob der Staat des heil. Thomas mit dem modernen Staatszwecke harmonire. Auch Baumann hat diesen Schein erkannt, wenn er (S. 14) schreibt: „Leider wird diese herrliche Grundlage der Versöhnung wieder ganz weggenommen durch die Wendung, welche Thomas im Sinn und Geiste der Kirche nimmt, sobald er seine Blicke über die Erde hinausrichtet. Denn Thomas bleibt mit Recht nicht bei dem irdischen Ziele des Menschen stehen, sondern er strebt höher.“ In der That, der Engel der Schule bleibt bei der

irdischen Bestimmung des Staates nicht stehen. Das tugendhafte Leben, welches den irdischen Zweck der Societät ausmacht, ist nicht der letzte Zweck des Menschen, sondern es gibt noch einen höheren Zweck und darum muß sich die Tugend diesem höheren Zwecke unterordnen; sie wird mit Rücksicht auf den finis ultimus des Menschen selber zum Mittel. Darum fährt der Aquinate an der genannten Stelle weiter: Sed quia homo vivendo secundum virtutem ad altiorem finem ordinatur, qui consistit in fruitione divina; oportet eundem finem esse multitudinis humanae, qui est hominis unius. Non est ergo ultimus finis multitudinis congregatae vivere secundum virtutem, sed per virtuosam vitam pervenire ad fruitionem divinam.

Darin liegt der Grundirrthum der liberalen Auffassung vom Staate, daß die irdische Aufgabe und Bestimmung der Societät unabhängig seyn soll von ihrem übernatürlichen Ziele. Das Gemeinwohl und die sittliche Vervollkommnung, zu der der Staat die Bürger führen soll, gelten als etwas Absolutes und von der religiösen Anschauung vollkommen Unabhängiges. Der Staat hat nach dem Liberalismus seine sittliche Aufgabe durch seine Mittel und Kräfte allein zu besorgen und kümmert sich in seiner Culturthätigkeit um keine kirchliche Lehre. Wer aber immer glaubt, daß der Mensch eine ewige Bestimmung im Jenseits hat, und wer glaubt, daß alles menschliche Thun und Lassen eine Vorbereitung für die Ewigkeit ist, der muß die liberale Auffassung vom Staate als grundfalsch verwerfen. Jeder Christ muß sich zur Lehre des heil. Thomas bekennen, daß sich die staatlichen Angelegenheiten und alle Gesetzesthätigkeit im Staate dem Endzwecke des Menschen nicht entziehen dürfen. Es zeigt sich hier wiederum evident, wie tief der Liberalismus in das Glaubensgebiet hineingreift.

Aus dieser Grundwahrheit, daß der Zweck der Kirche höher steht, als der des Staates, leitet der Engel der Schule die weiteren Bestimmungen über das Verhältniß von

Staat und Kirche ab. Ist nämlich die Kirche jene Gesellschaft, welche dem Menschen zu seinem höchsten Gute und zu seinem letzten Zwecke verhilft, dann muß sie auch höher stehen als der Staat, der seine Bürger nur zum irdischen Wohle und natürlicher Gesittung zu führen vermag. Das Priesterthum steht demnach höher als das Königthum — in nova lege est sacerdotium altius, per quod homines traducuntur ad bona coelestia[1]). Und weil das Irdische dem Ueberirdischen dienstbar zu werden hat, darum hat die weltliche Gewalt sich der geistlichen zu subordiniren, denn wer über den letzten Zweck gebietet, der hat auch über das zu gebieten, was zum letzten Zwecke in Beziehung steht. Der heil. Thomas drückt diesen Nexus zwischen Staat und Kirche so aus: Tanto est regimen sublimius, quanto ad finem ulteriorem ordinatur. Semper enim invenitur ille, ad quem pertinet ultimus finis, imperare operantibus ea, quae ad ultimum finem ordinantur: sicut gubernator, ad quem pertinet navigationem disponere, imperat ei qui navem constituit, qualem navem navigationi aptam facere debeat: civilis autem, qui utitur armis, imperat fabro, qualia arma fabricet[2]).

Ist die weltliche Gewalt der geistlichen untergeordnet, so ergibt sich von selber der Schluß, daß die Regierung der irdischen Angelegenheiten immer im Auge behalten muß, daß sie durch ihre Anordnungen und Maßregeln mit dem finis ultimus des Menschen nicht in Widerspruch gerathe. Sie hat die irdischen Dinge so zu verwalten und solche Gesetze zu geben, wodurch die Untergebenen in ihrem Streben nach dem ewigen Ziele nicht nur nicht gehindert, sondern vielmehr gefördert werden. Und davon darf gar kein Gebiet der staatlichen Thätigkeit ausgenommen werden. Alle partikulären Güter, die der Staat dem Menschen verschafft

1) De reg. pr. I. I. c. 14.
2) ibid. cf. s. th. II. II. qu. 23 a. 4.

oder erhält und vermehrt, wie z. B. Reichthum, zeitlicher Vortheil, Gesundheit, Wissenschaft und Unterricht (sive divitiae sive lucra sive sanitas sive facundia vel eruditio) sind von diesem höchsten Gesichtspunkte aus zu beurtheilen und zu verwalten. Vernehmen wir wiederum eine Hauptstelle, an welcher der heil. Thomas diese Lehre vorträgt: Cuicunque incumbit aliquid perficere quod ordinatur in aliud sicut in finem, hoc debet attendere, ut suum opus sit congruum fini. Sicut faber sic facit gladium ut pugnae conveniat, et aedificator sic debet domum disponere, ut ad habitandum sit apta. Quia igitur vitae, qua in praesenti bene vivimus, finis est beatitudo coelestis, ad regis off.cium pertinet ea ratione vitam multitudinis bonam procurare, secundum quod congruit ad coelestem beatitudinem consequendam, ut scilicet ea praecipiat, quae ad coelestem beatitudinem ducunt, et eorum contraria, secundum quod fuerit possibile, interdicat (ibid. c. 15).

Es entsteht nun die wichtige Frage: Wer soll die weltliche Gewalt darüber unterrichten, was zum ewigen Ziele der Unterthanen förderlich und was nicht förderlich ist? Wer vermag zu sagen, welche Gesetze und Anordnungen der Erreichung des höchsten Gutes im Wege stehen und welche nicht? Der heil. Lehrer antwortet darauf, daß der wahre Weg zur ewigen Glückseligkeit im göttlichen Gesetze d. h. im Evangelium enthalten sei, und daß deßhalb diejenigen die weltliche Gewalt hierüber zu unterrichten haben, welche im göttlichen Auftrage das Evangelium verkünden und erklären, nämlich die Priester. Er begründet diese Lehre durch die Worte der Schrift (Malach. c. 2 u. Deuter. c. 17); er verweist auf jene Anordnung Gottes im alten Bunde, nach welcher der König, sobald er von seiner Krone Besitz genommen, von dem Priester ein Exemplar des göttlichen Gesetzbuches erhielt, damit er es immer bei sich habe und es lese alle Tages seines Lebens und dadurch lerne, den Herrn seinen Gott fürchten und beobachten alle seine Worte

und Satzungen. Läßt sich der König durch das Priesterthum im göttlichen Gesetze unterrichten, so wird ihm ein dreifaches gelingen: er wird sein Volk zu einem guten Leben anleiten, es im tugendhaften Wandel erhalten, und zu immer größeren Fortschritten im Guten führen — per legem divinam eductus, ad hoc praecipuum studium debet intendere, qualiter multitudo sibi subdita bene vivat, quod quidem studium in tria dividitur, ut primo quidem in subjecta multitudine bonam vitam instituat, secundo ut institutam conservet, tertio ut conservatam ad meliora promoveat. Die sittliche und geistige Ausbildung eines Volkes nach den Grundsätzen des Christenthums wird nothwendig ein weiteres Gut nach sich ziehen, nämlich die körperliche und materielle Wohlfahrt. Der heil. Lehrer hält die materiellen und körperlichen Güter der Bürger für sehr nothwendig zum Wohl des Staates; er will, daß sie in hinreichender Menge vorhanden sind — ad bonam vitam duo requiruntur, unum principale quod est operatio secundum virtutem, aliud vero secundarium et quasi instrumentale, scilicet corporalium bonorum sufficientia, quorum usus est necessarius ad actum virtutis. Zielt alles staatliche Leben darauf ab, die Untergebenen materiell und geistig zu vervollkommnen, so kann das nicht fehlen, was der englische Lehrer so hoch schätzt und was er geradezu, wie wir oben gesehen, als Zweck der Staatsgewalt bezeichnet, nämlich die Einheit des Friedens — unitas pacis. Ein solches Volk wird ruhig und zufrieden leben und dieser Friede macht den Staat innerlich stark und kräftig; die Leidenschaften nehmen nicht überhand und zu Parteiungen ist kein Grund vorhanden; ein solcher Staat wird aber auch stark seyn gegen äußere Angriffe und Feinde; ein Staat aber, der innerlich und äußerlich kräftig, hat Dauer für die Zukunft.

Die angegebene Lehre des Engels der Schule widerlegt einen Vorwurf, der im gegenwärtigen Culturkampfe sehr häufig der Kirche und ihren Vorstehern gemacht wird,

nämlich daß die kirchliche Autorität allein und aus sich die Grenzen des staatlichen und kirchlichen Gebietes zu bestimmen sich anmaße, und daß der Staat von ihr sich belehren lassen solle, welche Staatseinrichtungen dem göttlichen Gesetze widerstreiten, und wie weit jenes von den Katholiken immer angerufene Wort der Schrift sich ausdehne: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen". Da nach der Lehre des heil. Thomas und der katholischen Kirche der Kirche allein der ultimus finis des Menschen anvertraut ist und ihr allein das göttliche Gesetz übergeben ist, das die Menschen zu diesem Endziel führen soll: so steht nothwendiger Weise lediglich der Kirche die Erklärung dieses Gesetzes zu und ihr allein kann es zukommen, zu bestimmen, was mit dem Endziel des Menschen harmonirt und was nicht. Ei, ad quem finis ultimi cura pertinet, subdi debent illi, ad quos pertinet cura antecedentium finium, et ejus imperio dirigi (ibid. c. 14).

Der heil. Thomas beweist die Superiorität der geistlichen Gewalt noch auf eine andere Weise; er folgert sie aus dem verschiedenen Objekte beider Gewalten. Die weltliche Gewalt bezieht sich auf das Irdische, auf die Ordnung der weltlichen Dinge; die kirchliche Auktorität verwaltet die überirdischen und geistlichen Angelegenheiten. Nun steht aber selbstverständlich das Himmlische höher als das Irdische, und die geistigen Güter sind höher zu schätzen als die weltlichen, folglich hat auch geistige Auktorität den Vorrang vor der weltlichen. Der Aquinate vergleicht zu diesem Zwecke die weltliche und geistige Gewalt mit dem Verhältnisse von Leib und Seele[1]). Wie die Seele höher steht als der

---

1) Der Vergleich ist nicht original; wir finden ihn schon bei vielen heiligen Vätern. So schreibt Joh. Chrysostomus: Hoc imperium, quod in Ecclesia viget, tanto civili excellentius est, quanto coelum terra; et quantum inter corpus et animam discriminis est, tantum item ab illo hoc distat. In II. Cor. hom. XV. Und Ivo Carnut. hat die Stelle: Sicut sensus animalis subditus debet

Leib, so auch die spirituelle Gewalt höher als die sekuläre, und wie die Seele den Leib regiert und leitet, so hat auch die geistige Gewalt die weltliche zu dirigiren. Seine Worte sind: Potestas saecularis subditur spirituali, sicut corpus animae, ut Gregorius Nazianz. dicit orat. 17; et ideo non est usurpatum judicium, si spiritualis praelatus se intromittat de temporalibus quantum ad ea, in quibus subditur ei saecularis potestas, vel quae ei a saeculari potestate relinquuntur. (S. th. II. II. qu. 60 a. 6 ad 3.)

Es liegt auf der Hand, daß durch solche Lehren über das Verhältniß von Staat und Kirche der englische Lehrer sich in schneidenden Gegensatz zum absoluten und omnipotenten Staat des Liberalismus setzt. Darum ist es auch sehr begreiflich, wenn letzterer ein wüstes Geschrei gegen die thomistische Lehre erhebt und sie als staats- und freiheitsfeindlich verlästert, und Schauder davor empfindet; es sind Lehren, „vor denen uns heutzutage schaudert", schreibt Baumann (S. 15). Gewiß die thomistische Lehre vom ultimus finis, der sich alles menschliche und sociale Leben unterordnet, verträgt sich nicht mit der Lehre, daß „die höchsten und letzten Ursachen des leiblichen und geistigen Wohlseyns für den Menschen in den Staatsinstitutionen zu suchen sind"[1]). Doch um dieses Geschrei und diesen Schauder des Liberalismus haben wir uns nicht zu bekümmern; unsere Frage ist nur diese, ob die thomistische Lehre über Staat und Kirche die Staatsgewalt

esse rationi, ita potestas terrena subdita debet esse ecclesiastico regimini. Et quantum valet corpus, nisi regatur ab anima, tantum valet terrena potestas, nisi informetur et regatur ecclesiastica disciplina. Epist. 51.

1) Populäre Philosophie des Staates von Gaspar (Luxemburg 1872) in der Einleitung. Der Staat gilt dem Verfasser als der „Collektiv-Mensch" im vollsten Sinne des Wortes; es kann deßhalb im Staate keine Gewalt existiren, die nicht staatlich wäre. Den Gedanken, daß im Staate der Staatsgewalt noch eine andere Gewalt gegenüberstehe, hält er für empörend.

aufhebt oder schädigt. Wir antworten darauf entschieden mit Nein und begründen dieses Nein in nachfolgender Weise.

Der heil. Thomas folgert die Superiorität der Kirche nicht daraus, daß die weltliche Gewalt etwa von der Kirche verliehen werde oder daß die irdischen Angelegenheiten auch von der Kirche besorgt werden sollen, sondern lediglich daraus, daß dem übernatürlichen Endziele des Menschen d. i. seiner ewigen Glückseligkeit auch das staatliche Leben zu dienen habe. Nur nach dieser einzigen Seite, insofern die weltliche Gewalt mit dem übernatürlichen Endzweck in Beziehung tritt, besteht die Unterordnung unter die geistliche Gewalt. Wäre der letzte Zweck des Menschen hienieden ein natürlicher und läge er auf dem Gebiete des Staates, dann könnte der Staat unabhängig von jeder anderen Macht den Menschen seinem letzten Ziele entgegen führen und die kirchliche Gesellschaft wäre ihm untergeordnet, wie es im heidnischen Staate thatsächlich der Fall gewesen[1]). Weil aber, um es nochmal zu sagen, das Endziel nicht in der Machtsphäre der weltlichen Gewalt liegt, darum hat sich dieselbe von jener Auktorität, welcher das höchste Ziel des Menschen anvertraut ist, belehren zu lassen, wie sie ihren Untergebenen zu jener beatitudo aeterna verhelfen kann. Wer möchte nun behaupten, daß dadurch die Staatsgewalt beseitigt oder geschädigt wird? Allerdings anerkennt der heil. Thomas nicht eine schrankenlose weltliche Gewalt, aber auf ihrem eigenen Gebiete soll sie nach ihm keine Beeinträchtigung erleiden. Der Staat gibt Gesetze, stellt Beamte auf, führt Kriege, erhebt Steuern und besorgt die Verwaltung, lauter Dinge, auf welche die geistliche Gewalt nicht den mindesten Einfluß

---

1) Quia sacerdotium gentilium et totus divinorum cultus erat propter temporalia bona conquirenda, quae omnia ordinantur ad multitudinis bonum commune, cujus regi cura incumbit, convenienter sacerdotes gentilium regibus subdebantur. De reg. l. I. c. 14.

übt. Die Kirche übt nur indirekt einen Einfluß, insofern sie die weltliche Gewalt darüber belehrt, was zum Seelenheile der Untergebenen förderlich ist und was nicht. Es gilt für das sociale Leben dasselbe Princip, das der Aquinate für den Einzelnen gegenüber der übernatürlichen Ordnung aufstellt, nämlich: gratia non destruit naturam, sed elevat et perficit eam. Die Vernunft erleidet durch das Licht des Glaubens nicht die mindeste Einbuße, im Gegentheil, sie wird dadurch vervollkommnet und ihre eigene Kraft wird gesteigert. Ebenso schwächt der Gehorsam gegen die Lehrauktorität der Kirche keineswegs die menschliche Freiheit, im Gegentheil sie wird dadurch stärker, sie wird zur Freiheit der Kinder Gottes erhoben. In gleicher Weise verliert der Staat nichts durch eine solche Unterordnung, er gewinnt vielmehr, weil er mithelfen kann zur Ausführung des Erlösungswerkes Christi, weil er seinen Bürgern Güter zu vermitteln befähigt wird, die weit über seine Sphäre hinausgehen, weil er dadurch, um es kurz zu sagen, selber übernatürlichen Charakter erhält. Der heil. Thomas lehrt die Selbstständigkeit des Staates auf seinem eigenen Gebiete an vielen Orten; wir führen zum Belege nur folgende Stelle an: Dicendum, quod potestas spiritualis et saecularis utraque deducitur a potestate divina; et ideo in tantum saecularis potestas est sub spirituali, in quantum est a Deo supposita, scilicet in his, quae ad salutem animae pertinent. Et ideo in his magis est obediendum potestati spirituali quam saeculari. In his autem, quae ad bonum civile pertinent, est magis obediendum potestati saeculari, quam spirituali secundum Matth. „Reddite, quae sunt Caesaris, Caesari"[1]).

Wenn aber die geistliche Gewalt in weltlichen Dingen mitzureden hat, dann gibt es zwei Herrscher im Staate. Der Vorwurf des Liberalismus ist dann nur zu gerechtfertigt, daß die Katholiken keine wahren Patrioten seyn können, weil sie

1) In l. II. Sentent. dist. 44 qu. 2 ad 3.

auch in weltlichen Dingen einen ausländischen Herrn anerkennen. Der Vorwurf wäre richtig, wenn die geistliche Gewalt unter demselben Gesichtspunkt und nach derselben Beziehung die irdischen Angelegenheiten ordnen und verwalten wollte, nach welcher der Staat es thut, aber er wird völlig hinfällig, weil der Titel, auf welchen hin die Kirche in's Irdische eingreift, ein ganz anderer ist als der, welcher den Staat zur Herrschaft berechtigt. Die Kirche will und darf nicht das Weltliche betreiben, ihr Reich ist nicht von dieser Erde; aber sie hat die Aufgabe, daß die irdischen Güter nicht mißbraucht und ihrer Endbestimmung entfremdet werden. Die Kirche z. B. lehrt nicht die Wissenschaft, das ist nicht ihre Aufgabe. Aber so sehr die Wissenschaft den Gläubigen zu ihrem ewigen Ziele förderlich seyn kann, wenn ihre Lehren Wahrheit enthalten, so sehr kann sie dem Glauben schädlich werden, wenn sie Irrthum im Gewande der Wahrheit predigt. Darum hat die Kirche die Pflicht, die Wissenschaft vor ihr Forum zu ziehen und die der göttlichen Wahrheit widersprechenden Sätze zu verdammen. Aehnlich verhält es sich mit der Gesetzgebung. Die Kirche gibt den Staaten keine Gesetze, sie mischt sich nicht in die Angelegenheiten der Parlamente, aber sie läßt sich auch nicht das Recht bestreiten zu erklären, daß dieses und jenes Gesetz die Gläubigen in dem Streben nach jenem einzigen Gute, wofür sie auf der Welt sind, hindert und schädigt. Wer wird sagen wollen, daß durch eine solche Erklärung der geistlichen Gewalt das Gesetzgebungsrecht des Staates geläugnet werde? Es ist deßhalb ein großer Unterschied, ob man behauptet, die weltliche Gewalt ist der geistlichen untergeordnet; oder ob man sagt, in solchen Dingen, welche das ewige Heil betreffen, hat sich die Staatsgewalt von der Kirchenauktorität leiten zu lassen. Es ist etwas ganz Anderes wenn ich sage: der Papst als Inhaber der höchsten kirchlichen Gewalt besitzt auch alle zeitliche Gewalt, und wiederum wesentlich etwas Anderes, wenn ich sage: der Papst als Stellvertreter Christi und oberster Hirte

hat zu wachen, daß die irdischen Herrscher ihre Gewalt nicht zum Schaden der Heerde Christi mißbrauchen. Sagt ja doch an der obigen Stelle der englische Lehrer mit dürren Worten, daß in irdischen Dingen die geistliche Gewalt der weltlichen sich unterzuordnen und zu gehorchen habe.

Der heil. Thomas leitet seine Lehre über Staat und Kirche aus dem finis supernaturalis hominis her. Wie aber ist es dann, wenn ein solcher die weltliche Gewalt inne hat, der diesen übernatürlichen Zweck nicht erkennt oder anerkennt? Ein solcher scheint nach dem heil. Thomas zur Herrschaft unfähig zu seyn; ihm ist man keinen Gehorsam schuldig. Die Sybel'sche Zeitschrift z. B. wirft solches der thomistischen Doktrin vor, wenn sie im angezogenen Artikel (S. 352) schreibt: „Auch erlaubt die Kirche in keiner Weise, daß Ungläubige die Herrschaft oder irgend ein Amt über Gläubige erhalten, weil darin zu große Gefahr für den Glauben liegen würde. Wenn aber Ungläubige bereits im Besitze einer Herrschaft oder eines Amtes über Gläubige sind, so kann dieses Verhältniß solange fortbestehen, bis die Kirche, welche die Gewalt Gottes besitzt, dasselbe aufhebt, weil die Ungläubigen durch ihren Unglauben den Verlurst ihrer Herrschaft verdienen." Wir antworten, um nicht zu lange zu werden, mit einem principiellen Texte des Aquinaten, der sich im selben Artikel seiner theologischen Summa findet, aus welchem die Sybel'sche Zeitschrift ihren Vorwurf genommen, und der so lautet: Considerandum est, quod dominium et praelatio introducta sunt ex jure humano; distinctio autem fidelium et infidelium est ex jure divino. Jus autem divinum, quod est ex gratia, non tollit jus humanum, quod est ex naturali ratione. Ideo distinctio fidelium et infidelium secundum se considerata non tollit dominium et praelationem infidelium supra fideles[1]). Als Princip stellt hier der heil. Thomas auf, daß ungläubige Herrscher über gläubige Unterthanen

1) S. th. II. II. qu 10 a. 10.

gebieten können, und daß der Glaube der Untergebenen an sich keinen Einfluß auf die Herrscherrechte übe. Allerdings bezeichnet er Fälle, in welchen die Herrscher ihrer Gewalt verlustig werden können, aber nicht deßwegen, weil ihre Unterthanen Gläubige sind, sondern weil sie ihre Gewalt mißbrauchen. Statt bei der Wiedergabe der Lehren eines Anderen ganz besonders dessen Grundlehren zu beachten, befleißigt sich der genannte Artikel Einzelnheiten und untergeordnete Punkte hervorzuheben und die Principien zu übergehen, wie es der vorliegende Fall beweist. So muß man es machen, um die alte Lehre verlästern und verdächtigen zu können. Dabei bleibt man aber doch höchst objektiv und wissenschaftlich!

Am schlimmsten dürften im thomistischen Staate die Ungläubigen und Irrgläubigen wegkommen. Nach Baumann (S. 15) gibt es im Staate des Thomas „principiell keine Duldung anderer Religionen, alle welche eine vom Katholicismus abweichende christliche Lehre haben, werden mit Strafen an Leib und Leben zur Rückkehr in den Schooß der Kirche gezwungen.“ Es ist noch nicht lange her, so mußten die Katholiken aus hohem Munde die Worte vernehmen, daß die Katholiken, wenn sie zur Herrschaft in Deutschland gelangen würden, die Scheiterhaufen errichten und alle Evangelischen mit Gewalt zum katholischen Glauben zurückführen würden[1]). Wenn Männer der Wissenschaft

1) Vergl. die Rede Bismarcks im preußischen Abgeordnetenhause vom 16. April v. Jrs. Der Fürst äußerte wörtlich: „Wenn der Papst die Macht hätte, ... so müßte er damit beginnen, die Majorität der Preußen zu vernichten Diese müßte sofort entweder ihren Glauben abschwören oder riskiren, Hab und Gut zu verlassen.“ Aehnliche, wenn nicht stärkere, Ungeheuerlichkeiten sind der katholischen Kirche in seiner Herrenhausrede vom 14 April v. Jrs. vorgeworfen. Er behauptet geradezu, daß das „Evangelium und die Seligkeit durch Papstthum und Papst bedroht werden; daß sich der Vertreter der Institutionen der katholischen Kirche von der Treue

und der höchsten Stände solche Ansichten von den Katholiken und ihrem Glauben hegen, dann darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Vorurtheile unserer irrenden Brüder gegen uns so schwer und so langsam weichen wollen. Und doch wäre nichts weiter nöthig, um sich von der Falschheit solcher Ansichten zu überzeugen, als ein vorurtheilsloses Studium unserer Lehren. Was die fragliche Lehre des heil. Thomas anlangt, so stellt sich derselbe die Frage: Utrum infidelium ritus sint tolerandi[1]), und er antwortet mit Ja. Nach ihm ist alle staatliche Regierung nur ein Nachbild der göttlichen Weltregierung; sie muß sich deßhalb der letzteren conformiren. Wie nun Gott, der in seiner Allmacht alles Böse ausrotten könnte, gleichwohl dasselbe erträgt, ja sogar aus demselben Gutes schafft: so thut auch die weltliche Regierung recht, wenn sie manches Schlimme erträgt und duldet, damit nicht durch Beseitigung des Bösen manches Gute verhindert oder größeres Uebel herbeigeführt wird. Deßhalb schließt er: Sic ergo quamvis infideles in suis ritibus peccent, tolerari possunt vel propter aliquod bonum, quod ex eis provenit, vel propter aliquod malum, quod vitatur. Selbst solche Ungläubige sind zu dulden, deren Religion gar nichts von der Wahrheit hat und die dem Staate gar keinen Nutzen gewährt, sobald ein Einschreiten gegen sie Aergerniß geben oder Zwietracht unter den Bürgern erzeugen würde. In einem früheren Artikel derselben Quästion[2]) lehrt er, daß solche, die nie zur Kirche gehört und den wahren Glauben nie besessen haben, nicht dürfen zum Glauben gezwungen werden, weil der Glaubensakt als freier Akt nicht erzwungen werden kann — quia credere voluntatis est. Ist es nicht ein freisinniger Grundsatz, welcher der weltlichen Gewalt dasselbe Verfahren den Andersgläubigen gegenüber vorschreibt, das

gegen König und Vaterland lossage und daß der Papst ein Feind des Evangeliums sei u. s. w."

1) II. II. qu. 10 a. 11.

2) art. 8: Utrum infideles compellendi sint ad fidem.

Gott in der Regierung der natürlichen und moralischen Welt beobachtet, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt und Regen sendet für Gerechte und Ungerechte. Mögen unsere protestantischen Mitbürger beruhigt seyn. Auch wenn im Berliner Reichstage einmal die Anhänger der thomistischen Doktrin die Majorität erlangen sollten, preußische Maigesetze für die Protestanten werden die Schüler des englischen Lehrers nie votiren, weil solcher Gewissenszwang, wie er sich in diesen Gesetzen ausspricht, sich nicht mit den Principien des heil. Thomas verträgt.

Damit haben wir die heikle Frage von Staat und Kirche im Sinne des heil. Thomas behandelt. Wer sich auf den katholischen Standpunkt stellt und ruhig die angeführten Lehren erwägt und sich zugleich das Jahrhundert vergegenwärtigt, in dem unser Heiliger geschrieben und in dem diese Lehren mehr oder minder verwirklicht waren und geübt wurden: der wird dieselben nicht so ungeheuer finden und in Schaudern gerathen. Wir wagen noch mehr zu sagen: ein Staatswesen, das nach den Grundsätzen des englischen Lehrers eingerichtet würde, wäre auch in unseren Tagen ein Segen und ein Glück für die Unterthanen. Die bürgerliche Freiheit wäre in demselben, wie wir gesehen, vollkommen gewahrt, mehr als jetzt. Jene Irreligiosität, sittliche Corruption und Charakterlosigkeit, die sich allüberall breit macht, wäre in einem solchen Staatswesen, das sich ganz auf christlichen Boden stellt, unmöglich. Und jener Mammonsdienst und jene Geldgier, die den Reichthum und Wohlstand in den Händen weniger aufhäuft und Millionen hungern und darben läßt, könnte in einem Staate nicht gedeihen, der sich nicht Reichthum und irdische Macht, sondern religiöse und sittliche Veredlung seiner Bürger zur Aufgabe setzte. Der mittelalterliche Staat des heil. Thomas weiß nichts von dem Pauperismus und der socialen Frage, die den Bestand des modernen Staates jeden Augenblick in Frage zu stellen vermag.

Wir könnten nun schließen, da wir die Hauptpunkte aus der thomistischen Politik, die für unsere Zeit von Bedeutung sind, dargestellt haben. Gleichwohl können wir es uns nicht versagen, noch eine Frage hier kurz zu berühren, nicht weil sie für unsere Zeit besonders praktischen Werth hat, sondern hauptsächlich deßwegen, weil aus ihr dem englischen Lehrer gerade in der neuesten Zeit vielfache Vorwürfe erwachsen sind. Es ist die Frage um die Sklaverei. Auch solche die sonst den heil. Thomas vertheidigen und seine staatsrechtlichen Theorien anerkennen, machen es ihm zum besonderen Vorwurfe, daß er hierin blindlings dem Aristoteles folge und die Sklaverei vertheidige. Contzen, der so verdienstvolle Vertheidiger der thomistischen Staatslehre, schreibt: „Das Recht, Menschen als Sklaven zu verkaufen, sei es daß sie durch Krieg zu Sklaven gemacht worden oder in der Sklaverei geboren sind, läßt Thomas ohne Widerrede zu; mit einem Wort: die Sklaverei vom Standpunkt der Humanität, vom ächt christlichen Standpunkt aus betrachtet, nach dem Grundsatz des Evangeliums: ‚Alle Menschen sind Brüder' hat Thomas v. A. weder als Philosoph noch als Theolog erörtert, was uns umso mehr befremdet, als wir bereits aus der Reihe der Kirchenväter unverkennbare Hinweise auf die Unwürdigkeit und Unchristlichkeit der Sklaverei haben"[1]). Er findet, daß durch diese Billigung der Sklaverei an der thomistischen Politik ein „Schatten" hafte. Wir läugnen durchaus nicht, daß der heil. Thomas die Sklaverei lehrt, aber wir läugnen, daß die Sklaverei, welche der englische Lehrer vertheidigt, dieselbe ist, die Aristoteles für erlaubt hält. Nach dem Stagiriten ist die Sklaverei in der Natur begründet, der heil. Thomas verwirft diese Ansicht. Von Natur aus gibt

---

1) Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter unter Berücksichtigung der mittelalterlichen Staatslehre. Berlin 1872. Zweite Auflage S. 88.

es nach ihm keine Sklaven, von Natur aus sind alle Menschen gleich[1]). Die Sklaverei hat ihren Grund in der Sünde[2]). Durch die Sünde ist auch das Verhältniß der Menschen zueinander getrübt und ein Theil der Herrschaft der Anderen unterworfen worden. Dann unterscheidet sich die thomistische Sklaverei von der aristotelischen ganz besonders und wesentlich dadurch, daß sich die erstere nicht auf den ganzen Menschen erstreckt. Nach dem heil. Thomas verliert der Sklave nicht seine persönlichen Rechte, er wird nicht zur Sache. Der Sklave schuldet dem Herrn nur körperliche Dienste, im Uebrigen ist er frei. Der Herr darf ihn nicht verstümmeln oder verletzen; ja er hat sogar keinen Einfluß auf die Verehelichung des Sklaven[3]). Durch solche Milderungen verliert die Sklaverei gerade das was sie des Menschen unwürdig und unerträglich macht. Eine solche Sklaverei ist viel erträglicher, als unsere moderne Sklaverei, die Tausende von Arbeitern in den Fabriken dem leiblichen und geistigen Elende überliefert. Dadurch dürfte sich auch der Schatten an der thomistischen Lehre, wenn nicht ganz in Licht auflösen, doch bedeutend verdünnen.

Ueberblicken wir am Schlusse die Lehren, welche wir aus der politischen Doktrin des Engels der Schule ausgezogen haben, so müssen wir gestehen, daß derselbe auch auf diesem Gebiete, das er als der erste im Mittelalter bebaute, Großes geleistet. Wohl liegt diese Größe nicht in der Detail-Ausführung, sie liegt in den Principien. Wie für die theoretische Philosophie, so hat er auch für die praktische jene Grundlinien gezogen, auf denen das sociale Leben in Familie und Staat richtig sich aufbaut. Viele politische Grundsätze, welche wir als Errungenschaften der Neuzeit feiern, finden sich in seinen Schriften bereits ausgesprochen.

1) Omnes homines natura sunt pares. S. th. II. II. qu. 104 a. 5.
2) S. th. I. qu. 96 a. 4.
3) S. th. II. II. 104 a. 5.

Um so mehr muß man sich wundern, wenn in einer gelehrten Abhandlung, welche die Wissenschaft unseres Heiligen und namentlich seine socialen Lehren charakterisiren will, von all dem was wir angeführt, sich nichts findet, dafür aber ganze Seiten vollgeschrieben sind, was Thomas über das Licht, die Dämonen, den Teufels- und Herendienst, das Herz und Gehirn, die Traumdeutung, den Einfluß der Gestirne, den bösen Blick, die Leibesfrucht u. s. w. irrthümlich gelehrt hat, um dann mit Spott und Hohn über die Bestrebungen herzufallen, welche die thomistischen Lehren in der Jetztzeit verwirklichen wollen. Welche Begriffe müssen die Leser einer solchen Abhandlung vom größten Philosophen und Theologen der katholischen Kirche bekommen! Allerdings, wenn man den englischen Lehrer nicht anders kennen lernt, als von den physiologischen und naturwissenschaftlichen Irrthümern, die er mit seinen Zeitgenossen theilte, dann mag das stolze Wort geglaubt werden: „Aber das halten wir für gewiß: mit der Herrschaft des Thomas von Aquin wird die der römischen Curie zerschmettert werden"[1]). Wir kennen den heil. Thomas noch von einer anderen Seite, und darum wirken solche Phrasen nur soviel, daß sie unsern Eifer spornen, der Doktrin des Engels der Schule allüberall Eingang zu verschaffen und sie wieder zum Gemeingut der katholischen Wissenschaft zu machen.

---

1) Sybel's Zeitschrift, l. c. Art. p. 358.

XX.

Blühender Zustand von Wissenschaft und Kunst am Mittelrhein um's Jahr 1450.

Zweiter Artikel[1]).

Je mehr man die vorreformatorische Periode zum Gegenstande eifriger Forschung macht, um so mehr treten erhebende Momente entgegen und zwar in solchem Maße, daß die Frage sich von selbst aufwirft, ob es natürlich und möglich sei, die Schuld des religiösen und politischen Ab- und Verfalls des 16. Jahrhunderts durchwegs jenen zuzumessen, denen allein sie zuzumessen seither beliebte. Wie schnell ist ein Vorwurf erhoben, und wie schwierig seine Zurückweisung, so schwierig wie die Arbeit, welche tausend Gelehrte haben, wenn sie alle Fragen beantworten wollen, welche Ein Narr erhebt.

Wenn die erste Serie aneinandergereihter Thatsachen aus der Mitte und zweiten Hälfte des angeblich „verdummten und versumpften Jahrhunderts" in diesen Heften als zu kurz erscheinen sollte, so will ich das gern als eine freudige Begierde nach der Kenntniß weiterer Thatsachen ansehen, welche bis zum Ausschluß jeden Zweifels darthun sollen, daß sich die Kirche, zunächst Deutschlands, dieser Periode wahrlich nicht zu schämen braucht, und daß es nicht nöthig war, eine besondere Fackel anzuzünden zur Erleuchtung der katholischen Finsterniß.

1) Eine erste Folge dießbezüglicher Notizen siehe in diesen Blättern Bd. LXXV. S. 329—351.

Betrachten wir wieder einzelne Schichten der Bevölkerung, die gelehrte Welt, die Stiftsgeistlichkeit und Anderes. Die Neugründung der Mainzer Hochschule hatte mächtig stark die wissenschaftliche Thätigkeit angefacht. Aber schon vorher bekundet sich Regsamkeit, und es sei hier auf das Studium der hebräischen Sprache hingewiesen. Der schon erwähnte gelehrte Dominikaner und Weihbischof Sifrid von Cyrene (nicht Cyrus) war der lateinischen und hebräischen Sprache mächtig, wofür ich nunmehr schöne Belege zur Hand bekommen habe. In seinem Testamente schenkte er den Prediger-Brüdern seine Gewänder und Gefäße, aber auch seine hebräischen Bücher. Omnes suos libros tam latinos quam *hebreos*, ut est videre in libraria Conventus, satis preciosos, sagt das dankbare Hausnekrolog[1]). Zu seinen Studien diente ihm eine noch in der Mainzer Stadtbibliothek vorhandene hebräische Bibel, welche Sifrid gehörte nach Ausweis eines auf dem letzten Blatte dieser Bibel stehenden Inscripts, dessen Inhalt noch weiteres Interesse bietet. Es lautet: Hic liber quondam erat reverendissimi domini Sifridi (episcopi Cirenensis reverendissimi patris domini Adolffi archiepiscopi magunt. in ciuitate maguntina Suffraganei viri diuinarum litterarum interprete ac professoris peritissimi ac in lingwa hebrea specialiter discreti) quem ego *paulus* minorum ordinis fratrum minimus post ejusdem domini Siffridi obitum adhuc secularis existens emi (a quodam *henrico* ciue magunt. mercatore ecclesie magunt. dicto stabulario) pro ij fl. Et ut hi liber de christianorum manibus usum ejusdem habentibus amoueretur, magnam post meam emptionem contribuissent pecuniarum summam iudei, eo maxime quod a doctissimo (christiane religionis doctore) cum iheronimi beatissimi translacione (ubi saltim ex hebreo sumpta est) concordare eis visum sit. Ne etiam faciliter literarum hebrearum notitia animos occuparet christianos, sub precepti (corr. precepto) districto per totam hebreorum nacionem, ne suos libros christianis ut ex eis erudiatur,

1) Joannis II. 436.

vendant et accomodatos ultra duos annos nequaquam irrequisitos relinquant, preceptum statuerunt[1]).

Hec ideo apposui ne quaeso presumptuosa audacia hunc librum dissoluat et pro aliis usibus (utpote libros ligare, coopertoria conficere) frangere ejus iuncturas foliaque lacerare contendat[2]). Auf der Innenseite des Deckels steht außerdem: Volo quod liber iste non destruatur nec a conventu alienetur, sed cathenatus ad librariam ponatur, wobei als Subskriptum:

frater caspar schatzergen
vicarius provincialis manuppria.

Die Handschrift besteht aus 211 Pergamentfolioblättern, auf welche der Text in drei Columnen sehr schön niedergeschrieben ist. Notizen in lateinisch und hebräisch gewahrt man allenthalben. Den später in's Jesuitencolleg gekommenen Codex hat Goldhagen Introd. in sacr. script. pars I. p. 274 beschrieben.

Das Inscript belehrt uns, daß der Minorit Paulus ebenfalls den hebräischen Studien nahe stand, sonst könnte er schwerlich von einem Concordare des Textes cum translatione beatissimi Hieronymi reden. Den Juden war es also bekannt, daß der Mainzer Weihbischof ein tüchtiger Hebräer sei. Interessant ist die Nennung des Buchhändlers (stabularius) Heinrich. Und wie interessant die Bitte des Provinzial-Vikars, dieses werthvolle Buch nicht aus den Binden zu nehmen und die Blätter nicht zum Einbinden und zur Anfertigung von Bücherdeckeln zu verwenden, wie das beim Aufkommen der Drucke so häufig geschah.

Noch existiren Schriften des Weihbischof Sifrid, die mir erst jüngst zu Gesicht kamen; sie sind canonistischen und casuistischen Inhaltes und stehen vereinigt in Codex cciij der Mainzer Stadtbibliothek, welche ihn aus der Carthäuser-

---

1) Auch hier fehlen die kräftigen Wünsche der Schreiber nicht: anathema sit qui hunc codicem destruxerit.

2) Dieselbe Hand des Paulus schrieb beiseits dazu: Nec possunt iudeorum spinose sententie melius quam ex propriis libris confutari.

Bibliothek (n. 340) erhielt[1]). Die Titel der Schriften sind: paralilla s. rubricae in libb. 6 decretalium[2]) und: de potestate a christo prelatis ecclesie collatis sine temeraria assertione.

In den Deckeln dieser Handschrift sind zwei in hebräischer Cursive geschriebene Fragmente des 15. Jahrhunderts eingeklebt, die einem Quartbande angehört haben und später hier ihre Verwendung und Rettung fanden. Daß diese Fragmente dem Weihbischof Sifrid zugehörten, wie Bodmann meint, ist nicht gut denkbar, da er gewiß seine hebräischen Scripturen nicht in dieser Weise verwenden ließ. Somit hätten wir drei, Sifrid, Paulus und den Besitzer dieser Fragmente, von denen wir sagen können, daß sie hebräischen Studien obgelegen.

Von dem benachbarten Bischofe Johann von Dalberg, der vorher Stiftsherr in Mainz war, berichtet ja Trithemius gleichfalls, daß er trium linguarum hebraicae, graecae et latinae, peritus multa volumina hebraica, graeca et latina sammelte[3]).

Conrad Fyner in Eßlingen (1473 — 81) gebührt der Ruhm, der erste gewesen zu seyn, der in seiner Officin hebräische Typen anwandte und damit das ganze Alphabet, auch wohl einzelne Stellen aus den Papieren abdruckte, worin der Dominikaner Peter Schwarz die Juden zu widerlegen versucht hatte, zumal in dem Traktat contra perfidos

---

1) Ein Zettel im Deckel sagt: 340 Theologia moralis a quodam magistro Sigfrido theol. prof. ord. praed. edita.

2) Leider ist dieser Titel herausgerissen von der ruchlosen Hand, die so viel auf der Stadtbibliothek spoliirt hat. Den Titel gewann ich aus einer Notiz des Bodmann zu seinem Joannis II. 436, wo auch der gleichfalls herausgerissene Schluß der zweiten Schrift copirt ist: Explicit tractatulus iste compendiosus et valde ad diuersas speculationes servilis, ymmo et utilis multum, editus a quodam magistro Sifrido, s. theol. prof., ord. praed. Magunt.

3) Chron. Hirs. p 514.

Judaeos 1475 und in der erweiterten Bearbeitung buch welichs wirt genent der „stern meschiah“ 1477 in 4.[1]).

Hier füge ich andere Zeugnisse für hebräische Studien älterer Zeit bei. Die Gießener Universität besitzt in ihrer Bibliothek in Manuscript (saec. XV. ex.) das speculum grammaticalium dictionum Magistri Joh. de Helden, correctoris ord. fratr. min. de provincia *Coloniensi*. Die Vorrede gibt an, Johannes habe 30 Jahre daran gearbeitet bis an seinen Tod 1292, scivit enim grecum et multa de *hebreis*, ut patet in processu[2]).

Wie die Geistlichkeit der Kunst Gutenbergs[3]) gegenüber sich verhielt, läßt sich auch nachweisen, nämlich so, wie es der Geistlichkeit als der natürlichen Pflegerin der Wissenschaften zukommt; sie beförderte die neue folgenreiche Kunst.

Am 14. Januar 1468 war Kapitelsversammlung der Herrn des St. Peterstifts zu Mainz, in welcher Sitzung auch Peter Schöffer erschien und die Bitte vortrug, man möge ihm aus der Stiftsbibliothek ein Buch leihen, „um daraus mehrere zu machen“, nämlich eine Handschrift des Thomas von Aquin super 4. sententiarum, ex quo vellet plures facere. In Erwägung, daß eine solche Bitte würdig und fromm sei und daß mehrfaches Gute daraus entstehen könnte, sagten die Herren die Ausleihe zu unter der Auflage, Schöffer solle zur Erinnerung den liber sextus decretalium an Ort und Stelle niederlegen und dem Stifte einen Revers ausstellen. So sagt das Stiftsprotokoll Bl. 6: de libro sup. 4. sent. extra librariam concesso[4]).

Erzbischof Berthold von Henneberg nennt Gutenberg's Kunst eine „göttliche Kunst“, divina quaedam ars imprimendi.

---

1) Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S. 173.

2) Otto, comment. crit. in codd. mss. Giss. Giss. 1842. S. 65.

3) Nach Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S. 394 gab es bis 1500 schon 210 Druckorte, und nach S. 383 bereits 902 Drucker in Europa.

4) Schaab, Geschichte der Buchdruckerkunst I. 118 Note.

und zwar in jener merkwürdigen Urkunde von 1486, welche seinen Schmerz ausspricht über den damals schon in Folge von Ruhm- und Habsucht vorgekommenen Mißbrauch der Presse[1]). Man übersetze Bücher, sagt er, in welchen die subtilsten Fragen der Theologie (apices) diskutirt wurden, in die deutsche Sprache, und verbreite sie im Volke. Derartige mißbräuchliche Uebersetzungen seien aus griechischen und lateinischen Autoren gemacht worden. Da aber, fährt der Erzbischof fort, in diesem unserem goldenen Mainz, um seine wahre Benennung zu gebrauchen, der Anfang dieser Kunst von Gott erflossen ist (cum initium huius artis in hac aurea nostra Moguntia ut vera eius appellatione utamur, divinitus emerserit) und da heute noch diese Kunst in sehr verfeinerter und geglätteter Art fortbesteht, so wird der Ruhm dieser Kunst auf's gerechteste von uns in Schutz genommen werden müssen, denn unsere Pflicht erheischet die Reinheit göttlicher Schriften unversehrt zu bewahren, und wir wollen den Irrthümern und den Wagnissen frecher Menschen nach Kräften steuern, weßhalb wir allen unseren Untergebenen geistlichen wie weltlichen Standes auferlegen, kein Buch aus dem Griechischen, Lateinischen oder einer anderen Sprache in's Deutsche zu übersetzen oder anzuschaffen, bevor es vor dem Drucke oder Verschleiße durch die Professoren der Universität Mainz oder Erfurt begutachtet worden ist oder, sobald in Frankfurt diese Bücher feil sind, bevor sie nicht vom dortigen Pfarrer, der Magister in der Theologie ist, und einem oder dem anderen Doktor oder Licentiat gesehen und approbirt sind[2]). — Ein besonderes an die Censoren gerichtetes Schreiben empfiehlt ihnen Gewissenhaftigkeit.

---

1) Um Käufer zu finden für geringe Waare, setzte man die Namen angesehener Autoren auf die Bücher!

2) Gudenus, Cod. dipl. IV. 471 — 75, wo die Censoren je einer aus der Theologie, Jus, Medizin und Philosophie mit Namen genannt sind. In der Wiegenzeit der Druckkunst wurden eine Anzahl religiös und politisch verdächtiger Schriften (auch sotadischer und erotischer)

Berthold schrieb auch an die Suffraganbischöfe seines Metropolitansprengels, und diese sollten durch eine geeignete Botschaft die Territorialherrn ihrer Sprengel freundlich von Obigem in Kenntniß setzen, damit durch deren Autorität und Mitwirkung die gute Absicht um so sicherer nach Wunsch erreicht würde. „Denn es ist Gott angenehm, mit der Religion und Wahrheit verbunden sowie allen Würdenträgern beiderlei Standes durchaus nöthig, das anvertraute Volk von Irreführung (cecilatibus) zu bewahren.“

Bedenkt man, wie sehr eines Kurerzkanzlers Zeit durch Besorgung der Reichsgeschäfte in Anspruch genommen war, so muß die Sorgfalt für die Hebung der durch Mißbrauch der Presse hereingebrochenen Schäden noch mehr auffallen.

Zu selbiger Zeit fand im Rheingau, diesem von Natur und politisch so günstig gestalteten Theile des Kurstaats Mainz, ein erneuerter Bergwerksbetrieb statt. Im Jahre 1464 gestattete das Mainzer Domkapitel gewissen Personen, in den um Bingen gelegenen Bergen nach Erz zu graben[1]). Zu Aßmannshausen, wo wir warmen Quellen begegnet waren, kamen damals Bergwerke in Betrieb, und 1435 gestattete Erzbischof Theodorich gewissen Personen den dortigen Betrieb. Eine gleiche Vergünstigung für die Berge zwischen Niederwald und Nothgottes gewährte Erzbischof Diether 1459[2]). Vorzüglich aber ließ Erzbischof Adolf das Bergwerkswesen sich angelegen seyn, wie sich aus einer 1466 erlassenen Urkunde ergibt. Ein neuer Segen erblühte dem Rheingau mit dem Jahre 1478, als die Gruben zu Trachenstein, Grabenwege und Asmannshausen in Bau kamen. „Diether umgab diese Unternehmung mit einer weitläufigen und viele metallurgische Kenntnisse befassenden sogenannten Zihung, Fryheit und Ordinanz“, sagt Bodmann.

---

verbreitet, und da sie das Licht scheuten, wurde Köln als Druckort chez P. Marten fingirt. Falkenstein S. 156.

1) Weidenbach, Binger Regesten ad hunc annum.

2) Bodmann, rheing. Alterthümer S. 739.

„Noch weitläufiger aber ist eine unvergleichliche Urkunde Erzbischofs Berthold von 1500 über die neuen Fundgruben hinter Lorch", sagt derselbe Verfasser. „Wir Berthold u. s. w. bekennen u. s. w. Als durch Gottes Schickung in unseres Fürstenthums Pflechen unsers Lands des Rhingaus und sunderlich hinter Lorch Anzeige Aertzs und Bergkwerks sich bescheinen . . ., solches angesehen und do uns das Bergkwerk zu erbauen lästig und schwer sein, haben wir die und die . . . als Fundgrübner und Empfänger gemacht" u. s. w[1]). Die Silbergrube zu Tiefenthal war schon seit 1219 dem Mainzer Erzstifte vom Kaiser zuerkannt. Eine ganze Reihe von Erzbischöfen also, Theodorich, Diether, Adolf und Berthold, suchen die Industrie zu heben!

Damals war viel Erz nothwendig, denn es war viel zu gießen, Glocken und Geschütze. In unseren Tagen versieht ein einziger Gießer von Frankenthal aus den Mittelrhein mit Glocken. In jener Periode haben zwei zu Speier gegossen; Peter zur Glocken[2]) und Georg von Speier[3]); ebenso zwei zu Mainz: Heinrich und Nikolaus[4]); ein Stephan von Frankfurt lieferte dem Fränzchen von Sickingen die „Nachtigall" und den „Hahn", so auf der Eberburg lagen[5]); zu Bingen goß Hans Fischer 1525[6]). Kein Wunder, wenn zu Worms 1518 in Oktav mit Holzstichen durch Peter Schöffer erschien: Eyn wolgeordnet und nützlich büchlin, wie man Bergwerk suchen und finden sal, von allerley Metall mit feynen Figuren[7]).

1) Bodmann a. a. O. S. 737, 738.

2) 1493 Glocke zu St. Emmeran in Mainz, 1500 und 1505 zu Herchheim bei Worms.

3) 1482 für Herrnsheim, 1498 für Friedberg.

4) Falk, Kunstthätigkeit zu 1489. 1490.

5) Lehmann, Burgen und Bergschlösser IV. 319.

6) Hessisches Archiv VIII. 335 für Ober-Ingelheim.

7) Schaab, Buchdruckerkunst II. 77.

Schließen wir hier die großen Reisen an, welche damals gemacht wurden.

Außer den Palästina-Reisenden Bernhard von Breidenbach, Domdekan zu Mainz, und dem Stiftsherrn Drapp aus Ingelheim können noch zwei andere verzeichnet werden, ein Carmelite Johann Freitag, welcher in der Gründungszeit der Universität zu Mainz und hernach allda dem Klosterstudium vorstand. Er edirte eine Reisebeschreibung in's heilige Land, welches er selbst besucht hatte[1]); ferner der Domherr und Pfalzgraf Rupert, Herzog von Bayern, später Propst in Augsburg, welcher Vaterland und Habseligkeiten zurückließ und nur unter Begleitung von einem Diener nach Jerusalem wallte, wo er am 4. Oktober 1486 sehr fromm sein Leben beschloß. Er erhielt sein Grab bei den Minoritenbrüdern auf dem Berge Sion[2]).

Auch das Volk scheute die Opfer weiter Reisen nicht. „Wie an unserem Rheinstrome, sagt Bodmann S. 704, überhaupt nichts häufiger war, als die Bedefahrten nach Rom, Compostell, nach Trier und seit dem 14. Jahrhundert jene zu unserem heil. Blut nach Waldthürn u. s. w., so übertraf doch alle diese durch ihre Regelmäßigkeit, Ordnung und durch die unzählige darauf ausschlüßig geordnete Stiftungen und andere Anstalten, jene der sogenannten Acherfahrt, die zwar Jahr aus und ein, hauptsächlich aber periodisch im siebenten Jahre von einer unbeschreiblichen Menge sowohl auswärtiger selbst aus Ungarn ankommender, als vaterländischer Pilgrimen überaus feierlich vorgenommen ward. Unsere frommen Rheingauer versäumten nicht leicht, wenigstens einmal im Leben eine solche freiwillig anzutreten. Man stärkte sich hierzu durch den Empfang der heil. Sakramente, ließ sich dazu wie auch Stab, Mantel und andere Zubehörden feierlich einsegnen und einkleiden, und erhielt

1) Schunk, Beyträge II. 266.

2) Joannis II. 385.

von seiner Pfarrbehörde eine Reiseempfehlung, die allenthalben landfriedensmäßig das sichere Geleite für solche Leute war." Der Verfasser theilt nun eine Empfehlung mit, welche der Pfarrer Wigand von St. Emmeran 1484 dem Mainzer Bürger Konrad Wycker ausstellte. Derselbe beabsichtigte sogar nach Rom und Compostella in Spanien zu wallen: devotionis causa intendit visitare limina Sanctorum et presertim s. *Jacobi* apli in partibus Gallicie in *Compostello* etc.

Es sei hier noch bemerkt, daß ein im 15. Jahrhundert deutsch geschriebenes Itinerarium pro Romipetis in der Kirchen-Bibliothek zu Bibelried bei Würzburg liegt, in welchem der Weg nach Rom Meile für Meile (im Ganzen 204) angegeben ist[1]). Und Petrus, Pfarrer von Suchen, ließ seine Reise in's gelobte Land bei Zainer in Augsburg drucken. Petrus widmete sie dem Paderborner Bischof Baldewin von Steinfurt. Ueber die Reisen frommer Palästinafahrer wäre nachzusehen Robinson's Palästina. Halle 1841[2]).

Mögen dergleichen Fahrten zunächst aus Gründen der Frömmigkeit geschehen seyn, so sind sie gleichwohl ein beredter Zeuge von Willenskraft, und waren zudem eine reiche Quelle von Erfahrung und eine gute Schule zum Gewinnen von geo- und ethnographischen Kenntnissen.

Wenn einmal nach geschehener Ausforschung der Kaiser- und Papstgeschichte die gelehrte Aufmerksamkeit der Stiftsgeschichte sich zuwenden kann, so wird sich ergeben, daß in ihr ein reicher Quell für Kenntniß des mittelalterlichen Culturlebens liegt. In den Stiften spiegelt sich vielfach die Zeit ab. Was wissen wir nun von den Mainzer Stiften jener Periode?

Von gutem Corpsgeist und hohem sittlichen Ernste der Stiftsgeistlichkeit zeugt ein Stiftsstatut von Liebfrau.

1) Serapeum VII. 304.
2) Serapeum XIV. 189.

Der pars major et sanior des Kapitels mit dem Stiftsdekan Jakob Welder an der Spitze faßte in einer Dezembersitzung 1460 den Entschluß, hinfür keinen zu einem Canonicat, zu einer Präbende oder Dignität zuzulassen, der nicht eidlich versichern könne daß er einer rechtmäßigen Ehe entstamme, nisi de legitimo thoro procreatus existat. In derselben Sitzung wurde sogar für diesen Fall die Eidesformel festgestellt. Ihren Entschluß begründeten sie damit, daß sie wünschten, ihre Stiftskirche möge in dieselben guten Gepflogenheiten eintreten, wie sie dem Domstifte und einigen anderen Stiften zu eigen seien[1]). Um diesem Stiftsstatut höheres Ansehen und festeren Bestand zu verleihen, wurde der Papst um Bestätigung angegangen, welche unterm 15. März 1466 erfolgte. Den päpstlichen Stuhl hatte damals Papst Pius II. inne[2]). Im Jahre 1500 bestätigte Papst Alexander VI. dem Domstifte und den zwölf Suffraganen des Mainzer Erzstifts das Privileg, nur solche unter sich aufzunehmen, welche mit dem Adel ehelicher Geburt den Adel der Wissenschaft vereinten, d. h. graduirt seien, sei es daß sie Magister in Theologie oder Doktoren in einem der beiden Rechte wären[3]), nisi nobiles ac de militari genere procreati magistri in theologia aut in utroque seu altero jurium doctores seu licentiati ac eciam ex legitimo matrimonio geniti recipi et admitti non possint. Der Sporn, der in dieser Anordnung für Pflege guter Sitte und guten Wissens lag, darf nicht gering angeschlagen werden.

Dasselbe Liebfrauenstift hatte ein sogenanntes liber mann-

1) Statut bei Würdtwein, subs. dipl. IV. 163: quod ecclesia in hoc majoris et quarundam aliarum ecclesiarum consuetudines et statuta sectari seque illis ut decet, conformare volentes.

2) Die päpstliche Confirmation bei Würdtwein l. c. I. 288.

3) Urkunde bei Würdtwein l. c. IV. 168. — Die Zunftemporungen zu Anfang des 14 Jahrhunderts hatten die natürliche Folge, daß man die Bürgerlichen ausschloß, um nicht in ähnliche Streitigkeiten verwickelt zu werden, wie die Patricier mit den Zünften.

fidelitatis, ein Buch also, worin alle Angelegenheiten der „Truwenhänder", der Testamentsvollstrecker niedergeschrieben waren. Es war also ganz herkömmlich für den Fall des Todes sich bei Lebzeiten vorzusehen und die irdischen Angelegenheiten zeitig zu ordnen. So bestellte Propst Georg Pfinzing 1472 seine Treuhänder, manufideles; der Tod ereilte ihn erst 1478[1]). Dieser Moment zeugt von Sorgfalt und Geordnetheit des Stifts.

Heben wir von den Stiftsherrn von Liebfrau den Scholastiker Adolf von Breithart hervor. Er hat Vieles zur Besserung und Verherrlichung des Stifts gethan. Seine Seele hauchte er aus unter den Händen der Patres Dominikaner und verfügte in seinem letzten Willen: „Alle Christen sollen es wissen, daß ich Adolf 2c. nicht aus eitlem Ruhme, wogegen ich vor Gott dem Allmächtigen, dem Durchschauer aller Gewissen protestire, sondern zum Lobe Gottes und zur Ehre Mariens und aus besonderer Devotion zu dieser Kirche gegeben habe, vermacht, überwiesen und bezeichnet Folgendes zur Präsenz, Fabrik und Bau der Kirche u. s. w. Ich habe die Fundation der täglichen Salveandacht vor dem Gnadenbilde betrieben, auch für Skulptur und Bemalung des Bildes der Mariäverkündigung 100 fl. ausgeworfen; ich habe ein ewiges Licht fundirt." Er stiftete ferner die Feier von verschiedenen Festen; 24 Armen in den Stadtpfarreien St. Stephan, Ignaz, Quintin, Christoph, Emmeran, Paul und Odenmünster vermachte er 1485 ein ewiges Almosen[2]). In einem Codicill zu diesem Testamente vermachte er seinem Stifte ein Missale auf Pergament, an welchem Peter Schöffer eben drucke. Sterbe er (Adolf) vor der Vollendung desselben, so sollen die Truwenhänder es binden und illuminiren lassen aus seiner Hinterlassenschaft. Die das Missale benützenden Priester sollen ein Memento für ihn machen[3]).

---

1) Joannis p. 670, 671 mit Bodmann's Notizen.

2) Joannis II. 680.

3) Schaab, Geschichte der Buchdruckerkunst II. 484.

Wir werden, nachdem noch einige Züge aus dem Stiftsleben mitgetheilt sind, zu Stiftungen, besonders von Büchern zurückkommen. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, Stiftungen jener Zeit zusammenzustellen und aus ihnen auf den Geist jener Periode zurückzuschließen.

Dem damaligen Domkapitel leuchtete um 1450 ein berühmter Dekan in heiligem Wandel voran. Heinrich Greiffenklau von Volrats entsagte 1455 der Dekanats- und allen anderen[1]) Würden und trat zu St. Pantaleon in Köln in den Mönchsorden, wozu ihn seines Bruders Friedrich Beispiel mächtig antrieb. Dieser war nämlich nach dem Tode seiner Gattin in's heilige Land gezogen und in den geistlichen Ritterorden, später aber in den Franziskanerorden eingetreten[2]).

Noch ein Domdekan verdient hier angeführt zu werden. Richard von Oberstein hatte 1474 dem Berthold von Henneberg die Dekanatswürde überlassen und sich die damit verbundenen Emolumente reservirt, ohne zu wissen, daß er sich dadurch des crimen et vitium simonie schuldig gemacht. Darüber aufgeklärt, bereute er das Geschehene sehr, stellte sich dem Erzbischofe Diether, und bat demüthig und fromm auf den Knieen liegend unter Thränen um Absolvirung von dem Vergehen und den damit verbundenen Censuren. Kraft apostolischer Bevollmächtigung that es der Erzbischof, der ihm auferlegte, sein Gewissen bei einem dazu geeigneten Priester zu reinigen, und nicht bloß die hier zu erwartende Buße demüthig anzunehmen, sondern auch jene welche ihm durch den Erzbischof auferlegt würde[3]).

Den 1467 aufgenommenen Domherrn und Generalvikar Wolfgang von Bicken lobt das Seelenbuch von St. Mauritius als besonders frommen Verehrer Gottes und

---

1) Er war auch Dekan zu Trier und Stiftsherr von St. Alban in Mainz.

2) Joannis II. 303 de decanis.

3) Joannis II. 304.

seiner Heiligen. Dem Stifte selbst schenkte er eine Orgel, organum opusculum mirificum, dem Dome vermachte er 1000 fl. Gold rheinisch und dem St. Jakobkloster außer Geld noch zwei notabiles libros[1], welchem letzteren Kloster auch der Domherr und Archipresbyter Otto von Langen 8 fl. in Gold und certos libros juris notabiles vermachte[2].

Der St. Peter Stiftsdekan Johannes von Lorch schenkte 1476 omnes libros iuris, breuiarium et omne argentum, vina etc. seinem Stifte[3]. Sein Amtsnachfolger Bernhard Schnuffut, Licentiat im Rechte, hatte zwei Jahre in Rom studirt. Nach Rom zu reisen, war damals gar nichts Außergewöhnliches. Die Stiftsherrn von St. Viktor, Johann Blediger (Dekan) und Johannes von Hof waren beide, jener im Jahre 1500, dieser 1524 in Rom[4]. Und die Rompilger hatten damals schon ihr Reisehandbuch, namentlich Mirabilia urbis Romae 1482, welches bei den Römerpilgern so allgemein beliebte Werk unter dem Titel „das geist- und weltliche Rom" erschienen ist[5].

Kommen wir nochmals auf Bücher zurück. Johannes von Lysura, Doktor der Rechte, Cantor zu St. Viktor, Stiftsherr von Liebfrau, Generalvikar, wurde zur Lektur der heil. Schrift an der Hochschule berufen, hatte aber noch kein Exemplar der Bibel in seinem Besitze, er lieh sich ein solches, welches dem St. Viktorstifte gehörte, und stellte folgenden Revers darüber aus:

„Ich Johannes u. s. w. bekenne mit diesem Zettel, daß ich eine Bibel habe, welche Magister Heinrich Ernfels sel. Andenkens dem Viktorstifte vermacht hatte, für deren Be-

1) Ibid. p. 341 und Bodmann's Notiz hierzu.

2) Ibid. p. 377 und Bodmann's Notiz hierzu.

3) Ibid p. 498. Die Kirche St. Peter besitzt jetzt noch Handschriften und Incunabeln.

4) Joannis p II. 629, 634, 634.

5) So sagt von diesem ersten Münchener Drucke Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst 1840 S. 46, 192.

nutzung auf meine Lebensdauer ich an die Stiftsfabrik 10 rhein. Gulden gab, in der Weise, daß ich sie so lange ich lebe, behalten kann, aber nach meinem Tode zurückgeben muß. So geschehen 1446."

Reihen wir hier eine lobenswerthe Stiftung anderer Art ein. Johann Bertram aus Naumburg in Thüringen, Dechant und Rektor der neuen Universität, zuletzt Dompfarrer, machte eine Stiftung (Stipendium) für zwei Studenten seiner Vaterstadt, welche in Mainz den Studien oblägen. Das Domkapitel zu Naumburg sollte das Recht haben, die beiden vorzuschlagen[1]); von den Stipendiaten soll einer Jus, der andere Theologie studiren und eine tägliche heil. Messe zu St. Christoph lesen oder lesen lassen, wofür sie 30 Goldgulden erhielten.

Noch einer Bücherstiftung für eine Pfarrkirche sei gedacht. Im J. 1499 vermachte der Speirer Sexpräbendar[2]) Niklas Matz, der heil. Schrift Doktor, seinen Büchervorrath der Pfarrkirche zu Michelstadt im Odenwalde, und dazu noch 20 fl. Gold zur Herstellung der Büchergestelle, worinnen die 117 ingebundene und angekettete Bucher ewiglich bleiben sollen. Kraft des Testaments solle Niemand ein Buch aus der Bibliothek leihen, es sei denn große Noth und wenn es also große Noth ist, so soll ein Pfand gelegt werden, das vielfeltig so viel werth ist als ein Buch, und eine Quittung, die da lautet: eine kleine Zeit; so dann die erschienen ist, soll solch Buch wieder kommen in die Liberey. — Der Pfarrer bekam einen Schlüssel und hohe Beamte, damit der Zugang für Laien und Geistliche dadurch erleichtert werde.

---

1) Bertram's Schriften in Schunk, Beyträge II. 500; cf. Gudenus, cod dipl. IV. 472; Severus, parochiae p. 169: Knodt, cat. rect. p. 3. — Stiftungsurkunden akademischer Stipendien an der Hochschule zu Freiburg im Br. 1497 — 1842, ed. von Werk. Freiburg 1842.

2) Ueber die sexpraebendarii zu Speier und Wimpfen i. Th. vergl. Mone, Zeitschrift XXI. 297.

In der Liberey durfte jeder Zugelassene lesen und studiren und nach geschehenem Gebrauche mußte die Liberey wieder zugeschlossen werden. Auch die Altaristen durften Schlüssel haben. Wenn Verwandte des Stifters sich dem Studium widmeten, so sollten diese unter einigen Bedingungen mehrere Bücher leihweise nehmen dürfen.

Die Bücher sind noch vorhanden und durch die Grafen von Erbach vermehrt worden. Es sind Handschriften und Wiegendrucke, meist theologischen Inhalts, aber auch Physika und Medika befinden sich darunter. Die Bibliothek kann als abgerundete, als Privatmusterbibliothek gelten, welche für die damalige Zeit einen großen Werth repräsentirte[1]).

Wir können diese in der Michelstädter Kirche[2]) aufgestellte Büchersammlung als eine öffentliche Bibliothek betrachten. Sie ist aber nicht die einzige dieses Jahrhunderts, sondern wir kennen eine ähnliche Stiftung im Schwäbischen. Heinrich Neidhart, Doktor und Pfarrer zu Ulm, Haupt einer angesehenen Familie, stiftete in einer Kapelle des Ulmer Münsters eine Büchersammlung von 300 Handschriften (180 auf Pergament, 120 auf Papier oder beides zusammen[3]). Ein Gleiches wissen wir von der St. Jakobspfarrbibliothek zu Brünn[4]).

Schließen wir diese gedrängte Darstellung eines kleinen Theils des Mainzer Stiftslebens[5]) mit Erwähnung eines schönen Zuges christlicher Nächstenliebe.

---

1) Schneider, Erbach. Histor. S. 531—533.

2) Vergl. hierüber noch das Serapeum XIX. 22: Angekettete Bücher; Literarische Blätter. Nürnberg 1804. V. 133—143.

3) Die diese Stiftung betreffenden vier Urkunden 1443—65 s. in Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Schwaben (Ulm 1843), auch Serapeum V. 193.

4) Serapeum XI. 382.

5) Von Wichtigkeit wäre, möglichst viele Visitationen von Stiften und Klöstern zusammenzustellen. Vielleicht hat meine erst kürzlich angelegte Liste Werth: Visitation für St. Martin in Bingen 1498

Der Sekundarklerus erhielt eine Aufforderung, auf Maria Magdalenetag 1514 am gewöhnlichen Versammlungsorte zu erscheinen und zwar auf Bitten eines Edelmannes Johannes Genzaga, eines griechischen Bürgers von Constantinopel. In der Versammlung erhob dieser bittere Klage über sein Schicksal, denn von der griechischen Stadt Candia abreisend wurde er sammt Frau, Söhnen und Töchtern, Bruder und Gesinde von den Türken auf offener See angefallen, überwunden und in Gefangenschaft geführt. Er wurde einige Monate hindurch festgehalten und ihm eine Summe von 400 fl. für jede Person als Lösegeld auferlegt. Zur Sicherstellung habe er alle Angehörigen in den Händen der Türken lassen müssen. Erlege er innerhalb vier Jahre die genannte Summe nicht, so müßten Söhne und Töchter den türkischen Glauben annehmen, Gattin und Bruder in ewiger Gefangenschaft verbleiben. Da er aber ein so hohes Lösegeld ohne Hülfe Anderer nicht auftreiben könne, bat er den Klerus ihm hülfreiche Hand zu leisten, damit nicht „die für Gott gewonnenen Seelen in die Hände eines gräulichen Pharao fielen", ne anime Deo acquisite in manus diri Pharaonis deveniant. Die Herren beriethen sich eine Weile und sammelten sieben Gulden Goldes, welche Magister Richardus sofort zählte[1]).

Der Türken Joch lastete schwer auf den Christen des Morgenlandes, aber auch die durch die Türkenkriege hervorgerufene Türkensteuer lastete schwer auf dem Geldvorrath der Besitzenden. Im J. 1473 verband sich der gesammte Welt- und

in Joannis II 362, zu Johannisberg im Rheingau Joannis II. 680; in Kloster Rupertsberg 1492, 1495 Joannis I. 194; in Ilbenstadt das Mannskloster 1464, Frauenkloster 1498, die Klöster zu Marburg, Grünberg, Treisa, Alsfeld und Haina 1494 bei Rommel, hessische Geschichte III Anm. S. 71, zu St. Katharina in Frankfurt 1488 bei Severus, parochiae p. 6.

1) Aus den Protokollen des clerus secundarius bei Gudenus, cod dipl. IV. 583.

Ordensklerus der drei rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, mit welchem sich auch der Wormser Klerus verband, und sie setzten fest zu protestiren, daß nun schon seit vielen Jahren eine fast nicht zu erschwingende Abgabe auf dem Klerus ruhe u. s. w.[1]).

Eilen wir zum Schlusse. Das Volk wurde nie von der Kirche vergessen. Bezüglich der Verkündigung des göttlichen Wortes vor dem Pfarrvolke haben wir eine lehrreiche Notiz. Aus einem alten Ordinationsbuche der St. Christophspfarrei zu Mainz ersehen wir, daß Erzbischof Berthold „eynem jeglichen Priester, dem off Suntag und andre Feiertag in Parkirchen gebührt zu predigen", 1493 einen Ablaß verlieh, wenn er von der Kanzel herab das Pater, Ave, Credo sammt Zehngebot von Wort zu Wort verkündige, welchen Ablaß auch die Gläubigen gewinnen können, wenn sie diese Gebete anhören, lernen und beten[2]).

Während so das Wort auf dem Wege des Anhörens die göttlichen Wahrheiten dem Volke vermittelte, hatten in anderer Weise die zahlreichen bildlichen Darstellungen auf den Wänden der Kirchen und Kreuzgänge, sowie Schnitzereien allenthalben dieselben Wahrheiten dargelegt. Kein Geheimniß, kein Lehrsatz in der heil. Religion ist da, der nicht überraschend sinnig seine Darstellung gefunden hätte. Und wie groß das Bedürfniß war sich zu belehren, erhellt zur Genüge aus dem Umstande, daß die neuerfundene Kunst des Druckens zahlreiche Schriften religiösen Inhalts in deutscher Sprache dem Volke schenkte. Es wäre in der That würdiger Gegenstand einer Preisaufgabe, die religiöse Volksliteratur in vorreformatorischer Periode zusammenzustellen.

1) Würdtwein, subs. dipl. XIII. 192.

2) Severus, parochiae Mog. p. 97.

Falk.

XXI.

Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen „Culturkampfes".

Die Historisch-politischen Blätter (und nach ihrem Vorgange zahlreiche Tagesblätter) haben sich in jüngster Zeit wiederholt mit der Frage beschäftigt: „was in Preußen die Polizei kann". Im ersten Januarhefte wurde unter Anderem mit Rücksicht auf den der Strafgesetzbuch-Novelle eingefügten sogenannten Schutzmanns-Paragraphen der Satz ausgesprochen: es trage in Preußen der Bürger das drückende Bewußtseyn mit sich, nur selten in ausreichendem Maße gegen Ausschreitungen der Polizeiorgane Remedur herbeiführen zu können. Durch Annahme jenes Paragraphen hat inzwischen der Reichstag den Executivbeamten einen vermehrten Schutz gewährt, während die entsprechenden Bestimmungen wider den Mißbrauch der Amtsgewalt eine Verschärfung nicht erhalten haben. Die nachfolgende aktenmäßige Darstellung eines vor Kurzem in Köln zum Austrag gelangten Falles liefert zu dem in Rede stehenden Kapitel einen auch culturgeschichtlich werthvollen, die verwildernde Einwirkung des sogenannten Culturkampfes grell beleuchtenden Beitrag.

Zu Anfang Juni vorigen Jahres erschien in der „Kölnischen Volkszeitung" eine Mittheilung, welche in den weitesten Kreisen peinliches Aufsehen erregte. Dieselbe hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Am 4. d. M., Abends gegen 8¾ Uhr, verlangte der hiesige Polizei-Commissär Klose in Begleitung seines Hundes Einlaß in das hiesige Carmelitessen-Kloster. Kaum in den Hof eingetreten, versuchte er geraden Weges die wegen der Clausur verbotenen Räume zu betreten, und ließ sich erst auf dringendes Bitten der Pförtnerin herbei, von seinem Besuche abzustehen und die stellvertretende Oberin im Sprechzimmer zu erwarten. Mittlerweile durchschritt er mit seinem Hunde die Räume der Kapelle, in welcher das heil. Sakrament aufbewahrt wird, und die Sakristei. Unterdessen hatte sich die stellvertretende Oberin beeilt, hinter dem Gitter zu erscheinen, welches in allen mit Clausur verbundenen Klöstern im Sprechzimmer angebracht ist. Der Commissär verlangte, daß sie den Schleier lüfte und das Gitter öffne, widrigenfalls er sämmtliche Schwestern auf sein Bureau kommen lassen werde. Die Klosterschwester weigerte sich, dieser Aufforderung nachzukommen, und verlangte Beweise, auf welche hin der Commissär das Recht habe, dieses zu fordern. Die Antwort war: ‚Mit demselben Rechte, womit ich in die Behausung des Erzbischofes gedrungen und denselben verhaftet habe, befehle ich Ihnen, den Schleier zu lüften und das Gitter zu öffnen; denn ich muß wissen, mit wem ich zu thun habe. Sie sind ja gerade eingeschlossen, wie die Diebe und Mörder, die nur deßhalb ihre Schandthaten nicht fortsetzen, weil sie nicht mehr können; die Gelegenheit ist ihnen genommen. Sie nehmen also den Schleier fort!' Die Schwester, welche nunmehr verpflichtet zu seyn glaubte, einem Beamten, der kraft seines Amtes befiehlt, zu gehorchen, öffnete das Gitter und nahm ihren Schleier weg. Nunmehr verlangte der Commissär die Familien- und Klosternamen der einzelnen Schwestern. Diesem Wunsche konnte sofort willfahrt werden, da ein Verzeichniß der Namen vorhanden war. Darauf ging der Eingangs genannte Beamte Name für Name durch unter theilweise recht undelikaten Redensarten, welche alle mitzutheilen das Zartgefühl der Schwestern verbietet. Wie weit er in seinen Ausdrücken gegangen, wollen wir durch folgenden Satz illustriren: ‚Wenn ich nicht verheirathet wäre, würde ich Sie aus dem Kloster

nehmen.' Des weitern bemerkt er, daß er in den anderen Klöstern so ungemein freundlich behandelt werde; einmal habe er die Oberin der Vincenz=Schwestern aus dem Bette schellen lassen, und sei doch mit aller Aufmerksamkeit empfangen worden; dort würde er gestärkt, ohne daß er es begehre; eine Schwester habe in Freundschaft mit ihm getrunken und Lotterie mit ihm gespielt. (Wir bemerken ausdrücklich, daß von dieser Ausschmückung des Besuches im angeführten Kloster nur das wahr ist, daß der Commissär die Oberin wirklich aus dem Bette herausgeschellt hat.) Bei dieser Gelegenheit verlangte er auch von der Schwester eine Stärkung. Es war bereits 10 Uhr Abends. Die Schwester glaubte in ihrer Verlegenheit dem Verlangen des Polizei=Commissärs entsprechen zu müssen, und reichte ihm ein Glas Wein, wobei sie sagte: ,Hier die gewünschte Stärkung; jetzt empfehle ich mich.' Sie schloß das Gitter. Er schrie ihr nach: ,Den Wein bedarf ich nicht so sehr, als Ihre Persönlichkeit, damit Sie mir die noch vorzulegenden Fragen beantworten.' Die Schwester erwiderte: ,Dann muß es rasch geschehen; für mich ist es die höchste Zeit, meine Pflicht ruft mich.' Diese Bemerkungen hatte die Schwester schon wiederholt gemacht, weil er die Verhandlungen durch ungeziemende Redensarten in die Länge zog. ,Was', rief er, ,Ihre Pflicht ruft Sie? Wissen Sie denn nicht, daß Sie auch hier eine Pflicht haben? Sie beten Tag und Nacht, also werden Sie mir immer vorgeben, Sie hätten keine Zeit; somit kommt es auf Eins heraus, ob ich Sie bei Tage oder des Nachts verlange.' Darauf wollte die Schwester, da das Gitter geschlossen war, seine noch übrigen Fragen unter Beobachtung der Clausur beantworten, worauf er sie anherrschte: ,Sie sind wohl meines Befehles vergessen, kann ich Ihnen denn nur unter Donnern den Schleier wegnehmen?' Nachdem die Schwester von neuem Folge geleistet, und Klose seine Fragen gestellt und das Glas geleert hatte, nahmen die Verhandlungen ein Ende. Es war bereits 10½ Uhr vorbei."

Zur Würdigung der vorstehenden Mittheilung muß vorab daran erinnert werden, daß wenige Tage vorher

(31. Mai) das Klostergesetz erlassen worden war, welches alle Orden und ordensähnlichen Congregationen der katholischen Kirche bis auf die ausschließlich der Krankenpflege gewidmeten, vom Gebiete des preußischen Staates ausschließt und für die fortbestehenden Niederlassungen die „Staatsaufsicht“ einführt. Das Kloster, in welchem die oben geschilderte Scene spielte, gehörte seit dem 1. Juni 1875 — der Besuch fand am 4. statt — in Folge einer neuen Eintheilung der Kölner Polizei Bezirke nicht mehr zu dem Ressort des Polizei-Commissärs Klose. Der genannte Beamte (gleichzeitig Reserve-Hauptmann der Artillerie) hatte sich bei Ausführung der kirchen-politischen Gesetze, insbesondere bei der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln mehrfach bemerkbar gemacht.

Für die durch den damaligen stellvertretenden Polizei-Direktor alsbald eröffnete Untersuchung lag außer dem wiedergegebenen Berichte der „Kölnischen Volkszeitung“ ausgiebiges Material vor in einer Eingabe, welche eine Anzahl angesehener Bürger Kölns an die gedachte Behörde richteten, um die Aufmerksamkeit derselben auf das Auftreten des Polizei-Commissärs Klose überhaupt zu lenken. Dieses (der Oeffentlichkeit bisher nicht übergebene) Schriftstück lautet mit Hinweglassung der Namen vollständig wie folgt:

„Wir unterzeichneten Bürger Köln's finden uns mit Rücksicht auf die nach Mittheilungen hiesiger Blätter in Betreff der bedauerlichen, allgemein die größte Entrüstung hervorrufenden Vorfälle im hiesigen Carmelitessen-Kloster eingeleitete Untersuchung veranlaßt, der königl. Polizei-Direktion hierselbst folgende Thatsachen mitzutheilen, welche geeignet erscheinen mögen, das gesammte amtliche Verhalten des Polizei-Commissärs Klose gegenüber dem Publikum richtig beurtheilen zu lassen.

Was zunächst den Vorfall im Carmelitessen-Kloster am 4. Juni d. Jrs. selber betrifft, so übergehen wir die von der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ in ihrem ersten Blatte vom 9. Juni d. Jrs. angegebene, auch von uns als richtig bekannte That-

sache, daß der rc. Klose sich Abends zwischen 8¾ und 10½ Uhr im Kloster der Carmelitessen als mit der Wahrnehmung amtlicher Geschäfte betraut gerirt, in dieser Eigenschaft die stellvertretende Oberin genöthigt hat, ihren Schleier abzunehmen und ihm als Stärkung ein Glas Wein zu holen, und bemerken nur, daß durch das Zeugniß der Nachbarn sowie der Pförtnerinen des Klosters, außerdem durch die Angaben der stellvertretenden Oberin selbst diese Thatsachen zweifellos klargestellt werden können. Dagegen heben wir einzelne, von dem rc. Klose bei dieser Gelegenheit gemachten Aeußerungen hervor, deren Mittheilung in öffentlichen Blättern nicht wohl anging, welche nur mit Widerstreben als das Zartgefühl verletzend von der betreffenden Klosterschwester zu Papier gebracht worden sind, aber nicht wohl der mit der Untersuchung betrauten Behörde vorenthalten werden dürfen. So bemerkte er unter Anderem nach einer uns vorliegenden schriftlichen Mittheilung der betreffenden stellvertretenden Oberin: ‚der Mensch habe nur einen Beruf, das ist der, den der Alte im Anfang gegeben hat; das Weib ist da, dem Manne zur Seite zu stehen und sich zu mehren. Der Alte hat selbst gesagt, er habe Alles gut gemacht; was also danach vom Jungen gekommen, das tauge Alles nicht.' So oft der Polizei-Commissär beim Ablesen der einzelnen Namen in der Liste der Klosterschwestern eine Schwester fand, welche ausgetreten war, erwiderte er: ‚das war eine von den klugen Jungfrauen, die zur Zeit die Lampe mit Oel füllte; sicher erfreut sie sich jetzt eines tüchtigen Mannes. Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf, Euch Heren, die Ihr bisher noch nichts genützt habt, noch alle zu bekehren.' Dieser beleidigende Ausdruck stimmt zu der bereits von der Kölnischen Volkszeitung mitgetheilten Bemerkung des rc. Klose: ‚Sie sind ja gerade eingeschlossen wie die Diebe und Mörder, die nur deßhalb ihre Schandthaten nicht mehr fortsetzen, weil sie nicht mehr können.'

Bereits vor zwei Jahren, als der rc. Klose sich ebenfalls etwa 1½ Stunde im Kloster der Carmelitessen zu schaffen machte, gestattete er sich ähnliche Aeußerungen, unter andern: ‚Wenn ich in's Kloster komme, werde ich Sie lieb halten'

und ‚Ein gemästetes Schwein ist mir lieber als alles Gebet der Mädels.‘

Unweit des Carmelitessenklosters, Gereonskloster 18, liegt das Kloster der barmherzigen Schwestern von dem Orden der Vincentinerinen, welche sich mit Krankenpflege und der Erziehung armer, verwahrloster Kinder befassen. Am 6. Mai Abends nach 9 Uhr erschien der ꝛc. Klose in diesem Kloster. Die Klosterschwestern gehen nach ihrer Regel bereits Abends 9 Uhr schlafen. Gleichwohl bestand der ꝛc. Klose darauf, hereingelassen zu werden, indem er bemerkte, er sei der Polizei-Commissär und müsse herein. Es wurde demnach die Oberin des Klosters, welche in den Jahren 1870/71 auf dem Kriegsschauplatze Verwundete gepflegt hat, heruntergerufen und erschien in Begleitung einer Mitschwester. Als sie herunterkam, fragte der ꝛc. Klose, warum sie ihn habe warten lassen, und bemerkte auf die Aeußerung, daß sie sich habe anziehen müssen, daß es nicht nothwendig gewesen sei, Adam und Eva seien auch nicht angezogen gewesen. Bei einem frühern amtlichen Besuche in demselben Kloster fragte er nach dem Namen der Klosterschwestern und nach den Kindern im Kloster mit den Worten: ‚Sind das Ihre Kinder?‘ Auf die Antwort, das seien Kinder armer Leute, erwiderte er: ‚Sie sind also Mutter dieser Kinder, haben Sie auch Geburtsschmerzen, wenn die Kinder kommen?‘ Auch diese Vorfälle können durch das Zeugniß der Oberin und ihrer Mitschwester, und, was die Zeit des ersten Besuches betrifft, durch das Zeugniß des Dienstmädchens bestätigt werden.

Ueber das Benehmen des ꝛc. Klose bei amtlichen Anlässen, namentlich auch über seine unpassenden Redensarten und das auch bei dem Besuche im Carmelitessenkloster beliebte Mitbringen eines Hundes hat sich schon vor zwei Jahren der Vorstand des Katholischen Volksvereins in einer Eingabe an das Polizeipräsidium beschwert. Es wurde auf diese Eingabe erwidert, daß dem ꝛc. Klose bedeutet worden sei, während der Zeit, wo er den Verhandlungen des katholischen Volksvereins beiwohnen müsse, seinen Hund so festzulegen, daß er ihm nicht ‚nachlaufen‘ könne, und sich aller außer-

amtlichen Aeußerungen zu enthalten. Bei einer Haussuchung im Lager der Görresvereins-Buchhandlung bemerkte der rc. Klose nach einem damals in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ veröffentlichten Berichte bei Vorfindung eines Herz-Jesu-Buchs: ‚Warum nicht Bauch Jesu oder Zeh Jesu?‘ Auch spottete er über den heil. Vater, den er als den Alten im Vatikan bezeichnete. Sich an der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln zu betheiligen, war der rc. Klose durch seine Pflicht als Beamter gezwungen; nicht gezwungen aber war er, sich dieser Pflicht in einer Weise zu entledigen, daß der Erzbischof sich zu dem Ausrufe genöthigt sah: ‚Stoßen Sie mich nicht‘; nicht gezwungen war er in Gegenwart von drei Personen zu äußern, daß er, wenn der Erzbischof am Galgen baumele und noch nicht vollständig todt sei, bereit seyn würde, den Strick anzuziehen, damit er ganz ‚kaput‘ gehe und daß er sich eine Freude daraus machen würde, mit einem Schlage alle Mönche und Nonnen zu vernichten. Diese Aeußerung des rc. Klose wurde damals von einem der Zuhörer in Gegenwart von Zeugen mit dem Bemerken mitgetheilt, daß er des Mittags in Folge seines Entsetzens über eine so brutale Aeußerung nicht habe essen können, und sie wurde einem anderen Zeugen gegenüber von dem rc. Klose selber mit der Maßgabe zugestanden, daß er sich zu den angegebenen Dingen nur dann bereit erklärt habe, wenn seine Pflicht als Beamter es verlange.

Noch am vorigen 4. Juni wurde Hr. Kaufmann ... bei seiner durch amtliche Angelegenheiten veranlaßten Anwesenheit auf der Schreibstube des rc. Klose in die Lage gebracht, die unfläthigsten Redensarten desselben bei amtlicher Vernehmung einer auf der Straße aufgegriffenen Dirne anzuhören.

Wir glauben, daß die vorstehenden Thatsachen, deren Zahl sich noch vermehren ließe, sowohl die Verwaltungsbehörde als auch die Staatsanwaltschaft zu einer rücksichtslosen Untersuchung veranlassen wird, deren Resultat der öffentlichen Moral die unumgänglich nothwendige Genugthuung geben wird.

Köln, 11. Juni 1875.“

(Folgen die Unterschriften.)

Einige Tage nach dem Bekanntwerden des Eingangs reproducirten Berichtes der „Kölnischen Volkszeitung“ gab sich die „Kölnische Zeitung“ dazu her, eine abgeschwächte und wahrheitswidrige Darstellung des Vorgangs vom 4. Juni zu verbreiten, und ein in Köln erscheinendes Lokalblättchen (Vergnügungsanzeiger und Specialorgan für Cafés chantants) wußte zu melden, daß der Commissar Klose wider die Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung“ und den Verfasser ihres Artikels wegen verleumderischer Beleidigung Klage erhoben habe. Letzteres war in der That der Fall, es kam indeß nicht einmal zu einer verantwortlichen Vernehmung des auf seinen Wunsch genannten Verfassers. Dagegen ergab die mit größter Sorgfalt und anzuerkennender Rücksichtnahme auf die so schwer gekränkten Ordensfrauen geführte gerichtliche Untersuchung die vollständige Richtigkeit und Genauigkeit sowohl der Mittheilungen der „Kölnischen Volkszeitung“ als auch der in der obigen Eingabe artikulirten weit gravirlicheren Thatsachen. Gegen den oftgenannten Commissär wurde daraufhin das förmliche Disciplinarverfahren eingeleitet; das im November gefällte Erkenntniß lautete auf: — Versetzung des Klose unter Beibehaltung seines Ranges und seines Gehaltes.

Es mag hier die Frage unerörtert bleiben, ob und inwieweit das Verhalten des Kölner Polizei-Commissärs geeignet hätte erscheinen können zu einem strafrechtlichen Einschreiten auf Grund der §§. 339 und 341 des Reichsstrafgesetzbuches, von denen der erste die widerrechtliche Nöthigung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung durch Mißbrauch der Amtsgewalt, der zweite den in Ausübung des Amtes begangenen Hausfriedensbruch mit Strafe bedroht. Soviel aber muß ausgesprochen werden, daß unter Berücksichtigung der in der Sache liegenden erschwerenden Momente nur die Entlassung des H. Klose aus dem Amte der öffentlichen Moral eine hinreichende Genugthuung gewährt

haben würde. Eine vorläufige Suspension des so schwer compromittirten Beamten, wie sie nach dem Gesetz vom 21. Juli 1852 zulässig ist, wurde unseres Wissens nicht verfügt; während der Anwesenheit des Cultusministers Dr. Falk (kurze Zeit nach dem Bekanntwerden der Vorgänge vom 4. Juni) sah man denselben in voller Uniform auf dem Kölner Bahnhof und bis zur Stunde versieht er in seinem frühern Bezirke das durch den jüngsten Beschluß des deutschen Reichstags mit erhöhter Autorität ausgestattete Amt. Schließlich noch die Frage: wie würde in England der gleiche Fall beurtheilt und wie würde er geahndet worden seyn?

Die Kölner Klosteraffaire legt indeß auch Betrachtungen allgemeinerer Natur nahe. Bei seinem unqualificirbaren Auftreten in den beiden Kölner Klöstern ging der betr. Polizeibeamte von der Idee aus, daß nach Erlaß des Klostergesetzes ein Kloster so eine Art corpus vile sei, dessen Insassen gegenüber man um so eher Vieles sich herausnehmen dürfe, als bei der Unerfahrenheit und dem natürlichen Zartgefühl der gekränkten Frauen die Erwartung nicht unberechtigt seyn mochte, daß die Unbill wie so manche andere ruhig hingenommen werden würde. Ueber die Bedenken Einzelner und vielleicht der zunächst Betroffenen selbst hinweggehend hat indeß die unabhängige Presse im Interesse der klösterlichen Genossenschaften überhaupt den Thatbestand der Oeffentlichkeit übergeben, und sie mußte dieser ihrer Aufgabe insbesondere auch um deßwillen gerecht werden, weil weite Kreise der Bevölkerung, sogar am Rhein, wo doch sonst ein freierer Sinn waltet, Ausschreitungen der Polizeiorgane nur selten und zaghaft entgegentreten, während andererseits die Polizeibehörden bei pflichtgetreuer Ausübung ihres Berufes nicht immer die Achtung und Unterstützung finden, welche jeder gute Bürger der innerhalb ihrer Sphäre sich haltenden Autorität schuldet.

„Mögen im Uebrigen" — so schrieb das Eingangs

genannte rheinische Blatt durchaus zutreffend — „die unflätigen Reden, welche der Kölner Commissar und Hauptmann der Artillerie bei seinem Besuche im Carmelitessen-Kloster und mehr noch in dem Hause der Barmherzigen Schwestern sowie bei andern in der erwähnten Eingabe gedachten Anlässen geführt hat, theilweise auf Rechnung der Individualität des betreffenden Beamten zu setzen seyn; immerhin aber drängt sich hier die Frage in den Vordergrund: Unterscheiden sich diese cynischen Auslassungen wesentlich von der Sprache, welche in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete sogenannte Witzblätter der Hauptstadt des Reiches der Gottesfurcht und frommen Sitte seit Jahr und Tag über alles, was dem Katholiken heilig ist, zu führen gewohnt sind? Liefert nicht die Verhöhnung und Beschimpfung katholischen Denkens und Fühlens den Berliner Vorstadttheatern und ihren Ablegern in der Provinz den Stoff für die Unterhaltung und Ergötzung des Pöbels mit Seidenhut und mit Mütze? Hat nicht die im Jahre 1869 von dem Professor der Rechte Dr. Gneist in einer Commission des preußischen Abgeordnetenhauses warm befürwortete Klostersturm-Petition des Berliner Arbeiter-Vereins die Klöster als Pflanzstätten des Aberglaubens, der Faulheit und der Unzucht bezeichnet"?

Unter diesem Gesichtspunkte charakterisirt sich der Kölner Fall als bemerkenswerthe Erscheinung einer Krankheit, welche unser Volksleben bereits tief angefressen hat. Mögen daher diejenigen Kreise, welche vor solchen Blüthen des „Culturkampfes", wie sie dort sich entfaltet haben, Ekel empfinden oder zu empfinden sich den Anschein geben, auch den Mistbeeten gebührende Beachtung schenken, aus welchen jene emporgeschossen sind und üppiger noch emporschießen werden!

Januar 1876.

J. B.

XXII.

Zeitläufe.

Oesterreich und der Orient.

Den 12. Februar 1876.

Ich habe in dem einflußreichsten Wiener Journal vor Jahren, zu einer Zeit wo das Journal noch nicht im Besitze des Bankhauses Bleichröder in Berlin sich befand, eine sehr interessante Studie über den ungarischen Ausgleich gelesen[1]). Darin hieß es unter Anderem: „Es liegt in dem deutschen und mehr noch in dem aus weichstem Stoff gemachten deutsch-österreichischen Naturell begründet, gegen weit ausstehende schmerzliche Eventualitäten die Augen zu schließen, zufrieden zu seyn die nächste Viertelstunde zu retten; der Ungar dagegen besitzt nicht nur ein glückliches Vorausgefühl kommender Dinge, er rechnet auch viel lieber mit ferner Zukunft als mit der Gegenwart".

Dieser ethnologische Satz hat nur den Einen Fehler, daß er die Grenzen der in Frage stehenden deutschen Naturanlage nicht genauer bestimmt. Es kann ja doch wahrhaftig den näheren Landsleuten des Fürsten Bismarck die Fähigkeit nicht abgesprochen werden, ebenso gut wie die Magyaren politische Berechnungen auf lange Sicht aufzustellen. Dagegen ist es allerdings richtig, daß den Völkerschaften von Hochdeutschland, und insbesondere dem bis tief

1) „Neue Freie Presse" vom 6. August 1869.

nach Oesterreich hinein verzweigten Stamme der Baiwaren — oder wie sie sonst dereinst geheißen haben mögen — ein eigenthümlicher Zug von politischer Vertrauensseligkeit innewohnt, die sich durch alle Warnungen an ihrem Festungsviereck guter Wünsche und frommen Glaubens nicht irre machen läßt. Es ist dieß eine Stimmung, welche regelmäßig mit der ehrenhaftesten Loyalität und glühendem Patriotismus verbunden ist. Aber eine lange Reihe bitterer Erfahrungen hat mich ein- für allemal bewogen, mich in dem Einen Punkt lieber in das Naturell der näheren Landsleute des Fürsten Bismarck und der Magyaren hineinzuleben. Denn wenn man einmal politische Studien treibt, so will man sich doch nicht gerne als kurzsichtiger Mensch von kommenden Dingen überraschen lassen, namentlich in einer mit frakten und offenen Thatsachen rechnenden Zeit, wie die unsrige ist.

Wenn es freilich nur darauf ankäme, was wir für uns „wünschen" und „wollen", dann brauchten wir seit zwanzig langen Jahren und mehr nur immer unsere historische Liebe zu Oesterreich darzulegen. Bei allen den schweren Entscheidungen die in dieser Zeit über die Wiener Hofburg gekommen sind, kam unsern Wünschen auch noch der Eine Umstand zu Hülfe, daß guter Rath und ein Ausweg zu einem glücklichern Ziele zu ersehen war. Jetzt aber scheint der letzte freundliche Stern zu erlöschen. Jetzt handelt es sich, sobald die definitive Entscheidung im Orient sich nicht abermals verschieben läßt, unstreitig um die ganze Zukunft, um die welthistorische Bestimmung der Monarchie, und gerade in diesem Moment steht der ehrliche Freund Oesterreichs vor lauter Unmöglichkeiten und ist kein Ausweg aus einer Lage im Innern und nach außen ersichtlich, welche das Reich zum willenlosen Spielball fremder Mächte herabbringt. Und dieses Reich war noch in unseren Mannesjahren unbestritten der Schlußstein des europäischen Staatensystems — ist ein schmerzlicherer Abstand denkbar?

Wie freudig jubelte einst jeder Deutsche, mit Ausnahme der revolutionären Partei, die jetzt im ganzen Bereich des Prager Friedens hof- und regierungsfähig geworden ist — dem Dichter zu, als er dem greisen Retter des Hauses Habsburg das Wort zurief: „In Deinem Lager ist Oesterreich"! Was damals durch das Schwert heldenmüthiger Männer gewonnen worden, das haben die himmelschreienden Sünden der Diplomatie in den Jahren 1854 und 1864, 1867 und 1870 Alles wieder verdorben. Das sagen wir nicht etwa jetzt erst, sondern seit zwanzig Jahren sind diese „Blätter" Schritt für Schritt im entschiedensten Widerstreit gegen die politischen Macher „Neuösterreichs" gestanden, bis nun nach allen diesen Irrgängen guter Rath wahrlich theuer ist. Oder sage man uns doch, wo denn jenes Oesterreich als gleichberechtigte Macht mit einer selbstständigen Politik noch zu finden ist, und wo das was man immer noch „österreichische Politik" nennt, eigentlich gemacht wird — in Petersburg, Berlin oder Pesth? Um es gleich zu sagen, ich glaube: überall da, nur nicht in der deutschen Hauptstadt des Reichs.

Oesterreich ist Mitglied des Drei-Kaiser-Bundes. Bei festlichen Gelegenheiten wird dieser Bund von seinen gekrönten Häuptern als Wiederherstellung der heiligen Allianz gefeiert. Aber die hohen Herren aus deren Munde solche freundlichen Worte kommen, sind nicht verantwortlich und neuere Erfahrungen lehren, daß die verantwortlichen Minister sogar ungestraft das Gegentheil planen können. Im Princip hat Graf Beust bei einer besonderen Gelegenheit, als es sich nämlich um die Allianzverträge der süddeutschen Staaten mit Preußen vom August 1866 handelte, die Stellung Oesterreichs im Drei-Kaiser-Bunde zum voraus gezeichnet, als er an den österreichischen Gesandten in Berlin schrieb[1]): „Eine nicht auf bestimmte Zwecke be-

1) Depesche vom 28. März 1867.

schränkte, sondern permanent für jeden Kriegsfall abgeschlossene Allianz zweier Staaten, namentlich eines schwächern Staates mit einem stärkern, hebt ohne Zweifel zum Nachtheil des erstern den Begriff einer unabhängigen internationalen Existenz fast völlig auf". Nun, im Drei-Kaiser-Bund handelt es sich gerade um eine derartige Allianz eines schwächern Staates mit zwei mächtigeren Reichen. Der Minister Graf Andrassy hat das Verhältniß denn auch ganz richtig gezeichnet, als er den Delegationen erklärte: die Politik Oesterreichs sei die der „gebundenen Marschroute".

Mit anderen Worten will das nichts Anderes sagen, als daß Oesterreich nicht freie Hand habe; daß es sich in den Willen Rußlands und Preußens einfach zu fügen habe, sobald diese zwei Mächte über eine politische Entscheidung einig geworden sind; und daß Oesterreich nicht mehr in der Lage sei, unter Umständen eine seinen dringendsten Interessen und Rechten besser angemessene Allianz zu wählen. Wir nehmen einfach den Minister beim Wort, wenn wir sagen: so sei also Oesterreich in diesem Augenblicke, wo die größte Frage des Jahrhunderts, bei der die innersten Lebensbedingungen der Habsburgischen Monarchie engagirt sind, zur Lösung heranreift, von der Gnade und Schonung seiner beiden Muß-Alliirten abhängig und nicht mehr Herr seiner selbst.

Es ist begreiflich, wenn der wahre österreichische Patriot über diese Lage der Dinge allmählig von Entsetzen erfaßt wird. Nichteinmal den Vertretern der magyarischen Sonderpolitik kann dabei besonders wohl zu Muthe seyn, denn auch ihnen bleibt nichts übrig als auf gut Glück zu rechnen. Für den Deutschösterreicher aber, soweit er nicht der liberalen Sekte angehört, muß es ein unerträglicher Gedanke seyn, daß es rein von dem guten Willen fremder Mächte abhängen soll, ob und inwieweit es noch eine österreichische Mission im Osten geben soll, oder ob das Reich auch nach dieser Seite hin überflügelt und von dem einzig noch er-

übrigenden Weg zu seiner lebendigen Auswirkung abgesperrt werden soll, obwohl es seinerzeit vom Fürsten Bismarck selbst zur Entschädigung für anderweitige Verluste auf den Osten angewiesen wurde. Vollends müssen die österreichischen Slaven unter solchen Umständen allen Glauben an die Monarchie verlieren. Die Slaven bilden aber die große Mehrheit des Reichs, und ob es der Wiener Regierung lieb oder leid sei — die türkische Frage ist für Oesterreich im eminenten Sinne eine innerslavische Frage.

Das sind lauter unläugbare Thatsachen. Aber es ist insoferne nicht richtig, den Grafen Andrassy für diese Lage verantwortlich zu machen, als ob sie dadurch sofort geändert werden könnte, daß an der Stelle dieses Vertreters der magyarischen Hegemonie-Politik ein anderer Mann an's Ruder käme. Ein Anderer würde wohl die Ketten schütteln, die der ungarische Minister im magyarischen Sonderinteresse gutwillig tragen zu müssen meint; für alles Andere aber wäre es, ohne ein Wunder Gottes, zu spät. Wir haben eine Probe vor uns. Von den angeführten Thatsachen erschüttert, hat ein österreichischer Patriot sich jüngst an die Berliner „Kreuzzeitung" (Nr. vom 15. Januar ds. Js.) gewendet, indem er die Einverleibung Bosniens als die oberste Nothwendigkeit für das Eingreifen der österreichischen Politik in der Türkei darstellte. Um zu diesem Ziele zu gelangen, weiß er aber keinen andern Rath, als daß man in Wien das deutsche Reich für diese Lösung gewinnen müsse, und wenn sich dann Rußland widersetzen wollte, so würde England der Dritte im Bunde seyn. Wer kann das lesen ohne sich sagen zu müssen: unmöglich? Es war dieß aber der einzige und letzte Rath, den dieser österreichische Patriot zu geben wußte.

Mir schiene es überhaupt gerathen, Englands Allianzen bezüglich des Orients fernerhin ganz außer Ansatz zu lassen. Zu London bringt man sein Schäfchen in Aegypten in's Trockne und zieht sich im Uebrigen vorsichtig aus der Affaire. Was

aber die österreichischen Spekulationen auf eine Entgegenstellung der russischen und preußischen Politik betrifft, so ist zwar der Wunsch nur allzu natürlich, aber erfüllen wird er sich nie, solange nicht die Umgestaltung des europäischen Staatensystems völlig zu Ende gebracht ist. Wie sich nachher die zwei großen Gruppen der germanischen und slavischen Welt zu einander stellen werden, das kommt im zweiten Theile. Vorerst ist man in Berlin allzu realistisch gerichtet, um wegen bedrohlicher Möglichkeiten einer fernen Zukunft einen Vortheil des Augenblicks sich entschlüpfen zu lassen oder gar einen Schaden riskiren zu wollen. Andernfalls hätte Fürst Bismarck weder den Bruderkrieg von 1866 noch den Krieg von 1870 auf die Bahn bringen dürfen; denn das lehrte der einfachste Hausverstand, daß diese theuer erkauften preußischen Siege zugleich unentgeltliche russische Siege waren, und daß dadurch Rußland auf die Höhe einer weltbeherrschenden Macht, auch gegenüber Preußen und dem neuen deutschen Reiche selber, hinaufgeschraubt werden würde.

Wer sich hierüber noch Illusionen hingeben könnte, der möge doch den neuerlich veröffentlichten Erlaß des Grafen Bismarck an den preußischen Gesandten in Wien vom 14. April 1867 recht genau studiren. Der vertrauliche Erlaß fällt in die kritische Zeit der Luxemburger Frage, und obwohl zunächst veranlaßt durch die bekannte Sendung des bayerischen Grafen Taufkirchen, bezieht er sich doch mit auf die orientalische Frage, zum Beweise daß die Türkei damals schon anfing, sich stets und fast unwillkürlich in alle Combinationen zwischen Preußen und Oesterreich einzudrängen. Die Veröffentlichung des Dokuments ist denn auch sehr apropos gekommen.

Veranlaßt wurde sie durch eine angebliche Enthüllung des französischen Publicisten Emil Girardin, welcher von einem preußisch-österreichischen Allianzprojekt aus dem Jahre 1867 wissen wollte, wornach Oesterreich auf Kosten der Türkei

entschädigt werden sollte, wenn es Preußen freie Hand in Deutschland ließe. Montenegro, Bosnien, Serbien und die Donaufürstenthümer sollten dem Hause Habsburg zugetheilt, in der übrigen Türkei ein Reformprogramm durchgeführt und der also geordnete Besitzstand von den zwei Mächten gegenseitig garantirt werden. Auch der Aufstand von Kreta wäre hiernach in Betracht gekommen und diese Insel dem Königreich Griechenland zugedacht gewesen. Selbst die Erfindung ist zur Zeit nicht ohne ein gewisses Interesse. Daß aber ein preußisches Projekt zur Lösung der orientalischen Frage, wobei Rußland leer ausgegangen wäre, nicht anders als erdichtet seyn konnte, war von vornherein klar. Den Beweis hiefür bietet auch der wirkliche Erlaß des Grafen Bismarck. Er machte in Wien zweierlei Allianz-Anerbieten: entweder eine Defensiv-Allianz für die ganze österreichische Monarchie „auf Zeit, etwa auf Ein bis drei Jahre", oder ein dauerndes Bündniß rein internationaler Natur für den deutschen Theil Oesterreichs. Auffallender Weise bringt er die Türkei nur mit dem zeitweiligen Bündniß, nicht mit dem dauernden, in Verbindung: „ein zeitweiliges Bündniß würde sich vervollständigen lassen durch eine zeitweilige Abmachung über die türkische Angelegenheit", und zwar behufs einer „Aufrechthaltung des Statusquo in den türkischen Grenzländern". Immer aber muß Rußland dabei seyn; das bedingt sich Graf Bismarck wiederholt aus: „in eine solche Combination würden wir aber auch Rußland hineinziehen müssen." Der preußische Minister glaubt, daß Rußland „für einen beschränkten Zeitraum" zustimmen, oder wenigstens stillschweigend gewähren lassen würde. Aber auch im letztern Falle dürfte nichts ohne Rußland geschehen, und „auch bei einer solchen auf stillschweigende Billigung Rußlands berechneten Abmachung müßten unsere Karten für Rußland offen liegen."

Dieser Standpunkt des damaligen Grafen, nunmehr Fürsten Bismarck ist ungemein lehrreich für die Gegenwart,

wo nun die Frage der Türkei und der türkischen Grenzländer brennend geworden ist. Schon damals als der Ausbruch des Krieges mit Frankreich sicher, der Ausgang aber zweifelhaft war, wollte man in Berlin nur für eine kurze Spanne Zeit die Sicherstellung Oesterreichs gegenüber einer orientalischen Krisis übernehmen; ein dauernder Garantie-Vertrag bezüglich Deutschösterreichs hätte sich auf Veränderungen im Orient nicht bezogen. Für diesen Fall glaubte man in Berlin sich freie Hand vorbehalten zu müssen, und bei jeder Verständigung zwischen Wien und Berlin mußte Rußland der Dritte im Bunde seyn.

Man kann es dem Grafen Beust kaum verübeln, daß er im April 1867 auf solche Anerbietungen nicht einging. Aber die Stellung Oesterreichs im Drei-Kaiser-Bund ist unzweifelhaft gegenwärtig noch unsicherer, als sie in der angebotenen Allianz von 1867 geworden wäre. Dieser Bund ist eine sogenannte „ungeschriebene Allianz", und er kann auch nichts Anderes seyn. Denn er ist nicht nur nicht auf bestimmte gemeinsamen Zwecke beschränkt, sondern er ist auch in seiner Vagheit nur ein Bund zwischen Rußland und Preußen zur Ueberwachung des mit einbezogenen Oesterreich, damit man in Wien auch nicht einen blassen Gedanken fassen könne, welcher der Einen oder der andern der beiden Mächte unerlaubt erschiene.

In Berlin glaubte man aber mit einer solchen Garantie und Sicherung gegen den wirklichen „Erbfeind" von ehedem[1]) sich nichteinmal begnügen zu dürfen. Die äußere

1) Zur Zeit noch gilt Frankreich als preußischer „Erbfeind". Aber das beruht auf einem verhältnißmäßig neuen Rollentausch und kann über Nacht wieder anders werden. In einem Briefe vom 26. Januar 1853 erzählt der österreichische Diplomat Freiherr von Zedlitz, auf authentische Mittheilungen gestützt: der damalige preußische Bundestags-Gesandte Herr von Bismarck habe dem französischen Gesandten de Moustier in Berlin gesagt: „Preußen müsse auf Oesterreich los-

Fesselung Oesterreichs mußte durch eine innere Schwächung und Fesselung vervollständigt werden, damit der Patient schlechthin keiner freien Regung mehr fähig sei. Dazu hat zunächst die Sonderstellung Ungarns die Hand geboten, in der sich das Unglück Oesterreichs vollendet.

Der cisleithanische Minister von Lasser soll jüngst in den parlamentarischen Clubs, welche über die ungarischen Forderungen bezüglich der Erneuerung des Zollvertrags mit Oesterreich beriethen, geäußert haben: „er sei kein Freund des Dualismus und des Ausgleichs von 1867, den Oesterreich eben nur habe schließen müssen, weil es die Schlacht von Königsgrätz verloren habe." Das zu sagen wäre zwar nicht klug gewesen, aber es entspricht genau der Vorstellung die man sich in Ungarn selber von dem „Ausgleich" macht. Man sieht Preußen für dessen Schöpfer und Garanten an, und in Berlin ergreift man jede Gelegenheit um diese Auffassung zu bekräftigen. Die „Freundschaft" zwischen Preußen und Oesterreich ist eine Phrase, aber die „ungeschriebene Allianz" zwischen Preußen und Ungarn ist desto enger und eine sehr bedeutende Thatsache in der europäischen Constellation der Gegenwart.

Als Kaiser Franz Joseph im Juni 1867 zum ungarischen König gekrönt wurde, da ging auch der preußische Gesandte in Wien als Krönungsbotschafter nach Pesth. Bald darauf erschien in französischen Blättern eine vom 18. Juni datirte Depesche des Herrn von Werther, worin er dem Grafen Bismarck über das Resultat seiner Bemühungen berichtet, „zu erforschen, ob und in welchem Grade die Ungarn vom Danke gegen Preußen erfüllt seien, dessen Einfluß sie gewissermaßen ihre jetzige politische Stellung verdankten". Die Depesche läßt nun den Gesandten sagen: „Die Mittheilungen, welche ich über die Stimmung im

---

schlagen und dasselbe bei dieser Gelegenheit vernichten; es sei ein alter Raçenhaß seit der Zeit — Karls des Großen!"

Innern Ungarns erhielt, haben mich überzeugt, daß man in allen Schichten der Gesellschaft viel Sympathie und Dankbarkeit für Preußen hegt. Die Reichsraths-Deputation (aus Wien) wurde zwar mit vielen äußern Kundgebungen empfangen, aber der deutsche Oesterreicher wird von den Ungarn nicht geliebt, die für die Zukunft in uns Preußen ihre mittelbaren Beschützer gegen die Wiener herrschsüchtigen Tendenzen erblicken." Eine solche Sprache war in Wien damals noch neu und erregte große Erbitterung. Der preußische „Staatsanzeiger" erklärte sofort, daß die Depesche nicht existire, aber in Wien wollte man die Beweise in Händen haben. Wir können das dahingestellt seyn lassen. Jedenfalls hat eine Reihe von Vorkommnissen, bis auf den neuesten Schmerling-Rumor, den Inhalt der Depesche buchstäblich bestätigt.

Wenn man die politische Stellung der Partei welche den magyarischen Sonderstaat beherrscht und welcher auch der auswärtige Minister des Kaisers angehört, genauer in's Auge faßt, so kann man sich in der That nicht verhehlen, daß die preußisch-magyarische Allianz eine — ebenso natürliche als unnatürliche Allianz ist. Die Mission Oesterreichs hat sich bei der herrschenden Partei in Ungarn in eine Mission des Magyarenthums verkehrt, vor welcher sich die Rechte und Interessen aller anderen Nationen der Monarchie beugen müssen. Nach außen starre Unbeweglichkeit der ganzen Monarchie, damit nicht ein Uebergewicht der deutschen oder slavischen Elemente eintrete. Darum hat die Partei der Hinauswerfung Oesterreichs aus Deutschland zugejubelt, und darum will sie kein türkisches Slavenland hereinlassen. Nach innen will die Partei nicht nur bei sich zu Hause, sondern auch in Cisleithanien maßgebend seyn und nur eine solche Verfassung dulden, welche den Zwiespalt der Nationalitäten, die Unterdrückung aller durch die Eine verewigt. Genau so will auch Preußen das alliirte Oesterreich verfaßt und regiert wissen, wie man von der Ver-

liner „Provinzial-Correspondenz" erst neulich wieder erfahren hat.

Sollte durch alles Das die Hegemonie der herrschenden Partei in Ungarn noch immer nicht gesichert erscheinen, so würde sie selbst die Auflösung der Monarchie vorziehen. Es wäre gerade heute an der Zeit sich des seinerzeit vielgeschmähten Memorandums des Czechen-Führers Dr. Rieger zu erinnern, wo es unter Anderm heißt: „Es gibt sogar eine Partei unter den Magyaren, welche von Herzen gern alle deutschen und böhmischen Länder Oesterreichs Preußen überlassen möchte, um in dem übrigen Theile der Monarchie die unumschränkten Herren werden, und hernach Eroberungen an den Rumänen und Südslaven, diesen in der Civilisation zurückgebliebenen und daher leichter zu beherrschenden Völkern machen zu können"[1]). Dem gewöhnlichen Politiker mag diese Geistesrichtung sonderbar erscheinen. Aber auch ein des Slavismus keineswegs verdächtiges Wiener Organ hat sich damals wie folgt darüber ausgesprochen: „Die Linke" — und diese Linke ist jetzt in Ungarn am Ruder — „die Linke glaubt ohne jede fremde Hülfe eine ganze Donau-Conföderation in Gehorsam halten zu können . . . Von der landläufigen Vorstellung ausgehend, nach welcher Ein ungarischer Husar tausend Nichtungarn mit dem bloßen Blick in die Flucht schlägt, hält sie die Kraft der Arme von fünf Millionen Menschen für genügend zur Sicherung der Raçen-Präponderanz und zur Abwehr auswärtiger Feinde"[2]).

So wie der österreichische Reichskanzler Graf Beust im Jahre 1867 den „ungarischen Ausgleich" über Hals und Kopf zu Stande gebracht hat, ist von ihm in der langen Reihe politischer Thorheiten, mit welchen sich das liberale Großdeutschthum bedeckt hat, die letzte begangen worden.

1) Neue Freie Presse vom 5. Juni 1870.

2) Neue Freie Presse vom 6. August 1869.

Die tiefer liegende Absicht des Ministers von dazumal ist heute freilich nicht mehr zweifelhaft. Rache zu nehmen an Preußen, das war der leitende Gedanke seiner Politik, und zu diesem Zwecke glaubte er vor Allem die Ungarn vollständig befriedigen und so durch die Gefühle gebührenden Dankes für seine Pläne gewinnen zu müssen. Die geheimen Zettelungen mit Paris erfüllten den anderen Theil seiner Thätigkeit; nicht nur den französischen Hof sondern auch die Presse suchte er mit allen Mitteln zu bearbeiten[1]). Auch dem Czarthum trat er nahe mit verlockenden Anerbietungen in der orientalischen Frage. Wenn das Alles gelänge, glaubte er der süddeutschen Staaten, welchen er inzwischen wie billig mißtraute, ohnehin sicher zu seyn[2]). Aber im entscheidenden Moment verdarben ihm die Ungarn das ganze Concept. Allerdings traten auch die Drohungen Rußlands dazwischen; überdieß sollte er aber auch erfahren, wie richtig das czechische Memorandum kurz vorher die Stellung des

1) Das Ausgleichs-Jahr 1867 brachte auch den Pariser Redakteuren aller Farben, die radikalste nicht ausgenommen, einen österreichischen Ordensregen ein. Einer der Herren bedankte sich jedoch für seine Ernennung zum Ritter der eisernen Krone mit dem Bemerken, daß er diese Auszeichnung nicht annehmen könne, weil sie ihm in zu gemischter Gesellschaft zu Theil geworden. „Neue Freie Presse" vom 25. November 1867.

2) Noch am 18. Januar 1873 ließ sich die „Kölnische Zeitung" aus Süddeutschland schreiben: aus der (damals veröffentlichten) Correspondenz Beust-Grammont lasse sich schließen, „welche Anstrengungen die österreichische Diplomatie im Juli 1870 gemacht haben müsse, um die süddeutschen Regierungen von der Anerkennung des casus foederis mit Preußen abzuhalten." In Wahrheit war die österreichische Diplomatie damals — wenigstens in Bayern — gar nicht zu finden. Als im Ausschuß der zweiten bayerischen Kammer der Minister gefragt wurde, welche Haltung von Seite Oesterreichs in Aussicht stehe, da antwortete er: der österreichische Gesandte, Freiherr von Bruck, befinde sich in Urlaub und verweile, dem Vernehmen nach, irgendwo am Starnberger See.

gemäßigt-liberalen Magyarenthums, welches man damals noch vom radikalen unterschied, gezeichnet hatte. „Woran aber Niemand mehr zweifeln kann, und was übrigens auch in der allerdeutlichsten Weise auf dem Pesther Reichstage ausgesprochen worden, das ist, daß die Partei Deak-Andrassy niemals und unter keiner Bedingung in einen Krieg gegen Preußen willigen wird." Neuestens hat der ungarische Minister-Präsident Tisza wie bekannt öffentlich erklärt: Oesterreich dürfe überhaupt ohne die Erlaubniß Ungarns keinen Krieg erklären und könne ohne seine Genehmigung nicht marschiren.

Nun nimmt zwar die Habsburgische Monarchie immer noch einen breiten Raum in der europäischen Völkerfamilie ein. Aber unter so bewandten Umständen wird sich schwer sagen lassen, daß dieses Reich als solches — und abgesehen von der magyarischen Zukunftspolitik — noch einen selbstständigen Faktor der europäischen Politik bilde. Als Oesterreich seine Weltstellung in Italien und zu Deutschland verlor, da haben ihm selbst seine Feinde immer noch eine Entwicklung nach Osten und eine „Mission im Orient" zugesprochen und vergönnen wollen; der Moment ist jetzt nahe oder schon da, wo es seine Bestimmung an den verlassenen Bruderstämmen erfüllen sollte, die seine eigenen slavischen Provinzen begrenzen; und in diesem Moment ist das Reich der Spielball fremder Mächte und ihrer willkürlichen Ausbeutung preisgegeben. Rußland mittelst Berlin, und Preußen mittelst Pesth haben das Leitseil in der Hand, und beherrschen nicht nur die äußere sondern auch ganz folgerichtig die innere Politik Oesterreichs nach Gesichtspunkten, die ihren Interessen als die diensamsten erscheinen.

Es ist kein Geheimniß mehr, daß der ungarische Einfluß im Bunde mit den deutsch-österreichischen Liberalen dem Grafen Beust beigestanden war zum Sturze des conservativen Kabinets Hohenwart, und daß Preußen hinter den

Coulissen accompagnirt hatte. Man erinnert sich doch wohl der empörenden Drohungen in den preußischen Reptilien-Blättern, aber auch in den magyarischen und den deutsch-liberalen Organen in Oesterreich selbst, gegen den Versuch Oesterreich wieder einmal österreichisch zu regieren. Der Haß der deutsch-liberalen Richtung gegen das Kabinet Hohenwart war bei dieser, wie bei allen den unösterreichischen Parteien allerdings redlich verdient. Als das Ministerium ihr verbot, zur Feier der preußischen Siege tendenziöse Festlichkeiten zu veranstalten, da trat der Gegensatz schroff hervor. Graf Hohenwart stellte in einer Interpellations-Beantwortung als die oberste Aufgabe der Regierung hin, „das österreichische Bewußtseyn in der Bevölkerung zu kräftigen und zu beleben", und mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern, daß „die öffentliche Meinung in eine diesem Grundgedanken entgegengesetzte Richtung geleitet werde." Er definirte auch das richtige Verhältniß zu Preußen, indem er „die staatliche Individualität beider Theile" in Anspruch nahm und für Oesterreich das Recht wahrte, „durch die zarteste und sorgfältigste Auffassung des Nationalitäten-Princips Einigung an die Stelle des politischen Widerspruchs zu setzen." Der Minister glaubte endlich die Ueberzeugung aussprechen zu sollen, daß „die Regierung des deutschen Reichs einen weit höheren Werth der Freundschaft eines Staates beilegen dürfte, der sich selbst zu achten und die Ordnung im Innern aufrecht zu halten weiß, als den Sympathien einer Regierung die sich selbst den fernsten Aufgaben gegenüber zu schwach erweisen wird"[1]).

Wenn Graf Hohenwart dieß wirklich glaubte, so hat er geirrt. Aber er hat das Spiegelbild der nun wirklich eingetretenen Lage mit wunderbarer Klarheit zum voraus ge-

1) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 16. März 1871.

zeichnet. Sein patriotisches Programm konnte weder in Berlin noch in Pesth acceptabel erscheinen. Die Ungarn mußten fürchten, durch eine föderative Verfassung Cisleithaniens zur Nachahmung gezwungen zu werden und auch ihren eigenen Nationalitäten gerecht werden zu müssen. Schon darum durfte man in Berlin den österreichischen Föderalismus nicht dulden, weil er die magyarische Hegemonie, den intimsten preußischen Bundesgenossen, gefährdet haben würde. Man drückte dieß euphemistisch so aus: „durch den Föderalismus würde ein ganz anderes Oesterreich geschaffen, würde ein dem Deutschthum feindlicher Staat gebildet." Man will aber in Berlin überhaupt nicht, daß der „politische Widerspruch" aufhöre in den Eingeweiden Oesterreichs zu wühlen, und um dieß zu verhindern gibt es kein tauglicheres Werkzeug als die national-liberale Hegemonie dießseits wie jenseits der Leitha.

Als Graf Beust die Wurzeln des Kabinets Hohenwart hinreichend untergraben glaubte, da bot er selbst die Hand zum Umsturz der hoffnungsreichen Pflanzung. Als gewandter Spieler wähnte er nun die Trümpfe selber in die Hand zu bekommen und durch die Sympathien des gesammten Liberalismus, insbesondere des deutsch-österreichischen, getragen, in seiner Stellung gesichert zu seyn. Hatte er es doch dahin gebracht, daß er das „katholische Oesterreich" sogar auf Kosten der demselben gebotenen Rücksichten des politischen Anstands den Sympathien des Liberalismus zum Opfer bringen durfte. Er war nicht nur derjenige, welcher den feierlichen Vertrag mit dem heiligen Stuhl einfach zerriß; er hatte nicht nur im Anfang des preußisch-französischen Krieges, selbst gegen den Willen des französischen Imperators, in Florenz zum schleunigen Einmarsch in die päpstlichen Staaten gedrängt; noch mehr, Jules Favre, der erste Minister der französischen September-Revolution, konnte nachher erklären: daß seine Regierung das Möglichste ge-

than habe, um die Verlegung der Hauptstadt von Florenz nach Rom noch hintanzuhalten, aber Graf Beust habe eifrigst dazu getrieben, daß auch Frankreich sich am 1. Juli 1871 in Rom vertreten lasse. Sicher waren dieß große Verdienste um den gesammten Liberalismus, und glorreiche Triumphe des österreichischen insbesondere. Aber in Berlin kannte man den Herrn Minister auch von der andern Seite; und so trat das überraschende Schauspiel ein, daß Graf Beust, nachdem er soeben seine Henkersdienste an dem Kabinet Hohenwart verrichtet hatte, nun selber von der Leiter herabgeworfen wurde.

Das Kabinet Hohenwart hatte die Hoffnungen aller Freunde Oesterreichs noch einmal neu belebt, sein plötzlicher Sturz wirkte unter uns wie ein Erdbeben. In der That kamen die Dinge noch schlimmer, als man im ersten Augenblick fürchten mußte. Allerdings war „das österreichische Bewußtseyn“ nicht mit einem Griff zu ersticken, aber man konnte es mundtodt und aktionsunfähig machen. Das hat die „Wahlreform“ gethan, auf deren Durchführung sofort alle liberalen Kräfte Oesterreichs concentrirt wurden. Nunmehr konnte man unbesorgt auch an die Copirung der preußischen Kirchen-Gesetze gehen. Die Macht lag und liegt in den Händen jener großen und kleinen Bourgeoisie, von der man sagt, daß sie preußisch gesinnt sei bis über die Ohren, und die eine verjudete Presse unterhält, wie sie scandalöser in ganz Europa nicht existirt. Im Herbst des Jahres 1874 war die Verläugnung der österreichischen Interessen und Traditionen schon so weit gediehen, daß nichteinmal das Beispiel Rußlands einen momentanen Stillstand zu bewirken vermochte. Oesterreich hat an der Seite Preußens die Regierung des spanischen Umsturz-Generals Serrano — anerkannt. Allerdings würde die Erinnerung an die Traditionen jenes katholischen und legitimistischen Oesterreich, dem unsere Liebe gehört hat, in Berlin übel vermerkt worden seyn; aber auch

in St. Petersburg dürfte man sich die österreichische Schwachheit angekreidet haben.

Obwohl nun Oesterreich dreifach gefesselt zu den Füßen eines mächtigern Cäsarismus liegt, als das russische Czarthum von 1849 war, so glaubt man sich in Berlin immer noch nicht sicher vor möglichen Eventualitäten. Die blutende Gestalt des alten Oesterreich scheint wie ein böser Traum den ruhigen Schlaf und wie Banquo's Geist die Gemüthlichkeit des Tages zu stören. Daher erhebt sich in Berlin von Zeit zu Zeit der drohende Finger, und die Reptilien-Presse verkündigt der Welt, daß man sich dort beunruhigt fühle ob diesem oder jenem Symptom eigenwilliger Regungen im Reichskörper Oesterreichs. So geschah es im vorigen Jahre, als der Kaiser Franz Joseph mit König Viktor Emmanuel in Venedig zusammentraf, gerade zu der Zeit wo Fürst Bismarck mit Italien unzufrieden war, weil es ihn im „Culturkampf" nicht energisch genug unterstütze und weil er seinem Krieg gegen Rom internationalen Charakter verliehen haben wollte. Bekanntlich hat sich „der Krieg in Sicht" unmittelbar daran geknüpft. Aehnlich hat sich noch vor Schluß des Jahres 1875 in dem Reptilien-Lärm, zu dem der Herr von Schmerling den Vorwand liefern mußte, abermals der drohende Finger in Berlin erhoben.

Man thäte in Wien gut daran, diesen Vorgang nicht sobald wieder ganz zu vergessen. Denn es ist dabei unverholen zu Tage getreten, daß man in Berlin dem österreichischen Nachbar in seinen inneren Angelegenheiten mehr als je die Freiheit der Bewegung versagt und ein förmliches Programm aufgestellt hat mit unverweigerlichen Forderungen, deren erste sich auf den Schutz der ungarischen Sonderpolitik, deren zweite sich auf das Verbot des „wahrhaften Oesterreicherthums" bezieht. Außerdem könnten Preußen und das Reich sich keinen Augenblick mehr sicher fühlen. Das „wahrhafte Oesterreicherthum", also die Devise des conservativen

Kabinets Graf Hohenwart, wird von dem ministeriellen Berliner Blatt — bekanntlich hat die „Provinzial-Correspondenz“ selbst zum Organ der merkwürdigen Demonstration gedient — ausdrücklich als der Gegensatz „des jetzigen österreichischen Staatswesens“ bezeichnet, und als eine sowohl dem ungarischen Ausgleich als dem neuen deutschen Reich feindliche Richtung verurtheilt.

Das ist nun freilich nichts Neues mehr; es verräth höchstens den Hebel, der das conservative Ministerium Hohenwart aus den Angeln gehoben hat. Die größte Merkwürdigkeit indeß an der Berliner Verlautbarung war für uns die Thatsache, daß man, hienach zu urtheilen, in Berlin immer noch sogar eine Reconstruktion der ehemaligen großdeutschen Partei besorgen zu müssen meint. Diesen Versuch einer „neuen politischen Gruppirung“ sucht das Blatt hinter den Worten in der Banketrede des ehemaligen liberal-großdeutschen Ministers von Schmerling: „große Ideale müsse man mehrmals in Angriff nehmen, bis sie durchgeführt würden“; und aus verschiedenen Anzeichen, die so weit auseinander liegen wie die neueste Schrift des Freiherrn von Helfert und die Trauerfeier für den Cardinal Rauscher, wird gefolgert, daß der neuen Gruppirung auch „eine klerikale Beimischung nicht fremd zu seyn scheine.“

Das ist in der That mehr, als wir erwartet hätten, daß man sich in Berlin, und zwar augenscheinlich nicht ohne Frösteln, sogar noch des Frankfurter Fürstentags erinnert, den selbst wir längst vergessen mußten. Was Herr von Schmerling mit seinen „Idealen“ eigentlich wollte, das verstehen wir nicht; sicher weiß er aber so gut wie wir, daß ein liberales Großdeutschthum bei uns aus dem einfachen Grunde keinen Anknüpfungspunkt mehr fände, weil die liberalen Großdeutschen von ehedem in Masse sich zum Nationalliberalismus und somit auch zur Todfeindschaft gegen die „Klerikalen“, ihre Verbündeten von ehedem, bekehrt

haben und zum großen Theile jetzt im feurigsten Bismarck-Cult das Versäumte gut zu machen suchen. Wenn man in Berlin auch noch solche Gespenster fürchten zu sollen meint, dann dürfte eine völlige Beruhigung allerdings erst dann eintreten können, wenn Oesterreich aufgehört hätte zu existiren.

In der Beurtheilung der Berliner Demonstration ist Seitens der Presse auch bald ein anderer Gesichtspunkt in den Vordergrund getreten: sie sei nämlich ein Liebesdienst für die herrschende Partei in Ungarn, von dieser Seite vielleicht eigens bestellt, oder sogar in Wien oder Pesth verfaßt gewesen. So wurde auch von Berlin aus den Londoner „Times" des Nähern berichtet: die Stellung der Minister Andrassy und Tisza sei erschüttert gewesen sowohl wegen ihrer Orient-Politik, als wegen der Spannung mit Ungarn über die Erneuerung des österreichisch-ungarischen Zollvertrags und überhaupt wegen der offenkundigen Suprematie-Gelüste Ungarns; eine Krisis habe auszubrechen gedroht; da sei Hülfe von Berlin gekommen. Der Artikel der „Provincial-Correspondenz" habe nichts weniger besagen wollen, als daß, sowie Graf Andrassy entfernt, das Kabinet Tisza gestürzt und an dem Dualismus gerüttelt würde, die Freundschaft Deutschlands für Oesterreich gekündet sei; das „Reich" würde dann Oesterreich als seinen Feind betrachten und darnach behandeln[1]). Gewiß wäre das ein furchtbares Bild von der preisgegebenen Lage Oesterreichs. Aber wenn man sieht, wie stolz und wohlgefällig die Preßorgane der leitenden ungarischen Kreise die preußische Demonstration als neue Verbürgung für die europäische Stellung Ungarns aufgenommen haben; wenn man Alles erwägt, was seit der ungarischen Königskrönung über die Verbindung zwischen Berlin und Pesth bekannt geworden ist: dann vermag man

1) Vergl. Augsburger „Allg. Zeitung" vom 5. Januar 1876.

sich endlich ein anderes Bild von der Lage Oesterreichs selber nicht mehr zu machen.

Als wir jüngst die Frage aufwarfen, was aus diesen Prämissen für die Zukunft Oesterreichs in dem Moment, wo die Lösung der großen Frage des Jahrhunderts nicht länger verzögert werden könnte, gefolgert werden müsse, da haben die national-liberalen Organe bei uns geäußert: „wenn dieses Oesterreich nicht bestünde, so müßte man es schaffen.“ Sie konnten dieses geflügelte Wort, das einst in einem ganz andern Sinne ausgesprochen worden ist, mit gutem Gewissen auf das heutige Oesterreich anwenden. Denn das ist unzweifelhaft, wenn Großpreußen unter dem Namen des deutschen Reichs hergestellt werden soll, so kann man die Millionen Deutschösterreicher in diesem Reich vorerst unter keiner Form mit Bequemlichkeit brauchen. So konnte auch Fürst Bismarck ohne alle politische Heuchelei sagen: „ein deutscher Staatsmann, der auf Zertrümmerung Oesterreichs ausginge, verdiente gehängt zu werden.“ Ein solches Oesterreich ist allerdings eine unschätzbare Bequemlichkeit für den gewöhnlichen Verlauf der deutschen Dinge auf dem Wege von 1866 und 1870. Wenn aber einmal die große europäische Frage dazwischen tritt, dann ist es schon bedenklich genug, daß Oesterreich den Erwägungen fremder Mächte preisgegeben seyn wird, ohne einen einzigen Alliirten finden zu können, um dagegen sein Recht und seinen Bestand zu wahren. „Es gibt kein Europa mehr“, hat Graf Beust dereinst geseufzt; es muß und wird aber wieder ein Europa geben, und wie das zukünftige Europa auszusehen habe, ist von Berlin aus vor zwei Jahren schon in den präcisesten Worten gesagt worden. Freilich bloß in Zeitungs-Artikeln; aber die Presse spricht eben von der Zukunft, Staatsmänner wie Fürst Bismarck sprechen natürlich nur von der Gegenwart und ihren Bedingungen.

Hoffen kann ja Jedermann, daß die wunderbaren Wend-

ungen nicht das Privilegium einer einzigen Macht geworden seien; aber bis jetzt steht das Wort des Grafen Hohenwart fest von „einer Regierung die sich selbst den fernsten Aufgaben gegenüber zu schwach erweisen wird". Die Hauptaufgabe ist jetzt vor die Thüre gerückt und die große Probe muß heute oder morgen bestanden werden. Gewaltige Reiche sind schon aus der Geschichte verschwunden, weil sie ihre Bestimmung verfehlt hatten. In solchen Fällen mußte sich der Mensch von jeher auf die Utilitäts-Politik der Vorsehung verlassen.

„Wir im Reich" haben eine strenge Kur durchgemacht. Das ist nicht unser Verdienst, denn wir haben uns lange genug dagegen gesträubt. Aber Eines haben wir dabei doch gewonnen. Anstatt jammernd auf den Trümmern Jerusalems zu sitzen, arbeiten wir fort in der Hoffnung: sei es so nicht gegangen, so gehe es vielleicht anders, und trotz allen Traktaten der Welt dürfe das Ostreich für uns nicht verloren seyn.

XXIII.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

IV.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den politischen Entwicklungsgang des Gefeierten zurück, so ist das Charakteristische desselben, daß er immer nur das „Ideal" im Auge hatte. Wie er in der schönen Vorrede zu den „Aphorismen über die Kunst" über den streitenden Gegensätzen im öffentlichen Leben wie in den einzelnen Wissenschaften ein Drittes suchte, in dem die Gegensätze ihre Vermittlung fänden, und hiebei sagte: „Liebe ist dies Dritte bei dem Zwiespalt der Geschlechter, das Ideal bei Kunst und Wissenschaft"; wie er im öffentlichen Leben als Jüngling das „Ideal der veredelten Menschheit seinen Stern" genannt, so bekennt er ebenso noch im Jahre 1822 in dem höchst interessanten Brief an Liesching sich offen „zum politischen Idealism"[1]). Im Ideal aber erschaute er immer das Ganze, das hoch über dem Concreten und den Gegensätzen schwebt, welche wohl ihre Berechtigung und Eigenheit geltend machen können, aber ihr Recht nur in Unterordnung unter das Ganze, nimmer im Widerspruch mit selbem besitzen. Wie dieser Blick auf das Ideal ihm seine eigene innere Freiheit

---

1) Gesammelte Briefe III. 33.

gewährte, so daß er „nie der Sklave eigener vorgefaßter Meinung seyn wollte“[1]), sondern seine subjektive Meinung nach dem Ideal zu berichtigen und voller zu gestalten strebte, so konnte er, das Ideal in seiner Transcendenz festhaltend, gerade dadurch auch seinen Standpunkt über der concreten Wirklichkeit und ihren Gegensätzen wahren und allen gerecht seyn. In soferne erkannte er schon früh jenes Grundgesetz aller Weltordnung, der physischen wie der sittlich geistigen, welches er im Jahre 1810 dahin formulirt: „Es gibt kein allgemeineres und mehr evidentes Naturgesetz als jenes, daß alle Dinge in der Welt wechselseitig auf solche Weise sich auszugleichen haben, daß die Summe aller Gegensätze überall dieselbe ist und aufgehoben in demselben Punkte, so daß auch in menschlichen Dingen die Kugelform zuletzt alle Unebenheit abrundet in der Einheit.“ Dieses Gesetz, auf welchem jede Metaphysik ruht, insoferne sie anders über bloße formelle Kategorien hinausgehend, die Elemente alles Seyns und ihre höchste concrete Einheit gefunden hat, war wie der Leitstern seiner Thätigkeit überhaupt, so namentlich auch der seiner Politik; denn die Sätze: „Recht geben und Recht nehmen und Niemand scheuen“; „Gerechtigkeit und Billigkeit und Maßhalten ist besser dann die Gewalt“ (IV. 474); „Gerechtigkeit ist die einzig wahre Klugheit, jedes Unrecht trägt den Wurm der Vernichtung im Innern“ (II. 239); wie die stete Forderung der „Selbstentsagung und Verleugnung aller Eigensucht“ (V. 63, vgl. IV. 454) sind nur Corollarsätze jenes Grundgesetzes, das in jener höheren Macht ihre Quelle hat, vor der, wie Görres anderswo sagt: „Thorheit und Weisheit all eins ist; die eine ist ihr Werkzeug, die andere ihres Willens Offenbarung; zu ihrem Ziele müssen beide führen, unwillig jene, willig die andere.“ Von der Schrift über den „allgemeinen Frieden“ bis zu der zuletzt besprochenen über die „heilige Allianz“ geht daher wie ein rother Faden

1) „Glauben und Wissen.“ München 1805. S. 5.

der Eine Gedanke, das Eine Streben hindurch: alle politischen Gegensätze in der höheren lebendigen Einheit gemäß dem Ideal auszugleichen, in welcher Jedem sein Recht werden soll, Jedem seine Pflicht zugetheilt erscheint. Was er in seiner Jugend mehr dunkel nur ertastet hatte, dafür hat er im Rh. Merkur mit der ganzen Klarheit seines Geistes gekämpft, dafür trat er in den letzten Schriften Fürsten und Völkern gegenüber ein mit den tiefethischen Gründen seiner universellen Geschichtsanschauung.

Im Ideal umfaßte Görres aber von vorneherein, ohne deßhalb ein kalter Kosmopolit wie etwa Göthe zu werden, „die ganze Menschheit“. Er konnte deßhalb nimmer einem Nationalitätenschwindel sich gefangen geben. Wie er im „allgemeinen Frieden“ schon sich auf einen Standpunkt stellte, von wo aus er „die ganze Menschheit innerhalb seines Gesichtskreises liegen sieht“, wie er damals für die Revolution sich nur begeistert, weil ihm „die Beförderung der Sache der Menschheit sein einziger Zweck gewesen“, und er in der Revolution „eine Förderung der Interessen aller Völker, ja der ganzen Menschheit“[1]) zu erblicken glaubte, so findet sich auch trotz seiner feurigen Vaterlandsliebe, trotz seiner Begeisterung für Deutschlands Größe und Machtstellung, trotz seiner Anhänglichkeit an die rheinische Erde keine Spur jenes fanatischen Racen-Geistes, der nur für die eigene Nationalität oder gar partikularistisch für seine Stammesart schwärmt und in ihr sich abschließt. So sehr er im „Rhein. Merkur“ gegen die Franzosen wettert und gegen die Deutschvergessenheit der Deutsch-Franzosen aufloderte, so huldigte er nie der Deutschthümelei, wie sie damals vielfach noch in kindischer Weise sich regte, die jetzt aber künstlich herangezogen werden soll, in der aber alles Schlechte, Gemeine und jede Ausartung der Nation sammt

1) Rübezahl. Politische Schriften I. 22. Sendung nach Paris. Ebend. I. 57, 89.

„dem ewigen Juden" seine Stätte findet, immer weniger das was Görres von den Deutschen fordert: „Nur in Treue und Gerechtigkeit handelt der Deutsche seiner Natur gemäß, darum ist aber auch Alles was er außer ihr unternimmt, ungeschickt, dumm und ohne Segen" (IV. 235). Görres hatte wohl verlangt, daß jedes Volk sich selbst wiedergegeben, keine Nationalität unnatürlich zerrissen werde; er trat mit aller Macht der Rede ein für jede Stammeseigenheit und die denselben angebornen Fürsten: aber wie er in Deutschland alle Stämme wieder unter der höheren Einheit des Kaisers geeint wissen wollte, so auch die Gemeinschaft aller Völker in der europäischen Völkerfamilie. Daher drang er schon im Rhein. Merkur (Polit. Sch. II. 238 u. a. O.) mit aller Energie darauf, daß Europa sich als eine Staatenfamilie betrachte und sich zusammengeschlossen halte, damit es seine Ueberlegenheit über die anderen Welttheile nicht verliere. Noch entschiedener geschieht dieß in den folgenden Schriften. Bitter klagt er, daß die „kurzsichtige Politik jenen großen Zusammenhang der europäischen Gesellschaft, worin alle Völker wie Glieder eines Organismus sich berühren, gänzlich aus den Augen verloren habe" (IV. 248). Ausführlich zeigt er, wie auf Grund der heiligen Allianz die Dinge geregelt werden könnten, und dieselbe eine festere Unterlage dem schwankenden Völkerrechte bieten würde. Wie er in der Jugend die Grundlagen für einen allgemeinen Frieden suchte, so geht sein Streben auch jetzt dahin, daß die Staaten und Völker einträchtig mit einander leben, daß der Weltfriede es ihnen möglich mache, den höheren Interessen und Zielen nachzugehen, die allein ihrer würdig sind und in ihrer Bestimmung liegen.

Wie er so in der äußeren Politik immer das Ideal seiner Jugend, die Sache der ganzen Menschheit zu fördern, der Verwirklichung entgegengeführt wissen wollte, so nicht minder in Bezug auf das innere Leben der Staaten. Im „Rothen Blatte" (I. 102) unterschied er die zwei Tendenzen

der despotischen und der republikanischen Regierungsform, indem die erstere immer auf Alleinherrschaft und eine Universalmonarchie gehe, während die letztere „immer auf Vereinzelung und Trennung und Herrschaft Aller über Alle und Jedes über sich" führe bis zur völligen Individualisirung und Auflösung. Hatte er damals schon diese Gegensätze in ihrem Widerspruch zu versöhnen gesucht, so war seine ganze politische Thätigkeit der zweiten Periode ebenso darauf gerichtet, ohne irgendwie sich in einem der Gegensätze selbst zu verstricken, beide Elemente in einem höhern Dritten zum Ausgleich zu bringen. Uebrigens sah er schon im „Allgemeinen Frieden" im monarchischen Princip, wenn es ihm auch mit dem despotischen zusammenfiel, nicht etwas Zufälliges, sondern ein Naturnothwendiges. Jetzt war es ihm nicht mehr ein bloß in der Entwicklung nothwendig Bedingtes, sondern ein im geordneten Völkerleben stets nothwendig Bleibendes. Nachdem ihm dasselbe nicht mehr mit dem Despotismus zusammenfiel, stritt er für die Monarchie gerade dadurch, daß er ihren Absolutismus „mit seiner thierischen wilden Politik", die nur an's Heidenthum gemahnt, bekämpfte. War daher auch die Republik nicht mehr sein Ziel, hielt er die demokratische Form des Staates geradezu „für ganz unvernünftig", wenn er ihr auch „Verständigkeit nicht abspricht"[1]), so blieb ihm doch das demokratische Element, d. h. das Volk und seine Rechte der andere Faktor des Staatslebens, dessen Fahne er gerade um so höher hielt, als der Absolutismus dessen Rechte verkümmerte. Das Volk ist ihm aber nicht eine bloß gleichartige Menge, die nach der Kopfzahl stimmt, sondern ein organisch in Stände gegliedertes Ganze. Daher sein unaufhörlicher Ruf nach ständischer Verfassung, in welcher Rechte und Pflichten nach der Natur und den Bedürfnissen der Glieder abgegrenzt sind. Aber eben deßhalb ist ihm auch der Fürst nicht die abstrakte

1) Siehe den Brief an Liesching. Ges. Briefe III. 33.

Mitte des modernen Constitutionalismus, der mathematische Punkt, sondern das persönliche Haupt, dessen Autorität sich an die Kirche knüpft[1]), oder wie er in seiner Standrede König Ludwig I. zuruft: „Regiere nicht wie Feder und Gewicht in der Uhr, sondern wie die Seele in ihrem Körper waltet.“ Allerdings erkennt er an, daß die Zeit dahin gekommen, daß die Verfassungen einen durchaus physisch mathematischen Charakter tragen, der nach der inneren Würde ein relativer Rückschritt, doch nach der Geschichte ein Fortschritt sei, welcher Widerspruch einmal durch diese Uebergangszeit der Auflösung der früheren Ordnung und der nach Neugestaltung ringenden neuen (IV. 211 u. a. a. O.) bedingt erscheint. Auch da sucht er nur gegen diesen dadurch eingetretenen „politischen Brownianism“ zunächst äußerlich die Vermittlung auf Grund der gegebenen Verhältnisse im Einkammersystem, in drei Curien getheilt (222). Allein alle Verfassungen sind ihm nichts ohne Bürgertugend; denn „hätte diese in uns gelebt, dann wäre die Freiheit nicht zu Grunde gegangen. Nur allzu begründet ist der Vorwurf dieser Zeit, daß sie zu gehorchen verlernt und doch nicht frei zu seyn versteht; das ist ein großes Recht der Regierungen bei allem Unrecht, das sie in Vielem haben mögen: denn die Zügel der Herrschaft können nicht im Winde fliegen“ (IV. 238). Immer noch sah er in dem was das Volk beseelt, im Schatze seiner natürlichen Tugenden das, von dem die Beseelung und Neubelebung nicht bloß der Gesellschaft sondern selbst des monarchischen Princips ausgehen müsse. Denn das monarchische Princip, das früher noch das belebende war, ist „abgeschwächt, weil es sich geistig übernommen“; ebenso habe das Priesterthum, das

1) IV. 220. Dieser Gedanke, daß die Autorität des Monarchen ihre höhere Gewähr nur in der Kirche finde, hat auch andere edle Männer damals erfüllt. So schreibt Perthes an Görres: „Das monarchische Princip ist usurpirt, wenn nicht die Freiheit der Kirche stattfindet.“ Gesammelte Briefe II. 612.

noch früher die Gesellschaft beseelte, gleichfalls seinen alten Einfluß verloren, die Religion habe sich mehr in den Hintergrund des Herzens zurückgezogen, und so bleibe faktisch nur mehr das was im untern Leben das Beseelende ist: „statt der (fürstlichen) Ehre — Ehrlichkeit, statt der Heiligung die ethische Würde, abwärts ruhend auf der moralischen Natur des Menschen und dem Gewissen (IV. 221—226). Da aber das demokratische Element nur ein unteres, tieferes, mehr materielles ist und nur die natürliche Unterlage bildet, so fordert es selbst wieder noch eine höhere Begeistigung. Darum sagt er: „Nur wenn die Demokratie mit ihren natürlichen Tugenden wieder Wurzel im alten Boden geschlagen hat und sich von ihrem eigenen Despotism (nur für die Gegenwart zu arbeiten) losgerungen, kann sie die Monarchie beleben und dann wird auch die Religion wieder ihr Recht behaupten und die träge Masse bezwingen und nach aufwärts treiben" (IV. 231). Also auch hier wieder als sittliche Grundbedingung: Selbstverläugnung und Maßhalten! Wenn er daran die Hoffnung auf bessere Gestaltung der Zukunft knüpft, fühlt er wohl, daß man „solche Ansicht chiliastische Thorheit schelten möchte", aber er ruft seinen Gegnern zu, daß „auf solche Thorheit auch das Christenthum gebaut, das die Gestalt der Welt verwandelt habe, und der jetzige Geist einer scharfen kalten Weltklugheit wenigstens nicht unsterblicher seyn werde, als die Begeisterung früherer Zeiten in der warmen Sonnennähe" (IV. 235).

Man sieht, wie Görres in seiner politischen Entwicklung jenes allgemeine Grundgesetz, vermöge dessen, wenn anders ein lebensvolles Gebilde zu Stande kommen soll, alle Gegensätze, ohne ihre eigene Natur aufzugeben, immer in einer höheren Einheit aufgehoben werden müssen, schon in seiner Jugend geahnt und auch bald gefunden habe. In diesem Gesetze hat er die Widersprüche und Gegensätze der Zeit in sich selbst überwunden und nur, weil er sich von ihm

leiten ließ, ward er ebenso der Vorkämpfer der Autorität als der Freiheit, der gewaltige Streiter gegen Absolutismus wie gegen die Revolution. Sein ganzer politischer Entwicklungsgang war an dieß Gesetz geknüpft, und so bestand dieselbe in einer immer höheren Läuterung und volleren Entfaltung seiner ursprünglichen Ideen; es vollzog sich in ihm eine stets sich steigernde Integration. Die letzte Vollendung sollte ihm aber erst dadurch werden, daß, nachdem ihm die Hoffnung auf die Wiederherstellung des Kaiserthums wie hinsichtlich auf die innere rechtliche und freiheitliche Entwicklung geschwunden, er nun um so mehr in dem heliocentrischen Standpunkt seinen Hebel einsetzte und von da aus die Ausgleichung der bis zum Aeußersten gespannten irdischen Gegensätze erwartete. Auch für seine kirchlich-religiösen Anschauungen hatte er in seinem Ideal und mittelst des Grundgesetzes längst schon das Verhältniß von Staat und Kirche gefunden, dessen Bestand er im „Allgemeinen Frieden" noch in Abrede gestellt. Aber er hatte damals schon das Gebiet der Kirche als „das der Ewigkeit", als ein „transcendentales" anerkannt und beide durch einen „Isthmus" verbunden seyn lassen. Der Isthmus selbst bedingte ihm das „Verhältniß" als das der Sonne und der Erde zu bestimmen; die Kirche war ihm das dem Rang nach Erste, das in keiner Unterordnung unter dem Staate stehe, der, wenn auch selbstständig in seinem Bereiche, doch nur das „Erdgeschoß der Kirche bildet" (IV. 185, 235, 274).

Wir finden also in Görres politischen Anschauungen eine durchaus stetige Entwicklung; er hat nicht, wie Unverstand und Parteihaß ihm vorgeworfen, Wandlungen in dem Sinne durchgemacht, daß er von einem politischen Gegensatz zum anderen hinübergesprungen; gerade weil er immer das Ideal im Auge hatte und von dem Grundgesetz sich leiten ließ, war er nie ein Parteimann oder Parteiführer, weder ein Liberaler noch ein Ultra oder Conservativer, und darum konnte er auch gegen jede Partei gerecht und billig seyn.

Aber es ist auch begreiflich, wenn er deßhalb, wie er selbst von Adam Müller schreibt, von beiden Parteien angefochten wurde[1]). Weist er daher einerseits die historischen Ultras zurück, so nicht minder den Liberalismus der Zeit, „der unter dem Vorwande, geheime List und Tücke zu bestreiten, alles Ehrwürdige beschmutze, der der Gewalt Alles einräumt, wenn sie nur mit seinen Formeln und Privatinteressen sich abzufinden weiß, der „mit jeder despotischen Gewalt sich verträgt, wenn sie einmal sein Müthchen kühlt", während „die Tyrannei es nicht verschmäht herablassend gemeine Sache mit einer Gesinnung zu machen, deren Richtung, wo sie ihr entgegengesetzt sich äußert, sie unaufhörlich anklagt, aber wo sie mit der ihrigen zusammenfällt, sie gerne in ihrer inneren Sympathie anerkennt." „Nur zu oft habe die ganze Liberalität dieses Geschlechtes sich als eine verlarvte Willkür ausgewiesen. Wer Alles allein für sich haben will und dem Andern nichts vergönnt, sei es Stand, Person oder Körperschaft, ist ein Tyrann und folglich auch ein Sklave; die Freiheit in der Mitte aber will nicht bloß liberal im Nehmen, sondern auch im Gestatten seyn"[2]).

Doch schließen wir ab! In der Vorrede zu „Europa und die Revolution" führt er die Sibylle von Cumä ein, die mit neun heiligen Büchern dem Tarquinius Priscus genaht und, wiederholt abgewiesen, nachdem sie einen Theil derselben verbrannt, immer wiederkehrend den kleineren Rest um dieselbe Summe angeboten habe. Als endlich zuletzt der König den kleinsten Rest gekauft, hieß sie ihn wohl verwahren, weil die Zukunft des Reiches in ihm beschlossen. In gleicher Weise ist sie in dieser Zeit, sagt Görres weiter, „an den Machthabern wie an den Völkern, wo sie Machthaber geworden, zum öftern vorbeigegangen, ihnen

1) Gesammelte Briefe II. 560.

2) „Deutschland und die Revolution" IV. 127, 238. „In Sachen der Rheinprovinzen ff." IV. 598. Vergl. die Aphorismen V. 151.

bietend Wort, Hermes-Schlüssel und Schlangenstab, um die Zukunft zu besprechen, die besprochene aufzuschließen und die erschlossene zu beherrschen. Der Preis aber, den sie gesetzt, war Selbstbeschränkung in der Einsicht von dem was der Zeitenlauf herbeigeführt, und freiwillige Gestattung dessen was Recht und Billigkeit verlangen." Einmal und abermal abgewiesen kam die Seherin zürnend immer ärmer zu den Zaudernden zurück, aber immer höhere Gabe ansprechend, Völkern und Fürsten drohend, wenn sie sich übernähmen und nicht Maß zu halten wüßten.

Doch vergeblich hat die „Nemesis" gewinkt. Die Fürsten haben, da sie in ihrer Kargheit freiwillig wenig nur gestattet, was gerecht gewesen, deßhalb gezwungen nur immer mehr gewähren müssen, die Völker aber haben in dem Maße an ihrem moralischen Besitze wie an Charakter eingebüßt, als auch sie in ihren Forderungen über das Maß hinausgegangen. Darum konnte man die Zukunft, die sich aufgeschlossen, nicht „beherrschen". Die Auflösung ist bis zum Aeußersten fortgeschritten und so hat der Welttheil sich entzündet — der Friede ist gewichen und der Abgrund hat sich aufgethan, in welchem Despotismus und Anarchie miteinander ringen.

Fragen wir aber, wer hat seiner Zeit der Seherin „Geschichte" den Mund geliehen? Wir können mit Fug und Recht antworten: Görres war ihr Sprecher!

XXIV.

Aus dem Leben deutscher Fürsten im 16. Jahrhundert.

„Die Fürsten", schrieb Luther, „sind gemeinlich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden: darum man sich allzeit des Aergsten versehen und wenig Gutes von ihnen gewarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seele Heil belangen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker; ... er ist ein großer Herr, unser Gott, darum muß er auch solch' edle, hochgeborene, reiche Henker und Büffel haben"[1]). „Siehe die hohen Fürstenstände an", sagt er an einer anderen Stelle, „wo einer oder zwei christlich sind, die sind Wildpret im Himmel, die anderen alle bleiben Höllenbrände mit dem Teufel, und richten Leid und Unglück genug an über die Christen" ... „Gott der Herr hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nit anders meinen, sie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was sie nur wollen, und die Unterthanen auch irren, und glauben, sie seien schuldig dem allem zu folgen so ganz und gar"[2]).

Bei dieser drastischen Schilderung Luther's über die Fürsten seiner Zeit muß es am meisten auffallen, daß er solchen Leuten das Kirchenregiment überwies und ihnen, wenn auch mit Widerstreben, das Recht zuerkannte, dem

---

1) Sämmtliche Werke, Ausgabe von Irmischer Bd. 22 S. 83.
2) Sämmtliche Werke Bd. 23, 227 u. Bd. 22, 62.

Glauben ihrer Unterthanen Gesetze vorzuschreiben. Allzu übertrieben indeß ist, bezüglich der meisten damaligen protestantischen Fürsten, die Schilderung nicht, und es ist für die protestantische Geschichtschreibung stets eine harte Aufgabe gewesen, viele gute Eigenschaften bei denjenigen Fürsten, die „das reine Wort des Evangeliums“ angenommen, aufzufinden und geltend zu machen. Freilich haben sich Manche nicht entblödet, den Bigamisten Philipp von Hessen, ja selbst einen Ulrich von Würtemberg, der den Ritter Hans Hutten im Walde ermordete, weil er dessen Gemahlin als Nebenfrau besitzen wollte, auf den Leuchter zu stellen.

Gerade wegen der Stellung, welche die Fürsten des 16. Jahrhunderts im protestantischen Kirchenwesen einnahmen, ist es von doppeltem Interesse, das Leben derselben einigermaßen kennen zu lernen, und wir wollen einmal zu dieser Kenntnißnahme zwei dem lutherischen Glauben angehörende Autobiographen jener Zeit zur Hand nehmen, die beide als Mithandelnde oder doch als Augen- und Ohrenzeugen berichten und einfach und ungekünstelt die ganze Wahrheit aufdecken. Der eine derselben, Bartholomäus Sastrowe[1]) ist ein Bürger aus Greifswalde, der als Agent der Herzoge von Pommern allerlei Geschäfte beim Kaiser und auf Reichstagen besorgte, der andere ist ein schlesischer Ritter Hans von Schweinichen[2]), Agent, Kammerjunker und Hofmarschall zweier Herzoge von Liegnitz.

Gustav Freitag hat in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ aus beiden Werken Auszüge geliefert aber die aus Schweinichen's Memoiren sind in hohem Grade, wie sich unsere Leser überzeugen können, ungenügend. Gerade

1) Bartholomäo Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens. Herausg. v. Mohnike. 3 Bde. Greifswalde 1823.

2) Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen vonn ihm selbst aufgesetzt. Herausgeg. von Büsching. 3 Bde. Breslau 1820—1823.

die am meisten charakteristischen Züge z. B. aus den Mittheilungen Schweinichen's über den Zug des Pfalzgrafen Casimir zu Gunsten der Hugenotten, ferner über die entsetzlichen Rohheiten und Schlemmereien der Fürsten u. s. w. läßt Freitag aus. Dagegen hat er Sastrowe mit einer gewissen Unparteilichkeit behandelt und es lassen sich seine Auszüge gut benützen. Sehr erquicklich und gemüthserhebend sind unsere Mittheilungen gerade nicht, aber äußerst bezeichnend für den im Zeitalter „der Reformation" herrschenden Geist und für die fürchterliche Verwilderung des gesellschaftlichen Lebens, wie sie in Folge der kirchlichen Revolution in Deutschland in kurzer Zeit sich Bahn brach.

I.

Wir finden uns in der Zeit unmittelbar nach dem Schmalkaldischen Krieg. Kaiser Karl V. begab sich mit großem Gefolge zu dem von ihm ausgeschriebenen Reichstag nach Augsburg, und Sastrowe zog ihm nach im Auftrage seiner Herren. Auf der Reise lernte letzterer im Juli 1547 in Nürnberg, wo der Kaiser eingetroffen, den protestantischen Herzog Friedrich III. von Liegnitz kennen, der dort mit den Hofleuten des protestantischen Markgrafen Johann von Brandenburg ein zügelloses Leben führte.

Wir wollen Sastrowe erzählen lassen. „Der Herzog von der Liegnitz, der wegen seines Vaters bei dem Kaiser anzusuchen hatte, hat seines Sauffens gewartet, ist stets voll gewesen und um dazu in Nürnberg Gesellschaft zu haben, da ihm seine zugeordneten Räthe bei dem Schwärmen keine Gesellschaft leisten wollten, hat er die Hofleute des Markgrafen Johann gerne bei sich gehabt, die denn mit ihm ein unbändiges Trinken verführt haben. Als sie einst sehr bezecht waren, hat der Herzog mit sechs Markgräflichen sich den rechten Aermel von Wamms und Hemde schneiden lassen, so daß der Arm ganz nackend war, hat die Hosen aufgelöst und das Hemde zwischen den Hosen und dem Wamms rund

herum etwas ausgezogen. So sind sie ohne Schuhe, auf den Socken, in bloßem Haupte, vor ihnen das große Spiel, die Spielleute der Stadt Nürnberg, welche aus aller Macht so laut blasen mußten, als sie konnten, die Gasse entlang vorwärts gezogen, einer nach dem andern, bald nach dem Mittagessen aus der Herberge nach dem Logement des Herzogs Heinrich von Braunschweig. In der einen Hand hatte der Herzog ein paar Würfel, in der andern Hand etliche Goldstücke. Da kam eine Welt von Leuten herzugelaufen, zumal von den fremden Nationen, Spanier und Italiener, und sahen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein überwand sie; als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, schlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Braunschweiger auf den Tisch, aus der einen Hand hatte er das Geld verloren, in der andern Hand hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte an dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden gewesen seyn, daß den Deutschen vor andern Nationen solch ein grausamer Spott widerfuhr." „Als der Herzog keine Saufgesellschaft zu Nürnberg mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief so lange, daß er mich erweckte und ich ihm antworten mußte, er bat um Gottes willen, ich möchte aufstehen und mit ihm saufen. Ich sagte aber, das wäre meine Art nicht, und bat unterthänig, er möchte mich, besonders aber sich selbst mit solchem verschonen, bis ich ihn von der Kammer, die ich nicht öffnen wollte, los wurde."

Dabei zeigte der Herzog eine ungewöhnliche Bibelfestigkeit und citirte selbst wenn er betrunken war, nicht bloß ganze Geschichten des alten Testaments, sondern wendete sie auch geschickt — berichtet Sastrowe mit Erstaunen — auf seines Vaters Geschäfte an, die er beim Kaiser verrichten sollte!

„Der Herzog blieb bei seinem unordentlichen Leben,

ritt zwar mit seinem Hofgesinde zurück in sein Land, aber in dem unordentlichen Saufen ließ er nicht nach. Zu Liegnitz in seinem Lande saß er einst beim Trunk, da führte der Weg zwei Studiosen, welche ihre Eltern und Freunde besuchen wollten, durch Liegnitz. Die saßen allda zum Morgen, machten sich auch mit Singen etwas fröhlich, daß es der Herzog hörte. Da schickte er zu ihnen, ließ sie greifen, stracks zum Thore hinausführen und ihnen die Köpfe abhauen. Den andern Morgen, ehe er wieder zu trinken anfing, ritten etliche seiner Räthe mit ihm spazieren und führten ihn gerade auf den Platz, wo die zwei Studiosen decollirt waren. Als er das Blut sah und fragte, was das wäre, und sie ihm vermeldeten, es wäre Blut von den beiden Studiosen, die er den Tag zuvor hätte abhauen lassen, da wunderte er sich und fragte, was sie gethan hätten?"

Noch ein paar andere Genrebilder wollen wir aus dem Leben dieses Fürsten vorführen. „Als er wieder stark bezecht war, befahl er seinen Räthen bei Strafe ihres Lebens, ihn in den Thurm zu setzen und mit Wasser und Brod zu speisen, und wenn sie es anders mit ihm machen würden, wollte er ihnen die Köpfe von dem Rumpfe abhauen lassen. Sie gingen mit ihm hin zum Thurm, worin bereits Gefangene saßen; zu denen wurde er hinabgelassen und dem Thurmhüter befohlen, ihn nicht wieder herauszulassen und mit nichts anderem als Wasser und Brod zu speisen. Als er nun den Trunk ausgeschlafen hatte und sich etwas ermuntern konnte, unterhielt er sich mit den Gefangenen und rief dem Kerkermeister zu, daß er ihn wieder herausbringen sollte. Der jedoch sagte, es wäre ihm zu hart verboten, zeigte es aber den Räthen an. Diese temporisirten bis auf den dritten Tag. Er hörte nicht auf, dem Kerkermeister zu befehlen, daß er die Räthe bitte, sie möchten nachgeben und ihn loslassen. Da gingen sie zu ihm in das Gefängniß und hörten ihn selbst flehn und bitten. Sie aber sagten,

er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten, und sie wüßten, daß er damit nicht scherze, deßhalb dürften sie ihn nicht herauskommen lassen. Er versprach es aber so hoch und theuer sie nicht zu beschweren, daß sie ihn aus dem Thurme kommen ließen."

Ungefähr drei Jahre darauf wollte er nach Stettin reiten, alles nur um mit den Hofleuten dort zu saufen. „Als solches Herzog Barnim erfuhr, zog er mit seinem ganzen Hofgesinde fort nach dem Kloster Colbitz, ließ nur das fürstliche Frauenzimmer zurück. Der Liegnitzer kommt nach Stettin . . . Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche und wollte über den Hof hinuntergehen, da stand dieser Herzog am Fenster, stieß den Kopf zum Fenster hinaus, sperrte mit beiden Händen den Mund gegen mich voneinander und schrie mich laut an: ‚Bui'! Da ich zu Nürnberg gelernt hatte, wie mit ihm zu verhandeln war, antwortete ich: ‚Bah'! Darauf sagte er: ‚Ei, das ist ja ein rechtschaffener Kerl! ich bitte euch um Gotteswillen, kommt zu mir herauf, wir wollen einander gute Gesellschaft leisten, fröhlich und guter Dinge seyn.' Ich aber sagte Sr. fürstlichen Gnaden unterthänig Dank und ging meine Straße. Als er zuletzt auch von Stettin abzog — denn Herzog Barnims Heimkehr verzögerte sich zu lange — gab ihm die Herzogin eine fürstliche Verehrung, so daß er noch eine Weile unordentlich zehren konnte. Er blieb aber bei seinem angenommenen tollen, wilden Leben, wodurch er sich um alles, Land und Leute, Gesundheit und fürstlichen Wohlstand brachte. Er soff sich zu Tode, so daß er seine Gemahlin, eine geborne Herzogin von Mecklenburg, und ihre beiderseitigen Kinder in äußerster Armuth verließ. Denn seine Gemahlin beklagte sich als Wittwe, nicht allein bei ihren Standesgenossen, sondern auch gegen den Rath mancher Städte, daß sie große Noth litte, sie wüßte keinen Rath, wie sie ihre Söhnlein fürstlich erziehen sollte, sondern bat, ihr dabei etwas zu Hülfe zu kommen und sie

in solcher Armuth mit einem Almosen zu trösten; wie denn auch der Rath zu Stralsund ihr durch ihren hieher geschickten laufenden Boten etliche Thaler sandte."

Auf dem oben erwähnten Reichstage zu Augsburg hielt der Herzog und Kurfürst Moritz von Sachsen mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg „also Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte, und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war" (Bd. 2, 89). Der Kaiser, der den Landgrafen von Hessen als Gefangenen bei sich hatte, setzte auf „fleißig Bitt und Anhalten" des Herzogs Moritz und Kurfürsten von Brandenburg für den Landgrafen „einen gewissen Tag an, ihnen ein Bescheidt zu geben." „Nun hatte der Kurfürst Herzog Moritz mit dem bayerischen Frauenzimmer, wie schon gesagt, Kundschaft gemacht. Und am Sonntag Morgen, vor dem Montag, an welchem der lange erbetene Bescheid ergehen sollte, setzte sich der Herzog Moritz in einen Schlitten, denn es war stark gefroren und Schneebahn. Carlowitz[1]) kommt von der Kanzlei heruntergelaufen und spricht: ‚Wohin wollen Ew. Kurfürstlichen Gnaden fahren?' Der Kurfürst antwortete: ‚Ich will gen München fahren.' Ich stand gerade vor dem Thor, so daß ich mit anderen, die auf- und niedergingen und stehen blieben, alles anhörte. Darauf Carlowitz: ‚Haben Ew. Kurfürstlichen Gnaden vergessen, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Kurfürstlichen Gnaden wie dem Kurfürsten von Brandenburg angelegenen Sache, Kaiserlicher Majestät Bescheid angesetzt worden ist?' Der Kurfürst: ‚Ich will gen München fahren.' Darauf Carlowitz: ‚Ich habe zu Wege gebracht, daß ihr zum angesehenen Kurfürsten geworden seid, ihr habt euch aber auf diesem Reichstag so leichtfertig verhalten, daß ihr bei den vornehmen Leuten aller Nationen, wie auch bei der Kaiserlichen und König-

1) Der Minister des Herzogs Moritz.

lichen Majestät in höchste Verachtung gekommen seid.' Während des schlägt Herzog Moritz die Pferde mit der Peitsche und fährt zum Thore hinaus. Carlowitz rief ihm überlaut nach: ,Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, daß Euch Gottes Element schänden müsse, mit Fahren, mit allem." — So Carlowitz über seinen Herrn und Gebieter, den Vorkämpfer des Protestantismus!

„Als der Kurfürst von München zurückkam, rüstete sich Carlowitz zur Abreise nach Leipzig; denn, so sagte er, der Neujahrsmarkt wäre vor der Thüre und er müßte dort seyn, oder er würde einige tausend Thaler Schaden haben. Wollte ihn nun der Kurfürst bei sich behalten, so mußte er ihm so viel tausend Thaler verehren. Keiner der beiden Kurfürsten erschien am angesetzten Tage vor der Kaiserlichen Majestät, noch ist ein Bescheid in Sachen des gefangenen Landgrafen ergangen. Denn da das Spazierenfahren nach München und die Unterredung zwischen Herzog Moritz und Carlowitz, die am hellen Tage und auf der Gasse von vielen angehört wurde, der Kaiserlichen Majestät nicht verschwiegen geblieben, und dieselbe das vielfältige Anhalten mehr für Gespött als Ernst erachtete, so ist auch kein fernerer Tag angesetzt worden den Bescheid zu hören" (Bd. 2, S. 560).

Gleichwohl beschönigte Moritz später seinen Reichsverrath und seine mit dem französischen König angezettelte Verschwörung damit, daß der Kaiser bezüglich des Landgrafen nicht sein Versprechen gehalten habe.

Ueber den genannten Kurfürsten Joachim von Brandenburg erfahren wir durch Sastrowe einige Nachrichten, die einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte des Interims liefern: „Der Kurfürst von Brandenburg war mit seiner Gemahlin stark und prächtig zu Augsburg den ganzen Reichstag über, wie seine Kurfürstlichen Gnaden ohne das von Natur ein prächtiger Herr, und sie, eine geborne

Königin in Polen, eine verschwenderische Fürstin war. Unangesehen, daß auf dem Reichstag Alles gräulich theuer war, durfte doch an Bankettiren und bei den Banketten an vielen und köstlichen Gerichten nichts gespart werden oder Mangel seyn. Was der Kurfürst aus seiner Kammer (womit er dann dieselbe gar entblößet) mit nach Augsburg gebracht hatte, war zu guter Zeit verthan. Doktor Conrad Holde hatte Sr. Kurfürstlichen Gnaden vor sieben Jahren auf dem Reichstage zu Regensburg 5713 Thaler vorgestreckt, und die sieben Jahr über viel gemahnt, aber nichts bekommen. Auf diesem Reichstage aber bekam er kein Geld, sondern er gab ihm Siegel und Brief, so scharf gestellt, daß man Schlangen damit vergiften mochte, daß er ihn auf vier Frankfurter Messen bezahlen wollte. Ja es geschah gleichwohl nicht. Dann nach Verfließung mußte er am Kammergericht Inhalt seines Briefes, mit Vorlegung desselben exequitoriales erhalten." Gegen einen deutschen Kurfürsten wegen einer Schuldsumme von 5713 Thalern!

„So konnte nun er (der Kurfürst) nirgends Geld aufbringen und wußte seines Lebens keinen Rath, wie er ohne großen Schimpf mit seinem Frauenzimmer und starken Comitat von Augsburg anheimisch kommen sollte, bis daß ihn der Bischof von Salzburg auf starke Verschreibung in kurzer Frist wieder zu erlegen, 16,000 ungarsche oder Salzburger Gulden, jedoch mit dem Geding vorgestreckt, daß er das Buch, welches Herr Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, der Weihbischof zu Mainz, und sein, des Kurfürsten Hofprediger, Johannes Agrikola, sonst Eisleben genannt, geschmiedet, dem Kaiser würde offeriern und sich erbieten, mit sampt seinen Unterthanen demselben sich zu unterwerfen. Dergestalt es dann der Kurfürst der Kaiserlichen Majestät nicht allein beigebracht, sondern auch demselben nachzukommen und zu geleben gehorsamlich angelobt hat" (Bd. 2, S. 302). Also Ueberschuldung und

Geldverlegenheit hätten beim unglücklichen Interim zu Gevatter gestanden! „Der Kurfürst von Brandenburg hat nicht allein das Buch, so man das Interim nennt, der Kaiserlichen Majestät behändigt, sondern da er sich dem zu unterwerfen auch erboten, daß er seinen Unterthanen, dem zu geleben, ernstlich auferlegen und gebieten wollte, hat auch nicht unterlassen, andern das zu subscribiern, zu bereden. Da er zu dem Ende Martin Bucer von Straßburg gen Augsburg zu kommen gefordert, dem das Buch zugestellet, und ernstlich mit Anbietung großer Gnaden und ansehnlicher Verehrung zugemuthet, dasselbe zu lesen, zu erwägen und als christlich sich mit gefallen zu lassen." Als Bucer sich weigerte, hat der Kurfürst „sorglich gedrohet, daß er schwerlich von Augsburg wieder kommen könne."

Auch der Landgraf Philipp von Hessen „hielt das Buch für recht, und wollte verschaffen, daß es von seinen Unterthanen gehalten wurde, und bat den Kaiser durch Christum und alle Heiligen, daß er die Ungnade fallen lassen und ihn ledig geben wollte" (Bd. 2, S. 346). Dafür wollte der Landgraf die Augsburger Confession, die er bisher für die „alleinseligmachende" erklärt hatte, aufgeben.

II.

Eine andere viel zahlreichere protestantische Fürstengesellschaft lernen wir aus den Memoiren des Hans von Schweinichen kennen, mit denen wir uns denn auch ausführlicher beschäftigen wollen.

Nachdem Hans von Schweinichen zuerst sein protestantisches Glaubensbekenntniß abgelegt, und seine Ahnen vorgeführt, berichtet er kurz von seinen Jugendjahren und seinen gemeinsamen Studien mit einem Edlen von Logau und mit dem jungen Herzog Friedrich von Liegnitz, dessen Vater Herzog Friedrich III. von dem älteren Sohne Heinrich seit 1560 im Schlosse zu Liegnitz gefangen gehalten wurde. „Wir mußten auf den alten Herrn im Zimmer aufwarten, Essen und Trinken holen

und dieß leisten, was Jungen zustehet; auch mehrentheils, wenn fürstl. Gnaden einen Rausch hatten, im Zimmer liegen, denn fürstl. Gnaden nicht gerne zu Bette gingen, wenn sie berauscht waren. Ihro Gnaden waren damals in der Custodia gottesfürchtig; Abends oder Morgends, Sie waren voll oder nüchtern, beteten sie fleißig, alles im Latein" ... „Ihro Gnaden haben Herzog Heinrich allemal als den Sohn nicht lieb gehabt, hat oft übel auf ihn gescholten, wenn die Wehmuth Ihro Gnaden überlief. Wenn aber Herzog Heinrich Ihro Gnaden besuchten, stellten Ihro Gnaden der alte Herr alles beiseit und trank einen guten Rausch mit. Allein oft hab ich vernommen, daß fürstl. Gnaden diese Worte wider Herzog Heinrich sagten: ‚Sohn, wie du mich itzo gefänglich hältst, als wird man dich wieder gefänglich halten.' Mit Herzog Friedrich, dem jungen Herrn waren fürstl. Gnaden der alte Herr wohl zufrieden, allein sie strichen ihn auch etlichemal. Wenn denn unser Präzeptor auf die Buhlschaft ging, rauften der von Logau und ich uns miteinander, als wie Jungen; wenn denn niemands war, der uns von einander bracht, ist eine Sau aus dem schwarzen Reiterszimmer den Wendelstein rauffkommen, gegrunzet, davor wir uns gefürchtet und von einander gelassen. Was es nun vor eine Sau gewesen, kann leichtiglich erachtet werden, weil keine im Schlosse gewesen, Gott aber hat uns beide behütet." Auch Luther glaubte bekanntlich, den Teufel zeitweilig in der Gestalt einer Sau vor sich zu haben!

Auf Befehl des gefangenen Herzogs mußte Schweinichen ein Pasquill gegen den Hofprediger Leonhard Kränzheim auf den Predigtstuhl in der Schloßkirche legen, das mit den Worten schloß:

„Alles Unglück und Zwietracht
Zwischen meinem Sohn Herzog Heinrich hochgeacht
Das richt't alles der Suppen Pfaffe an,
Der verlaufne fränkische lose Mann."

„Wie Herr Leonhard auf den Predigtstuhl steiget, findet

er den Zettel, welcher ziemlich lang war, wird darüber erzürnet; wie er das Evangelium soll lesen, liest er den Pasquillum." Darüber wurde Herzog Heinrich ergrimmt und die Folge war, daß Schweinichen den Hof verlassen mußte.

Er lebte nun die meiste Zeit im Hause seines Vaters, zog mit demselben bei adeligen Herren auf Hochzeiten und Kindtaufen herum und berichtet darüber mit genauem Detail alle seine Fata, die sich aber zum Theil nicht mittheilen lassen.

Unter anderem hören wir: „Wie wir nun trunken und ich des Weines ungewohnt war, währet es nicht lange, daß ich mich unter dem Tische fand und so voll war, daß ich weder gehen und stehen und reden konnte, sondern ward also weggetragen als ein todter Mensch. Habe hernach zwei Nächte und zwei Tage nacheinander geschlafen, daß man nicht anders gemeinet, ich werde sterben. Aber, gottlob, es ward besser." „Inmittelst habe ich nicht allein gelernt, Wein trinken, sondern auch ziemlich wohl gekonnt, daß ich wohl sagen kann, auch gemeint, es wäre unmöglich, daß mich einer vollsaufen könne, und habe es hernach stark continuirt." Stets, rühmt er, habe er sich auf Hochzeiten mit Jedermann wohl vertragen, „daß ich mit Bestand kann sagen, so ich wüßte, keine Gesellschaft einigen Unwillen auf mich gehabt; denn ich fraß und soff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie sie es haben wollten." — „Es waren dies Jahr (1571) im Lande Unfläter, so man die 27 hieß, welche sich verschworen hatten, wo sie hinkämen, unflätig zu seyn, auch wie sie ichtes möchten anfangen. Item, es solle keiner beten, noch sich waschen, und andere Gotteslästerung mehr, welche denn öffters zu vier und fünfen auf einmal bei meinem Herrn Vater gewesen, aber wenn ich schon um sie war, bin ich doch mit ihnen niemals anstößig worden."

Von Zeit zu Zeit machte Schweinichen Reisen mit seinem Fürsten und hatte überall das Lob, „der letzte auf

der Wahlstatt des Saufplatzes zu seyn", so daß es „von einem Hof an den andern meines Wohltrinkens geschrieben ward." „Zu Zelle, beim Herzog Wilhelm zu Lüneburg, mußten die Liegnitz'schen und Lüneburgischen Junkern um den Platz, welche ihn behalten, saufen. Allda hab ich auch den Platz neben einem Lüneburgischen behalten und zuletzt wir beide sitzen blieben. Ob ich nun wohl so viele Kräfte gehabt, daß ich ihn mit Trinken zwingen können, so wollte ich es doch nicht thun, damit es nicht den Namen hätte, sam wir Schlesier es für eine große Ehre hielten, daß wir die Einheimischen hätten weggesoffen, sondern, daß auf beiden Theilen ungewonnen bliebe, aber doch beim Gleichen zu sehen, daß ich noch mehr hätte trinken mögen und wenn ich gewollt, den Platz behalten können, welches hernach auf den Morgen den Fürsten allein eine große Freude war. Hernach im Lande Mecklenburg, zu Güstrow, beim Herzog Ulrich, hat mich der Trunk übereilt" . . .

Mit dem ewigen Bankettiren der Fürsten ging das Hazardspiel Hand in Hand, und die protestantische Gesinnung dokumentirte sich durch Verspottung des alten katholischen Kirchenwesens. So erzählt der Junker zum J. 1574: „Fürstl. Gnaden waren dieser Zeit über lustig mit Tanzen und sonsten, sonderlich in Mummerei gehen. D a s w ä h r e t f a s t e i n g a n z J a h r a l l e A b e n d i n d e r S t a d t z u d e n B ü r g e r n. Einer sah Fürstl. Gnaden gerne, der andere nicht. Gemeinlich waren 4 Mönche und 4 Nonnen und Fürstl. Gnaden waren allezeit eine Nonne; wie denn auch oft Fürstl. Gnaden auf einem großen Wagen also in der Mummerei nach Goldberg und nach Hom fuhren. Ich habe aber niemals Lust dazu gehabt und mich davon erbrochen, wo ich gewußt; denn es in solcher Mummerei seltsam zuging, daß die Jungfrauen mit den Nönnlein (nicht mit den Mönchen) den Abtritt nahmen, als eine Jungfer mit der andern."

Auch Scenen anderer Art werden berichtet. Als ein-

mal die Herzogin mit der Maitresse ihres Gemahls nicht zu Tische sitzen wollte, schlug ihr der Herzog „eine gute Maulschelle, davon die Fürstin auch taumelt. Also fahre ich zu und fasse Fürstl. Gnaden in die Arme, halte etwas auf, bis sich die Fürstin in die Kammer salviren kann. Mein Herr aber wollte der Herzogin nach und sie besser schlagen, bin ich geschwind da und schlage die Kammerthür vor Fürstl. Gnaden meinem Herrn zu, daß Fürstl. Gnaden nicht hernach konnten. Darauf waren Fürstl. Gnaden auf mich ziemlich zornig, mit Vermeldung, ich sollte ihnen ungehofmeistert lassen, es wär sein Weib, er möchte machen, was er wollte.“

(Schluß folgt)

XXV.

Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz[1]).

Es ist eine bekannte Sache, daß die verschiedenen Anschauungen irgend einer Zeit auf eben so verschiedene Weisen zum Ausdrucke kommen, wie eben gerade die Verhältnisse es mit sich bringen; aber stets ist dieses Hervortreten individuell. Das Gruppiren des Gleichartigen und Darstellen in wissenschaftlicher Gliederung nach dem

1) Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von Dr. J. Rudolf Rahn, außerordentl. Prof der Kunstgeschichte an der Universität in Zürich. Erster Band. Erste Abtheilung. Von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters. Mit einer lithographischen Tafel und in den Text gedruckten Holzschnitten. Zürich, Verlag von Hans Staub. 1873. 192 S. — Zweite Abtheilung. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zürich. Ebend. 1875. 15 Bogen.

Gange naturgemäßer Entwicklungen ist eine Arbeit des Historikers. Wie nun Staat, Religion, Literatur ihre besonderen Darstellungen gewonnen haben, so ist auch die Kunst in ihren mannigfachen Erscheinungen nach Zeiten, Völkern und Ländern zur Anschauung gebracht worden. Aber die wissenschaftliche Thätigkeit hat in allen diesen Gebieten so sehr ins Einzelne gegriffen, so Vieles gesammelt und angehäuft, daß, um Uebersichten zu erhalten, immer mehr das Bedürfniß des Specialisirens sich einstellt. So beschränkt der Verfasser des vorliegenden Werkes sich auf den engen Raum der Schweiz, und erläutert in der Einleitung dazu „die Stellung der mittelalterlichen Kunst in der Schweiz und ihre wissenschaftliche Behandlung."

Seine Methode bezeichnet er als die in der Geschichte heutiges Tages allgemein geltende, historisch-kritische, und sagt: „Wir verlangen die Verhältnisse des Kunstwerkes zu dem äußeren Leben kennen zu lernen, die Bedingungen zu erforschen, welche den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegen, die Zustände endlich, welche fördernd oder hemmend die künstlerische Produktivität beeinflussen." Nachdem in der Geschichte der Gothik diese Anforderung nachgewiesen und z. B. auf das Verhältniß der Kathedrale von Amiens zum Kölner Dome Bezug genommen worden, wird treffend bemerkt: „Wohl hat selten ein so viel durchreistes Land so wenig Beachtung in kunstgeschichtlicher Hinsicht gefunden, wie die Schweiz. Es scheint als ob die Schönheit, womit die Natur unsere Heimath so verschwenderisch ausgestattet hat, den Sinn und das Auge von den Kunstwerken ablenkte und für sich allein beanspruchte. Und doch ist die Schweiz nicht arm an solchen." Und in Wahrheit, sie finden sich aus allen Zeitabschnitten in Ueberbleibseln in ununterbrochener Folge von der Römerzeit an. Sie liegen aber meist gerade nicht an den Touristenstraßen und Haltstellen der Eisenbahnen, sondern in weniger besuchten Gegenden: „in der friedlichen Zurückgezogenheit, welche das mönchische

Leben bedurfte, in gewissen Städten ferner, die gleichsam aus dem Culturverbande der Neuzeit geschieden und heut zu Tage in ihrem romantischen Verfalle weit mehr das Auge des Alterthumsfreundes als den Sinn des modernen Menschen erbauen; zuletzt auch hin und wieder im Getriebe der Großstädte, doch meist nur da, wo hohen Inseln gleich hier bald die Pfalz, dort ein Stift oder der Sitz eines Bischofs zur Wiege des Städtelebens geworden sind."

Unter den vielen Schwierigkeiten, die der Ueberblick der Stoffmasse vor sich und zu überwinden hat, ist eine besondere „die Stellung, welche die schweizerischen Denkmäler innerhalb der umgebenden Monumentalwelt" einzunehmen hat. „Es kann zwar von Eidgenossen und Bürgern eines schweizerischen Staates, nicht aber von einer schweizerischen Nationalität die Rede seyn." Die drei Nationalitäten der Bewohner nöthigen den Verfasser, schon seit dem 11. Jahrhundert drei Strömungen zu beobachten: „von Deutschland her der Einfluß der schwäbisch-alamannischen Bauschule, der sich über die nördlichen Theile des Landes verbreitet; sodann von Süden her die Einwirkung der italienisch-lombardischen Schule auf die Bauten Tessins und Graubündtens; ihre Höhe erreicht sie im Dome zu Chur, und abgeschwächt, aber immer noch augenfällig erstreckt sich dieselbe bis auf das Großmünster in Zürich. Endlich aber am allerauffallendsten producirt dann die südfranzösisch-burgundische Bauschule im Gefolge der Cluniacenser und Cistercienser die schwerfälligen Tonnengewölbe und die gewaltigen Mauermassen, durch welche sich einige Kirchen der romanischen Schweiz von den übrigen Monumenten des Landes unterscheiden, während die spätern Kathedralen von Genf und Lausanne geradezu als Muster französischen Uebergangsstiles gelten können." Mit dem Auftreten der Gothik wird die Sachlage eine andere, da diese ohne Rücksicht nationalen Herkommens aus „ihrer Heimath Frankreich" über Europa sich verbreitete: ihre Träger wurden die

Mönchsorden und nach diesen die Bauhütten des Mittelalters.

Das sind jedoch nur allgemeine Züge; scharfe Grenzen gibt es nicht. Ebenso verhält es sich mit der Plastik und Malerei, zumal mit der letzteren.

Dazu kommt, daß die Schweiz vor dem 16. Jahrhundert keinen einzigen inländischen Künstler aufweisen kann. Die Freiheit hatte hier nicht dieselbe Wirkung, wie in Griechenland; ihre bewaffnete Hut dauerte bis an's Ende des 15. Jahrhunderts, und inter arma silent Musae! Die Schweiz war erst in ihrem Entstehen und innern Ausbau begriffen.

Ein weiteres Hemmniß künstlerischer Entwicklung lag in der Sonderstellung der Schweiz und in der auf Hirten- und Bürgerstand beschränkten Lebensweise; erst im 17. Jahrhundert begann nur allmählig ein sogenannter Wohlstand sich einzustellen; der Schweizer kam wenig über die Landmarken hinaus. Die zur Plastik und Malerei so unerläßliche Anschauung gebrach um so mehr, da auch die materiellen Hülfsmittel eben so sehr fehlten, als eine erforderliche Vorbildung Viel glücklicher war die Baukunst; die Leistungen der Mönche im Kirchenbau wurden Anregungen und Vorbilder, die in den Raths-, Zunft- und vielfach in städtischen Privathäusern ihren Widerschein fanden.

So große Verheerungen auch die Glaubensspaltung in Plastik und Malerei anrichtete, so blieben doch die Gotteshäuser verschont; erst das 17. Jahrhundert brachte unter dem Aushängeschild der sogenannten Renaissance den „Zopf" zum Vorscheine. Diesem mußte manches alte architektonische Werk weichen, ganz oder durch theilweisen Umbau. Als der „Zopf" auch gegen die Kleinkunst gewüthet hatte (wie viel wurde zerstört oder in's Ausland verschachert!), erhob sich die Romantik und begann eine gewisse Ehrfurcht vor dem Alterthume. Bedeutende Männer sammelten in Abbildungen und Beschreibungen; unter diesen ist vor Allen

der ältere Matthäus Merian von Basel wegen seiner ausgedehnten Topographie zu nennen. Hat schon diese Zeit einen guten Anfang gemacht, so war es dem neuen Aufschwung historischer Studien vorbehalten, in Sammelwerken von Urkunden und Kunsterzeugnissen zahlreiches Unbekanntes ans Licht zu fördern.

Der Verfasser gliedert seinen Stoff also:

In kurzem Ueberblicke wird die vorchristliche Kunst in der Zeit der Helvetier und Römer, sofern hier von der Kunst die Rede seyn kann, aufgeführt, und wie durch die Römer die christliche Kunst vermittelt wird. Die folgende Völkerwanderung lagerte die jetzigen Bewohner ab: im Westen die Burgunder, im Nord und Ost die Alamannen, im Südost die Rhätier und, fügen wir bei, im Rhonethale die Burgunder, an der obern Are wahrscheinlich Gothen. Das war keine Zeit künstlerischen Schaffens, auch kaum die Zeit der Merowinger. Erst unter den Karolingern begann einige Thätigkeit: es entstanden kirchliche Stiftungen und aus und in diesen allmählig Kunstleistungen. Das Vorbild dieser Kunstthätigkeit blieb die Antike bis zum 11. Jahrhundert. Mit diesem datirt die Kunstgeschichte den Beginn des Mittelalters, dessen wichtigste Erscheinungen in der Kunst erst der romanische, dann der gothische Baustyl sind: die Grenze beider bildet in der Schweiz das 13. Jahrhundert. Aus Frankreich, der Heimath der Gothik, wurde diese durch die Cisterzer nach Westen getragen und gepflegt, bis mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts der Verfall derselben sich vorbereitete.

Dieser Stoff wird auf vier Bücher vertheilt, deren erstes (S. 17—29) die Kunst des helvetisch-römischen Zeitalters; das zweite (S. 49—148) die Kunst der Römer in der jetzigen Schweiz; das dritte (S. 149—311) die romanische; das vierte (v. S. 311 an) die gothische Stylart behandelt.

Der Verfasser gründet seine Ausführungen auf eine bis in's Kleinste gehende Autopsie: er hat die ganze Schweiz nach allen Richtungen durchreist und als gewandter Zeichner

überall die Grund- und Aufrisse nach genauester Vermessung aufgenommen. Dabei ist ihm kein Kapellchen, kein Sakraments-häuschen, kein Geländer, kein Säulchen entgangen. Zu diesen Beobachtungen brachte er eine Kenntniß der Kunst, die, wieder auf persönlicher Anschauung stehend, vom hohen Norden Europas bis zum Südende, von den Pyrenäen bis nach Oesterreich sich erstreckt. Sind diese seine Zeitmesser zur Bestimmung der Perioden und Stylarten, so verbindet er damit die Lektüre der Urkunden und Zeitbücher und aller einschlagenden Quellen, wie er z. B. die Werke des heil. Bernhard gründlich kennt.

Es würde den Raum einer Anzeige weit überschreiten, wenn wir die einzelnen Bücher nach ihren Abschnitten auch nur einigermaßen beleuchten wollten. Wir werden uns daher nur auf Einiges, was von ausgedehnterem Interesse zu seyn scheint, beschränken.

Nachdem der Verfasser die Anfänge der Kunst in der vorhistorischen Zeit, und im Nähern bei den Alamannen und Burgundern nachgewiesen, so wie den Ursprung und die Entwicklung der christlichen Baukunst einläßlicher besprochen hat, so widmet er einen ansehnlichen Raum der Darstellung der Kunst im karolingischen Zeitalter. Karls d. Gr. Wirksamkeit für die jetzige Schweiz, die Thätigkeit der irischen Missionäre. Diese dem angebornen Wandertriebe folgend — die vita S. Galli sagt: quibus consuetudo peregrinandi jam pene in naturam conversa est — erschienen auf dem Festlande, wie von oben gesandt, um Karls d. Gr. Plane zu unterstützen und auszuführen. Eine ihrer wichtigsten Stiftungen ist St. Gallen, die eine wahre Missionsanstalt für jede Cultur wurde. Daran schloß sich Rheinau, Säckingen, Pfäffers, Dissentis. Um dieselbe Zeit stieg Reichenau mit ihren kirchlichen Bauten aus dem Untersee empor. Krypten, Doppelchore, Glockenthürme, mit ihren den Charakter der Zeit tragenden Eigenthümlichkeiten, traten vor die Augen ihrer Zeitgenossen, mehrere jetzt noch Zeugen einer edeln und großen Epoche.

Daran schloß sich die Plastik und Malerei. Diptychen (Doppeltafeln) von Elfenbein, wie andere Arbeiten dieses Stoffes, überhaupt Werke der Kleinkunst sind mehrfach aus jener Zeit vorhanden und hier behandelt und abgebildet. Die Irländer wurden Lehrer der Schreibekunst, und noch bewahrt St. Gallen irische Handschriften mit bewunderns-werthen Initialen und bildlichen Verzierungen. Das christliche Leben lieferte reiche Stoffe. Nicht minder reich ist das (Gott Lob!) jetzt noch bestehende Gotteshaus Einsiedeln, das ein Graf von Zollern durch seinen Martyrtod geweiht hat.

Als das erste Jahrtausend seinem Ende nahte und deßwegen die Furcht des Weltunterganges die Gemüther eingenommen hatte, da lagen die Menschen in allgemeiner Zerknirschung: der religiöse Sinn zog in die Brust des Einzelnen sich zurück, der keine irdische Zukunft mehr vor sich sah. Allein die Furcht erfüllte sich nicht, und die Menschheit erhob in Freuden sich zu neuem Leben. „Es war, sagt ein Chronist, als ob die ganze Welt, das Alte abwerfend, das weiße Feierkleid des Kirchendienstes anlegen wollte!" So erwachte eine allgemeine Freudigkeit und dankbare Erhebung der Herzen. Da entstanden so viele kirchliche Stiftungen, wie selten in anderen Zeiten. Die Geistlichkeit aber entwickelte eine ebenso rege und mannigfache Kunstthätigkeit. Der Bürgerstand war noch nicht vorhanden; Kunst und Wissenschaft lag in der Hand des Klerus, und zwar des Ordensstandes. Der Baustyl wurde großartig, aber unterlag in der Ornamentik dem Gesetze der Wiederholung.

Plastik und Malerei waren noch in ihrer Kindheit, und meist von Vorbildern abhängig, also durchaus nicht urwüchsig.

Mit dem Beginne des 11. Jahrhunderts treten allmälig bestimmte Stylformen ein. Zuerst die romanische, dann im 13. Jahrhundert die gothische; zwischen beide drängte eine Uebergangsform sich ein, jedoch nicht überall gleichzeitig. Diese Uebergänge erscheinen aber auf zwei Wegen. Ent-

weder wurden romanische Grundformen mit gothischen Elementen in einem bloß dekorativen Sinne ausgestattet (Münster zu Basel) — oder die großen technischen Neuerungen der Gothik nahmen noch das alte romanische Gewand an (Dom zu Chur).

Der wichtigste und umfangreichste Theil des Buches ist der romanischen und gothischen Kunst gewidmet.

Die romanische Periode hat ihren Namen nicht von den heutzutage so bezeichneten Völkern, sondern von dem Festhalten der römischen Antike in der christlichen Kunst. Am meisten ist diese Eigenthümlichkeit in der Architektur ausgesprochen, und daher auch diese vom Verfasser besonders hervorgehoben, namentlich in der kirchlichen Baukunst. Die herrschende Form ist immer noch die altrömische Basilika, mit ihren Absiden. Allein die Bedürfnisse des Gottesdienstes in Folge größerer Volksmenge, besonders aber geistlicher Genossenschaften, führte zu einer Erweiterung des östlichen Theiles. Es wurde nämlich in größeren Basiliken von dem Diameter der Absiden zwischen diese und das Langhaus oder die drei Schiffe ein Querschiff eingeschoben, das je nach Umständen mehr oder weniger weit über beide Seiten des Langhauses und der Absiden hervorragte, und so dem Grundrisse einigermaßen die Kreuzform gab. Waren dann die Nischen der Absiden die Altarstellen, so wurde die mittlere Vierung der Chor für kanonische Stunden (horae canonicae) in Klöstern und Stiften, die Seiten-Vieren mit den Altar-Nischen abgesonderte Kapellen. Als sprechende Belege werden die Grundrisse von S. Imier (S. Himerii) im Jura und von Peterlingen (Payerne) in der nördlichen Waadt angeführt und mehrere wichtige Kirchen namhaft gemacht. Eine fernere Eigenthümlichkeit des romanischen Baustyls sind die Chorgrüfte oder Krypten. Diese waren einst die Orte, wo die Reliquien der heiligen Martyrer aufbewahrt wurden, und nur über diesen heiligen Resten wurde das Opfer der Eucharistie dargebracht. Sie fanden sich unter

dem Chor, der um etliche Stufen über das Langhaus sich erhob, und waren Hallen, deren Kreuzgewölbe gleiche Scheitelhöhe hatten und von starken Säulen oder Pfeilern getragen wurden. Der Eingang führte entweder in ihre Mitte durch Eine Oeffnung oder zwei je aus dem Mittelschiffe, oder er führte je auf beiden Seiten in's Innere der Krypta. Kirchen mit Krypten sind in der Schweiz noch eine schöne Zahl: so im Münster zu Basel, Zürich, Chur, Irnis (Giornico), Muralte bei Locarno, Muri, Schännis, Constanz, Amsoldingen, S. Ursanne, und sicher auch zu Bero-Münster (Kanton Luzern).

Der zweite Hauptheil des ganzen Gebäudes war, nach Westen an den Chor und Querbau angeschlossen, das Langhaus, und besteht in der Regel aus einem breitern sog. Mittelschiffe und zwei parallelen Seitenschiffen oder Abseiten. (Auf S. 158 Anm. sind die meisten romanischen Kirchen der Schweiz mit ihren Maßzahlen verzeichnet.) Die Seitenschiffe waren vom Mittelschiffe in der älteren Zeit durch Säulen getrennt, an deren Stelle später beim Mangel an geeignetem Material oder technischer Fähigkeit viereckige Pfeiler traten. Diese Träger der über ihnen gewöhnlich hoch steigenden Mauerflächen waren untereinander mit Rundbögen oder Archivolten verbunden.

Der dritte Hauptheil ist der westliche Abschluß. Hier war in der ältesten Zeit ein Vorhof (atrium) behufs der älteren Kirchendisciplin. Diese hatte aber beim Beginn der romanischen Bauepoche bereits gänzlich aufgehört; daher findet das Atrium sich nicht mehr. Dadurch war für eine ebenso schöne als großartige Bauentwicklung Raum gewonnen; dieses war der Portalbau, gewöhnlich in Verbindung mit den Thürmen. Die verschiedene Größe der Gebäude, verfügbare Hülfsmittel, Beschaffenheit und Zugänglichkeit des Materials, endlich auch sehr oft größere oder geringere technische Kenntniß bei Meistern und Arbeitern waren hiebei von entscheidenden und wichtigen Folgen. Geschichte und Phantasie reichten

da sich mehrfach die Hand und erzeugten oft wahrhaft poetische Gebilde.

Neben den dreischiffigen Basiliken gab es vielen Ortes auch nur einschiffige; eine Seltenheit waren die zweischiffigen.

Der Bau selbst war solid, und die äußere Dekoration meist der Wand- oder Blendbogen, die in ihren Absenkungen von Halb- oder Dreiviertelsäulen oder auch Pfeilern getragen werden, je nach Beschaffenheit Pilaster oder Lisenen genannt. Natürlich steht diese Gliederung mit dem Inbau in Wechselbeziehung. Alle diese Dinge sind durch sehr anschauliche Abbildungen veranschaulicht.

Sehr einläßlich sind die Thürme mit ihren einfachen und von Säulchen gestützten Doppelfenstern besprochen und die innere Ornamentik, die Säulen, Gesimse, Friese in ihrer mit dem romanischen Style harmonirenden Eigenthümlichkeit dargestellt und durch zahlreiche Abbildungen zur Anschauung gebracht. Endlich wird noch ein Blick auf zusammengehörige Bauanlagen und die Bauweise der Burgen in diesem Zeitalter geworfen, und ebenfalls mit guten Abbildungen (Kloster Wettingen, Schloß zu Neuenburg) erläutert.

Die Anfänge dieser Art zu bauen waren in Süddeutschland, zumal in Alemannien und Schwaben, wozu die nördliche und östliche jetzige Schweiz gehörte, noch roh und einfach. Die ältesten Kirchen waren noch von Holz; die Basiliken flach gedeckt mit Säulen und Pfeilern. Die älteste dieser Basiliken ist wahrscheinlich die Klosterkirche von Muri im Kanton Aargau (gegründet im J. 1027, geweiht im J. 1064). Ein Rest davon ist noch in der Krypta erhalten, die in den Actis Murens. ausdrücklich erwähnt wird. Eine zahlreiche Gruppe romanischer Basiliken findet sich in den Gegenden des Bodensee's und obern Rheins. Die bedeutendste ist das Allerheiligen-Münster zu Schaffhausen, gestiftet 1050 und 1052 vom heil. Papst Leo IX. geweiht. Es war aber nur ein Nothbau. Zum eigentlichen Münster wurde von Liutbold, einem wohlerfahrenen Architekten, ein

neuer Plan entworfen und sofort ausgeführt. Die Weihe fand ebenfalls im J. 1064 durch Bischof Rumold statt, worauf auch das ganze Kloster seine Vollendung erhielt. Liutbold war selbst ein Geistlicher, wie die meisten Baukünstler damaliger Zeit. Außer den Klöstern gab es wenige Schulen. Die Klöster aber standen in vielfachem Verkehr, besonders jene ihrer Mitglieder, die den nämlichen Beschäftigungen lebten; so die Architekten. Daher die vielfache Aehnlichkeit unter den gleichzeitigen Bauwerken, namentlich den Kirchenbauten, so daß aus der bestimmten Datirung einer Baute auf die Entstehungszeit einer andern mit großer Sicherheit kann geschlossen werden. Der gemeldete Neubau mußte aber schon am Anfange des 12. Jahrhunderts einem anderen weichen; daher wird, was jetzt noch übrig ist, wohl dieser Zeit angehören. Der Verfasser gibt eine genaue Beschreibung mit erklärenden Abbildungen. Interessant ist auch die Beschreibung der Kirche zu Stein am Rhein und des Domes zu Constanz.

Es folgt nun die Darstellung einer besonderen Gruppe, der Kirchen zu Bero-Münster (Beronis monasterium) im Kanton Luzern, zu Schönenwerth im Kanton Solothurn (kürzlich aufgehobenes Stift), zu Moutier-Grandval und St. Imier (beide im bernischen Jura). Nur bei der ersteren Kirche ist in der Nachricht von der im J. 1108 durch Bischof Gebhard von Constanz vollzogenen Weihe der Krypta ein bestimmter Anhalt für die Zeit der Erbauung gegeben; doch kann auch der Ursprung der übrigen Bauten mit annähernder Gewißheit in's 12. Jahrhundert verlegt werden, da diese Stifte aus ursprünglichen Klöstern in regulirte Chorherrnstifte (ecclesiae collegiatae) umgewandelt wurden. Von der Kirche zu Schönenwerth ist der Grundriß beigefügt.

Eine fernere Gruppe liegt in der Umgebung des Thuner-See's: zu Scherzlingen, Einigen, Hulensee, besonders zu Spietz und Amsoldingen.

In dieselbe Periode gehören die Kirche auf der Insel

Ufenau im Zürichsee, die Kirchthürme zu Willisau (Kanton Luzern), Stans (Unterwalden) und Baar (Zug). Auch zwischen dem Zürich- und Wallensee liegen sehenswerthe größere und kleinere Kirchenbauten; aber zum Interessantesten gehört, was die alte Stadt Chur darbietet: der dortige Dom und andere Kirchen hier und in Graubündten überhaupt. Daß der Verfasser, ein Sohn der Stadt Zürich, das dortige „große Münster" und das Frau-Münster einer eingehenden Darstellung unterwirft, wird Jedermann begreiflich finden; allein die genaueste Kenntniß desselben gibt auch eine besondere Belehrung (S. 189 — 212). — Ebenso wird das Münster in Basel sehr einläßlich behandelt. Für den Historiker sei hiebei besonders der Umstand hervorgehoben, daß die Erbauung mit Sicherheit nicht schon in die Jahre 1010 bis 1019 zu setzen, sondern die erste zuverlässige Kunde die ist, daß dieses Münster am 15. Oktober 1185 abbrannte. — Nach kurzer Nachricht über den Kreuzgang zu St. Alban und die Krypta zu St. Leonhard in Basel bespricht der Verfasser noch die Stiftskirchen zu Neuenburg und St. Ursanne im Jura. Beide werden durch ihren Baustyl in den Schluß der romanischen Epoche gewiesen. Daher kann die erste dieser Kirchen nicht von der Königin Bertha (Gemahlin Rudolfs II. von Burgund 921 — 937) erbaut, sondern wird in die Zeit des Grafen Ulrich von Neuenburg (1147 — 1190) und seiner Gemahlin Bertha von Granges zu setzen seyn. In dieselbe Zeit gehört noch die Stiftskirche zu St. Ursanne, ein Werk derselben Bauschule wie das Münster in Basel, mit Krypta und polygonem Chorhaupt, sowie auch Anfängen der Gothik.

Im vierten Capitel wendet der Verfasser sich den kirchlichen Denkmälern der Westschweiz zu. Ihre Lage vom See Leman dem Jura entlang bis gegen Basel weist naturgemäß auf die aus Gallien und Frankreich herüber wirkenden Einflüsse hin. Nach einem knappen aber umfassenden geschichtlichen Rückblicke auf das dieß- und jenseitige bur-

gundische Königreich werden zuerst die in den Stiftskirchen von Romain-Motier und Peterlingen hervortretenden rohen Anfänge behandelt; dann aber wird die tiefgehende Thätigkeit des benachbarten Klosters Clugny hervorgehoben, und gezeigt, daß diese Benediktiner auch in der Architektur Lehrmeister vieler und wichtiger kirchlicher Bauwerke, sogar bis nach Norddeutschland wurden. Dabei verdient es besondere Anerkennung, daß der Verfasser die Bestimmung der Vorkirchen oder Vorhallen dieser Bauten mit richtigem, weil von der Geschichte geleitetem, Blicke darstellt, ein Beweis eines ebenso gründlichen als unbefangenen Studiums.

Die ziemlich verbreitete Ansicht, daß die romanische Schweiz die ältesten Denkmale der Baukunst aufweise, wird großentheils dahin berichtigt, daß die wenigsten über das 11. Jahrhundert zurückzusetzen seien. Dahin gehören die Kirchen von Romain-Motier, Payerne, Grandson, die Kirchthürme zu St. Mauritz und Sitten im Wallis.

Nunmehr führt der Verfasser den Leser über die Alpen. Hier erwartet man ganz vorzügliche Leistungen der Kunst; öffnet sich ja schon der italische Himmel. Allein, es folgt eine merkwürdige Enttäuschung. Die italische Kunst reichte nicht hinauf in die von den Alpen auslaufenden Thäler, die wahrscheinlich auch nicht allzu frühe im strengen Sinne bevölkert und nur von armen Hirten bewohnt waren; nur allmählig entstanden Ortschaften. Zu den ältesten Denkmälern gehören die Kirche St. Nikolaus zu Irnis (Giornico), die Stiftskirche zu Münster in Graubündten und die dortige Heiligkreuz-Kapelle. Daran reihen sich die sonderbaren Thurmbauten, wie der Glockenthurm zu Torre im Blegnothale.

Der Raum erlaubt nicht, das überaus interessante Capitel über die Plastik (S. 253—287) und Malerei (S. 287—311) zu besprechen, sondern mahnt, zu dem so wichtigen Abschnitte der Gothik hinüberzugehen.

Der Verfasser weist mit gewissenhafter Gründlichkeit den Ursprung des gothischen Baustyls nach Frankreich,

und zeigt, daß in diesem Land und Volke, während Deutschland im Kampfe seiner Reichshäupter mit der Kirche sich selbst aufzehrte, innere Ruhe und Einheit im nationalen Leben den Aufschwung der Kunst begünstigten. Allerdings war ein solcher Zustand auch den Bestrebungen der französischen Könige nach Ausdehnung monarchischer Machtfülle förderlich, und ihre Begünstigung der bürgerlichen Zustände in den Städten damit verbunden; allein der Bürgerstand war dort eben auch erst noch im Werden, und noch nicht so gehoben, daß er bei gothischen Bauwerken, wie die französischen Städte aufweisen, wesentlich mitwirken konnte. In letzterer Ansicht dürfte der Verfasser doch etwas zu weit gehen (S. 316). Es kommen dagegen zwei Lebensäußerungen in Betracht.

In Frankreich gab es frühe Lehr- und Bildungsanstalten in Klöstern und Städten. Hier konnte auch der Unbemittelte die Schätze des Geistes in Wissenschaft und Kunst heben und gewinnen. Es lag aber in der Natur der Sachen und Menschen, daß verschiedenen Ortes gewisse Einseitigkeiten auftraten. Wie an einem Orte eine Rechtsschule, am anderen eine Arzneischule vorzugsweise sich hervorthat, so geschah es mit der Mathematik, Architektur und anderen Zweigen. Dazu kam bei Einzelnen eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und der Arbeit: das im Geiste geschaute neue Ideal mußte in's Leben eingestellt werden. Es traten Meister hervor.

Auf der anderen Seite traten Geistlichkeit und Adel durchaus nicht zurück, und bei beiden übten die Kreuzzüge großen Einfluß. Ihre Gefahren weckten überall zu religiösen Stiftungen: Klöster und Hochstifte, wie Collegiatkirchen wurden mit reichen Vergabungen bedacht und gelangten zu Reichthum. Bischöfe und Grafen gelobten in Augenblicken der Gefahr den Bau von Kirchen, um vom Himmel ihre Rettung zu erflehen. Dazu kam, daß durch Hinschiede in Schlachten und auf Reisefahrten Erbe heimfielen und die

Zurückgebliebenen bereicherten. Auch Solche glaubten sich zu kirchlichen Stiftungen verpflichtet. Hier sind die Quellen, aus welchen die Mittel flossen zum Aufbau neuer architektonischer Werke. Es war die Zeit des Königs Philipp August (1180 — 1223) mit seinem Ringen nach vollendeter Einzelmacht: gegen dieses suchte der Adel Zuflucht in der Kirche, und durch diese beim Volke. Der Zweck wurde nicht erreicht, aber die Kunst wurde gehoben.

Ebenso einläßlich als durchsichtig und mit Abbildungen begründet, die aus der Wirklichkeit mit Angabe der Fundorte hergebracht sind, stellt der Verfasser das gothische Bausystem dar und behandelt dann zuerst die „frühgothischen Monumente" (S. 345--395). Es sind zunächst die schönen, lange verkannten Leistungen des Bernhardiner- oder Cisterzer-Ordens, worüber der Verfasser schon früher eine Monographie geschrieben hat[1]). Recht interessant ist die Nachweisung des Uebergangs der Cisterzerregel aus dem Stammkloster Citeaux nach der Schweiz und löst die Frage nach dem Gemeinsamen und dem Uebereinstimmenden in den Bauwerken diesseits des Jura. Die Cisterzer aber übten die Kunst selbst und hatten in ihrer Regel darüber ihre besondere Vorschrift, „daß sie mit aller Bescheidenheit und Demuth solle geübt werden. Rühmte sich Einer seiner Fähigkeiten, und glaubte er dadurch ein Vorrecht zu behaupten, ja wähnte er nur dem Kloster einen Nutzen zu bringen, so mußte der Abt ihm die Ausübung seiner Kunst so lange verbieten, bis er sich gedemüthigt hätte." Ja selbst der heil. Bernhard schrieb rücksichtlich des anzuwendenden Materials und der Ausführung einen sehr scharfen Brief (S. 349). Alles war auf die Nothdurft berechnet und deßhalb die höchste Einfachheit geboten. Daher hatten diese Kirchenbauten keine selbstständigen Glockenthürme, sondern nur sogenannte Dachreiter, wie bei

---

1) Soweit es die Schweiz betrifft: Mittheilungen der antiq. Gesellschaft in Zürich Bd. XVIII. Heft 2.

den etwas spätern Mendicantenorden. Dieselbe Einfachheit vermied auch die dekorative Seite des Baues: die ältesten Cisterzerkirchen waren Pfeilerbasiliken mit viereckigen Stützen, um die Gewölbe zu tragen; Rundpfeiler finden sich nicht. Auch Krypten lassen sich nicht nachweisen; an Kapitälen und Friesen finden sich nur die einfachsten Verzierungen, wie an den Basen, Gurten und Pfeilergesimsen.

Diese große und strenge Einfachheit hatte eine erfreuliche Folge. Was an Ausschmückung zurückblieb, wurde auf andere Weise ersetzt. Es ist „eine unläugbare Thatsache, daß die Kirchen der Cisterzer gerade durch schöne Verhältnisse, durch imponirende Entwicklung der inneren Anlage, durch neue originelle Grundrißformen und eine strenge Erhabenheit der spärlich angewendeten Details sich auszeichnen." Wie die Anfänge dieses Ordens, so sind die Anfänge des gothischen Styls in Burgund und der Champagne, als der Wiege der Gothik, gelegt worden. Mit der Gründung dieses Styles fällt auch die Verbreitung des Ordens zusammen; wie er weiter kam, entstanden neue Bauformen: die Cisterzer waren darin die fortgeschrittensten. So sind ihre Bauwerke auch in der Schweiz von den früheren Formen ganz verschieden, ja weiter entwickelt: es ist die burgundische Bauart.

Die vorzüglichsten Denkmale derselben sind: die Kathedrale St. Peter in Genf, die Kathedrale U. L. Frau zu Lausanne, die dortige Franziskanerkirche, die Pfarrkirche von Lassarraz, die Klosterkirche der Cisterzer zu Romain-Motier; am obern, östlichen, Ende des Genfersee's die Leprosenkirche zu Villeneuve. Dahin gehört im Wallis die Kirche U. L. Frau auf dem Felsenhügel Valeria und die Schloßkapelle auf dem nebenstehenden Tourbillon. Im nördlichen Theile der romanischen Schweiz sind zu beachten: die Stiftskirchen zu Neuenburg und St. Ursitz im Jura, an der nach Freiburg eilenden Saane Hauterive oder Alterif eine Cisterzerkirche. In der nördlichen und östlichen Schweiz finden sich aus dem 13. Jahrhundert, außer den schon berührten Kathedralen von

Basel und Chur und dem Frauenmünster in Zürich, noch die Cisterzerkirchen von Wettingen an der Limmath und zu Cappel im südlichen Gebiete von Zürich; im östlichen Theile ist noch der viereckige Chor der Prämonstratenserkirche zu Rüti übrig.

Nachdem der gelehrte Verfasser die Thätigkeit und Denkmale der Dominikaner und Franziskaner dargestellt, führt er in's 14. Jahrhundert ein. Er verfolgt seinen reichen Stoff, der durch historisches Quellenstudium noch bereichert wird, mit derselben Gründlichkeit und in's Einzelnste eindringenden Kenntnißnahme, wie die früheren Jahrhunderte, und bietet dem gebildeten Leser, auch wenn er nicht eben Fachmann ist, ebenso viele edle Unterhaltung als Belehrung.

Ein besonderes Interesse bietet das Buch dem fachkundigen Touristen; ein größeres dürfte es der schweizerischen Geistlichkeit darbieten. Diese ist allerorts nur mit schwachen Einkommen ausgestattet und der Hülfsmittel zu größeren Reisen entblößt. Mit Rahn's Buch in der Hand kann sie in ihrem Vaterlande schöne Kunstkenntniß sammeln.

Das ganze Werk ist objektiv gehalten, und der Verfasser tritt mit edelster Bescheidenheit zurück; seine Arbeit spricht für sich selbst. Sie ist eine der großartigsten Erscheinungen in der schweizerischen Literatur.

Der Verleger ist hinter dem Verfasser nicht zurückgeblieben: er hat dem Inhalte die entsprechende Form gegeben. Beide haben ein bleibendes Werk geschaffen.

XXVI.

Eine elsässische Tragödie.

Zu einem interessanten, ich möchte sagen, tragischen Bild in den Reihen der „Culturkämpfer“ im Elsaß ist Polizei-Inspektor Schmidt von Mülhausen in Elsaß geworden. Der große breitschulterige Mann, in dessen Angesicht die Flammen der Rothweingeister leuchteten, trat gleich bei Beginn der deutschen Occupation in Mülhausen auf. In seiner Haltung bemerkte man jene glatte, lauernde Ruhe, in seinem Blick jenes stille Feuer des gebildeten Polizei-Mannes, welcher sich bewußt ist, daß 800,000 Pickelhauben hinter ihm stehen, indeß über ihm schwebt der Genius des omnipotenten Staates, der alles kann was er will und beinahe alles will was er kann. Er geruhte deßhalb höflich zu seyn, ja glatt und salbungsvoll; man wußte nicht recht, ob sein Auge in Thränen schwimme ob der unangenehmen Dinge, die er vollziehen mußte, oder ob es aus andern Ursachen umflort schien. Unter Oberleitung des Herrn Kreisdirektors erschien er als eine gewichtige Person und man flüsterte sich in die Ohren, daß auch der Herr Kreisdirektor dem gewichtigen Polizei-Inspektor zu gefallen suchen müsse, da derselbe mit höchsten Behörden in nahem Verkehr stehe. Wie denn überhaupt solch ein Verhältniß der Beamten untereinander besteht, daß keiner dem andern Vertrauen schenkt, weil aller Auge auf jedem haftet und eines jeden Auge auf Allen.

Schmidt verstand es wie Keiner die Klauen unter der Sammtpfote zu verbergen; er wußte so wohlwollend und treuherzig den Leuten in's Angesicht zu sprechen, daß er sich

dadurch manches Herz und manchen Mund eröffnete, deren Bekenntnisse er später gegen die gleichen Personen bestens zu verwerthen wußte. Den protestantischen Fabrikanten gegenüber bewahrte er stets seine Glätte, den Katholiken gegenüber fiel er freilich hier und da aus seiner Rolle; war er überhaupt eine eiserne Faust in sammtnem Handschuhe, so vergaß er manchmal Handschuhe und Sammt, um das kalte Eisen den Katholiken fühlen zu lassen. Einer seiner ersten Schritte kehrte sich gegen die katholische Presse. Zu Rixheim bei Mülhausen erschien bei Sutter der „Katholische Volksbote“, ein Wochenblatt das tüchtig redigirt und, seit vier Jahren, zu einem großen Einfluß gelangt war. Das Blatt war Schmidt ein Dorn im Auge. Der Verleger war schon von Gericht zu Gericht hin- und hergeschleppt, bis vor den Gerichtshof nach Nanzig sammt einem Theil seiner Familie. Das genügte dem Polizei-Inspektor nicht. Selbsteigen warf er die Pressen Sutter's durcheinander, unterdrückte sein Blatt, drohte ihm mit weiteren Strafen, behelligte ihn nach Kräften. Gar oft erfreute sich der katholische Buchdrucker der Sorgfalt und der Besuche des liebenswürdigen Inspektors, und jeder Besuch veranlaßte Verbote, Beschlagnahmen u. s. w., so daß das Geschäft des wackern Mannes gänzlich erlahmte und männiglich erkennen mußte, daß unter der Dynastie der Schmidte in Elsaß eine katholische Presse nicht bestehen könne. Kalender, Gebetbücher, ganz gleichgültige Broschüren wurden angehalten, beschnitten, confiscirt. Es schien auf den Ruin des Buchdruckers angelegt.

Ebenso wie dem katholischen Buchdrucker schenkte Schmidt große Aufmerksamkeit dem Stadtpfarrer Winterer. Enqueten, Haussuchungen, Belaurung, Spionage wußte der gewandte Diener der Polizei wie ein Netz um den katholischen Pfarrer und dessen Kapläne zu spinnen; kein Dieb der Stadt nahm die Polizei mehr in Anspruch als der Geistliche und was er sprach, predigte und that. Bang machen galt da freilich nicht, die Geistlichen fuhren fort in katholischer Entschiedenheit ihren Pflichten nachzukommen, wiewohl sie sich auf Schritt und Tritt belauert wußten. Den Kaplänen wurden zwei Prozesse

angehängt und entsprechende Gefängnißhaft auferlegt, dafür daß sie im christlichen Unterrichte die Kinder nicht belehrten im Geiste und nach dem Dafürhalten des Polizei-Inspektors, welcher seine Polizeidiener unter das Fenster des Schulsaales postirte, um zu lauschen. Die endliche Folge war, daß derselbe den Geistlichen jedes Betreten der Schule untersagen ließ, so daß der Stadtpfarrer aus eigenen Mitteln seither ein Lokal miethen mußte, in welchem der christliche Unterricht den Kindern ertheilt wurde. Eines erreichte dadurch der Amtseifrige freilich nicht, nämlich den Einfluß der Geistlichen zu schmälern. Das verursachte ihm unendlichen Aerger, denn solche Diener des omnipotenten Staates können nicht ertragen, daß außer dem Staate — und sie sind ja der Staat — noch Jemand etwas denke, spreche, thue oder gelte.

Auch über die Stadt hinaus erstreckte sich Schmidt's Cultureifer. In der Nahe desselben befand sich das bischöfliche Knabenseminar zu Zillisheim. Diesem kündigte er den Untergang voraus an, schon lange bevor es dem Herrn Oberpräsidenten gefiel die Oberleitung der Anstalt in die Hand nehmen zu wollen. Er witterte als richtiger Polizeimann, was diese Oberleitung besagen wollte. Daß der Inspektor das in der Weinlaune ausgeschwatzt hatte, mißfiel allerdings seinem Chef; aber ein Prophet blieb Schmidt dennoch, denn binnen Jahresfrist erfolgte die Schließung der Anstalt. Dieser Schließung war die Aufhebung der beiden Missionshäuser der Redemptoristen in Riedisheim und Landser, ebenfalls im Mülhauser Kreise, vorausgegangen; es folgte derselben die Schließung des Schwestern-Pensionates zu Lutterbach. Zu bemerken ist, daß letzteres deßhalb geschlossen wurde, weil es das Schriftstück nicht vorweisen konnte, wodurch die Anstalt durch die französische Regierung autorisirt war. Einige Wochen später fand man das Schriftstück und wies es vor, es blieb aber bei der Hauptsache, dem Schließen.

Alle diese Schließungen brachten dem guten Inspektor Stunden stiller Seelenfreude, denn die „Pfaffennester" wurden leer, und die „Cultur" blühte unter den Schlägen seines spanischen Rohrs. Viele Arbeit und Gänge verursachten ihm

indeß die Optanten, das heißt jene Elsässer welche die französische Nationalität beibehielten und im Lande bleiben wollten, oder als man sie auszuwandern genöthigt hatte, wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Da drückte er manchmal in Milde ein Auge zu, um einer armen Mutter ihren Sohn längere Zeit zu belassen, oder einen Vater länger bei seinen Kindern weilen zu lassen. Er that das um so williger, als diese die Milde dankend anerkannten und ihm dafür die richtigen Beweise gaben.

Nun kam das Jubeljahr. Bei allen Beamten die in Cultur machen, stand fest, daß dieses Jubiläum nichts als eine Intrigue war, um sie zum Land und allenfalls auch zur Welt hinaus zu beten. Sie gewannen überdieß der Sache die großartigere Seite ab, daß das Jubiläum ein Eingriff des Papstes, eines fremden Monarchen, in die alleinige Allmacht des Staates und ihrer Person sei. Die Jubiläums-Prozessionen galten als Paraden, bei welchen die Ultramontanen aufzogen um sich zu zählen und ihre Stärke zu erkennen. Inspektor Schmidt mußte dieser Gefahr entgegentreten. Mit Windeseile, gezogen von scharfen Rennern, jagte er durch die umliegenden Dörfer, um die Bürgermeister zu bewegen, daß sie diese Prozessionen inhibirten. Vermöge des Erlasses des Oberpräsidenten von Möller sollten nämlich die Pfarrer nur dann Prozessionen halten dürfen, wenn es die Bürgermeister gestatteten. Einer, zwei Bürgermeisterlein ließen sich die Vorstellungen des glatten Inspektors gefallen und setzten ihre Namen auf seine Liste, bereuten es aber nachher bitterlich; die übrigen wiesen ihn zurück und Rohmer, der Bürgermeister von Brunnstall, that dieß mit solcher Entschiedenheit, daß der Inspektor sich unverrichteter Dinge nach Hause trollen mußte. Das Ungeheuere geschah, geschah mit größerem Eifer als je, die Prozessionen wurden gehalten. Der Inspektor hatte doch so eifrig gesprochen und gedroht; nichts hatte geholfen. Wir wollen hoffen, der omnipotente Staat wird ihm für seinen guten Willen wie billig vergolten haben. Er hatte ja der wirklichen Verdienste so viele aufzuweisen und stand dem reichstreuen Kreisdirektor, seinem Chef, so treu zur Seite im bittern Kampf, bis die Schicksalsgöttinen seiner Laufbahn ein Ende machten.

Polizei-Inspektor Schmidt hatte, wie die Diener der Polizei des Reichslandes überhaupt, sein ehrliches Einkommen. Sechstausend Mark Gehalt, verbunden mit den vielen Douceurs, die ihm aus hundert Händen zuflossen, da er über Optanten, Wehrpflichtige u. s. w. schärfer oder milder das Schwert der Ordnung schwingen konnte, waren geeignet ihn ruhig die Freuden des Lebens und der Machtherrlichkeit genießen zu lassen. Daß er dabei ein Erkleckliches that, war ihm im Gesicht deutlich zu lesen. Und dennoch Schulden! In's Publikum drangen auch allerlei Gerüchte von Familien-Zerwürfnissen, von Auftritten mit seiner noch stattlichen Frau. Was darunter steckte, wußte man kaum, wagte man auch nicht laut auszusprechen, denn die Polizei hat viele Ohren und lange Arme. Vor drei Monaten verschwand plötzlich der Inspektor, und mit ihm — seine bildschöne Stieftochter. Die Frau blieb zurück allein, hülflos, viel behelliget durch ungestüme Gläubiger. Die „Neue Mülhauser Zeitung", eines jener Reptilien welche allein in Elsaß sprechen dürfen, erklärte feierlich, übeln Gerüchten gegenüber, Schmidt sei, ob seiner ausgezeichneten Verdienste um das Reich, befördert worden. Somit war die Sache abgethan, niemand durfte mucksen, Schmidt galt als verschollen Plötzlich bringt aber die Zeitung „Italie" unterm 24. Januar folgende Nachricht:

„Vor zwei Monaten miethete Herr Schmidt, ein Vierziger, im Corso zu Rom Nr. 18 ein möblirtes Zimmer. Dieser Schmidt, aus Hannover gebürtig, war begleitet von einer jungen 20jährigen Dame, die er als seine Frau ausgab. Diesen Morgen klopfte der Hausherr an das Zimmer, als er bemerkte, daß dessen Bewohner, die sonst frühe ausgingen, nicht erschienen. Keine Antwort. Er drang hinein und stand erstarrt; zwei Leichen auf dem Bett. Das Mädchen war angekleidet und schien zu schlafen, der Mann kniete neben ihr mit geballten Fäusten auf dem Bette. Er schien, vom Schmerz überwunden, versucht zu haben aufzustehen, um Hülfe herbeizurufen, konnte aber nur sich aufrichten und wurde so vom Tode überfallen. Auf dem Nachttischchen stand ein Fläschchen welches wohl Gift enthielt. Die Aerzte des St. Jakobsspitals meinen, es ent-

hielt Potasch-Cyan. Man weiß nicht, welches die Ursache dieses Selbstmordes war; nicht Armuth konnte es seyn, denn beide lebten flott und schienen begütert. Es wurden Siegel angelegt und das deutsche Consulat von dem Vorfalle benachrichtiget."

Das Blatt berichtet weiter: „Ein Brief, an den Hauseigenthümer von Schmidt gerichtet, gibt Aufschluß über dessen letzten Willen, nicht über die Ursache seines Todes. Diese Ursache mag Geldmangel gewesen seyn. Die Aerzte constatirten bei dem todten Mädchen eine Schwangerschaft; die Flucht der beiden aus Mülhausen wurde dadurch erklärlich, sie wollten einem Skandale entgehen."

Einen Einblick in die Seele des „Culturkämpfers" im Angesicht des Todes gibt das Schreiben, das er hinterließ, an seinen Gastwirth. Es war französisch abgefaßt: „Rom 22. Januar 1876. Mein lieber Herr Bracci. Sehr bedauere ich Ihnen so viel Unannehmlichkeit zu veranlassen, aber ich kann nicht anders, **mein Schicksal** muß erfüllt werden. — Wir tödten uns, meine Frau und ich, aus Gründen die Niemanden angehen, die uns ganz persönlich sind. Ich bin Niemanden Geld schuldig, als Ihnen. In meinem Portemonnaie sind 105 Frcs. und wenn Sie meine Uhrkette verkaufen, werden Sie weitere 250 Frcs. erhalten, die für unsere Beerdigungskosten genügen. Ich bitte Sie uns einfach auf dem protestantischen Friedhof beerdigen zu lassen. Lassen Sie uns beerdigen wie Sie uns finden, wir wollen unsere Trauringe bewahren. Wenn es möglich ist und es das Gesetz gestattet, so sorgen Sie, daß Ein Grab uns umschließe. Der 22. Januar, der Geburtstag meiner Frau, war seit einem Jahre schon festgestellt als unser Todestag. Innig danke ich Ihnen für Ihre Güte: bewahren Sie in gutem Andenken zwei Menschen, die so viel Glück und Unglück hatten, und die gern sterben."

Ueber diese Hiobspost schwiegen die Reptilien, die so dreist — und wissend daß sie logen — von Beförderung gesprochen. Sie sind ja dem Reichsland die Wahrheit nicht schuldig, wie schweres Geld sie auch dem Reichsland kosten.

Aber die Unverfrorenheit, mit welcher der Selbstmörder seine Stieftochter seine Frau nennt, dieser Selbstmord „schon vor einem Jahre beschlossen", dieses „Schicksal das erfüllt werden muß" — das alles gewährt in die Ideen, die Moral und die Seele des „Culturkämpfers" einen grauenvollen Einblick, und kennzeichnet den Geist selbst der solche Kämpen gebiert.

XXVII.

Zeitläufe.

P. Reichensperger über den „Culturkampf" und die jüngste Reichstags-Session.

Den 22. Februar 1876.

In den schweren Kämpfen, welche unsere Freunde vom Centrum im deutschen Reichstag und im preußischen Abgeordneten-Hause seit fünf Jahren zu bestehen haben, hat der Vortritt auf der Tribüne regelmäßig dem Abgeordneten Obertribunalrath Reichensperger (Olpe) gehört. Wenn er sich zum Wort meldete, so war er in der Regel der erste Redner. Im letzten Reichstage ist aber der Vertreter für Olpe auf der Tribüne gar nicht erschienen. Dafür hat er zu dem großen Publikum außerhalb des Parlamentssaals durch eine mit desto größerer Spannung erwartete Schrift vom „Culturkampf" geredet[1]), eingehender als es im Parlament hätte geschehen können.

1) Culturkampf oder Friede in Staat und Kirche. Von Peter Reichensperger, Mitglied des Reichstags. Berlin bei Springer 1876. 99 S.

Daß Herr Reichensperger im Reichstag sich vollständig in Schweigen hüllte, war ein beredtes Symptom einer eigenthümlichen und neuen Lage. Seine Reserve wäre nicht möglich gewesen, wenn es nicht geschehen wäre im Zusammenhang mit der Haltung der ganzen Fraktion, und diese Haltung war eine wohlüberlegte. Es sollte den anderen Parteien einmal jeder Vorwand entzogen werden, als wenn die Verbitterung der Debatten vom Centrum ausgehe und dessen systematische Opposition die anderen Parteien zu Beschlüssen aufreize, die sonst vielleicht unterwegs bleiben würden. Es empfahl sich um so mehr die interessante Probe einmal zu wagen, als mit Bestimmtheit verlautete, daß bezüglich der wichtigsten und principiell allein in's Gewicht fallenden Vorlage, bezüglich der Strafgesetz-Novelle nämlich, die Liberalen selbst die Arbeit des Centrums thun würden. Warum sollte man sie darin stören und den Schein erwecken, als wenn ihnen Ruhm und Verdienst geschmälert werden wollte. Nachdem der Abgeordnete Dr. Lasker in langer Rede sich mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit gegen die politischen Paragraphen der Novelle ausgesprochen hatte, war es sehr bezeichnend, aber auch gewiß am Platze, daß der Abgeordnete für Olpe mit dem Bemerken auf das Wort verzichtete: was er hätte sagen können, habe Herr Lasker Alles schon gesagt.

Am Schlusse des Reichstags ist zwar noch ein Ereigniß eingetreten, welches für Außenstehende den Eindruck einigermaßen wieder verwischt hat, daß der Reichstag dießmal eine gegen früher auffallend verschiedene und im Ganzen angenehmere Temperatur gezeigt habe. Nachdem nämlich alle übrigen Anträge der Novelle, welche den Stempel tendenziöser Ausnahme-Gesetze an sich trugen, mit größter Mehrheit durchgefallen waren, ist die Regierung zuletzt doch noch mit dem sogenannten verschärften Kanzelparagraph (130 a) durchgedrungen. Aber auch dieser Paragraph war in zweiter Lesung gefallen, und in amendirter Form wurde

er bei der letzten Abstimmung, zu welcher allgemeines Aufgebot ergangen war, nur mit einer Mehrheit von eilf Stimmen angenommen, während derlei Anträge sonst stets der erdrückenden Majorität im Reichstage zum voraus sicher waren. Es war zudem nicht ein preußisches Mitglied, sondern ein bayerischer „Culturkämpfer", der den Paragraph reproducirte, und auch dieser mußte seine eigenen Parteigenossen mit den obligaten Phrasen des „Culturkampfs" verschonen. Alle Redner über die Novelle — Fürst Bismarck selbst am sorgfältigsten — hatten dieses Thema zu berühren vermieden. Nichteinmal das Wort „Culturkampf" ist meines Wissens von irgend Jemand dießmal gebraucht worden, und bei der Abstimmung über den Kanzelparagraph gingen nicht nur die gesammte „Fortschrittspartei", sondern auch drei hervorragende Führer der Nationalliberalen mit der Opposition, deren Kern das Centrum gebildet hat.

Von einem dieser drei Notabeln der nationalliberalen Fraktion wird versichert, daß er gesprächsweise kein Hehl aus seiner Ueberzeugung mache: der Culturkampf müsse ein Ende nehmen um jeden Preis. Es ist dieß derselbe Abgeordnete, welcher vor zwei Jahren in einer merkwürdigen Rede auseinandersetzte: daß man gerechter Weise keiner Partei die Schuld an dem Culturkampf zur Last legen könne, denn der Conflikt sei nothwendig im Lauf der welthistorischen Entwicklung selber ausgebrochen. Er meinte das ungefähr in demselben Sinne, wie wenn der Berliner Popular-Philosoph von Hartmann sagt: „es sei der letzte Verzweiflungs-Kampf der christlichen Idee vor ihrem Abtreten von der Bühne der Geschichte, gegen welche die moderne Cultur ihre großen Errungenschaften mit Aufbietung der äußersten Kräfte auf Tod und Leben zu vertheidigen habe."

Es mag dahingestellt bleiben, ob der Reichstag nicht doch noch einmal Feuer gefangen haben würde, wenn Fürst Bismarck es für angezeigt gehalten hätte, den zündenden Funken hineinzuwerfen. Jedenfalls hätte es für ihn nahe

gelegen es zu thun; denn die politischen Paragraphen, um deren Annahme oder Verwerfung es sich handelte, waren augenscheinlich als Mittel zur siegreichen Durchführung des „Culturkampfs" in die Strafgesetz-Novelle aufgenommen worden. Es war zu erwarten, daß der Reichskanzler den juristischen Bedenken gegenüber dieses Bedürfniß scharf betonen würde. Aber in zwei langen Reden sprach er über alle möglichen Beziehungen der Novelle, nur darüber kein Wort. Wer die Lage Preußens und des Reichs nur aus diesen Reden beurtheilen wollte, der müßte annehmen, daß zwischen der katholischen Kirche und dem Staat hier der tiefste Friede herrsche. Wir constatiren die Thatsache, ohne daraus einen weiteren Schluß zu ziehen, als daß der Fürst — vielleicht schon aus Rücksichten der hohen Politik und bevorstehender großen Ereignisse — den offenen Krieg gegen die katholische Kirche wenigstens für den Augenblick gerne aus der Welt wünschte, wenn es nur mit guter Manier geschehen könnte.

So ist die Haltung des Kanzlers und des Reichstags im Ganzen und Großen allerdings in einen sonderbaren Gegensatz zu dem kriegerischen Getümmel getreten, womit die preußische Kirchenpolitik das Land von Einem Ende bis zum andern erfüllt. Die Spalten der großen katholischen Blätter in Preußen sind kaum mehr im Stande alle ihre Worte und Thaten zu verzeichnen. Nur ein Beispiel amtlicher Auffassung wollen wir zur Vergleichung mit der bedeutsamen Abstinenz der obersten Reichsvertretung anführen. In dem Posener Delegaten-Proceß hat der Staatsanwalt von Dreßler den 7. Oktober v. Js. in öffentlicher Gerichtssitzung über die Ziele des „Culturkampfs" sich wie folgt geäußert: „Es gehört wahrlich keine Prophetengabe dazu, um bestimmt behaupten zu können, daß die Stunde von Sedan für die römisch-katholische Hierarchie in Preußen geschlagen hat . . . In längstens 30 Jahren werden die katholischen Parochien verwaist und ihre Kirchen geschlossen seyn, weil

junge Priester, die den Gesetzen sich nicht fügen wollen, nicht zugelassen, die alten aber gestorben oder der Gegend, wo sie gelebt und gewirkt haben, verwiesen seyn werden." Um das Volk, meinte der Herr Staatsanwalt, brauche man sich deßhalb keine Sorge zu machen; es werde sich „in seinen Herzen Altäre bauen."

Fürst Bismarck hat zwar gedroht, mit der Novelle, soweit dieselbe den liberalen Herren nicht belieben würde, an einen neuzuwählenden Reichstag zu gehen. Aber zu den Artikeln oder Paragraphen welche man nach seinen Erklärungen als seine „persönlichen" bezeichnen könnte, gehörten die culturkämpferischen nicht. Ueberdieß hat seine Drohung zum ersten Male selbst die Nationalliberalen nicht bewegt. Sie fürchteten angesichts der Neuwahlen mehr, daß der Verdacht der „Reaktion" gegen sie aufkommen könnte, als den Vorwurf in Beschaffung der Mittel zum „Culturkampf" lässig geworden zu seyn. Wir schließen daraus, daß auch auf dieser Seite der Haß und das Vorurtheil gegen die katholische Kirche nicht mehr wie bisher im Stande sind, gar alle anderen politischen Erwägungen in den Hintergrund zu drängen, und daß man anfängt über sich selbst nachzudenken.

Unter diesen Umständen konnte allerdings der Reichstag keine Klarheit in die dunkle und unentschiedene Situation bringen, in welche seine letzte Session eingetreten ist. Eher hat sich der unsichere Zwischenzustand gesteigert, von dem Niemand weiß, was endlich daraus werden soll. Die Parteien insgesammt mißtrauen sich unter einander und sie mißtrauen dem Kanzler. Der Kanzler steht im Verdacht die liberalen Allianzen gründlich satt zu haben und sich nach neuen Stützen umzusehen, die er erst zu schaffen hätte; und wie denn die Gespenster im nächtlichen Dunkel erscheinen, so traut man ihm insbesondere sogar zu, daß er insgeheim mit dem Centrum oder gar schon mit Rom wegen eines „Ausgleichs" verhandle.

In diese Lage fiel nun die Ankündigung, daß der Abgeordnete Reichensperger (Olpe) mit einer Schrift über den „Culturkampf" auftreten werde. Es ist schwer zu sagen, wasfür Erwartungen sich unter der liberalen Spannung verborgen haben mögen, mit welcher der Schrift auf dieser Seite entgegengesehen wurde. Jedenfalls fühlt man sich nun sehr enttäuscht, weil die Schrift eigentlich gar nichts Neues bringe. Und das ist auch ganz richtig. Wenn man von dem Verfasser als anerkanntem preußischen Patrioten und zugleich hervorragendem Mitglied der Centrums-Fraktion etwa Concessionen erwartete, so hat man sehr geirrt. Er bringt nichts Anderes als, in bündiger und ruhiger Darlegung, die alte Wahrheit über den „Culturkampf", und er druckt mit Recht die Denkschrift der preußischen Bischöfe vom 30. Januar 1873 vollständig mit ab, denn seine eigene Schrift ist vor Allem ein rechtsgelehrter Commentar zu diesem unvergänglichen Dokument.

Herr P. Reichensperger hat allerdings das vollste Recht die Leute welche ein ganzes Drittel der Reichsbevölkerung ohne Besinnen mit dem Titel „Reichsfeinde" belegen, auf's Gewissen zu fragen, ob denn ein „Reichsfeind" so aussehe wie er? Er erinnert daran, daß er schon am 24. November 1870, also noch vor den Abmachungen von Versailles, im norddeutschen Reichstag „auf die Erwartung des ganzen deutschen Volkes hingewiesen habe, daß unter dem Scepter der Hohenzollern das deutsche Kaiserreich wieder aufgerichtet werde." Freilich sei er dabei nicht gleichgültig gewesen gegen mögliche Gefährdungen der katholischen Kirche in einem Kaiserreiche mit einer protestantischen Dynastie. Aber ihn habe die seit einem Menschenalter fest begründete Ueberzeugung geleitet, daß unter dem Scepter der Hohenzollern Staat und Kirche gleichmäßig gedeihen könnten ohne Streit und ohne Neid, namentlich ohne einen Culturkampf, der thatsächlich nichts Anderes sei als ein Kampf gegen jede wahre Cultur, und der, fortgeführt, nur mit der Ver-

nichtung aller staatsbürgerlichen und kirchlichen Freiheit enden könne. „Jenes hohe Vertrauen", schließt der Verfasser, „kann, ja muß auch heute noch festgehalten werden, da die schmerzliche Episode der Gegenwart nur um so klarer die Weisheit jener Traditionen der Vergangenheit erkennen lassen wird."

Herr Reichensperger untersucht Punkt für Punkt vor Allem die Frage, wer denn in Wirklichkeit den 25jährigen kirchlich-politischen Frieden in Preußen, wie er unter der Herrschaft der Verfassung thatsächlich bestanden hat, gestört habe; mit andern Worten, welche Bewandtniß es mit dem Vorwand der „ultramontanen Uebergriffe" habe. Er macht mit Recht ein allgemeines Argument aus der Thatsache des Verfassungsbruches geltend, den wahrlich nicht die Kirche begangen hat. Die preußische Verfassung, zu deren Vätern der Abgeordnete für Olpe selber zählt, hatte Staat und Kirche zu gleichem Recht innerhalb der ihnen eigenthümlichen Rechtssphäre neben einander geordnet. Die Kirche hat niemals mehr verlangt und hat sich stets nur der von der Verfassung gewährten Rechte bedient. Die Regierung dagegen, sobald sie den Gedanken der Maigesetze erfaßt hatte, mußte sofort selbst anerkennen, daß dieses neue System mit den Bestimmungen der preußischen Verfassungs-Urkunde unverträglich sei. „Es mußte daher, um für jene neuen Gesetze Raum zu schaffen, vorerst zu einer Abänderung von zwei Verfassungs-Artikeln, und als auch dieses sich als ungenügend zur Erreichung des Zweckes erwiesen, zur gänzlichen Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungs-Urkunde übergegangen werden, zum klaren Beweise dafür, wie es mit den sogenannten ultramontanen Uebergriffen gegenüber dem preußischen Verfassungsrechte in der Wirklichkeit beschaffen war."

Der neuen Gesetzgebung liegt einfach die Geistesrichtung jener Parteien zu Grunde, welche unter dem Begriffe der „Cultur" die Revolution gegen jedes unbequeme Recht und

jede unliebsame Existenz verstehen, nur mit Vorbehalt der legalen Formen. So ist der Ausdruck „Culturkampf“ sogar in die Amtssprache übergegangen, und die unliebsame Existenz welcher der Kampf sowohl des Liberalismus als des vagen Protestantismus gilt, ist die katholische Kirche als solche. Sie sollte ruinirt werden entweder von oben oder von unten. Die Bischöfe und der Klerus sollten sich zuerst zu dem Satz verpflichten, daß das wandelbare Gesetz über jedem Recht, insbesondere über dem der Kirche stehe, und die künftigen Priester sollten durch „eine nationale Erziehung“ zum vornhinein für das neue System herangebildet werden. Herr Reichensperger macht aber insbesondere noch auf den letzten Versuch aufmerksam, wodurch, als die Absicht beim Klerus auf Widerstand gestoßen war, nunmehr die Laienbevölkerung gegen den Klerus aufgeboten werden sollte, und dieß ist in der That ein sehr interessanter Punkt in der „Culturkampfs“-Legislation.

Seit 1873 ist für beide großen Kirchen in Preußen eine neue Kirchengemeinde-Ordnung gesetzlich festgestellt worden. Während aber protestantischerseits die Landeskirche allein die neuen Organe schaffen durfte, und durch das Gesetz nur die Anerkennung ihrer Rechtspersönlichkeit bezweckt wurde, ist der Staat bei dem katholischen Kirchen-Vermögens-Gesetz ganz einseitig und ohne Rücksicht auf die Kirchenregierung vorgegangen. Mit dieser Parteilichkeit verband sich aber noch die besondere Absicht. „Indem man von Staatswegen der katholischen Kirche eine ultra-demokratische Gemeinde-Organisation auferlegte, ist man dabei noch viel weiter gegangen als in der evangelischen Gemeinde-Ordnung. Nach dieser letztern tritt die Wahlberechtigung erst mit dem vollendeten 24. Lebensjahre ein; vom Wahlrecht ist ausgeschlossen, wer durch Verachtung des göttlichen Worts oder unehrbaren Lebenswandel ein öffentliches, noch nicht durch nachhaltige Besserung gesühntes Aergerniß gegeben hat, oder wegen Verletzung besonderer

kirchlicher Pflichten nach Vorschrift eines Kirchengesetzes des Wahlrechts verlustig erklärt ist. Der §. 35 bestimmt weiter: ‚Wählbar in die Gemeindevertretung sind alle Wahlberechtigten, soferne sie nicht durch beharrliche Fernhaltung vom öffentlichen Gottesdienste und von der Theilnahme an den Sakramenten ihre kirchliche Gemeinschaft zu bethätigen aufgehört haben.' Alle diese heilsamen, ja unerläßlichen Garantien sind in dem ein Jahr später von Staatswegen verhängten katholischen Vermögens-Verwaltungsgesetze kassirt, und das erforderliche Alter der Wähler ist auf 21 Jahr herabgesetzt worden." Das Warum braucht nicht erläutert zu werden.

Wohin die Tendenz des „Culturkampfs", am Schlusse aller anderen Versuche, folgerichtig führen müßte, dafür citirt Herr Reichensperger das Wort eines neuern preußischen Staats-Philosophen: „dem Staat bleibe endlich nichts übrig als seinen Bürgern ohne Unterschied die Religionsübung nach Anleitung des römischen Klerus zu verbieten." Es ist Herr Constantin Rößler — eine noch dazu unter die conservativen preußischen Politiker gerechnete Persönlichkeit — welcher den zehn Millionen reichsdeutscher Katholiken gegenüber diesen Muth der Consequenz hat. Im Grunde hat er nur geradeheraus gesagt, was unausgesprochen, wenigstens im Anfange des „Culturkampfs", in vielen Köpfen spukte, und da er zugleich ein Bild gibt, wie die reizende Staats- und Nationalkirchen-Idee in ihrer deutschen Verwirklichung aussehen würde, so dürfte es wohl der Mühe lohnen, die Rathschlüsse der Rößler'schen Schrift: „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage" hier ausführlicher wiederzugeben.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß der Staat in jedem Falle zu bestimmen habe, was die richtige Religion sei, und daß nirgends den religiösen Gemeinschaften selbst die authentische Interpretation ihres Wesens überlassen werden dürfe, kommt Herr Rößler zu folgenden praktischen Schlüssen: Da die moderne Staatsidee und neuere Bildung

im Wesentlichen aus der Reformation datire, so habe sich der Staat zu der evangelischen Kirche in die nächste Beziehung zu setzen, ihre Freiheit in Cultus und Verfassung zu mehren, sie reichlich zu dotiren, aber auch alle Wege einzuschlagen, um einer Entfremdung ihres Geistes von derjenigen sittlich-religiösen Anschauung, wie sie der Staat nöthig hat, zu wehren. In zweiter Reihe, gleichfalls mit Privilegien und Geldmitteln ausgestattet, stehen dann alle die Kirchen, welche zwar nicht so direkt jene Staatsidee stützen, aber doch ihr entschieden freundlich begegnen, und namentlich principiell den Gehorsam gegen die Staatsgesetze als sittliche Pflicht lehren. Bei allen andern religiösen Gemeinschaften, welche diesen Erfordernissen nicht entsprechen, handelt es sich bloß um Duldung oder Nicht-Duldung. So könnte z. B. das bekenntnißtreue Lutherthum nur als Sekte, als religiöser Privatverein forteristiren, weil es als antiquirte Rechthaberei dem Staate gegenübersteht. „Ein noch geringeres Maß von Duldung, auch nur als Sekte, kann die neurömische vatikanische Richtung in der katholischen Kirche ansprechen, da dieselbe den Lebensbedingungen des modernen, namentlich deutschen Staats, direkt entgegengesetzt ist, wogegen die altkatholische Richtung in ihrer heutigen Gestalt auf die Gunst des Staats im vollsten Sinne, also mehr als bisher, wird rechnen können"[1]).

Es ist kein Zweifel, noch vor wenigen Jahren hätte jeder Liberale im Angesicht solcher Lehren die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und den Autor als reif für's Irrenhaus erachtet. Heute darf sich eine solche Staats-Lehre als nächstverwandt mit dem Geiste der neuen preußischen Kirchenpolitik präsentiren, und wenn der „Cultur-

---

1) So wie oben steht, hat die „Allg. Zeitung" von Augsburg am 6. Januar d. Irs., ohne eine Miene zu verziehen, die Quintessenz des Rößler'schen Staatskirchen-Rechts für Preußen und Deutschland wieder gegeben.

kampf" nach dem Fehlschlagen aller anderen Versuche durchaus nicht aufgegeben werden sollte, so müßten in der That solche Wege eingeschlagen werden. Fehlgeschlagen haben aber alle anderen Versuche. „Ihre Erfolge", sagte Herr Reichensperger, „sind weit unter Null, indem sie überall das Gegentheil von dem, was erstrebt war, bewirkt haben. Das Band welches die Laien mit dem Klerus, den Klerus mit dem Episcopat, den Episcopat mit dem römischen Stuhle verbindet, ist nicht gelöst oder gelockert, sondern hier und in der ganzen katholischen Welt stärker befestigt; das Traumgebilde einer Nationalkirche ist zerronnen. Viele Laue sind warm geworden, der Besuch der Kirchen und der Zudrang zu den Sakramenten ist stärker denn zuvor, der Laiengottesdienst in den gesperrten Gemeinden erinnert täglich an die Noth der Zeit. Des katholischen Volkes hat sich dabei aber eine Verbitterung bemächtigt, welche die Einheit und die Kraft des Staats nach innen und außen nur schädigen kann."

Die Verlockungen des „Brodkorb-Gesetzes" hat man, zu seinen eigenen Unehren auf die gemeinen Triebe der Menschennatur spekulirend, liberalerseits für unwiderstehlich gehalten. Aber die Gefallenen dürften leicht zu zählen seyn; der Klerus in Masse erleidet lieber Mangel, Gefängniß und Verbannung, als daß er vorbehaltlos auf alle beliebigen gegenwärtigen und zukünftigen Gesetze sich verpflichten ließe. Man hat sodann die ausschweifendsten Hoffnungen auf den sogenannten Altkatholicismus gesetzt; man hat berechnet: sobald einmal die katholischen Gemeinden ohne legitime Seelsorger seien, würden sie sich von dem so betitelten „Bischof" zu Bonn Männer von seinem Schlage erbitten. Man hat in das „Altkatholikengesetz" vom 4. Juli 1875 den horribeln Satz aufgenommen: „Tritt ein Pfarrinhaber der altkatholischen Gemeinschaft bei, so bleibt er im Besitz und Genuß der Pfründe", ohne daß die Regel auch im umgekehrten Falle zugelassen wäre und ohne daß die Kirchengemeinde das

Geringste darein zu reden hätte. Man hat im schneidendsten Widerspruche hiemit auch noch den letzten Versuch gemacht, und in dem Gesetz über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens das Laieninteresse gegen den Episcopat in's Feld führen wollen. Auch damit ist man total verunglückt. „Man hat", sagt Herr Reichensperger, „ein katholisches Plebiscit für den Episcopat zu Stande gebracht, wie es nicht eklatanter gedacht werden kann; . . . die stattgehabten Wahlen haben im ganzen Lande die entschiedenste katholische Gesinnung des Volkes offenbar gemacht."

Was meint nun der Herr Verfasser, wie die Regierung, wenn sie ihren Irrthum erkannt hätte, aus der Sackgasse herauskommen könnte? Darauf war man liberaler Seits gespannt, was der Abgeordnete für Olpe auf diese Frage antworten würde. Unbegreiflicher Weise scheint man von ihm erwartet zu haben, daß er wenigstens nebenbei auch der Kirche den Frieden und Nachgiebigkeit predigen werde. Aber obwohl er drei verschiedene Wege zur Herstellung des Friedens angibt, so kann er doch, wie jeder Katholik, sich immer nur an die Initiative des Staats wenden, der auch ganz allein den Frieden gebrochen hat. Vielleicht gehen wir auch nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Herr Reichensperger selbst, wie die Umstände nun einmal liegen, nur in die Möglichkeit des dritten der von ihm bezeichneten Auswege ein besonderes Vertrauen setzt.

Als den naturgemäßesten und unmittelbar zum Ziele führenden Weg benennt er allerdings die einfache Wiederaufnahme der Art. 15, 16 und 18 der preußischen Verfassungs-Urkunde, wodurch in Verbindung mit Art. 109 der frühere Rechtszustand wieder hergestellt würde. Das wäre zugleich das lauteste pater peccavi für die Träger der neuen Kirchenpolitik. Es treten aber noch andere erschwerenden Umstände hinzu. In unserer Zeit der Realpolitik sind derlei allgemeine Sätze oder sogenannte „Grundrechte" nicht nur aus der Mode gekommen, sondern gerade die neue preußische

Kirchenpolitik hat zu allem andern Unglück auch das angerichtet, daß sie nothwendig allen Glauben an solche Verfassungs-Bestimmungen zerstören mußte, die man je nach der herrschenden Mehrheit heute in eine moderne Charte hineinsetzt und morgen wieder herausnimmt. Ueberdieß spielt in die ganze Frage immer wieder die Rücksicht auf die protestantische Landeskirche herein; auf diese Kirche waren aber die fraglichen Verfassungs-Artikel nie recht anwendbar und würden es trotz der Schöpfung der künftigen Generalsynode auch ferner nicht seyn. Es wäre daher zu fürchten, daß in den maßgebenden protestantischen Kreisen die Wiederherstellung dieser Artikel als eine einseitige Begünstigung des Katholicismus angesehen werden würde.

Ein zweiter Weg zur Wiedergewinnung des Friedens wäre der der Verständigung mit dem römischen Stuhl, „falls", wie Herr Reichensperger sagt, „die Staatsregierung auch jetzt noch der Ansicht seyn könnte, daß die der katholischen Kirche durch die Verfassungsurkunde von 1850 eingeräumte Freiheit mit den Interessen des Staats nicht verträglich sei." Allerdings haben die Bischöfe wiederholt ausgesprochen, daß gewisse Bestimmungen der Maigesetze durch Vereinbarung mit dem heiligen Stuhl in Preußen ebenso gut eingeführt werden könnten, wie sie in andern Ländern bestehen. Auch gibt es dort bereits gewisse Special-Concordate mit Rom. Aber gegen den Gedanken eines eigentlichen Concordats hat man sich in Berlin auch unter Friedrich Wilhelm IV., und damals als das Dankgefühl für die Haltung der Katholiken im Jahre 1848 noch ganz frisch war, stets gesträubt. Zu der stolzen Exclusivität des „evangelischen Staats", die in dieser Frage entscheidend war, ist nun noch der Geist der Staatsomnipotenz mit seiner souveränen Gesetzgebung hinzugekommen, und das Alles hat dem Fürsten Bismarck das Wort in den Mund gelegt: „Wir gehen nicht nach Canossa." Es besteht wenig Hoffnung, daß dieses Vorurtheil überwunden werden könnte.

Als letztes Mittel zur Lösung des Streits benennt Hr. Reichensperger die Trennung von Staat und Kirche, oder „die freie Kirche im freien Staat“. Er empfiehlt diesen Ausweg besonders den Vertretern des modernen Liberalismus, welcher wohlthun werde, „der Principien seiner ersten Begründer, welche die Freiheit für Alle forderten, sich wieder bewußt zu werden, wenn er bei seinem möglichen Verschwinden von der öffentlichen Bühne die Fahnenehre gerettet haben wolle.“ Nun ist freilich das Geschlecht der älteren Liberalen als solches ausgestorben. Aber dem Staat könnte sich allerdings der Gedanke nahelegen, daß eine solche Trennung vorzuziehen sei, nachdem ein harmonisches Zusammenwirken ob allen den geschehenen Dingen zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden müsse. Im Nothstand, aber nicht als normales Verhältniß, rechtfertigt sich die Trennung von Kirche und Staat auch vor dem katholischen Gewissen. Aber einen solchen Nothstand wird man in Preußen niemals gegenüber der protestantischen Landeskirche anerkennen, und daher auch die Trennung von Staat und Kirche als allgemein gültiges Princip niemals annehmen wollen. Das scheint uns ein sehr wichtiger Gesichtspunkt zu seyn.

Solange Preußen sich als den „Hort des Protestantismus“ und zur Vollendung der Reformation weltgeschichtlich berufen fühlt, seine Siege, sein ganzes Großwerden dieser Rolle verdanken will, und nachdem Fürst Bismarck mit eigener Hand die Fahne des Protestantismus geschwungen hat, um alle Getreuen unter diesem Zeichen zu sammeln — wird es seine meist begünstigte und höchst privilegirte Staatskirche nicht aufgeben. Es wird bestrebt seyn dieselbe zur „deutschen Nationalkirche“ auszuweiten, und man wird hiebei um so mehr auf praktischem Boden stehen, wenn die phantastische Idee, auch den deutschen Katholicismus in den Brei einer Nationalkirche einzurühren, aufgegeben ist. Insoferne sind die Rößler'schen Rathschläge keineswegs so absurd, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Den offenen

Kampf gegen die katholische Kirche könnte man daneben unter dem Titel der partiellen Trennung von Kirche und Staat immerhin einstellen. Man würde sie einfach laufen lassen, unter dem Vorbehalt ihr auf andern Wegen, und zwar nicht bloß mit „geistigen Waffen", den möglichsten Abbruch zu thun.

Eine wahrhaft paritätische Stimmung gegen die Katholiken, wenn sie je vorhanden war, dürfte in Preußen zu den überwundenen Standpunkten gehören, seitdem die neuern politischen Ereignisse das confessionelle Gleichgewicht in Deutschland zerstört und dem Protestantismus eine Uebermacht verschafft haben, die nicht zu gebrauchen und auszubeuten gegen seine Natur wäre. Darauf hat er mehr als dreihundert Jahre lang sehnlich gewartet. Aber wenn der preußische „Culturkampf", die Unterschiede der Zeiten und der Strafarten abgerechnet, außerordentliche Aehnlichkeit mit der einstigen Katholiken-Verfolgung in England aufweist, so könnte sehr wohl auch das endliche Resultat ähnlich ausfallen: einerseits die etablirte protestantische Staatskirche, andererseits die deutschen Katholiken in der Stellung der übrigen Dissenters. Die deutsche Kirchengeschichte der Zukunft würde dann zeigen, auf welche Seite der bessere Theil gefallen wäre.

Wie sich die Gesetzgebung zu diesem vierten Ausweg stellen würde, ist allerdings schwer zu sagen. Vielleicht könnte sich die herrschende Realpolitik sogar mit faktischen Zuständen versöhnen, wie dieß auch in England geschieht. Jedenfalls wird uns der Herr Abg. für Olpe verzeihen, daß wir seinen drei Auswegen — in Anbetracht der enormen Schwierigkeiten, welche sich die preußische Regierung selber bereitet hat — noch einen vierten beigefügt haben.

XXVIII.

Die gegenwärtige Krisis in der evangelischen Kirche und einige ihrer Ursachen.

(Von einem Protestanten.)

Oldenburg, im Januar 1876.

Ein evangelischer Gottesdienst hat große Aehnlichkeit mit einer Schulstunde Der Pastor hält von der Kanzel herab eine dreiviertelstündige Predigt, und die Schaar der Zuhörer muß frierend oder schwitzend in steter Passivität dasitzen; der Laie muß seine Gefühle unterdrücken, mag er religiös auch noch so sehr angeregt seyn. Die schleppenden, zum Theil unrhythmischen, Melodien der Kirchenlieder, welche zu einer widersinnigen den elementarsten Regeln der Dynamik Hohn sprechenden Aussprache des Textes nötyigen, sind außerdem wenig geeignet, die Gemeindeglieder zum Singen anzureizen. Das Gefühl des Unbefriedigtseyns und ein gewisses Gefühl der Leere, welches durch diese Form des Gottesdienstes entsteht, wird vollendet durch die melancholische Nacktheit der Altäre und der Kirchenwände; nicht ein Symbol, nicht ein einziges Gemälde erinnert an Christum und das Christenthum.

Jede Abänderung dieses längst anerkannten Uebelstandes verbietet die Furcht, daß das Volk alles Neue in den Cultusformen als „katholisch" und katholisirenden Tendenzen dienend ansehen möge. Und außerdem kann man doch nicht sakramentale Handlungen anderer Confessionen, z. B. die Messe, in die evangelische Kirche als bedeutungslose Ceremonien lediglich zu ästhetischen Zwecken einführen. Denn im Gottesdienste darf die Aesthetik nur Mittel, nie Selbstzweck seyn.

Im Gebete, in der Liturgie hat man in den evangelischen Landeskirchen feststehende Rituale. Einmal kann ja der Geistliche im Gebete nicht immer etwas Neues sagen. Indessen liegt der eigentliche Grund dieser Einrichtung darin, daß der Geistliche in dem Gebete den Ausdruck des religiösen Bewußtseyns der ganzen Gemeinde aussprechen und jede Subjektivität verläugnen soll.

Auf der Kanzel dagegen spricht der Geistliche nicht im Namen der Gemeinde oder der Kirche, sondern in seinem eigenen Namen. Hier ist er nach protestantischen Grundsätzen berechtigt, seine subjektive theologische Richtung zu entwickeln und zu verfechten, was natürlich von den Geistlichen in ausgiebigster Weise benutzt wird. Der altevangelische Grundsatz, daß die Auslegung der heiligen Schrift dabei in Harmonie mit den Bekenntnissen bleiben müsse, wird jetzt von sehr wenigen Pastoren mehr befolgt. Nur in Mecklenburg und Hannover wird wohl durchgehends noch bekenntnißmäßig gepredigt, während in den meisten anderen deutschen Landeskirchen bekenntnißtreue Kanzelreden zu den Seltenheiten gehören.

Wenn man annimmt, daß schon die Bekenntnißschriften in nicht wenigen Punkten die verschiedensten theologischen Ansichten und bei ziemlich vielen Bibelstellen die verschiedenartigste Exegese zulassen, so kann man nicht umhin, diese Freiheit höchst bedenklich zu finden. Es wird z. B. wohl fast nie der Fall seyn, daß in einer Gemeinde, in der zwei Pastoren angestellt sind, die beiden Herren durchaus dieselben theologischen Ansichten haben. Hier in Oldenburg sind außer den beiden Oberkirchenräthen und dem Garnisonsprediger vier evangelische Pastoren. Pastor Späth ist Rationalist, P. Pralle Unionist, P. Roth orthodoxer Lutheraner und P. Brake wieder Unionist, aber doch durchaus kein Gesinnungsgenosse von P. Pralle. Wenn nun z. B. P. Roth in der Frühkirche, P. Späth in der Hauptkirche und P. Brake in der Nachmittagskirche predigt, so bekommt die „evangelisch-lutherische" Gemeinde an demselben Tage drei Predigten zu hören, die sich so ähnlich sind als Bibel, Talmud und Koran. Es ist das kein Scherz und keine Uebertreibung, sondern der tiefste,

bitterste Ernst. Den Indifferenten und radikal Unkirchlichen gibt dieses traurige Faktum eine scharfe Waffe bitteren Hohnes in die Hand, aber Alle, welche noch ein Gefühl für Kirche und Christenthum haben, müssen durch diese so verschieden gefärbte Predigt des Evangeliums auf's tiefste verstimmt und verwirrt werden. Die Sache bleibt natürlich dieselbe, wenn z. B. in einer Gemeinde lutherisch und in der Nachbargemeinde liberal gepredigt wird. Da kann man sich denn auch nicht wundern, wenn z. B. in einem Kirchspiele des oldenburgischen Jeverlandes an drei aufeinander folgenden Sonntagen der Gottesdienst wegen Mangels an „Zuhörern" ausfallen mußte. Die permanente Entschuldigung der Leute ist: „die Pastoren sind ja selber nicht einig, ob es einen Himmel und eine Hölle gibt, ob Christus Gottes Sohn ist" ꝛc. Und wer wollte sich wundern, wenn einfachen oder auch gebildeten Leuten ob all' des dogmatischen Gezänkes „so dumm wird, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum"?

Die große Verschiedenheit der Kirchengesangbücher und Katechismuserklärungen ist auch ein sehr großer Uebelstand. Im Hannover'schen existiren sieben verschiedene Gesangbücher. Der Bauer hält aber auf sein Gesangbuch wenigstens ebenso viel als auf seine Bibel[1]), und wenn er in eine Gegend kommt, wo ein anderes Gesangbuch oder ein anderer Katechismus in Gebrauch ist, so glaubt er, die Leute hätten auch einen andern „Glauben". Leider Gottes pflegt man allzu häufig neue Gesangbücher einzuführen, aber jeder Wechsel hat einen sehr bemerkbaren Verfall der Kirchlichkeit im Gefolge.

Zu anderen Eigenthümlichkeiten evangelischer Freiheit gehört die Verschiedenheit der gottesdienstlichen Gebräuche und

1) Als im Oldenburgischen im vergangenen Jahrhundert ein neues (rationalistisches) Gesangbuch eingeführt wurde, mußte das an den meisten Orten gewaltsam geschehen. In einigen Dörfern wurden Gendarmen vor den Kirchthüren postirt, die Niemanden einließen, der mit dem alten Gesangbuch bewaffnet war, denn die Leute sangen unbekümmert um die Orgelmusik ihre alten Gesänge.

die Verschiedenheit in der Administrirung der Sakramente. In einem Gotteshause einer anderen Landeskirche fühlt sich ein Protestant ganz fremd. Nicht einmal die Festtage sind sich gleich. In einigen Gegenden Oldenburgs finden z. B. an den Fastenfreitagen, dem Michaelistage und dem Sylvesterabend Gottesdienste statt, aber in anderen nicht. Und das in dem Territorium einer einzigen kleinen Landeskirche!

Die Orthodoxen wollen nichts davon wissen, daß Luther ein Vertheidiger des kirchlichen Subjektivismus gewesen sei, sondern er habe nur eine Autorität durch die andere ersetzt, die Autorität der Kirche durch die Autorität der Bibel und ihrer maßgebenden Interpretation, der Bekenntnißschriften. Wir wollen darüber nicht reden, aber das steht wohl fest, daß augenblicklich der Geist eines fast schrankenlosen Subjektivismus in der evangelischen Kirche alle Autoritäten abgeworfen hat. Nachdem die Bekenntnißschriften in die historische Rumpelkammer geworfen sind, haben auch das Apostolikum, das athanasianische Bekenntniß und die Bibel folgen müssen. Ein gewisser Gehorsam gegen die Kirchenbehörden, der von Opportunitätsgründen diktirt wird, scheint neben dem Hasse gegen die katholische Kirche noch fast das einzige Bindemittel dieser weitherzigen Gemeinschaft zu seyn, die Hunderte von religiösen Ansichten beziehungsweise Religionsparteien mit ihrem Mantel umhüllt.

Eine Behandlung der Frage, wie dieser heillosen Zerfahrenheit abzuhelfen sei, scheint uns wenig resultatvoll zu seyn. Wenn nicht die Orthodoxen liberal oder die Liberalen orthodox werden wollen, wüßten wir kein Medikament, das den „kranken Mann“ curiren könnte. Diese beiden Richtungen, deren Kampf seit einigen Decennien hauptsächlich die evangelische Kirche so unterwühlt hat, sind kaum besser zu vergleichen als mit Oesterreich und Preußen vor 1866. Beide wollten die Zügel führen und jeder Versuch, Hand in Hand zu gehen, scheiterte an der Collision ihrer Interessen. Wenn aber zwei Mächte an das Schwert appelliren können, so müssen zwei kirchliche Parteien suchen ihren Conflikt auf andere Weise zu lösen. Und da bleibt nichts übrig, als daß

jede eine eigene Wohnung bezieht. Dazu ist aber bis jetzt auch noch wenig Aussicht, denn der Summepiscopat ist der eiserne Ring, der mit Hülfe des Onkels „Staat" den Protestantismus fest in den Armen hält. Den Orthodoxen würde natürlich nichts erwünschter seyn als der Auszug der Säue aus der Synagoge, aber die Liberalen hoffen noch immer den Orthodoxismus in einigen Lustris zu absorbiren.

In neuerer Zeit haben außer der liberalen Theologie hauptsächlich die Schule und die Presse zum Abfall von der lutherischen Religion und zur Durchbrechung der kirchlichen Ordnungen beigetragen. Die Schulmeister, Philologen wie Volksschullehrer, sind fast alle liberal oder radikal-unkirchlich, und geben ihren Schülern statt der hohen Wahrheiten des Christenthums breite Bettelsuppen von Philosophie, Darwinismus und protestantenvereinlicher Theologie. Die Presse macht jedem ihr unbequemen Geistlichen eine segensvolle Amtsführung ganz unmöglich. Ich nenne als Beispiele zwei tüchtige, bekenntnißtreue Pastoren unseres Landes, über deren Lebenswandel, Berufstreue und Gelehrsamkeit nur Rühmliches zu berichten ist. Focken in Westerstede und Frisius in Tossens, die wegen ihres furchtlosen Bekenntnisses der lutherischen Religion von der Presse systematisch angegriffen wurden, stehen in ihren Gemeinden fast isolirt da, während verdienstlose Culturkämpfer bei Vakanzen fetter Pfründen von den Gemeinden unter dem Beifall der Presse einstimmig gewählt werden. — Als Beweis, daß die Presse auch mächtig genug ist, die kirchlichen Ordnungen zu durchbrechen, möge Folgendes dienen. Den Geistlichen unserer Landeskirche ist es, wie wohl überall, untersagt, bei Selbstmördern ein kirchliches Begräbniß vorzunehmen. Trotzdem geschieht dieß von den meisten Geistlichen; und von manchen, wie wir bestimmt sagen können, deßhalb, weil sie die Angriffe der Presse mehr fürchten als das Mißfallen des Oberkirchenrathes. Warum der Oberkirchenrath das ohne Bestrafung geschehen läßt, wissen wir nicht.

Herr Pastor Bralle in Oldenburg tauft nicht einmal ordnungsmäßig, sondern läßt bei Verlesung des Apostolikums

einige Sätze (z. B. über Christi Höllenfahrt) weg. Das geschieht in der Hauptstadt, dem Sitze des Oberkirchenrathes[1]). Wie viel mehr wird es anderswo geschehen!

Wer die evangelisch-kirchlichen Blätter häufiger liest, wird übrigens noch weit bedeutsamere peccata gegen die kirchliche Ordnung verzeichnet finden. Es gibt eben bei uns wohl kaum ein kirchliches Gesetz, das nicht mannigfach übertreten wird.

Was nun schließlich noch übrig war von kirchlicher Ordnung und Autorität, dem ist durch die kirchen-politischen Gesetze, besonders durch das Civilehe-Gesetz, die Axt an die Wurzel gelegt. Darum ist auch die ganze Kirchenpolitik als durchaus dem evangelisch-kirchlichen Interesse zuwiderlaufend zu bezeichnen, selbst wenn auch ein paar Millionen Katholiken protestantisch geworden wären. Sie würden in unserer Kirche doch nur die liberale Richtung vermehrt haben, denn ein abgefallener Katholik wird wohl niemals ein gläubiger Lutheraner. Die evangelische Kirche braucht aber keinen Zuwachs nach Außen, sondern nur Zuwachs nach Innen.

Wir können uns darüber nicht täuschen: die evangelische Kirche steht am Vorabend einer ernsten Krisis und großer Ereignisse. Blicken wir hin wo wir wollen: in allen Landeskirchen herrscht die größte Gährung. Selbst in dem lutherischen Mecklenburg und dem bekenntnißtreuen Hannover haben die Liberalen die Kirche des „Wortes und Sakramentes" zu unterwühlen begonnen. Baden, Coburg-Gotha, Bremen und Hamburg besitzen schon fast vollständige Lehrfreiheit der

1) Wir müssen uns entschuldigen, daß wir Personalia in den Rahmen unserer Besprechungen hineinbringen. Es geht aber bei dem besten Willen nicht anders. An allgemeinen Behauptungen würden sich meine Gegner, und vielleicht auch meine Leser nicht genügen lassen. Pastor Hager hat in seiner Conversionsschrift einige Personen auch nicht aus Antipathie gegen sie namhaft gemacht, sondern deßhalb um durch Beispiele die Wahrheit seiner Auseinandersetzungen zu beweisen.

Geistlichen. In Bremen kann schon ein Pantheist auf die Kanzel steigen und eine Predigt drucken lassen (Dr. Schwalb im Sommer 1870), worin es heißt: „Unsere Gebete können in keiner Weise uns zum Siege verhelfen, der nur durch die beste Bewaffnung ꝛc. entschieden wird.“ Diese Predigt wurde am Bettage 1870 in Bremen gehalten; Dr. Schwalb's Herz wandte sich nicht zu Gott, sondern nur zu Moltke empor, als unser Vaterland von den Schrecken des Krieges bedroht wurde. In Preußen wird Sydow wieder in sein Amt eingesetzt, weil der Oberkirchenrath sich um seine außeramtliche Ueberzeugung nicht bekümmern zu dürfen meint. Das ist so recht eine Signatur des gegenwärtigen Zustands. Im Oldenburgischen werden die Geistlichen bei ihrer Ordination eidlich auf die Bekenntnißschriften verpflichtet, und doch läugnet der eine dieß Dogma, der andere jenes. Auf den Kreissynoden wird den liberalen Herren diese Meineidigkeit beziehungsweise ihre reservatio mentalis bei dem Ordinations-Eide häufig genug vorgeworfen, aber sie wissen den Orthodoxen nur zu antworten, daß ihre Lehre auch nicht mehr das reine Lutherthum sei, das überhaupt von Niemandem mehr gelehrt werde.

Man kann sich bei Betrachtung der gegenwärtigen unerfreulichen Situation der evangelischen Kirche nur mit dem Gedanken trösten, daß Fichte's prophetisches Wort, der der Kirche nur noch eine Lebensdauer von fünf Jahren prophezeite, nicht in Erfüllung gegangen ist. Die religiöse Idee ist noch immer eine Macht auf Erden, noch immer die Pulsader des Lebens.

XXIX.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Sechstes Capitel: Niederlassung in München (1816—17).

7. Der Höhepunkt meiner Theilnahme am Separatismus.

Meine damalige Stimmung, die Erlebnisse, worin sie gründete, mein aufrichtiges Streben, aber auch meine Irrthümer spiegeln sich in folgenden Bruchstücken aus Briefen, die ich an Savigny, seine Frau und die anderen Freunde in Berlin gerichtet; ich besitze dieselben in einer Abschrift von Clemens Brentano's Hand, vielleicht jene die er für Joseph Görres zu beliebiger Benützung gefertigt hat[1]).

München den 28. März 1816.

Geliebteste! Der Friede und die Gnade unseres Herrn sei mit Ihnen mit allen ihren Segnungen. Ich grüße Sie mit tief und innigst bewegtem Herzen, mit einer Bewegung, in der ich Ihnen noch nie geschrieben habe. Ich kam gestern Abend von Baindlkirchen (Dorf zwischen München und Augsburg) zurück, wo ich acht Tage war. Hier ist Lindl, den ich Ihnen schon genannt habe, Pfarrer, und eine halbe Stunde von da hat Baron N., ein Vetter von G., ein Gut. Was hab' ich hier gesehen? Es war mir immer mehr unbegreiflich, warum der lebendige Glaube nicht auch in unserer Zeit eben die Wunder und Wirkungen hervorbringen sollte, die er

1) Auch hier erlaube ich mir kleine Styländerungen, wie ich sie zur Zeit des Entstehens beim Ueberlesen selber getroffen hätte, lasse aber das Wesentliche unberührt.

zu der Apostel Zeiten hervorbrachte, namentlich und zuerst die gänzliche Umkehrung, Verklärung und Veredlung des verderbten Gemüths, unter allen das größte Wunder, und dann die übrigen Zeichen, die im Gefolge des Glaubens erscheinen. Aber gepriesen sei der Herr, der wahrhaftig ist, alles was den Aposteln möglich war, ist auch uns möglich, wenn wir glauben. Schon hier fand ich bei meiner Zurückkunft aus Frankreich das Reich Gottes viel mehr ausgebreitet, als es bei meinem Abgang war, die Liebe der Gläubigen inniger, den Eifer größer, bei Einigen wie brennend; täglich sind Versammlungen bei Goßner oder in den Häusern der übrigen, wo aus der Schrift oder aus andern Erbauungsbüchern vorgelesen und gemeinschaftlich gebetet wird. Das gemeinschaftliche Gebet ist von unaussprechlichem Nutzen, es ist sichtbar, wie der Glaube dadurch lebendiger, die Liebe inniger und wahrhaft brüderlich wird. Menschen aus allen Ständen (doch wenige aus den höheren) werden zum Reich Gottes gezogen. Einer der gläubigsten ist z. B. der erste Balletttänzer von hier und ein Theaterdiener. Fast ebenso innig sind zwei Pantomimiker und einige Maler. Aber alles was ich hier sah, ist nichts gegen die Erregung unter den Dienstboten des Barons N. in E. bei Dachau, in W. bei Baindlkirchen und am meisten an letzterem Orte selbst. Die Zeiten der ersten apostolischen Gemeinden sind wiedergekehrt, Unzüchtige, Säufer, Spieler, Betrüger sind fromm und innig voll Glauben und Liebe geworden, Mägde und Knechte haben ganz verklärte, veredelte Gesichter und zeigen eine Einsicht in die heiligen Schriften, vor der ich mich mit Beschämung und Rührung beugen mußte, der Pfarrer mit seiner Gemeinde, der Baron mit seinen Dienstboten leben in brüderlichen und schwesterlichen Verhältnissen. Fast täglich sind Versammlungen in den Häusern unter gemeinschaftlichem Gebet. Auch ich lebte wie unter Brüdern und Schwestern. Nie ist mir ein Prediger vorgekommen wie Lindl. Zweimal hörte ich ihn; mit einer ungeheuren Gewalt hat er gesprochen, mir zuckte es ein- um das anderemal wie ein Blitz durch alle Glieder, und er schreibt nie eine Predigt vorher auf, sondern überläßt sich der höhern

Eingebung[1]). Oefter hat man gesehen, daß alle Zuhörer in Thränen der Liebe und des Schmerzes zerflossen, und nach jeder Predigt war eine sichtbare Zunahme der Gnade und Liebe und Erleuchtung unter den Anwesenden zu bemerken. Zehn Stunden weit von München, Augsburg, Dachau rc. kommen Zuhörer und kehren häufig ganz verwandelt wieder heim. Er predigt, daß wir Alle sündig seien, daß nicht Einer gut sei, daß Jeder in jedem Augenblick sündige (siehe „Weg zur Seligkeit"), daß wir zum Heiland müssen, daß es aber nur Einen Heiland gebe, unser Laufen, Rennen, Beichten, Communiciren, Fasten, Beten, Wallfahrten, Almosengeben, wenn wir uns selbst den Himmel mit verdienen wollen, nicht helfe, daß Jesus Christus nur aus Gnade die Gläubigen selig mache und daß nur die Werke, die aus gläubigem Gemüthe kommen, geheiligt seien[2]). Maria und die Heiligen können uns nichts helfen; zu Ihm, zum Erlöser müssen wir. Die Weltmenschen würden sagen: wenn Diese (in Baindlkirchen) die Wahrheit hätten, so würden sie nicht geschmäht, verfolgt, verspottet werden von geistlicher und weltlicher Obrigkeit; aber gerade diese Schmach sei ein Beweis für die Wahrheit ihrer Sache, denn Christus habe gesagt: Nicht den Frieden bringe ich euch, sondern das Schwert rc. Jeder Christ müsse leiden, verspottet werden als Narr, Thor; die wahre Kirche werde bis zur Vollendung der Dinge nie die herrschende seyn; Geist Christi

1) Heilige pflegen aber, ganz absonderliche Fälle ausgenommen, nie sich auf Eingebung zu verlassen, sondern bereiten sich mit gewissenhafter Sorgfalt auf die Predigt vor; denn jene Eingebung, die der Herr den Seinen verheißen hat, wenn sie für Seinen Namen vor weltlichen Richtern stehen und zum voraus nicht wissen können, was sie gefragt werden, ist nicht auch dem unvorbereiteten Kanzelredner zugesagt.

2) Man sieht, es findet sich hier dieselbe Verquickung von Wahrheit und Irrthum, wie in der nächst besten häretischen Predigt; aber ich möchte doch nicht behaupten, daß ich als Laie nicht in der Auffassung [und Wiedergabe vielleicht Sätze, die bloß bedenklich am Rande der Wahrheit hingingen, unbewußt in's eigentlich und bestimmt Unkatholische hinübergespielt habe.

und der Welt seien sich feindlich entgegengesetzt. Noch jetzt würde Christus, lebte er noch, getödtet werden und werde wirklich verfolgt in jedem frommen Christen. Dieß letzte bin ich auch lebendig überzeugt: Wenn Jemand im Ernste Christ ist, nicht bloß äußerlich in der Form, so steht der Teufel auf gegen ihn mit allen seinen Mächten, und er ist auch hier aufgestanden und wüthet furchtbar; geistliche und weltliche Obrigkeit haben sich bewaffnet gegen diese Lehre und diese Christen. Besonders die geistliche, die Hohenpriester und Pharisäer und suchten den weltlichen Arm zu borgen, aber der Minister[1]), vielleicht aus Haß gegen Rom und die Hohenpriester, sprach unerwartet: „Lasset die Leute auf ihre Weise fromm seyn, ich will nichts von dieser Sache hören", und Lindl und Goßner, deren Versetzung schon beschlossen war, blieben. Aus der Pfarre Baindlkirchen hatten drei Personen an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit den innern unwiderstehlichen Trieb, zu Gott zu beten, daß er ihnen ihren Pfarrer lasse und alle drei erhielten innerlich die bestimmte Versicherung, daß er ihnen nicht genommen werden würde, liefen den folgenden Tag alle drei zu Lindl, der damals nicht zweifelte, verwiesen oder eingesperrt zu werden, und betheuerten, sie wären gewiß, daß er ihnen bleibe! O Kraft des gemeinschaftlichen Gebets!

Was sagen Sie zu folgendem: Es ist ein Mensch von 30 Jahren in der Gegend von Baindlkirchen, der nicht schreiben kann, dieser zeigt zwei ganz verschiedene Naturen. Wenn die eine, die gute, ihn regiert, so ist er voll Liebe, Demuth, voll des eifrigsten Gebets, in der ganzen Gegend bekannt als schlicht und einfältig, er hat zwei Jahre bei dem Pfarrer gewohnt, ist diesem also genau bekannt. Wenn die andere, die böse ihn beherrscht, so spürt er, daß ein ihm innerliches Wesen sich seiner Sprache und Bewegungsorgane bemächtigt, er muß Gott und Jesum und die Gemeinde lästern, er muß brüllen, daß Alle sich entsetzen und man ihn über eine Stunde weit hört, er schwingt sich oder es schwingt ihn mit Pfeilesschnelligkeit über Zäune, Bäche und Häuser hinüber, er schwimmt

1) Ohne Zweifel Graf Thürheim.

oder sitzt vielmehr wie die Ophelia, aber ohne Reifrock, wie Lotos auf der Wasserfläche, ohne unterzugehen. Eine Viertelstunde lang steckt er mit dem Kopfe im Wasser, die Füße aufwärts gerichtet, ohne zu ersticken. Man sagt, der Geist mache leicht und trage über die Erde, es muß vielleicht ein sehr geistreiches Wesen in ihm stecken, vielleicht ist es eine neue Art magnetischen Zustandes, man muß die Naturforscher fragen[1]. Aber weiter: Seit einigen Monaten muß der Bursche Tag und Nacht laufen, so schnell, daß man ihn zu Pferd nicht einholen könnte. In einer Nacht lief er neulich von Baindlkirchen durch München, ohne von der Wache aufgehalten zu werden, bis Freising, also 17 Stunden weit und wieder zurück, und kehrte in München, ohne je dagewesen zu seyn, im Haus einer gläubigen Seele ein, wohin ihn der andere bessere Geist trieb. Weil's bei seinen Excursionen durch Distel und Dorn geht, so sind seine Fußsohlen und Unterfüße fast immer entzündet, geschwollen und geschwürig, einmal waren sie so brandig, daß große Stücke mußten weggeschnitten werden, aber das hindert ihn nicht, seine Läuferkünste fortzusetzen. Neulich hüpfte und sprang er mit Einem Fuß, indem er den andern mit den Händen festhielt, in so großgewaltigen Sätzen weiter, daß die geübtesten französischen Tänzer mit zwei Füßen nur Tröpfe gegen ihn sind. Er schwebt häufig wie ein Vogel auf Zweiglein, nicht so dick als der kleine Finger. Oft halten seine zwei Naturen wunderliche Zwiegespräche miteinander; die Eine sagt: „O Herr Jesu hilf mir, Du kannst helfen,

1) Man verkennt schwerlich, daß ich die modern rationalistischen Ausleger solch' übernatürlicher Erscheinungen hiemit ironisirte. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Phil. v. Walther einst bei Schelling, zugleich in Niethammer's und meiner Gegenwart äußerte: „Wer jemals einen Besessenen beobachtet hat, wird ihn nie mehr mit einem Wahnsinnigen verwechseln.“ Meine Frau, die an Walther's Seite saß, blickte ihn überrascht an, darauf wiederholte er seine Rede mit Bekräftigung. Uebrigens irrte Walther. Man sieht aus den Berichten des schon erwähnten Pfarrers Gaßner (voriges Jahrhundert), daß zuweilen die allergewöhnlichsten Krankheitssymptome von dämonischen Einwirkungen kommen

Du hast so Vielen geholfen, o liebs Herrle, o liebs Herrle" (sie schwäbeln hier schon ein wenig), „hilf mir, o hilf mir!" Er betet erschütternd. Die andere Natur erwidert: „Du dummer Kerl, du Lümmel du, dein Jesus kann dir nicht helfen, fluche, daß der Himmel schwarz wird, fluche Jesu, so wirst du besser!" Dabei hat er Convulsionen, die gräßlich sind und wobei er sich nicht wenig beschädigt. Die böse Natur sagt weiter: „Du Esel mußt mir in die Hölle; meinst du, ich werde über dich nicht Meister? Ich bin es über so viel Gescheidte und Gelehrte, ja über die Meisten geworden! Hansnarr, es ist so arg nicht in der Hölle, du hast die schönste Gesellschaft!" Häufig wird Joseph, so heißt dieß Amphibion, von seinem Dränger genöthigt, alle Stege, die über das Wasser nach Baindlkirchen führen, abzubrechen, damit die Gläubigen sollen gehindert werden, dahin zu kommen, wenn das Wort von der frohen Botschaft gepredigt wird. Einmal war Joseph in die Hölle verzückt und ein anderesmal in den Himmel; in der Hölle verfluchten die Verdammten beständig Gott, sagend: Ist das auch ein gerechter Gott, der uns so quält? &c. Die Geistlichen sah er schaarenweise in der Hölle ankommen &c. Dieß Gesicht war nicht von der bösen Natur[1]), denn da Joseph sehr beruhigt dadurch ward, sagte jene: „Esel, das habe ich dir vorgemacht." Sein himmlisches Gesicht war auch sehr merkwürdig, seinen Pfarrer und Kaplan sah er im Himmel[2]), er redete immer während den Gesichten, ob er gleich wie starr dalag. Einmal bei einem gemeinschaftlichen Gebet, dem ich beiwohnte, schlug Joseph während zwei Stunden an Thüren und Fensterläden, warf die größten Steine dagegen und wüthete furchtbar. Der Pfarrer that ein erschütterndes Gebet, daß ich glaubte, es müßte durch die Wolken und Himmel

1) Ist das so ausgemacht? Widerspruch in sich selber beweist ja nichts gegen teuflisches Wirken. Wenn er verwirrt, ist der Teufel ebenso zufrieden wie wenn er falsch beruhigt.

1) In einer ächten, von Gott ertheilten Vision wird schwerlich solchen Menschen, die noch im Kampf des Lebens sind, ihr künftiges Weilen im Himmel gezeigt; das geschieht höchstens bei vollendeten Heiligen, deren Demuth eine bereits unerschütterliche geworden.

brechen, und alle Gegenwärtigen schluchzten. Einmal sprach der Pfarrer in Gegenwart von zehn Personen: „Ich beschwöre dich, du böser Geist, im Namen Jesu, Gott das Zeugniß zu geben, warum quälst du den Joseph?“ Die böse Natur knirschte mit den Zähnen und wollte nicht sprechen; endlich ließ sie sich vernehmen: „Dieser Mensch würde sich allen Lastern ergeben haben, da hat mir der dadroben befohlen in ihn zu fahren“ ꝛc. Sie fügte hinzu: „Wir“ (zum Pfarrer) „kommen schon noch einmal zusammen, aber nicht so, sondern als Freunde, aber erst nach ‚Ewigkeiten‘ (Aeonen) „o“ (heulend) „wenn ich nicht zum Gerichtstag müßte, so ließe ich mich tausend Jahre lang an einem Sägemesser, das vom Firmament bis zur Erde reicht, auf- und abschleifen“ ꝛc. und noch viele andere dergleichen interessante Gespräche. Jener Geist muß ein Anhänger seyn von der Lehre der Wiederbringung aller Dinge. O ich könnte einem Dramadichter vielen Stoff liefern, es wäre der Mühe werth, sich daran zu machen, der Gegenstand ist in unserer Zeit neu und originell. Göthe hat ihn nicht erschöpft. Die Wahrheit des Erzählten bestätigten mir der Pfarrer und viele Augenzeugen, z. B. Baron R., bei dem Joseph lang wohnte und Knecht war[1]). Und was sagt das dumme, leichtgläubige Volk zu der Sache? Es glaubt, Joseph habe den Teufel. Und was sagen die gescheidten Leute dazu? Diese sind getheilt. Einige glauben, es wäre ein stärkerer Grad von fallender (sog. laufender, springender) Sucht; complicirt mit einer etwas starken und unwillkürlichen Bauchrednerei. Andere meinen, es wäre lautere Verstellung, nämlich daß er wie ein Blatt auf dem Wasser sitzt oder kopflings drinnen steckt oder über die Häuser springt. Herr Georg Brentano, den ich seit einigen Tagen hier zu sehen die Freude habe, sagt, es sei ein höllischer (?So?) Mischmasch von Verrückung, Verzückung, Desorganisation des Gehirns, vielleicht mit etwas Hydrops Cerebri, exaltirter Phantasie mit Beimischung von Verstellung ꝛc., ich weiß nicht ob von

1) Außerdem auch Freund Joseph Schlotthauer, der tüchtige Maler und Erfinder, der bekannte Herzensfreund von Peter Cornelius.



Seite Josephs oder meiner, des Pfarrers und der übrigen Secte, wahrscheinlich von beiden Seiten. Ein von Amtswegen beauftragter Arzt, der den Joseph und eine Magd, welche mit noch einer Dritten ähnlichen Spuk treibt, untersuchen mußte, hat berichtet, auf Universitäten wäre über einen ähnlichen Casus und Status morbi nie tradirt worden, auch fände er in keinem compendio therapiae specialis noch in anderen ihm zu Gesicht gekommenen naturhistorischen Werken etwas dergleichen notirt; es möchte vielleicht unmaßgeblich eine Gattung, eine quasi species des so verschrienen Magnetismus seyn, an welchen er jedoch selbst nicht recht glauben könne, indem es vielleicht, jedoch unmaßgeblich, zuletzt nichts anderes sei als eine Art Aberglauben oder Einbildung. Jedoch der Mann irrt, wenn er glaubt, es sei noch nichts ähnliches notirt. In alten Fabelbüchern und Traditionen wird viel ähnlicher Aberglauben erzählt. — Es ist natürlich, daß wo das Christenthum lebendiger wird, auch der Satan mit seinem ganzen höllischen Heer sich mehr zeige wie zu Christi zeitlicher, sichtbarer Gegenwart auf Erden. O ich habe von der Macht und der Ausbreitung des Reichs des Satans nun viel ausgedehntere Begriffe; ich bin des festen Glaubens, daß der oder die Teufel (denn ihre Zahl ist Legion) auf jeden bösen Gedanken, noch mehr jedes böse Werk Einfluß haben oder dadurch bekommen.

Den 6. Juni. Alles aber, was ich aus der neuen Zeit im katholischen Deutschland weiß, übertrifft, was sich in der Gemeinde von Boos ereignet hat und ereignet. Boos ist ein wahrer Apostel, ein Paulus, und alle Wunder des Glaubens erneuten sich in seiner Gemeinde. Ein Jahr lang war er eingesperrt und durch ein Mausloch ging seine Correspondenz, wir erhielten wöchentlich zwei, drei lange Briefe. Fast alle, die sich ihm nahten, wurden entzündet und bekehrt, und Kraft ging aus allen seinen Gliedern aus. Sein Gefängniß mußte seiner Gemeinde zur Stärkung und vielen Unglücklichen zur Bekehrung dienen. Mehrere Mönche im Kloster, in dem er eingesperrt war, und seine Kerkerdiener wurden durch ihn gläubig und sind nun eifrige Prediger;

durch diese ward die Correspondenz durch das Mausloch geführt. Seine Erweckungsgeschichten, die in Wien gelesen wurden, haben dort viele zum Glauben erweckt. Die hohen Priester haben ihn verfolgt, wähnend, damit dem Herrn einen Dienst zu leisten. Bloß um seine Gemeinde nicht zu ärgern und ihr ein Beispiel des Leidens zu geben für den Glauben, hat er ein Jahr lang im Kerker geschmachtet und unsäglich, besonders im Geist, gelitten. Denn, hätte er gleich im Anfang seine Entlassung nach Bayern (er ist ein Altbayer) verlangt, so würde er sie erhalten haben. Erst nachdem sich seine Gemeinde überzeugt hatte, daß man ihren Pfarrer ganz unwirksam machen wollte für sein ganzes Leben, drang sie in ihn, Oesterreich zu verlassen und die frohe Botschaft anderswo zu verkündigen. Diese Gemeinde hat heldenmüthige Proben von Glaubensstärke, christlicher Liebe, von Aufopferung an Geld und Gut gegeben für ihren Pfarrer. Viele Tausende haben sie zusammengeschossen, unzählige Gänge haben sie gethan für Boos. Allen Versuchen der Priester, sie wieder vom Glauben abzubringen, haben sie widerstanden. Die Bibeln wollte man ihnen wieder nehmen, aber da Jeder zwei bis vier Exemplare besitzt, so gab Jeder eines her und behielt eins bis drei; erklärt haben sie, eher das Leben als die heiligen Schriften zu lassen. Nun ist Boos hier (in München) und sucht Aufnahme in Bayern; ein großer breiter Mann, aber voll Einfalt und Schüchternheit im bürgerlichen Leben, der sich schlecht in seiner Muttersprache ausdrückt; den die Meisten, welche das Innere nicht kennen, für einen Pinsel und Dummkopf halten würden. Sailer hat von ihm gesagt, er (S.) sei nicht werth ihm die Schuhriemen aufzulösen[1]). Mit solchem Eifer predigt er immer, daß diejenigen welche unter der Kanzel stehen, tropfnaß werden von dem Schweiß, der gleichsam in Strömen von seinem Haupte rinnt; das ist ohne Uebertreibung wahr, er hat es mir selbst gesagt. Gestern hat er uns selbst seine Schicksale während

1) Dieß mag eine frühere Aeußerung des demüthigen Sailer gewesen seyn; jedenfalls sollte sie schwerlich eine unbedingte Billigung von Boos' gesammtem Thun aussprechen.

seiner ersten Verfolgung erzählt; lang irrte er in Bayern und der Oberpfalz umher, ohne irgendwo Aufnahme zu finden; aus großer Noth wollte er einmal bei einem Schweinhirten Dienste nehmen, der ihn aber als Priester erkannte und ihm die Hand küßte, so daß er sein Anerbieten nicht wagte. Endlich schrieb Sailer dem Verwalter Scharl in Grünbach, mit Kutsch' und Pferd nach Erding zu fahren. Scharl (ehemals Jesuitenbruder) kam folgsam nach Erding. Hier übergab ihm Sailer den Boos mit den Worten: Da, nimm diesen Mann mit auf dein Schloß, versorg ihn gut und frag ihn nie, wie er heißt! Scharl, in Allem willig und gehorsam, hat den Boos fast ein Jahrlang mit größter Liebe bewirthet und nie um seinen Namen gefragt, bis Boos in Linz Aufnahme fand. Im Linzer Bisthum war er 19 Jahre, endlich baten ihn die Linzer (wie die Gerasener den Herrn Jesum), er möge so gut seyn, aus ihren Grenzen zu gehen, nachdem sie ihn erst mit dem Großkreuz der Schmach des Kreuzes Christi geziert hatten. Ob die Pilatusse und hohen Priester ihn hier dulden werden, wissen wir noch nicht. Die Basler haben ihm einen Zufluchtsort angeboten, doch möchte er nicht gern unter die Protestanten gehen, der üblen Nachrede wegen; im Nothfall ist er entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Vielleicht wäre im Westfälischen, Münster'schen auch eine Aussicht für ihn. Seine Erweckungsgeschichte haben Sie indessen, hoffe ich, durch Schubert erhalten. Ein ähnlicher Geist ist in Oberndorf bei Donauwörth in der Gemeinde des Pfarrers B...e und seines Kaplans lebendig, diese Gemeinde ist auch ungemein erweckt, vorzüglich durch den Kaplan, der mit mir auf der Universität war. Die Gläubigen der verschiedenen Gemeinden besuchen einander häufig, obwohl weit entfernt. Der Kaplan B., von Lindl getrennt und an den Staffelsee nach Uffing versetzt, hat auch mit mir studirt, versteht die Schrift in der Ursprache und erweckt den Glauben dort. B. schrieb uns ein merkwürdiges Aktenstück. Sein Pfarrer lebte in der größten sittlichen Strenge; Beten, Fasten, Almosen, Krankenbesuch waren seine stäte Beschäftigung, er war ein vollendeter Werkheiliger, er wollte den Himmel durch die Werke ver-

dienen, da ihn doch bloß Christus für uns verdient hat und uns durch den Glauben dessen theilhaftig macht. In seiner letzten Krankheit war er gleichwohl der Verzweiflung nah, er verdoppelte seine frommen Werke, verschenkte sehr viel, betete ganze Nächte, betete halbe Tage lang und als sein Beichtvater nach der Beicht ihn bat: „Wenn Sie vor Gottes Angesicht kommen, so bitten Sie auch für uns“ — so erwiderte er: „Gottes Angesicht werde ich nie schauen, denn ich habe nie den rechten Glauben gehabt.“ Zu dieser späten Ansicht kam er durch das Werklein: Weg zur Seligkeit, und durch seinen Kaplan, der ihm aus der Schrift, besonders aus Paulus, zeigte, daß die Werke nur durch den Glauben geheiligt werden, daß der Glaube und nur der Glaube die einzige wahre Geistesarznei sei; dessen habe ich mich nun lebendig überzeugt; welches andere Mittel könnte diese außerordentlichen Wirkungen hervorbringen, die ich selber sah? Aber es ist von meiner Seite größerer Ernst nothwendig als ich bisher angewendet habe, größere Abkehrung von den Gütern der Welt, gänzliche Gelassenheit (sich Ueberlassen an Gott), beständiges, ununterbrochenes Gebet, beständiges Einkehren in's Innerste seiner selbst (in's Allerheiligste, wo der Herr wohnt).

Verehrte gnädige Frau, man wird deßwegen kein Kopfhänger. B., L. und G. sind wie Sailer fröhlich und heiter, nur die Werkheiligen glauben Unrecht zu thun, wenn sie ein fröhliches Gesicht machen; wer wird da trauern und fasten, wenn der Bräutigam bei ihm ist! Man muß auch nicht selbst trauern und fasten wollen, um etwas Gutes zu thun; man muß es nur willig annehmen, wenn der Herr es schickt; der weiß besser als wir, wenn es uns gut ist. Ihm, dem Haupte, müssen wir, die Glieder, gehorchen, darum dürfen wir, die Glieder, keinen eigenen Willen haben.

Schwabing bei München, im Haus des Generalsekretärs v. Kobell, bei dessen kranken Frau ich bis bis zum Tod zu bleiben, von Frau v. Pfetten gebeten bin, 9. Juni.

Was wird aus alledem werden? Wenn man den Einfluß des römischen Hofes und der Vikariate noch eine Zeitlang niederhält, so entsteht gewiß ein Schisma im südkatholischen

Deutschland, denn die Sache verbreitet sich mit reißender Schnelligkeit. Von den kleinen Schriften, die vertheilt werden, geschehen wiederholte Auflagen von zehntausend Exemplaren. Vom Blick auf Christus wurden von Dresden zehntausend Exemplare hier bei Giel bestellt. Wenn Sailer einmal recht mit der Herzenssprache herausginge, so würden die Anhänger des Glaubens noch viel zahlreicher werden, aber er hält noch immer etwas hinter dem Berg. In ganz Oesterreich nennt man ihn schon das Haupt der mystisch antipapistischen Partei und geheimen Gesellschaft, weil man bei Boos Briefe von ihm fand. Selbst Schlegel wittert, als wäre Sailer gleichsam fast nicht recht orthodox römisch-katholisch, und macht ein bedenkliches Gesicht. Boos ist gesinnt, einstweilen in der Gegend von Baindlkirchen sich ein Bauerngut zu kaufen, auch G. mit seiner Schwester will sich dort ansiedeln; Goßner ist nicht ungeneigt dahin zu ziehen; die Gemeinde will durch Vereinigung sich stärken. Wenn ich in diesen Gemeinden Arzt werden will, so bin ich freudig aufgenommen. Gewiß bin ich lieber unter diesen als in München[1])... Man hat mich aufgefordert, hier in M. zu bleiben, aber ich habe Grauen und Entsetzen davor, weil ich meine, des Himmels Zornflamme falle auf sie nieder, obwohl doch mehr Gerechte hier sind als ehemal in Sodoma, die aber vorher ausziehen werden. Am Inn drunten predigt auch ein Freund von uns, Pfarrer L...r; merkwürdig, dieser ist förmlich verheirathet, hat schon vier Kinder, und dennoch hängt die gläubige Gemeinde mit der größten Liebe an ihm und will ihn nicht lassen. Sie ersehen aus dem Erzählten, daß die Ansichten der Genannten sich denen der Herrenhuter und zum Theil denen der Quäker nähern, ob sie sich schon in den Formen des katholischen Gottesdienstes bewegen, eigentlich gehören sie aber gar keiner Sekte an, sondern sind, denke ich, rein christlich.

1) Die kräftigen Ausdrücke, womit ich München im Brief belege, bringe ich hier nicht wieder, weil sie zwar bezüglich der Kreise, die mir im Sinn lagen, nicht aber bezüglich der Allgemeinheit verdient waren

(Ueber mein Examen und verzögerte Anstellung ꝛc. und hierauf bezüglich.) Ich werde täglich überzeugter, daß ein guter und liebender Vater, ja wir dürfen ihn so nennen, unser Mitbruder J. Chr. mein Schicksal leite; ich weiß und habe es auch zu mehreren gesagt, daß die Menschen, welche mich drängen wollen, ein Stecken in der Hand des Herrn sind, mich noch mürber zu klopfen, bis alle Eitelkeit und Selbstsucht und Ehrgeiz, welcher nicht des Herrn Ehre sucht, ausgeschwitzt seyn werden. „Ihr glaubt, ihr thätet es“, sagte ich zu Jemand, „ihr wollt mir schaden? Ihr müßt mir nützen, ihr mögt wollen oder nicht.“ Das hat nun Dieser freilich nicht so verstanden wie ich. Die geheime innerliche Scheu treibt mich von M., es müßte mir denn der Himmel, zu dem ich immer bete, seinen Willen, ich solle bleiben, deutlicher eröffnen. Sobald die Kranke hier gestorben, gehe ich nach Haus, meiner Mutter und Schwester das Evangelium noch ernstlicher zu predigen... — Sie haben hier gewittert, daß ich nicht zu ihrer Partei gehöre: „es ist Schade, daß er auch im Tugendbund ist, nach Berlin hätte man ihn nicht sollen lassen, er hat Anlagen gezeigt, es hätte was aus ihm werden können“; bald wird es heißen, ich sei übergeschnappt, wie sie es von G., Lindl und Anderen gesagt haben. Mit R. haben sie es so weit gebracht, daß Vater und Mutter vorzüglich durch Baron F. (der Mutter Bruder) ihn enterben wollten, „weil er wahnsinnig geworden.“ Indessen starb der Vater fast plötzlich und die Mutter ist nun recht gläubig geworden. R. aber war entschlossen, eher das große Erbe von mehr als 700,000 fl. als seinen Glauben zu lassen. So daß es also wahr ist, was Paulus vom Christenthum sagt, „den Juden (unsern Formchristen und Priestern) ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit“; ich fühle es nun wieder lebendig, daß es fast unmöglich ist, ein Christ im evangelischen Sinn zu seyn, ohne Schmach und Verfolgung zu leiden, ohne von den Ungläubigen für einen Narren und Schwärmer, und von den Pharisäern und Namen-Christen für einen Ketzer und Verführer gehalten zu werden. Das hat Christus, das haben im Kreis meiner Erfahrungen Sailer, Boos, Feneberg, Goßner, Lindl, G. und

N. erlebt. So wesentlich und durch und durch ist das ächte Christenthum vom Aberglauben und Unglauben verschieden[1]). Dieß lebhaftest empfindend will ich lieber unter die Knechte und Mägde in Baindlkirchen gehen als unter den Heiden und Pharisäern hier leben; doch nicht mein, sondern des Herrn Wille geschehe! Ich überlasse mich der Leitung des Himmels und will nichts aus Eigenwille thun. Die Sucht, als Lehrer ꝛc. zu glänzen, ist mir ziemlich vergangen, auch kann ich nun G.'s Beginnen, kein Staatsamt zu suchen, nicht mehr mißbilligen. Ich weiß es zwar, es muß Jeder von uns beitragen, seine Umgebung so glücklich zu machen, als möglich, indessen glaube ich den Satz „Suchet zuerst das Reich Gottes und alles Uebrige wird euch zugegeben werden", immer mehr zu verstehen oder vielmehr durch innere Erfahrung zu empfinden. Das Reich Gottes suchen ist aber keine Arbeit, die man so im Vorbeigehen verrichten kann, es bedarf einen rechten Anlauf, eine gänzliche Aufopferung aller eigensüchtigen Absichten, so daß man bloß Gott, oder vielmehr den Heiland in sich wirken lasse, wiewohl ich überzeugt bin, daß man in jedem Stande Christ seyn kann. — Unsere Begierde, eine vollkommene bürgerliche Verfassung zu erringen, scheint mir der Erwartung der Juden nicht ganz unähnlich, durch den Messias ein weltliches glänzendes Reich gegründet zu sehen. Die schlechten drückenden Regierungen sind gewiß zur Heilung unseres kranken Geistes ebenso nothwendig als unser Leib, der unseren Geist auch von allen Seiten drückt und beengt und durch seinen Druck von allen Seiten den Geist zwingt, die senkrechte Richtung aufwärts zu nehmen, da sie der gefallene Geist nicht freiwillig nehmen würde. Wäre dieser allseitige Druck unserem sündigen Geist nicht nöthwendig, der Herr hätte ihn nicht in diesen Leib der Sünde, in diesen engen Kerker gesteckt. So verstehe ich nun auch das Gebot: „Seid unterthan der Obrigkeit! Denn sie (auch die böse) ist von Gott." Ich läugne deßwegen nicht, daß Jeder nach Kräften beitragen muß, die bürgerliche Verfassung so gut

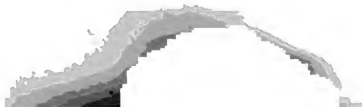
1) Sehr wahr, aber anders als ich damals meinte.

als möglich zu machen, und ich führe jene Stelle nur zu einem Troste an, und meine, daß wir zuerst das Reich Gottes und dann erst das Andere suchen sollen; ja das Andere, insofern es nothwendig ist, wird uns von selbst gegeben. O wie wahr ist das!...

Hier folgen Klagen über politische und andere, das Publikum damals interessirende Zustände, bezüglich deren ich theilweise zu schwarz sah, theilweise mit Recht eine tiefe Verstimmung empfand.

10. Juni. N. ist hier, er hat bis auf Weiteres Boos zum Erzieher seiner jüngeren Brüder nach E. mitzunehmen beschlossen. Boos will seine Lebensgeschichte für seine Freunde schreiben, die voll Wunder ist, aber noch nicht gedruckt werden soll. Ich will eine Abschrift für Sie besorgen. Nun weiß ich, daß Sailer, Feneberg &c. durch Boos sind erweckt worden, wenngleich Boos früher Sailer's Schüler war. Nämlich in der erweckten Gemeinde von Boos im Allgäu bei Schongau zeigten sich die seltsamsten Erscheinungen, Prophezeiung, Gesichte, Verzückungen. Boos, dem das selber etwas Ungewöhnliches war, bat seine Freunde Sailer und Feneberg zusammen. Sie trafen sich in Sieg, der Pfarre des letzteren; Feneberg hielt diese Zeichen nicht für Wirkungen des Geistes und Glaubens. Sailer sagte demüthig: „Ich kenne diesen Geist nicht, ich verstehe ihn nicht“; eine Magd aus der Gemeinde Boos sagte zu ihm: „Darf ich reden, darf ich sie widerlegen?“ Boos erwiderte: „Um Alles nicht.“ Endlich sagte die Magd: „Ich kann nicht mehr, ich muß“, und fing an: „Ihr beide seid Pharisäer, habt das Chrkstenthum bloß äußerlich, aber nicht innen“ &c. und redete die ganze Nacht hindurch begeistert zu beiden. Sailer erwiderte, er wisse noch nicht, was er von der Sache denken solle, Feneberg aber war ganz aufgebracht und jagte den Boos sammt der Magd aus seinem Pfarrhause weiter. Die Magd sagte noch zu Sailer: „Du wirst auf deiner Heimreise“ — und zu Feneberg, „du nach drei Tagen erleuchtet werden“ &c. und so geschah es auch...

11. Juni. Von Frankfurt... habe ich auf den letzten



Brief, in welchem ich die Geschichte vom besessenen Joseph meldete, keine Antwort. Ich bereute, daß ich das geschrieben, denn ich weiß nun, daß man in Frankfurt nicht an den Teufel glaubt, obwohl man nicht an Christus glauben kann, ohne jenen stets zu spüren. In allen christlichen Gemeinden in Bayern zeigen sich nun Besessene, ja ich weiß nun, daß böse Dämonen sehr häufig Magnetiseur und Magnetisirte regieren, wiewohl auch beide von guten Geistern regiert seyn können und sind[1]). Es zeigen sich bei uns auch mehrere Erscheinungen, die den alten Orakeln gleichen, die gewiß größtentheils von bösen Dämonen geleitet wurden. Daß man in unserer Zeit so wenig an den Teufel glaubt, ist, weil man so ganz und gar von ihm besessen und beherrscht wird, denn um ihn zu merken, muß man sich schon frei von ihm gemacht haben, auch wäre er ein rechter Pinsel, wenn er sich Jenen zeigte, die nicht an ihn glauben, dadurch käme er in Gefahr, seinen Prozeß zu verlieren... Was ich Ihnen einmal von einer Gesellschaft sagte, die mit dem Teufel im Bunde, hat nur zu sehr seine Richtigkeit. Nicht bloß von Baader, sondern von Lindl, Goßner, Buchner[2]) (Sailer's Schüler) weiß ich es, diese Gesellschaft hat ihre Mitglieder hier in München, in Schwaben und der Schweiz rc.... ...

Aus den verschiedenen Daten dieser meiner Berichte nach Berlin ergibt sich, daß mein Taumel sich mehrere Monate auf dem Höhepunkt erhielt. Nun hatte mir gleich zu Anfang meines Münchner Lebens Herr Georg Brentano, dessen

1) Ob auch von guten, das ist doch wohl zweifelhaft.

2) Jetzt eben, nach fast 60 Jahren, lese ich Buchner's, des frommen katholischen Priesters, Lebensbild, geschrieben von Prof. Magnus Jocham. Aus dieser Schilderung allein schon wäre ersichtlich, wie sehr die Separatisten den religiösen Zustand im Land in's Schlimme übertrieben. Gerade die treu an der Kirche Haltenden unter Sailer's Schülern gaben ein leuchtendes Beispiel und Zeugniß dafür, wie an vielen Orten das geistliche Leben, Dank zum Theil den Exmönchen aus wohlgeordneten Klöstern, großentheils aber auch durch Sailer's Verdienst, nicht erloschen oder aber wieder auferblüht war.

Besuch oben erwähnt ist, nachfolgenden scherzhaften Brief seines Bruders Christian gebracht; darin nimmt letzterer in heiter launiger Weise Bezug auf mündlich oder schriftlich besprochene philosophische Dinge und zugleich auf das bekannte lustige Lied von den kirchfahrenden Pinzgauern (Pinschgern), das ich unzähligemal in meinem Leben, also vermuthlich auch in Frankfurt gesungen habe. Obschon meine Erinnerung mir die Beziehungen nicht mehr vorhält, deren Kenntniß zum vollen Verständniß des halb ernsten, halb spielenden Geplauders nöthig wäre, so scheint mir dasselbe doch charakteristisch brentanoisch genug, um manchem Leser unterhaltend oder von Bedeutung zu seyn; auch bedarf ich desselben, um meine Antwort zu erklären, die wiederum zur Charakteristik meiner Entwicklung dienen mag. So viel scheint zu erhellen, daß Christian mich neckt als den — etwa mit Beute — aus dem Krieg heimgekehrten Pinschger, dann aber sich selber als solchen hinstellt, und sich beglückwünscht, wieder zur Kirche hineingefunden zu haben, wobei mein kräftiges Organ (das geistige und leibliche) ihm zu Hülfe gekommen, und nun ermahnt er sich, durch nichts Irdisches mehr sich hemmen zu lassen.

„Lieber Ringseis! Wenn Sie schon ein pudelnärrischer Kerl sind, so muß ich mich doch bei Ihnen bedanken; aber wofür, das soll verschwiegen bleiben. Es kommt alles darauf an, daß eine Sache zur Laterne wird, so scheint das Licht freilich heraus, wenn welches darin war[1]); nun aber kann man behaupten, daß aller Körper zu Glas wird, wenn man ihn nur recht putzt; (wenn man nämlich glaubt, daß aller Körper nur ein mehr oder minder trübes Glas ist.) Könnte ich nicht fortfahren und sagen, daß das Trübende auch etwas Körperliches sei und daß also auch dieser Körper zu Glas werden kann, wenn man ihn recht putzt; daß dieß ein chemischer Prozeß der Reinigung sei, der erst bei der höchsten

1) Vielleicht hatte ich gesagt oder geschrieben, daß man sein Licht müsse leuchten lassen!

Identität eine Grenze seiner Laborirsucht findet? Allein dann würde ich, wo es auf eine bloße allegorische Neckerei angelegt war, in die Hoffart einer dogmatischen Mystik gerathen, die das Licht selber verlöschen macht, um es in eine Emanation zu zerlegen. Ich bleibe also bei meinem Vorsatz und sage: Die Pintschker wollten Kirchfahren gehn, sie wollten gern' singen und konntens nicht gar schön: daß das eine sehr schöne Laterne ist mit einem Licht darin, sich selbst zu beschauen; denn auf diese Art komme ich aus der Allegorie in die Symbolik und wann ich nun gar die Pintschker für meine Landsleut erkenne, so ist's höchste Zeit, daß ich nach meinem Ränzel sehe, wenn ich den Plunder noch ferner schleppen will. Die Pintschker, die gingen um den Dom herum; also auf der öffentlichen Straße, denk ich, die gewöhnlich in der Nähe eines Doms eine Art Trödelmarkt ist; die Fahne war zerbrochen, so gingens mit dem Trum; kamen also wahrscheinlich aus dem Krieg – aber das Ränzel? So war wohl gar Kriegsbeute drin? — Die Pintschker gingen in den Dom hinein — daß sie die Thür gefunden haben, **ein Glück!** Die Heiligen thaten schlofen, sie konntens nicht erschrey'n. Ja freilich; wenn aber so eine Mordlunge zu Hülf kömmt (o du närrischer Waldvogel mit deinem wilden Morgengesang!) so machen sie doch wohl ein bisgen die Augen auf. Aber das Ränzel? Fort mit ihm! Wer kann zum Himmel schauen, wenn sich sein Rücken krümmen muß. Leb wohl, lieber Ringseis! Aus dem Mehr-schreiben würde für diesmal doch nichts herauskommen. Beth zu den Heiligen im Dom, daß sie ansehen mögen deinen Christian."

„Diesen und einliegenden Brief von Passavant gibt Ihnen mein Bruder Georg, der von dem Unfrieden und der Leere nach Italien getrieben wird Dieser Arme bedarf der Heiligung, sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade! kannst du ihm solche sehen lassen, so thu's um der Liebe willen."

Ich antwortete ihm erst spät und zwar aus der Heimath.

Schwarzhofen im Nordgau, den 14. Juli 1816.

Lieber Jan!

Einen meiner besten und schönsten Grüße, weil H. Christ

den Christian zum Christen machen und sein Herzensränzel mit etwas Besserem füllen will, als die dummen Pintschger in ihrem Ränzel oder Kropf hatten, denn es steckte wahrhaftig nichts anderes darin, als alte zerrißne Schuhsohlen, auf denen kein Mensch mehr vorwärts gehen konnte, und stinkender Schmierkäs (von Selbstgerechtigkeit und Werkesheiligkeit), der keine gesunden Säfte gibt und keine Menschen nährt, und dennoch waren sie so verkehrt, nach jedem Schritt nach dem Ränzel zu schielen, wenngleich der H. Christ gesagt hatte zu seinen Jüngern: Nehmt keine Ränzel mit Euch, keinen Stock und kein Geld, weil Er ihnen Ränzel, Stock und Geld seyn wollte und uns allen noch ist, wenn wir nur ihn vor allen suchen. Wenn man nicht gerade vorwärts, sondern beständig rückwärts auf's Ränzel sieht, wie ist es auch möglich, in den Dom vorwärts hineinzukommen, darum gingen die Pinsel 9mal 99mal immer wie ein blinder Gaul um den Dom herum[1]) und als sie endlich, wie durch ein Ohngefähr hineingeplumpt in den Dom, weil auch eine blinde Henne manchmal einen Edelstein findet, so wandten sie sich wieder nicht an den Rechten, sondern irrten bei allen Heiligen in der Runde herum, diese konnten sie freilich nicht hören; hätten sie sich gleich an den rechten Mann gewendet, der hätte gewiß nicht geschlafen. — Ich hoffe, Dir bald wieder schreiben zu können ꝛc.

1) Anm. im Brief: Die Fahne war ja gebrochen, die ihnen den geraden nächsten Weg zeigen sollte zum rechten Heiligen, die Bibel genommen, oder nur ein Trumm, ein Brocken davon gereicht.

Daß ich damals selber Schmierkäs im Ränzel führte, den Schmierkäs separatistischer Selbstweisheit und daraus gefolgerter Selbstgerechtigkeit aus Glaubensdünkel, das merkte ich nicht. Gott sei Dank hab' ich ihn allmählig hinausgeworfen, und gebe mir Gott, daß wenn ich am Ziel der Wallfahrt anlange, sich auch Einiges zwar nicht von todter Werkheiligkeit, aber doch von jenen Werken des Lebens im Ränzel vorfinde, von denen die Kirche lehrt, daß sie Gott wohlgefällig seien!

XXX.

Aus dem Leben deutscher Fürsten im 16. Jahrhundert.

(Schluß.)

Viel merkwürdiger noch sind Schweinichen's Mittheilungen über einen Raub- und Plünderungszug, den Herzog Heinrich mit dem calvinistischen Pfalzgrafen Casimir zur Unterstützung der Hugenotten im J. 1575—1576 nach Frankreich machte. Schon im Reichslande Lothringen begann das Sengen und Brennen der fürstlichen Horden. „Ueberall", heißt es Bd. 1, S. 174, „wo sein ganzes Kriegsvolk gelegen und man des Morgens aufzog, ließ er die Losamenter anstecken mit Feuer, daß also, wann man des Morgens auf war, man zu 10 und 12 Dörfer, welche alle schön gebauet, brennen sahe, daß einem das Herz weinen möchte, dieweil es ein so schön gebautes Land war, daß es also umgebracht werden sollte, welches also bis an die Französische Gränze geschahe, außer der Mühlen und Herren Höfe, die waren verschonet!"

Herzog Heinrich wurde mit Schweinichen nach Frankfurt am Main, wo die Hugenotten Geld hinterlegt hatten, abgeschickt. „Dort fanden sich Rittmeister und Landsknechte in großer Anzahl, mit welchen ich denn Handlungen pflegen mußte, und ward also mit etlichen geschlossen, daß sie sich auf den Nachzug nach Frankreich bestellen ließen und sie sich nunmehr um Reuter und Knechte umthun musten. Und weil denn fürstl. Gnaden allda einen halben Monat Sold, als 1000 Kronen bekommen, ward den angenommenen Rittmeistern und Hauptleuten, einem Jeden, wie sich mit ihm

ward verglichen, durch mich sein Wartgeld auf einen Monat eingestellet. Da gings zu, wie bei Kriegsleuten, wenn sie Geld haben, pflegt zuzugehen; war täglich ein Fressen, Saufen und Spielen, daran man eine Lust sahe, dadurch blieben die tausend Kronen im Stiche, bis ohngefähr auf zwanzig Kronen."

Von Frankfurt zog der Herzog zum Grafen Johann von Nassau nach Dillenburg. „Allda lagen fürstl. Gnaden 5 Tage stille. Waren gerne gesehen und hielt uns der Grafe wohl. Ich stund fürstl. Gnaden allemal vor den Trunk und muste doch daneben alles versehen, wie es sonst einem Hofmeister gebühret, hatte also große Mühe. Auf den Morgen gab mir der Graf den Willkommen. Wenn ich aber den ersten Abend das Lob hatte bekommen, daß ich des Herren Grafen Diener alle hätte vom Tische weggesoffen, wollte sich der Graf (jedoch heimlich) an mir rächen, mit dem Willkommen, welcher von drei Quarten Wein war. Nun wollte ich gerne wie den vorhergehenden Abend Raum behalten, nahm den Willkommen von dem Grafen an, gehe vor die Thüre und probiere mich, ob ich ihn im Trunk austrinken möchte, welches ich auch also ahndete. Wie ich solche Probe gethan hatte, lasse ich mir wieder eingießen, bitte den Herrn Grafen, mir zu verlauben, seinem Diener zuzutrinken. Nun war ich schon verrathen beim Grafen worden, daß ich zwei zuvor im Trunk hatte ausgesoffen, derowegen war der Herr Graf wohl zufrieden; trinke ich derowegen noch eines seinem Marschall im Trunke zu. Ob er sich wohl davor wehret, ward ihm doch vom Grafen geschafft, daß er ihn annehmen muste. Wie ich nun den Becher zum andernmal austrank, verwunderten sich die Herren alle, der Marschall aber konnte mir in einem Trunk nicht Bescheid thun, darum er auch denselben zweimal zur Strafe austrinken must, jedoch mit vielen Trünken. Darüber ward der Marschall berauscht, daß man ihn wegführen muste, ich aber wartete bis der Mahlzeit Ende auf."

Nach solchen Heldenthaten erhielt der Herzog in Frankfurt, wohin er zurückkehrte, wiederum 1000 Kronen auf die französische Bestallung. „Darauf ließen fürstl. Gnaden sich, mich und die andern Junkern und Hofgesinde neu kleiden, ließen lange Stiefeln und was zur Reuterei auf 20 Roß gehörig, machen. Und weil die Rittmeister sowohl als die Hauptleute allda lagen, die fürstl. Gnaden hatten angenommen, denen ward nicht allein ihr Wartegeld gegeben, sondern muste auch täglich eine freie Tafel gehalten werden, da denn stündlich ein Gesäufte seyn muste, welches denn alles durch meine Hand bestand und ging. Fürstl. Gnaden verzehrten viel Geld, darum muste ich den Rath allda ansprechen um ein Anlehn auf 4000 Thaler. Es schlug aber der Rath solche gänzlich ab, ob ich auch wohl bei vielen Kaufleuten um Geldleihung anhielt, auch bei denen, so nach Breslau und Liegnitz handeln, konnte ich doch keinen überreden, der angegangen wäre auf fürstl. Gnaden Credit."

Trotz aller Bitten Schweinichens wollte der Herzog nicht nach Liegnitz zurückkehren, sondern zog den Rhein hinab nach Köln und beschied dorthin alle Rittmeister und Hauptleute zum evangelischen Kreuzzuge.

„In Mainz ließ er den Kurfürsten um 500 Thaler zu leihen bitten; aber der Kurfürst entschuldigte sich, daß ihm nicht gebühren wollt', fürstl. Gnaden Geld zu leihen, weil er wider den Papst und den König aus Frankreich dienet. Damit er aber unser los ward, verehret er fürstl. Gnaden auf meine Bitte 50 Kronen. Nach diesem waren fürstl. Gnaden wieder auf und satzten sich mit Ross' und Wagen in 3 Schiffe und fuhren auf dem Rhein nach Cöln zu. Hatten in fürstl. Gnaden Schiff 8 Drometer und ein Kesseldrommel, die sind den Tag nicht viel stille, weil es auf dem Wasser sehr lustig zu fahren und die schönste Stadt und Schlösser und wohlgebaute Dörfer auf beiden Seiten am Rheine liegen." Am 20. Febr. 1576 gelangte der Zug nach Köln mit großer Pracht und 8 Drometern, welche in dem

Schiffe allezeit bliesen. „Wenn denn das Wetter schön heimlich war, als wenn es in Schlesien um Pfingsten gewesen, lief dermaßen Volk zu, daß viel hundert Menschen am Rande stunden, wie wir aus dem Schiffe stiegen, vermeinten nicht anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Geld und Gut genugsam und könnte bei uns kein Mangel seyn. Kann aber mit Bestand sagen, daß fürstl. Gnaden in ihrem Beutel nicht mehr als 1½ Thaler hatten."

Trotz Allem aber wurde weidlich gezecht und als der Wirth auf Bezahlung drang, wurde beschlossen, beim Rath der Stadt um ein Anlehen von 10,000 Thalern nachzusuchen. Schweinichen erhielt den Auftrag „eine Oration zu machen" und stellte darin den versammelten Vätern vor, daß der Kriegszug zu Gunsten der Hugenotten hauptsächlich zum Besten der Stadt Köln unternommen werde! Herzog Heinrich hätte „allda Bestallung vom Pfalzgrafen und Prinzen von Konti auf 4000 Reiter und ein Regiment Knechte auf und angenommen, den Nachzug nach Frankreich, der ganzen Christenheit, vornehmlich aber diesen niederländischen Provinzen und der löblichen hochberühmten kaiserlichen Reichsstadt Kölln zu Beschirmung und Besten zu halten, gebrauchen lassen. Wenn denn solches fürstl. Gnaden christliches Vornehmen zu Beschützung des christlichen Namens gereichte, ja wie gemeldt, dieser hochweitberühmten kaiserlichen löblichen Stadt Kölln auch zum merklichen Besten und Aufnehmen laufet. Und dies darum und folgender Ursachen; erstlich: so wird dadurch dem Könige von Spanien seine Macht geschwächt, daß er mit der Menge seines Kriegsvolkes nicht aufkommen kann, dieses Orts, vornehmlich aber der löblichen Stadt Kölln wie er wohl vorlängst seinen Anschlag dahin gerichtet, ihr Schaden beizufügen, wenn er dazu Gelegenheit hätte haben mögen." „Ja es beschiehet auch ferner der hochberühmten löblichen Stadt Kölln ein großer Nutz aus diesem, daß fürstl. Gnaden allhier lägen und daß darum, weil jedermann weiß, daß fürstl. Gnaden sich nicht allein zum Kriege rüsten, son-

dern auch Knechte und Reiter werben lassen, daß sich niemand so schnell unterfährt, die Stadt zu überfallen" ... Der weise Rath aber wies die fürstliche Werbung ab und schenkte dem Herzog zweihundert Reichsgulden. „Alles weitere Bitten half nicht, der Rath blieb bei dem vorigen Vermelden. Ob nun wohl hernach zu unterschiedlichen malen mündlich, auch von fürstl. Gnaden durch eine lange Schrift beim Rath angehalten und replicirt wird, erfolget doch nichts darauf, sondern der Rath bleibt bei dem vorigen Einwenden und Entschuldigung. So war bei den Kaufleuten kein Geld aufzubringen. Obwohl auch fürstl. Gnaden ansehnlichen Grafen und Herren, so herum wohneten, schrieben, und um ein Anlehn baten, so ward doch nur Papier geschickt, Papier kam wieder, aber kein Geld war zu wege zu bringen, derowegen ich meines Herrn wegen in großen Sorgen und Kummer war, weil mir das Wesen zu bestellen allein auf dem Halse lag."

Während aber „fürstl. Gnaden also zu Kölln liegen, in großer Hoffnung Geld aufzubringen, und von dem französischen Zug gar reich zu werden, und konnten doch weder Geld noch anderes erheben", lief ein kaiserliches Mandat vom 17. April 1576 ein, wodurch des Herzogs Bruder Friedrich zu einem regierenden Fürsten von Liegnitz eingesetzt wurde. „So wurde also mein Herr des Fürstenthums entsetzt, und richteten zu Kölln auch nichts aus, also zweierlei Schaden, griffen nach Vielem und Großen und behielten wenig und nichts, sondern kamen in große Ungelegenheit. Wenn denn in diesem Vornehmen 4 Wochen darunter waren weggelaufen, daß der Wirth gespeiset hatte, drang er höchlich, daß ich mit ihm sollte abrechnen, welches fürstl. Gnaden mir auch befohlen zu thun. Nun befand sich nach gehaltener Rechnung, daß fürstl. Gnaden dem Wirth in den 4 Wochen schuldig worden 2354 Thlr. Darauf bittet der Wirth der Abrechnung ein Bekenntniß, unter fürstl. Gnaden Handschrift, welches ihm auch erfolget, der Meinung, daß er sich länger werde

gedulden. Der Wirth aber hinterging fürstl. Gnaden und mich; sobald er die Abrechnung und das fürstliche Bekenntniß bekommen, gehet er zu denen Kurfürstlichen Hofegerichten zu Kölln, verlegt einen Arrest auf Roß' und Fahrnis, bis er die 2354 Thl. bezahlt bekommen. Folgenden Morgens erequiren die Kurfürstl. Hofgerichte auf des Wirths beschehenes Anhalten."

Schweinichen wurde nun an Fürsten und Städte ausgeschickt, um Gelder beizubringen, und als alle Bemühungen erfolglos, „erschrecken fürstl. Gnaden des hoch und gedenken derowegen auf andere Anschläge und fallen auf dies Mittel. Sie wollten mich von Kölln aus in England zu schicken: ich sollte anstatt fürstl. Gnaden um die Königin werben, daß sie fürstl. Gnaden heiraten wollte, und sie beineben um 50,000 Kronen zu leihen ansprechen. Nun wäre ich zwar gerne in England gewesen, aber solche Werbung auf mich mit Ausbitte der Königin zu nehmen, hatte ich Bedenken. Derowegen fürstl. Gnaden fragte, wie sie auf diese Narrheit geriethen, hätten fürstl. Gnaden doch zuvor ein Gemal, welches die Königin wohl wüste, wo wollten fürstl. Gnaden sie heiraten. Diese Reden gefielen zwar fürstl. Gnaden nicht wohl, sagten zu mir: Du bist ein Narr, hat doch der Landgraf auch zwei Gemalin gehabt. Darauf antworte ich, das wäre ein ander Ding. Ich könnte die Legation dergestalt auf mich nicht nehmen; denn es möchte mir am Haupte mangeln, da ich das Hütlein hinsetzen sollte. Wollten aber fürstl. Gnaden mich um Geld aufzubringen oder Kriegsbestallung zu suchen, oder anderer erheblicher Ursachen halber, so ein Ansehn haben, nach England abfertigen und mir einen Dollmetscher neben gebührlicher Zehrung mitgeben, so wollte ich mich gerne zu solcher Reise gebrauchen lassen. Wann denn nunmehro wieder ein Monat herum, daß 2000 Kronen wegen der Französischen Bestallung zu Frankfurt am Main sollten gefallen, schicken fürstl. Gnaden mich dahin, allwo dieselben abzuholen. Wie ich da-

hin komme, vermeinte 2000 Kronen zu empfahen, wiesen mir der Doktor, bei dem ich allemal das Geld abgefordert, daß der Prinz von Konti allbereit vor 14 Tagen zugeschrieben, daß der Friede in Frankreich geschlossen und fürstl. Gnaden die Bestallung aufgesagt wäre worden. Hätte es fürstl. Gnaden gerne bald zu wissen thun wollen, hätte aber nicht gewußt, wo fürstl. Gnaden wären. Darum ich denn zwar mit Kummer, davon ich gute Worte geben muste, 1000 Kronen bekam, jedoch daß ich sie erlangte, verehrte ich des Doktors Weib 100 Kronen und seiner Tochter um den Arm 20 Kronen, machte mich wieder von Frankfurt am Main auf dem Wasser hinunter und eilet auf Kölln zu."

„Inmittelst weil fürstl. Gnaden zu Kölln liegen und Sorgen und Kummer leiden und groß Sorge führen musten, wird zu Liegnitz eine Commission gehalten, anno 1576 am 25 August. Darinnen wurden fürst. Gnaden Schulden überschlagen; haben sich befunden an Schulden 163,443 Rthl. und 123,945 Rthl. Schaden und Zins, ferner 28,053 Rthl. gemeine Schulden, Besoldung der Diener und Pferde und anderes, daß also die ganze Summe gewesen 485,466 Rthl. und 25 Weißgroschen." „Dies gab fürstl. Gnaden, weil es bald durch alle Lande erschollen, einen großen Stoß." „Dieweil ich mir in fremden Landen wohl seyn ließ, gehet es meinem lieben Herrn Vater daheim sehr übel; denn er wegen Herzog Heinrichs Schulden als ein Bürge empfig geplaget."

Durch Bürgschaften, Versetzungen von Kleinodien u. s. w. gelang es endlich den Kölner Wirth zufrieden zu stellen und der Herzog zog mit Gefolge ab. Zuerst gings nach Brauweiler. „Der Abt sahe fürstl. Gnaden wohl nicht gerne, weil wir ihm aber stark genug waren, muste er uns wider seinen Willen einlassen und lagen allda einen Tag stille, schlugen Keller und Küche auf. Das Geld war zu Kölln verthan, derowegen ich den Abt um 200 Thl. zu leihen ansprechen muste, welches er gänzlich abschlug; zeigte ihm aber darauf an, dafern er fürstl. Gnaden nicht Geld

vorstrecken werde, daß fürstl. Gnaden ferner kommen möchten, so werden fürstl. Gnaden allda eine Zeit verwarten. Wie solches der Abt vernahm, brachte er mir 100 Thl. und bat, fürstl. Gnaden wollte vorliebnehmen, mit welchem ich anstatt fürstl. Gnaden gar wohl zufrieden war."

Während dann der Herzog nach Heidelberg ging, um Geld zu holen, erlaubte Schweinichen seinem Knechte eine Betheiligung an Wegelagerei, später kamen sie in Emmerich zusammen, und der Herzog wollte nun einmal bei einem katholischen König um Bestallung nachsuchen. Nachdem er, erzählt sein Getreuer, „alle Herrn mit Geldborgen zuvor ausgesauget hatte, so war ferner auch kein Trost noch bei einigen Herrn etwas zu erhalten und also augenscheinlich kein Geld aufzubringen, auch einiger Rath sonsten zu finden. Derowegen schlossen fürstl. Gnaden, sie wollten unbekannt in's spanische Lager reiten, ob er da Kundschaft einziehen möchte, daß er vom König von Spanien Bestallung bekommen könnte; und wenn solches geschähe, so würden fürstl. Gnaden sich auch eher bei ihrer königl. Majestät aussöhnen. Derhalben so wolle er mein Knecht seyn und ich sollte Junker seyn. Darauf waren wir des Morgends zu Emmerich früh auf und gaben vor, wir wollten spazieren reiten und nahmen also unseren Weg nach dem spanischen Lager zu, 4 Tagereisen von Emmerich. Der Herzog aber muste die Pferde warten und mich ausziehen, die Stiefeln wichsen und alles, wie einem Knechte zustehet, verrichten und versorgen." Der Plan mißlang und nun wurde „von den Kriegsleuten, so fürstl. Gnaden bei sich hatten, ein anderer Anschlag angedeutet. Der war dieser: eine viertel Meile von Emmerich lag ein Haus, Berg genannt, das war des Königs von Spanien, und das Haus, darin fürstl. Gnaden lagen zu Emmerich, waren desselben Hauptmanns Schwestern. Auf solchem Hause mochte er 100 Schützen haben, war sonst ein festes Haus und gehörten viel Dörfer dazu. Solchen Kapitain sollten fürstl. Gnaden gen Emmerich zu Gaste laden und alsdann,

wenn er käme, hart mit ihm trinken, damit er in der Stadt bleiben muste. Auf die Nacht wollten die Kriegsknechte ausfallen neben den Hauptleuten und unter dem Schein, als wenn der Hauptmann heimkäme, das Haus einnehmen; darauf werd' eine gute Beute zu erlangen seyn. Auf solchen Rathschlag schicken fürstl. Gnaden mich zu demselben Hauptmann auf's Haus, ihn einzuladen; welches er denn zur Freundschaft annahm, saufet mich voll, giebt zur Antwort, er wolle sich auf den Tag der Einladung bei fürstl. Gnaden einstellen. Wie nun der Tag herbei kam, stellt er sich mit seinem Lieutenant ein, und hatte 6 Schützen, so auf ihn warten. Die Hauptleute auf ihrer Seiten werden dessen froh. Wie man nun zu Tische sitzt, wird ein groß Gesäufe, daß sich Hauptmann, Lieutenant und Schützen besaufen, daß sie Nacht über, vorigem Wunsche nach, im Hause bleiben müssen. Nun sollte dieß, was zuvor gerathschlaget worden, fortgestellet werden, daß auf's Haus wäre ausgefallen worden, welches denn auch wohl wäre angegangen, daß es eingenommen werden können; aber da war niemand, der es hätte fortgestellet, denn sich ja des Herzogs Hauptleute so vollgesoffen als der Spanische. Nun wollte es mir aufgeleget werden, solches in's Werk zu richten, und wollte mir 50 Personen zu geben, welches kahle, lose Leute waren, welches ich in keine Wege auf mich nehmen wollte, sondern zeiget an, ich hätte dieß, was in meinem Amte, als dem Hofemeister gehörte, gethan und sie alle vollgesäuft, sie sollten nun als Kriegsleute thun, was ihnen gebühret. Aber weil sie alle voll waren, blieb es also nach, und fielen abermal die Anschläge weg und dem Herrn ward der Wein darüber ausgesoffen und ist das Sprichwort wohl wahr: Anschläge sind gut, wenn sie gerathen." Man muß sich zur richtigen Würdigung dieser „Anschläge" erinnern, daß das deutsche Reich damals nicht etwa im Zustande des Krieges, sondern „im vollen Frieden" war!

Kurze Zeit nach dem mißlungenen Anschlag, im Anfang

1577 machte sich der Herzog Heinrich von Emmerich fort und ließ Schweinichen hülflos und ohne Geld zurück. Mit Behagen erzählt der edle Ritter, wie er sich durch Beraubung eines Juden Geld verschafft und dann mit Hinterlassung aller Schulden sich aus dem Staub gemacht habe.

III.

Im Jahre 1579 zog Herzog Heinrich mit seiner Frau, seinem getreuen Schweinichen und seiner Dienerschaft nach Prag an den kaiserlichen Hof, um die Wiedereinsetzung in sein Fürstenthum zu erlangen. „Wenn denn fürstl. Gnaden nach Prag fort musten, als brachte ich bei einem Tuchmacher, Griebel genannt, fürstl. Gnaden lauter böse Geld, als 40 Thlr., zu wege, und sonst auf ein Hutband beim Bürgermeister 50 Thlr., und bei einem Bauer zu Modelsdorf 100 Thlr., davor ich auch Bürge ward, zu wege.“ Auch zu einem Herrn von Schwaininburg, der des Herzogs Tochter zur Ehe begehrte, wurde er mit einem Juden ausgeschickt. „Derselbige Herr hatte durch den Juden prakticiren lassen, wo er Fräulein Aemalia bekommen möchte, so wollte er 10,000 Thlr. fürstl. Gnaden leihen. Nun waren fürstl. Gnaden wohl geneigt, daß sie ihm das Fräulein gegeben hätten, aber das Fräulein hatte nicht Lust zu ihm; nichts weniger sollte der Jude es fort continuiren, und ich sollte inmittelst den Herrn wegen der 10,000 Thlr. Darlehn ansprechen. Ob ich nun wohl wegen der Darleihung der 10,000 Thlr. alles Fleißes anhielt, war doch bei ihm nichts zu erhalten, außerhalben, daß er bewilliget, neben einem andern Herrn vor 500 Thlr. Bürge zu werden. Nahm also meinen Weg mit dieser Verrichtung wieder zurücke. Was ich aber dem Juden im Rückwege vor Possen mitspielete, davon ist nicht zu sagen. Wenn er des Morgens seinen Sack anzog und sein Gebet that, da sie sich denn nichts irren lassen, zog ich ihm die Koppen über den Kopf und band zu, ließ ihn zu ganzen Stunden also liegen. Item, die harten Eier, so er ihm auf die Reise

hatte selbst gesotten, und zum Proviant mitgenommen, ließ ich mit Speck schmieren. Einst lass' ich ihn den Kutschen gerne in einem Pfeudell (Sumpf) umwerfen, hätte gerne gesehen, daß der Jude den Hals gebrochen, wollt aber nicht seyn. Auf dem letzten Nachtlager aber ließ ich ihn meinen Jungen fleißig zuschlagen, thät ihm also allen Verdruß, den ich nur wuste und kannte, ohne Verletzung seines Lebens."

In Prag wurde Alles versetzt, was noch im Besitz des Herzogs war. Hutbänder, Becher, gestickte Hosen, Bettvorhänge; z. B. „den 20. Dezember versetze ich mein Schwerdt um 3 Thlr. 25 Weißgrosch., daß ich nur die einzle Mahlzeit die Herzogin speisen mochte, welches Schwerdt ich auch vor mein Geld wieder lösete. Den 21. Dezember versetzte ich ein schmaragden Kreuz, welches der Herzogin war, vor 20 Thl. kostet 74. War zum Einkaufen gegeben, und weil denselbigen Abend fremde Herren zu dem Fräulein an die Buhlschaft kamen, gingen die 20 Thlr. im Wein und Konfekt auf. Den 22. Dez. ward fürstl. Gnaden Vorhang von dem Bette versetzt um 6 Thlr., damit ich nur speisen mochte; denn es wollten weder Fleischer, Becker noch Bierbräuer nichts mehr borgen. Ich überredete den Juden ferner, daß er mir noch 8 Thlr. auf den Vorhang lieh. Ferner versatzte ich zwei silberne Leuchter vor 26 Thlr., waren 55 werth, welche ich dem Fleischer gab; daß ich speisen konnte. Ein andermal versetzte ich einen Türkis und spitzigen Demant vor 14 Thlr., waren über 70 Th. werth; gingen auf den Abend mit einer Gasterei ganz und gar auf. Nun sollt ich wohl haushalten, und war kein Geld vorhanden, derwegen ich nichts weniger als zuvor laboriren muste, und alle Mittel vor die Hand nehmen, wie ihm zu thun seyn möchte: und beineben allezeit aufwarten, die hohe Stiegen oft steigen, und bei allen Herrn Offizieren um Beförderung wegen fürstl. Gnaden, täglich in der Sachen, und dann auch um Geld anhalten, daß ich also des Tages wohl wollte ein Roß müde geritten

haben, geschweige denn mich müde gegangen." Zeitweilig lebten Herzog und Herzogin „in schmählicher Armuth, auch also, daß man ordentlich nicht speisen konnte, der Herzogin und Fräulein aber über zwei Essen nicht konnten gegeben werden; ein jeder Diener aber mochte sehen, wie er sich ernährete und Essen bekäme. Fürstl. Gnaden Roß aber, derer 9 waren, hatten in 12 Tagen kein Futter gehabt, denn Niemand wollte mehr borgen, so war auch mehr zu versetzen nichts vorhanden, derowegen fürstl. Gnaden nicht in wenig, sondern großen Sorgen und Kummer, auch in Spott stunden. Fürstl. Gnaden blieben bei Hofe bei den Tafeln, daß man es nicht merken sollte, aber die Herzogin mit dem Fräulein litten doch Noth."

Nachdem endlich eine günstige Entscheidung des Kaisers erzielt war, dahin lautend, daß Heinrich mit seinem Bruder Friedrich gemeinsam regieren und mit diesem die Einkünfte des Herzogthums theilen sollte, zog ersterer in Liegnitz ein, und glaubte, nun könne wieder Alles in Saus und Braus hergehen. „Die Zeit waren fürstl. Gnaden lustig und guter Dinge, ließen einen Hund schlafen und sorgen, vermeinten nicht anders, sie wären ganz frei im Rosengarten; denn die Trommeter musten täglich, neben der Kesseltrommel schlagen, zu Tische blasen, und beineben täglichen mit Ring-Rennen, Spatzierenreiten und sonsten Kurzweilen, Tanzen oder Saufen, lustig seyn. Es fiel nun Mangel vor, was es wollte, so sagten fürstl. Gnaden: Hanns, verschaffe es, verordne es, brings zuwege; und lag mir die Mühe auf dem Halse, jedoch war ich auch mit lustig und guter Dinge, und bracht' also die Zeit auch mit solchem zu." Aber das Unwesen dauerte nicht lange: Herzog Heinrich wurde wegen übler Haushaltung und schlechter Justizpflege, wegen Praktiken mit den Polen gegen den Kaiser und wegen offenen bewaffneten Widerstands gegen kaiserliche Commission[1]) von neuem abgesetzt und nach

1) In der Lebensbeschreibung des Herzogs Heinrich XI. zu Liegnitz

Breslau in strenge Haft gebracht. Dieser Haft aber entfloh er und trieb nun als heimathloser Abenteurer umher, bis er 1586 in Krakau starb.

Schweinichen, inzwischen verehelicht, trat nun in die Dienste des Herzogs Friedrich über, der ein Gesell vom gleichem Kaliber wie sein Bruder war. Er wurde Hofmarschall Friedrichs und verzeichnet nun ferner für jede Woche genau alle Gelage, bei denen er sich mit seinem Fürsten „steif betrunken" habe. Von ernsten Regierungsgeschäften ist kaum die Rede, destomehr von Festlichkeiten aller Art. Im J. 1589 begleitete er den Herzog nach Holstein, wo dieser die Tochter des Herzogs Johann zur Ehe nahm. „Was nun bald Abends und täglichen vor groß Gesäufe gewesen, kann leichtlich abgemessen werden. Des Morgens, wenn man aus dem Bette aufgestanden, ist das Essen auf dem Tisch gestanden und gesoffen, bis zur rechten Mahlzeit; von der rechten Mahlzeit wieder bis zur Abendmahlzeit; welcher nun reif war, der fiel ab. Es haben fürstl. Gnaden sonsten wohl gespeiset und gute Rheinweine gehabt, und war also, die gerne soffen, ein gut Leben."

Auch von einer Reise nach Berlin zum Kurfürsten von Brandenburg wird berichtet. Auch dort begannen schon früh Morgens die Gelage. „Morgens fordert der Kurfürst fürstl. Gnaden in ihr Zimmer zur Tafel; allda wurden wir andern mit angesatzet, und gab starke gute Räusche bei der Morgen-Mahlzeit, denn fürstl. Gnaden waren lustig, daß ich auch nicht gewußt, wie ich in's Losament bin kommen, und der Abend-Mahlzeit wohl vergessen von uns allen worden."

(Script. rer. Silesiac. Tom. IV pag. 141) gibt Schweinichen als besonderen Grund der Absetzung noch an: Heinrich habe seiner Frau eine Maulschelle geschlagen und — wie wir früher hörten — er sei gern in die Mummerei gegangen, „sonderlich aber Mönchs- und Nonnenkappen machen lassen, die heiligen Väter und andächtigen Jungfrauen zu merklichem Despekt."

Am Tag der Abreise „erfolgte zum Frühstücke ebenfalls ein groß Gesäufte, auch also, daß Herr und Diener wohl berauscht worden. Im Weggehen nun, daselbsten unterwegens, sah ich, daß meinem Jungen durch den Trommeter, welcher sonsten ritt, und er sich auch vollgesoffen hatte, die Stelle auf dem Kutschen, da er zuvor gefahren, eingenommen war, und daß der Junge bei dem Kutschen laufen muste. Dieß verdroß mich sehr, und zog es mir zu Gemüte, sam es mir zum Despekt beschähe. Wenn ich denn mit meinem Kutschen vor fürstl. Gnaden Wagen fuhr, lass' ich halten, steige abe, und gehe vor fürstl. Gnaden Wagen, und frage: ob fürstl. Gnaden es geschafft, daß der Trommeter meines Jungen Stelle solle einnehmen? Darauf fuhren fürstl. Gnaden 'raus: ich sollte wissen, daß ihm mehr am Trommeter, als an meinem Jungen läge. Darauf antwort ich: so könnte ich leichtlich auch abnehmen, fürstl. Gnaden nach mir auch nicht viel fragten, und wenn ich dessen verständiget würde, so wollte ich fürstl. Gnaden nicht lange irren, wollte nachsehen, wie ich nach Liegnitz kommen möchte, und fürstl. Gnaden sollen wissen, daß ich mir keinen Spott wollte aufthun lassen; und weil mir von fürstl. Gnaden das Hofgesinde untergeben worden, so wollte ich den Trommeter auf seinen Klepper jagen und meinen Jungen aufsitzen lassen. Ueber solchem, weil ein Wort das andere gibt, wurden fürstl. Gnaden entrüstet und wollen mit dem Rappier zu mir, dessen ich denn erwartete, und wollte nicht weichen, sondern hielt mich mit meinem Rappier auch in Acht, und hätte mich gar nicht schlagen lassen, weil ich, meines Erachtens, fürstliche Gnaden keine Ursache gegeben." Doch schon auf dem Felde erfolgte Versöhnung, indem der Fürst ihm eine halbe Flasche Wein zutrank. „Dies denn alles der Wein beim Herrn und Diener zuwege bracht." „Und kamen also fürstl. Gnaden, samt derselbigen Hofgesinde, mit guter Gesundheit wiederum nach Liegnitz, da denn fürstl. Gnaden von denen Ihrigen gehorsamlich empfangen wurden. Abends aber hielten fürstl. Gnaden ein Banket, allda war wieder

ein großes Gesäufte, zwischen den Einheimischen und uns Dienern."

Morgens vor dem Bette „fielen schon große Trunke" vor, und überall an den protestantischen Fürstenhöfen im nördlichen Deutschland wurde ein solches Lotterleben getrieben. Außer den angegebenen Belegen führen wir ein paar weitere an. So erzählt Schweinichen z. B. (Bd. 3, S. 386) von dem jungen Herzog von Braunschweig: „Es ist ein toller Herr gewesen, er hat mich den ersten Abend todt saufen wollen, auch also festgesetzt, daß ich auf den Morgen ihm nicht habe können noch wollen aufwarten." Ein andermal (Bd. 3, S. 37) hören wir von einem Gelage, wo Schweinichen Bruderschaft mit dem Herzog von Kurland getrunken. In Dresden beim Kurfürsten von Sachsen ging die Gesellschaft „alle Abend mit einem guten Rausch zu Bett" (S. 53). Auch fürstliche Fräulein nahmen an Saufgelagen Theil; man soff sich wohl auch am Hofe zu Tode (Bd. 3, S. 222).

Wiederholt bekennt Schweinichen, daß er den „reinen Worten des Evangeliums" anhänge, aber von christlichen Dingen spricht er gewöhnlich nur einmal im Jahr, um Weihnachten, wo er zur Kirche gegangen. „Die heil. Feiertage aber über habe ich fürst. Gnaden bei der Kirchen fleißig aufgewartet, und mich also zum Gehör des göttlichen Wortes gehalten, und damit dies Jahr, wiewohl es in denen Feiertagen ohne Rausch nicht zugegangen, geschlossen." Einmal schreibt er auch zum J. 1595: „Nachdem fürstl. Gnaden als wohl wir Diener eine Zeit lang im Luder gelegen, haben wir alle auch eins fromm werden wollen, und sein fürstl. Gnaden neben dem fürstl. Frauenzimmer, ich und das ganze Hofgesinde, zum Nachtmahl des Herrn gangen."

Dem Einreißen des Calvinismus trat der lutherische Herzog entschieden entgegen. Einem Superintendenten, der im Verdacht des Calvinismus stand, gebot er binnen 14 Tagen das Land zu verlassen, eine Maßregel, die beinahe einen Aufstand (vergl. Bd. 3, S. 36) hervorgerufen hätte. Dieß

sein Verhalten gegen den Calvinismus hinderte ihn aber nicht, daß er das damalige Haupt der deutsch-calvinistischen Partei, den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz gelegentlich (im J. 1593) mit seinem Besuche beehrte. „Wir haben beim Pfalzgrafen", berichtet Schweinichen (Bd. 3, S. 55), „in die dritte Woche stille gelegen und die ganze Zeit mit Saufen, Fressen und Tanzen zugebracht, denn es überaus ein wunderlicher Herr gewesen, der nichts konnte, als Saufen. Jedoch das Vermögen war schwach." Der Pfalzgraf Friedrich zog mit seinem Gast nach Sulzbach zum Pfalzgrafen Otto Heinrich. „Allda bis an 4ten Tag stille gelegen, haben da nichts zu verrichten gehabt, als gefressen und gesoffen."

Dieser Pfalzgraf Friedrich, der Vater des Winterkönigs, war allerdings ein „wunderlicher Herr". „Selbst diejenigen die den Pfalzgrafen", schrieb der kurpfälzische Sekretär Kolbinger an Fabian von Dohna im J. 1594, „ganz in ihrer Gewalt haben, beklagen sich mehr und mehr über dessen unerträgliche Sitten; in einzelnen Augenblicken bricht er in scheußliche Blasphemien aus und in alle möglichen Schimpfworte." Als die Pest im J. 1596 die Pfalz verheerte, ließ er sich nicht ein einzigesmal über die Zahl der Opfer und das Unglück der Unterthanen Bericht erstatten. Seine edelgesinnte Gemahlin behandelte er mit einer empörenden Rohheit und Tyrannei. Für Regierungsgeschäfte ging ihm jede Fähigkeit und jedes Interesse ab: Saufereien, Bälle und Maskeraden waren seine einzigen Beschäftigungen. Selbst zur Zeit der wichtigsten Verhandlungen, die dem Abschluß der reichsfeindlichen Union und der Verbindung mit Frankreich im J. 1608 vorausgingen, betrank er sich dermaßen bei den Mahlzeiten, daß er nie den Sitzungen beiwohnen konnte[1]). Durch übermäßiges Trinken sank er früh-

1) Vergl. die Citate bei Gindely: Rudolf und seine Zeit. Bd. I. S. 134, und bei Ritter: Geschichte der deutschen Union. Bd. I. S. 48—50

zeitig in's Grab, wurde aber dann von calvinistischen Predigern als ein „Rüstzeug Gottes" gepriesen, weil er ein abgesagter Feind „des römischen Antichristes" und aller „teuflischer papistischen Gräuel" gewesen sei!

Denn das vor allem dürfen wir, wenn wir die fürstliche Gesellschaft, die wir kennen gelernt, recht würdigen wollen, nicht außer Acht lassen, daß diese Fürsten zugleich die Bischöfe ihres Landes waren und den Glauben ihrer Unterthanen „normiren" konnten!

XXXI.

Geschichtliche Charaktere.

I. Talleyrand[1]).

Es sind wohl drei Decennien verflossen, seitdem wir begierig nach Lord Broughams Buch „die Staatsmänner zur Zeit Georgs III." griffen und es unbefriedigt weglegten, denn es gibt keine Aufschlüsse über dunkle Partien der Geschichte jener Zeit und zeichnet die Charakteristik der Staatsmänner dergestalt, daß man sich verwundert fragt, wie es möglich war, daß solche Persönlichkeiten so mächtig in die Geschicke der Völker eingriffen. Der ehemalige Lordkanzler im Whig-Ministerium Grey bemüht sich nämlich nicht bloß die Legendenglorie wegzustreifen, mit welcher die Volkssage und die Zunft der vulgären Historiker manchen Gewaltigen verklärte, son-

1) Geschichtliche Charaktere von Lord Henry Lytton Bulwer. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Lanz.

dern er ist mit der Sucht behaftet, die Mängel und Fehler so hervorzuheben, daß was an den Männern, die er vorführt, wirklich groß und gut war, kaum sichtbar wird. Sein Buch trägt ganz das Gepräge des Verfassers; wie sein Ehrgeiz in blassen Neid gegen Rivalen ausartete, und er politische Gegner mit gemeiner Gehässigkeit bekämpfte, so führt er auch den historischen Griffel mit einer gewissen Erbitterung gegen die meisten politischen Größen der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts.

Wie Brougham verwandte ein anderer Whig, Lord Lytton Bulwer, der sich 1865 von der politischen Bühne zurückzog, sein otium honestum zu historischen Zeichnungen und wählte sich zu seinen Objekten einen Ausländer, nämlich Talleyrand, und drei Engländer: Mackintosh, Cobbett und Canning, von welch dreien nur der letztere bestimmend in die Geschichte unseres Jahrhunderts eingegriffen hat, während die beiden andern ausschließlich England angehören. Bulwer ist keine herbe Persönlichkeit wie Brougham, huldigt aber wie dieser der Ansicht, daß der Staatsmann nicht wie der gewöhnliche Bürger den Geboten der Moral verpflichtet sei, und läßt sich zu dem Geständnisse herbei, daß nur das Mittelalter Staatsmänner aufzuweisen habe, die ihren Grundsätzen unerschütterlich treu blieben, erklärt jedoch diese geschichtliche Thatsache nicht, wohl deßwegen, weil er nicht zu sagen für gut fand, daß die politischen Krystalle des Mittelalters durch das katholische Gewissen und durch die Einwirkung des Beichtstuhls gebildet wurden. Er huldigte der frivolen Politik seines Meisters Palmerston, wurde jedoch einmal empfindlich bestraft; er war nämlich 1848 Gesandter in Madrid, und weil das Ministerium Narvaez im Einverständnisse mit dem seit den spanischen Heirathen von Palmerston bitter gehaßten König Louis Philippe gehandelt hatte, unterstützte Bulwer die Revolutionspartei, welche auf die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution eine Madrider Nachahmung versuchte. Der eisenarmige Narvaez war jedoch mit dem Aufstande

schnell fertig, und da er die Beweisstücke von Bulwer's Betheiligung in die Hand bekam, gab er ihm ohne weitere Umstände den Laufpaß nach London zu seinem Meister, der die derbe Lektion über politische Moral schweigend einsteckte.

Bei solcher Gesinnung läßt sich denken, mit welchem Maßstabe der Historiker Bulwer den geschichtlichen Charakter Talleyrand mißt, der mehr politische Eide schwur als jemals ein Sterblicher, und rattenklug so oft zu rechter Zeit das Schiff verließ, dessen Fahrt im Wellengrabe endigen sollte.

Bulwer ist der Meinung, Ludwig XVI. hätte nur einen mäßigen Grad von Scharfsinn und Energie gebraucht, um die Revolution zur Reform zu machen, und läßt gänzlich außer Acht, daß der politischen Revolution eine Revolution der Geister vorangegangen war. Die „Philosophen" des 18. Jahrhunderts hatten zuerst Religion und Kirche, hierauf Staat und Monarchie einer Prüfung unterworfen, deren Ergebniß die Verurtheilung der Fundamentalinstitutionen der Gesellschaft war. Die geoffenbarte Religion wurde als Aberglauben erklärt, die Priester als Betrüger oder betrogene Betrüger, und während Voltaire und Rousseau einen kahlen Deismus substituirten, verlachten Diderot und Helvetius diese Schwäche und gab der Baron v. Holbach in seinem „Système de la nature" einen förmlichen Coder des nackten Atheismus und Materialismus. Voltaire verfocht gegen Friedrich II. die These „que le premier roi était un soldat heureux" und nöthigte den königlichen Gegner die Segel zu streichen, Rousseau begann seinen Brief an einen deutschen Fürsten mit den Worten „si j'avais le malheur d'être né prince", und den großen Herren vom Adel wurde nachgewiesen, daß es nur unter den Pferden einen Erbadel gebe, indem Hengst und Stute edler Race auch edle Füllen erzeugen, während die Nachkommenschaft des vornehmsten adeligen Paares erfahrungsmäßig aus Schwächlingen und Simpeln bestehen könne. Rousseau entwickelte in seinem Contrat social

mit bezaubernder Eloquenz die Unnatur der politischen und gesellschaftlichen Zustände, das souveräne Recht des Volkes nach seinem Ermessen die Staatsordnung einzurichten und, wenn es seyn muß, Gewalt zu gebrauchen, und Rousseau war es auch, der in klaren Worten die Revolution prophezeite.

Die Geister waren revolutionirt und darum kam die Revolution mit derselben Naturnothwendigkeit wie das Hochgewitter, wenn die Atmosphäre elektrisch geladen ist. Allerdings war Necker ein politischer Schwachkopf und Ludwig XVI. ein aller Energie barer Monarch, aber war Louis Philippe kein gewürfelter Praktiker und Thiers kein fein politischer Kopf? und doch wurden sie im Februar 1848 weggefegt wie dürres Laub vom Sturmwind. Der Schwur im Versailler Ballhause, die Erklärung der Vertreter des dritten Standes, daß sie die Vertreter des französischen Volkes seien, waren nicht dem Wortlaute, aber dem Wesen nach die Proklamation der Volkssouveränität, und „Volk" bedeutete nicht die Gesammtheit der Staatsangehörigen, sondern das gemeine Volk (die multitudo der römischen Schriftsteller) im Gegensatze zu Dynastie, Adel und Geistlichkeit. Ist das Volk souverän, so ist es der Monarch nicht mehr; der Wille des Volks ist zur absoluten Herrschaft berechtigt, und zur Anwendung von Gewalt, zur Revolution, wenn die Institutionen und Magistrate dem Volkswillen den Dienst versagen. Das Pariser Volk revolutionirte, als es am 14. Juli die Bastille erstürmte und damit dem Könige den Meister zeigte, und in der Nacht vom 4. August nivellirte die constituirende Nationalversammlung die Nation zur liberté, égalité, fraternité. Dieß geschah 1789 und Mirabeau donnerte von der Tribüne herab: „La revolution est en marche, elle fera le tour du monde, le genre humain ne retrogradera pas." Bulwer ist jedoch der Meinung, die Republik habe selbst noch 1791 nur „in den Köpfen einiger Phantasten gespuckt", er hat also nicht einmal die Briefe der Madame Roland, geschweige denn die Reden

der Girondisten gelesen, sonst müßte er wissen, daß es gerade diese Partei war, welche die vollständige Entwaffnung des Königthums betrieb und nur den leeren Namen stehen ließ, auch das nur für einstweilen, nur aus Rücksicht auf den für die Republik nicht herangebildeten Theil der Nation. Mirabeau setzte allerdings gegen die Girondisten das unbedingte Vertrauen des Königs durch, er ließ sich seine Schulden von Ludwig XVI. bezahlen und einen Monatsgehalt anweisen, wofür er die Monarchie zu retten und der Revolution Einhalt zu thun versprach, starb aber im April 1791 und wurde so der Probe überhoben, ob der erste Mann der Revolution ihr Stillstand zu gebieten vermocht hätte, als er fand, es sei genug geschehen.

Nach Mirabeau weist Bulwer dem Bischof Talleyrand von Autun den ersten Rang in der welthistorischen Constituante an. Beide waren aus dem hohen Adel hervorgegangen, waren ungläubig und unmoralisch, brauchten viel Geld zur Befriedigung ihrer „noblen" Passionen; beide waren sich ihrer geistigen Ueberlegenheit vollbewußt und entschlossen große Carriere zu machen, als die Revolution die Schranken sprengte, welche früher nur durch die Gnade des Königs oder die Gunst des Hofs geöffnet wurden. Beide wollten königliche Minister werden, aber auf dem Wege der Opposition. Talleyrand führte die klerikalen Abgeordneten dem dritten Stande zu, ließ sich die Civilconstitution des Klerus gefallen, obwohl er sie (wie sein Biograph) aus politischen Gründen mißbilligte, brachte den Antrag ein, daß der Grundbesitz des Klerus der Nation zur Verfügung gestellt und das System fixer Geldbesoldung aus der Staatskasse eingeführt werde. Für solchen Liberalismus erntete er die volle Gunst der herrschenden Partei, er schlug jedoch die Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris aus, wohl weniger darum, weil er sich nicht als Erzbischof den Parisern präsentiren wollte, die ihn als frivolen Lebemann und glücklichen Spieler (er hatte in 2 Monaten in den Clubs 30,000

Franken gewonnen) kannten, sondern weil er, der Voltairi-aner, der Bischofsrolle überdrüssig war und den Fauteuil eines Ministers im Auge hatte. Er entsagte daher seinem Bisthum Autun, als ihn der Papst am 1. Mai 1791 brieflich verwarnt hatte, verrichtete keine priesterliche Funktion mehr, entäußerte sich jedes priesterlichen Abzeichens und konnte seinen Aerger nicht verbergen, wenn er durch irgend ein Wort an seinen früheren Stand erinnert wurde.

Ein Mann wie Talleyrand, der weder leidenschaftlich haßte noch liebte, dem jedes Ideal fremd war, der aber mit einer außerordentlichen Scharfsicht die Menschen werthete und die Tragweite der politischen Ereignisse bemaß, behielt bei dem bachantischen Freiheitsjubel während der 3 ersten Revolutionsjahre urnüchterne Besonnenheit und suchte sich für alle Wechselfälle vorsorgend zu decken. Er bot insgeheim dem bedrängten König seine besten Dienste an, war in den Plan zur Flucht der königl. Familie eingeweiht, benahm sich als Anhänger des Herzogs von Orleans, ließ sich im Jan. 1792 nach England schicken, kehrte von dort nach Frankreich zurück, weil das englische Ministerium mit ihm, der ohne Vollmachten war, nicht unterhandeln wollte, und kam als Gesandter unter dem Ministerium Dumouriez-Danton abermals nach London, um die Neutralität Englands während des Kriegs mit Oesterreich zu erwirken. Bulwer ist geneigt, die Frage, ob Talleyrand aus England ein Memoire an Danton gerichtet habe, bejahend zu beantworten, glaubt jedoch, der Beweis lasse sich nicht mehr führen, woran auch nicht viel liegt, da Talleyrand einem Danton wie jedem andern Gewaltigen diente, solange er dabei seine Rechnung fand. Nach dem 10. August brachte er seinen Kopf nach England in Sicherheit, wurde auf die Emigrantenlisten gesetzt, und ganz aus England verwiesen nach Nordamerika. Er wollte sich nach Ostindien einschiffen, um dort als kaufmännischer Speculant sein Glück zu versuchen, da traf die Nachricht von dem Sturze Robespierre's ein. Talleyrand kehrte nach Frankreich zurück,

das Schiff aber, das ihn nach Ostindien tragen sollte, verschwand spurlos auf seiner Fahrt.

Talleyrand erschien wieder in Paris, huldigte dem Direktorium und schloß sich Barras an, näherte sich gratulirend dem General Bonaparte, als dieser von seinem wundervollen italienischen Feldzuge zurückkam. Während dessen Abwesenheit in Aegypten ruinirte sich das Direktorium in der öffentlichen Meinung durch corrupte Verwaltung und Kriegsunglück; da legte Talleyrand das Ministerium des Auswärtigen nieder und wartete Bonapartes Rückkunft ab. Er bewog Barras zum Rückzuge vor dem 18. Brumaire und wurde von dem ersten Consul zum Minister des Auswärtigen ernannt. In Bonaparte erkannte er den Mann, der Frankreich regieren sollte, und sprach: „Die Revolution hat Frankreich ausgebeint; was Principien nicht leisten können, muß durch einen Mann geschehen; wenn die Gesellschaft keine Regierung zu schaffen vermag, muß die Regierung eine Gesellschaft schaffen.“ Der erste Consul schloß mit dem Papste das Concordat zum großen Aerger der Freigeister (bekanntlich auch der Staël), er stiftete den Orden der Ehrenlegion, worüber die Fanatiker der Gleichheit murrten, Talleyrand erwiderte den Interpellanten in einem Salon: „hat man jemals eine Gesellschaft gedeihen sehen ohne Religion und Ehrenauszeichnung?“ Nach seiner Ueberzeugung war die demokratische Republik in Frankreich ein Sandmeer, in welchem kein Samenkorn haftet, darum hielt er die Errichtung einer festen, also erblichen Monarchie für unbedingt nothwendig und diente mit seinem Talente dem ersten Consul bei jedem Schritte, den er jenem Ziele entgegen that.

Bulwer stellt eine lange Untersuchung an, ob Talleyrand von Napoleons Absicht, den Herzog von Enghien zu erschießen, gewußt habe, und ob er diese That hätte verhindern können, bringt aber die Frage nicht zum Abschlusse. Uns scheint die Sache sehr einfach zu liegen: Napoleon erklärte noch auf St. Helena, er habe nach den royalistischen

Mordverschwörungen gegen ihn den Herzog von Enghien aufheben und erschießen lassen, um den Bourbons zu zeigen, daß sein Blut nicht Mistpfütze sei, und da er damals auf seinen Minister Talleyrand volles Vertrauen setzte, und dieser von der gegen den Herzog von Enghien beschlossenen Aufhebung unterrichtet war, ließ er den Schlag geschehen, den er nicht verhindern konnte. Auf spätere Vorwürfe, daß er auch nach dem 21. März 1804 im Dienste Napoleons geblieben sei, antwortete er lakonisch: „Sollte ich eine Dummheit machen, weil ich ein Verbrechen beging?" Von Pflichten, welche die Ehre auflegt, wußte Talleyrand nichts.

Er blieb Minister des Auswärtigen bis 1807 nach dem Frieden von Tilsit. Sein Ehrgeiz war befriedigt; der Enkel der Ducs de Périgord hatte seinen Platz in der Vorderreihe der Zeitgenossen gewonnen, er war Fürst von Benevent und Großwürdenträger des Kaiserreichs. Auch das zweite Ziel seines unablässigen Strebens war erreicht: er hatte nämlich unermeßliche Reichthümer gesammelt, theils auf der Börse, auf der er als Minister des Auswärtigen ohne Gefahr operiren konnte und nur zu ernten brauchte, theils hatte er sich von den Fürsten reich beschenken lassen, namentlich von den kleinen deutschen Fürsten, deren Schicksal in seiner Hand lag; bestechen ließ er sich allerdings nicht, wie der württembergische Diplomat Kölle von ihm rühmt, aber er nahm für seine guten Dienste hohe Bezahlung an. Er brauchte viel Geld, weil er fürstlich leben wollte, doch hielt er sein Geld zu Rathe und gedachte dem Hause Périgord eine glänzende Erbschaft zu hinterlassen. Er hatte sich eine junge geschiedene Frau beigelegt, die ebenso ausgezeichnet durch Schönheit als Mangel an Geist war, und später eine Civilehe mit ihr eingegangen, die kinderlos blieb. Auf eine spöttische Bemerkung über seine schöne Hälfte gab er die cynische Antwort: „eine geistreiche Frau compromittirt ihren Mann, eine dumme niemals."

Nach dem Tilsiter Frieden (Juli 1807) trat Talleyrand aus dem Ministerium, ohne jedoch mit dem Kaiser zu brechen,

der ihn auch später noch vielmal zu Rathe zog. Bulwer hebt mit Recht hervor, daß Talleyrand sich von Napoleon I. nicht zurückzog, als dessen Stern im Niedergange begriffen war, sondern als derselbe im vollen Glanze strahlte, und es ist wirklich ein Beweis von bewunderungswerthem politischen Urtheil, daß Talleyrand schon damals erkannte, die Bahn, die Napoleon eingeschlagen, führe zu einem Abgrunde. Er hatte nach dem Siege von Austerlitz in einem Memoire gerathen, Oesterreich eine solche Stellung zu geben, daß seine und Frankreichs Interessen nicht ferner collidiren, was dadurch zu erreichen sei, daß ihm die türkischen Donauländer eingehändigt werden; dann verlege es den Russen den Weg nach Constantinopel und werde Frankreichs Alliirter; dadurch erhalte man auch eine breite und sichere Grundlage für den Frieden des Continents. Allein Napoleon I. war dem Gedanken an eine aufrichtige Befreundung mit Oesterreich unzugänglich und als er in dem Kriege von 1806—7 Preußen niedergeworfen und bei Eylau und Friedland die russischen Heere geschlagen hatte, that er gerade das Gegentheil von dem was Talleyrand gerathen hatte: er schloß mit Rußland Allianz, gab ihm freie Hand gegen die Türkei und Schweden, wofür er im übrigen Europa nach seinem Gutdünken schalten und walten durfte. Talleyrand war seitdem der Mittelpunkt einer Opposition, nämlich die Seele einer aristokratischen Gesellschaft, in welcher die Politik der Regierung besprochen und kritisirt wurde. Manches geflügelte Wort Talleyrands drang unter das Publikum, z. B. Napoleon lasse sich in seiner Politik nicht von den Interessen Frankreichs leiten, sondern verfolge nur persönliche Zwecke; eine Regierung, die zu ihrer Erhaltung immer neuer Erfolge bedürfe, müsse einmal zusammenbrechen. Die Convention von Bayonne (5. Mai 1808) nannte er einen Streich, welchen Europa dem Kaiser nie verzeihen werde, denn eine Krone dürfe man nicht stehlen. Auch die Vergewaltigung des Papstes mißbilligte er ganz entschieden, und über die Vermählung

Napoleons mit Marie Louise äußerte er, das Verhältniß zu Oesterreich werde dadurch nicht geändert, denn Oesterreich bleibe unbefriedigt und Haus Habsburg halte die Verbindung mit der Familie der Bonaparte für keine übergroße Ehre. Er widerrieth auch den Feldzug gegen Rußland, und als die Kunde von dem Brande Moskaus eintraf, gab er Napoleons Sache verloren; wenn er aber zu Rathe gezogen, was jetzt wieder geschah, so sprach er als scharfsichtiger Staatsmann und patriotischer Franzose. Er rieth zum raschen Friedensschlusse mit Rußland, wieder nach dem Abfalle Preußens, wieder während des Prager Waffenstillstands, noch einmal nach der Leipziger Schlacht, als St. Aignan Vorschläge brachte, welche Frankreich die Rheingränze gegeben hätten; aber das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, das ihm Napoleon anbot, schlug er aus, weil er sich nicht an denselben binden wollte. Bulwer glaubt wie Thiers, Napoleon hätte sich durch die Annahme der Anträge retten können, da bekanntlich Oesterreich nur die Uebermacht Napoleons brechen, aber ihn keineswegs stürzen wollte, und von tiefem Mißtrauen gegen Rußland und Preußen erfüllt war. Aber durfte der Kaiser als Besiegter Friedensschlüsse und die von den feindlichen Mächten dictirten Bedingungen annehmen? Hätte er, der Besiegte, nach dem Friedensschlusse seine Autorität in Frankreich behaupten können gegen die combinirten Angriffe der Royalisten und Republikaner? Nach unserer Ansicht wies er die anscheinend so gemäßigtrn Friedensanträge weder aus übermüthigem Trotz noch im Vertrauen auf die Wiederkehr seines Glücks zurück, sondern in der klaren Erkenntniß seiner Lage, in dem Gefühle, daß er am Scheidewege aut Caesar aut nihil angekommen war. Mit bitterem Unmuthe sah er den Mangel an Zuversicht bei Marschällen und Generalen, die Schlaffheit hoher Beamter, die Vorbereitung ehemaliger Vertrauter auf das Eintreten einer Katastrophe, und manchmal überwallte sein Unmuth zu den heftigsten Ausbrüchen. Einmal auch gegen Talleyrand. Thiers

verlegt diese Scene in das Jahr 1809. Bulwer corrigirt ihn aber nach einer persönlichen Mittheilung des Staatsrath Molé, des spätern Ministers des Königs Louis Philipp: „Beim Ende einer Staatsrathssitzung kurz vor der Abreise des Kaisers zum Feldzug von 1814, ließ er die wüthendsten Zornausbrüche hören, wie er von Verrath und Verräthern umgeben sei; dann wandte er sich gegen Talleyrand und überhäufte ihn 10 Minuten lang mit den ärgsten Beleidigungen. Während dessen stand Talleyrand neben dem Kaminfeuer und schützte sich mit seinem Hute gegen die Hitze der Flamme; unbeweglich rührte er kein Glied, verzog keine Miene, und wer ihn sah, hätte nicht im mindesten vermuthet, daß er es sei, mit welchem der Kaiser sprach, und als endlich Napoleon ging und mit Heftigkeit die Thüre zuschlug, ergriff Talleyrand ruhig Molliens Arm und hinkte die Treppe hinab, ohne im geringsten merken zu lassen, als denke er an das Vorgefallene. Zu Hause angekommen schrieb er aber an den Kaiser einen würdig gehaltenen Brief, in welchem er sagte, „wenn er seine jetzige Stellung behalte, so würde er von Rechtswegen Mitglied einer Regentschaft seyn, da er jedoch nach den Aeußerungen Sr. Maj. nicht denken könne, daß er für eine solche Stellung sei, so bitte er um seine Entlassung und die Erlaubniß sich auf das Land zurückzuziehen." Er erhielt jedoch die Weisung zu bleiben, und seine Intriguen (nach Bulwer's Ausdruck) „beschränkten sich darauf die Hindernisse seines Abfalls zu beseitigen, falls Napoleon eine letzte Niederlage erlitte."

Erst nach dem Scheitern der Conferenzen von Chatillon knüpfte er mit den Bourbons an, aber so vorsichtig, daß er sich nicht durch einen Buchstaben compromittirte, und hielt den Polizeiminister Savary in Kenntniß von den royalistischen Bewegungen im Süden. Selbst dann, als bei dem Anrücken der Alliirten gegen Paris der Staatsrath berieth, ob die Kaiserin in Paris bleiben oder nach Blois gehen solle, erklärte er sich auf das entschiedenste für ihr Verbleiben,

als das beste, vielleicht einzige Mittel die Dynastie aufrecht zu erhalten. Als dessenungeachtet die Abreise der Kaiserin beschlossen wurde, sagte er beim Heraustreten aus dem Saale zu Savary: „Nun denn, so ist Alles aus! Welche Partie nun ergreifen? Es steht doch nicht jedermann an, sich unter den Ruinen dieses Gebäudes zu begraben.“ Er blieb in Paris, obwohl er als Mitglied der Regentschaft die Weisung erhielt nach Blois zu gehen, vermied aber schlau den Schein des Ungehorsams, indem er sich nach Verabredung mit der Frau de Remusat von deren Gemahl an der Spitze eines Trupps Nationalgarden zurückweisen ließ. Was er in Paris zum Sturze Napoleons und zur Restauration der Bourbonen that, ist weltbekannt, und Bulwer hält sich ausschließlich an die Memoiren von Bourienne, Savary, Beugnot und an Thiers' Werk über das Consulat und Kaiserthum.

Ludwig XVIII. übertrug Talleyrand das Ministerium des Auswärtigen ungern und nur auf Wellingtons Betreiben, denn er hegte Mißtrauen und Eifersucht gegen Talleyrand, der dem Herzog von Berry und den meisten unter der zurückgekehrten Emigrantennoblesse geradezu verhaßt war. Seine Dienste waren aber noch unentbehrlich, deßwegen wurde er auf den Congreß von Wien geschickt, wo er seine diplomatische Meisterschaft noch einmal glänzend bewies, sich aber den Haß des Kaisers Alexander I. und der preußischen Staatsmänner zuzog, weil er ihnen in der sächsischen und polnischen Frage entgegenarbeitete. Bulwer vertheidigt ihn bei diesem Anlasse gegen Thiers, welcher glaubt, daß Talleyrand Sachsen und Polen hätte preisgeben und dafür für Frankreich Belgien ausbedingen sollen, und Bulwer wirft Thiers mit Recht vor, daß bei ihm die Staatsklugheit in Erweiterung des Gebiets culminire, erinnert ihn jedoch nicht an seine für Frankreich und Louis Philipp verderbliche Politik in der orientalischen Frage von 1840.

Nach Napoleons Rückkehr von Elba schwankte Talleyrand aus politischen und persönlichen Gründen keinen Au-

genblick, fand aber in Gent eine sehr kühle Aufnahme, wurde jedoch von Ludwig XVIII. wieder mit dem Ministerium des Auswärtigen betraut, weil Wellington darauf bestand. Talleyrand verfaßte und setzte die Proclamation durch, in welcher der König gestand Fehler begangen zu haben, aber dessen Zuneigung gewann er nicht und äußerte, „man könne der Clique um den König nicht zugleich dienen und gefallen.“ Von Rußland angefeindet, von England nur matt unterstützt, sah er die Haltlosigkeit seiner Stellung bald ein und nahm den 24. Sept. unter dem Vorwande, er könne den von den Alliirten vorgelegten Vertrag nicht unterzeichnen, seine Entlassung, die ihm der König gerne gab und mit einer Jahrespension von 100,000 Francs und der Ernennung zum Großkammerherrn versüßte. Bei ihrem letzten amtlichen Begegnen sprach der König: „Sie sehen, wozu die Umstände mich nöthigen, ich habe Ihnen für Ihren Eifer zu danken; Sie sind frei von jedem Vorwurf und können ruhig zu Paris verbleiben.“ Gegen seine Gewohnheit antwortete Talleyrand mit einiger Heftigkeit: „Ich habe das Glück gehabt, dem König wichtige Dienste genug zu leisten, um glauben zu dürfen, daß sie nicht vergessen sind; ich könnte nicht begreifen, was mich nöthigen sollte Paris zu verlassen. Ich werde in Paris bleiben und mich glücklich fühlen, wenn ich wahrnehme, daß man dem König kein Verfahren anräth, das seine Dynastie und Frankreich in Gefahr bringen könnte.“

Talleyrand war Mitglied der Pairskammer, aber sein persönlicher Einfluß war nicht groß, denn die alten und ächten Royalisten konnten sich nicht mit dem Manne befreunden, der vor Zeiten an Mirabeau's Seite gestanden und hierauf Napoleon gedient hatte, und die unter dem Kaiserthume Emporgekommenen verziehen ihm seinen Abfall nicht. Bulwer glaubt, er habe nicht an der Spitze einer parlamentarischen Regierung bleiben können, „denn da müsse man, um die Staatsgeschäfte leiten zu können, in kritischen Zeiten selbst einige Leidenschaften von dieser Zeit in sich haben; Talleyrand

aber sei überhaupt ohne Leidenschaften gewesen und habe die Macht des Verstandes repräsentirt, aber die Stimme dieser Macht werde am Anfange jeder Krisis übertäubt und gewinne erst am Ende die Oberhand.“ Die eminente Verstandesmacht Talleyrand's ist allerdings unbestritten, aber wir stellen an Bulwer die Frage: hatte Talleyrand Gewissen? Die Antwort muß nein lauten; ist aber das Gewissen eine Leidenschaft? Talleyrand hatte keine Religion, und auch diese ist keine Leidenschaft. Er besaß wohl mächtigen Ehrgeiz, ermangelte aber des Ehrgefühls und überhaupt jedes sittlichen Ideals, er war kurz gesagt ein vollendetes Muster von Egoisten. Seinen französischen Patriotismus rechnen wir ihm nicht hoch an, denn der Patriotismus ist im Grunde doch nicht viel mehr als die instinktive Liebe zur Heimath, und Talleyrand verstand es ihn für seine Person höchst rentabel zu machen. Es ist ihm bekanntlich nachgerühmt worden, er habe keine Regierung verlassen, bevor sich nicht diese selbst verließ; übersetzt man aber diese euphemistische Formel in die Alltagssprache, so ist gesagt: wenn Talleyrand zweifelte, ob sich eine Regierung halten werde, so zog er sich sachte von ihr zurück, ohne jedoch mit ihr zu brechen, er hielt sich vielmehr den Rückweg offen; daher näherte er sich dem eventuellen Machthaber mit größter Vorsicht, ohne sich irgendwie zu compromittiren, und vollzog den förmlichen Uebertritt erst nach der Entscheidung der Krisis. Er leistete seinem jeweiligen Herrn ohne jeden Gewissensscrupel vortreffliche Dienste, aber er war keinem ergeben, Treue war ihm fremd, und sich im Dienste des Herrn zu opfern erschien ihm als Thorheit. „In Paris ist kein Platz für Unglückliche“, lautete sein Ausspruch, und von sich selbst hätte er sagen dürfen, daß er kein Herz für Unglückliche habe.

Von 1815 bis 1830 trat er nur zweimal in der Pairskammer auf, 1821 für die Preßfreiheit, ohne welche es keine constitutionelle Verfassung gebe, und 1823 gegen die be-

waffnete Intervention für Ferdinand VII. in Spanien, seine finistern Prophezeiungen trafen aber dießmal nicht ein. Seitdem lebte er meistens zu Valençay in der Touraine auf seinem Besitzthum, das er zum Erbgute seiner Familie bestimmte. Doch kam er von Zeit zu Zeit nach Paris, und sein Salon war wieder wie während der letzten Hälfte der Kaiserzeit der Sammelplatz unzufriedener Größen. Mit Befriedigung sah er ein Ministerium nach dem anderen fallen, und als das Ministerium Polignac installirt wurde, wiederholte er den Ausruf, den er bei der Nachricht von der Niederlage bei Baylen gethan haben soll: „c'est le commencement de la fin". Während der Revolutionstage im Juli 1830 schloß er sich in sein Haus ein. Ueber seinen Antheil an der Revolution nach dem Straßenkampfe erzählt Bulwer aus dem Munde eines Betheiligten, den er nicht nennt: Am dritten Tag berief er seinen Privatsekretär und schickte ihn nach St. Cloud, um zu sehen, ob die königliche Familie dort sei und was sie thue, während er mit den Generalen Gerard, Sebastiani und anderen einflußreichen Persönlichkeiten sich unterhielt. Als er erfuhr, Karl X. sei von St. Cloud nach Rambouillet abgegangen, zog er sich in sein Kabinet zurück, rief nach zwei Stunden wieder seinen Sekretär und schickte ihn nach Neuilly zu Madame Adelaide (Louis Philippes Schwester) mit einem Streifen Papier, auf dem nur die Worte standen: „Madame kann zu dem Ueberbringer volles Vertrauen haben." Nachdem sie es gelesen, hatte der Sekretär zu sagen: „Es sei kein Augenblick Zeit zu verlieren. Der Herzog von Orleans muß morgen hier seyn; er darf keinen anderen Titel annehmen als den eines Generallieutenant des Königreichs, welcher ihm zuerkannt wird. Das Uebrige wird sich finden." Der Sekretär gelangte mit großer Schwierigkeit in das Schloß und zu Madame, die auf dessen Anrede, er bringe eine Mittheilung von Talleyrand, ausrief: „Ah der gute Fürst, ich war überzeugt, er werde unser gedenken." Der Sekretär richtete

seinen mündlichen Auftrag aus und brachte an Talleyrand die Antwort zurück: „ich gebe mein Wort, daß mein Bruder dem Rathe des Fürsten folgen wird.“ Es machte sich, wie Talleyrand vorausgesagt hatte.

Bulwer läßt Karl X. insofern Gerechtigkeit widerfahren, als er nachdrücklich betont, derselbe habe bei dem Erlasse der Ordonnanzen im aufrichtigsten Ernste geglaubt, er sei durch den Buchstaben und den Geist der Verfassung dazu berechtigt, dessenungeachtet ergeht sich der Whig mit unverkennbarem Behagen über Talleyrand's Antheil an der Juli-Revolution, sagt kein Wort über die Absetzung des Königs und die Exilirung seiner Familie, sondern bemerkt, Louis Philippe sei durch dieselbe Thüre zum Throne gelangt, welche zu schließen Talleyrand vergeblich Ludwig XVIII. gewarnt habe, nämlich eine vom Volke ausgehende Constitution. Als ob die Constitution oder Charte, wie sie nach der Revolution von der Deputirtenkammer zugeschnitten wurde, vom Volke ausgegangen wäre! Die geöffnete Thüre, durch welche der Orleans zum Throne gelangte, war die Revolution, und durch die gleiche Thüre wurde er im Februar 1848 hinausgeworfen.

Talleyrand schlug das angebotene Ministerium des Auswärtigen aus, ließ sich aber zum Botschafter in London ernennen, in welcher „premier choix diplomatique“ Guizot (Mémoires vol. II. p. 86) einen Beweis für die Weisheit des neuen Franzosenkönigs erkennt. Unstreitig leistete Talleyrand in dieser seiner letzten Mission Frankreich sehr gute Dienste, aber Bulwer übertreibt, wenn er darthun will, daß Talleyrand das Ministerium Wellington-Aberdeen und das folgende Grey-Palmerston für Frankreich günstig gestimmt und dadurch den Weltfrieden erhalten habe. Die englische Politik hatte sich schon unter Canning gegen die drei absolutistischen Nordmächte gewendet, eine englische Allianz mit denselben zum Kriege gegen Frankreich war nur dann möglich, wenn das Juli-Königthum erobernd über die Grenzen

brach und zuerst das insurgirte Belgien annektirte. Wie wir aus den kürzlich veröffentlichten Papieren Palmerston's wissen, demonstrirte Talleyrand dem englischen Ministerium auf das eifrigste, daß Frankreich zu seiner Sicherheit Belgiens nothwendig bedürfe, aber England zulieb gerne auf Antwerpen verzichte, er fand jedoch bei Palmerston bündige Abfertigung, und als er wenigstens Luxemburg für Frankreich reklamirte, wurde ihm bedeutet, daß ein französischer Griff auf Luxemburg einen Coalitionskrieg gegen das isolirte Frankreich zur Folge haben werde. Bulwer hat vollständig vergessen, daß Europa die Erhaltung des Friedens hauptsächlich den greisen Beherrschern Oesterreichs und Preußens verdankte, die ihren Lebensabend nicht durch Blut und Flammen geröthet sehen wollten, und erst in zweiter Linie der Bedächtlichkeit Louis Philippes, sowie der vermittelnden Einwirkung der englischen Regierung.

Als letztes Werk Talleyrand's preist Bulwer die Quadrupel-Allianz (22. April 1834), durch welche Donna Maria da Gloria auf den portugiesischen und Donna Isabella auf den spanischen Königsthron gebracht wurden. Die öffentliche Meinung Englands spricht sich aber heute über diese Allianz ganz anders aus als Bulwer, indem sie es als einen großen Fehler Palmerston's anerkennt, daß er zur Einsetzung eines Weiber-Regiments die Hand bot und auf der pyrenäischen Halbinsel die grauenhafte Verwirrung anrichten half, die fort und fort in dem unglücklichen Spanien als Bürgerkrieg tobt. Für Louis Philippe selbst wurde die Quadrupel-Allianz verhängnißvoll; er gewann einen beherrschenden Einfluß auf Maria Christina und Isabella, erregte dadurch die Eifersucht Englands und als die Spekulation mit den spanischen Heirathen gelang (1846), zog er sich den tödtlichen Haß Palmerston's zu, der schon 1847 durch die Ermunterung der schweizerischen Radikalen zum Sonderbundskriege für Guizot und den König fatale Revanche nahm.

Im Frühjahre 1838 erkrankte der 84jährige Talleyrand (geb. 13. Februar 1754) und starb 17. Mai 1838 zu Paris. Bulwer erzählt sehr ausführlich, wie der Kranke mit stoischem Anstande sein Ende erwartete, wie ein katholischer Christ die Sterbsakramente empfing, weil es seine Familie wünschte ꝛc., was seiner Zeit noch ausführlicher in den Zeitungen zu lesen war. Ueber Talleyrand's Verhältniß zu Thiers schweigt er aber, obwohl Thiers bei Talleyrand viel galt, der von dem ehemaligen Advokaten und Journalisten sagte: „il n'est pas parvenu, il est arrivé“. Dagegen soll Talleyrand's Nichte Thiers einen polisson genannt haben, als sich derselbe spöttisch über Talleyrand's katholische Vorbereitung auf die Todesstunde äußerte. Bulwer schließt sein Elogium auf Talleyrand mit einem dem Inhalte entsprechenden Resumé, als Bewunderer des historischen Charakters, der den Ausspruch gethan: „Die Sprache dient vielmehr die Gedanken zu verbergen als sie mitzutheilen“, der aber auch seinen anderen Ausspruch in einem langen Leben an sich selbst erfahren hat: „die Zeit hat noch nichts geduldet oder anerkannt, was man ohne sie hat machen wollen.“

XXXII.

Potthast's Papst-Regesten.

Regesta Pontificum Romanorum 1198 — 1304 edidit *Augustus Potthast.* Opus ab academia litterarum Berolinensi duplici praemio ornatum ejusque subsidiis liberalissime concessis editum. 2 Bde. gr. 4. Berlin, v. Decker'sche Hofbuchhandlung 1873 — 75.

Gegenwärtig ist gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Ph. Jaffé durch die Regesten der Päpste bis 1198 seinen Namen allen civilisirten Völkern bekannt machte. Selten ist eine wissenschaftliche Arbeit mit so viel- und doch einstimmigem Danke begrüßt worden. Wie häufig sie auch selbstverständlich zu Ergänzungen und Berichtigungen Anlaß bot: das großartige Verdienst der Leistung im Allgemeinen hat keine Feder bestritten.

Die Unentbehrlichkeit einer gleichen Arbeit für das 13. Jahrhundert ist seitdem oft und lebhaft betont worden. Wie vieles konnte auf dem Gebiete der älteren mittelalterlichen Geschichte geleistet werden, ohne daß der Mangel von Papstregesten in empfindlicher Weise hervortrat, und wie selten kann im 13. Jahrhundert selbst die Detailforschung derselben entbehren, wenn sie abschließende Resultate zu Tage fördern will! Das Papstthum ist damals wie nie der Mittelpunkt der europäischen Welt gewesen. Die Urkunden und Briefe der Nachfolger des Apostels enthalten in nuce die Geschichte unseres Welttheils; sie beziehen sich auf das Größte

wie auf das Kleinſte: in ihnen findet die Politik unſerer Kaiſer ihren Schlüſſel, und die Geſchichte eines Bisthums oder eines Kloſters kann nicht ohne ſie geſchrieben werden. Innocenz III., Gregor IX., Bonifaz VIII., die Conſolidation des Kirchenſtaates, der Sturz der Staufer, der Ausbau des kanoniſchen Rechts, die Begründung und der Untergang des lateiniſchen Kaiſerthums, die Entſtehung der Bettelorden, der Triumph und der Niedergang der päpſtlichen Weltſtellung, das alles drängt ſich in eine Spanne von wenigen Menſchenaltern zuſammen.

Dem entſprach natürlich die Schwierigkeit des Unternehmens. Allerdings behandelt Potthaſt nur eine verhältnißmäßig kleine und ſcharf abgegrenzte Epoche, der bunte Wechſel der Zeit und der Perſonen, mit welchem Jaffé zu kämpfen hatte, kommt einigermaßen in Wegfall, aber dafür wächst der Stoff in wahrhaft coloſſalem Maßſtabe: für 106 Jahre hat Potthaſt faſt die dreifache Zahl von Nummern zuſammengebracht, wie Jaffé für die ganze ältere Periode. Die Hauptquelle, die ſeit Innocenz III. vollſtändig erhaltenen Regiſtraturbände des vaticaniſchen Archivs, blieb verſchloſſen, und nur an wenigen Stellen konnten frühere Publikationen aus denſelben als Erſatz dienen. Beträchtliche Stücke lagen vor für das Pontificat Innocenz III., ein beſcheidener Bruchtheil für Honorius III., von Gregor IX. ab war der Sammler auf zahlloſe Drucke angewieſen. Gewiß, dieſe Erwägungen müſſen „der Kritik ihre ſchärfſten Waffen entwinden“ (Weiland in der Hiſt. Zeitſchr. 31, 172), und gerne wird man das Gute anerkennen, wo die Vollendung unmöglich war.

Ein ſelbſt flüchtiger Blick in dieſe beiden prachtvoll ausgeſtatteten Bände läßt erkennen, daß der Herausgeber der Bibliotheca historica medii aevi hier ein neues rühmliches Denkmal ſeines eiſernen Fleißes errichtet hat: 25,448 Nummern auf 2038 Quartſeiten, dazu 98 weitere Seiten Addenda et Corrigenda, ein Index librorum adhibitorum, der etwa 900 Bücher enthält und dabei noch alle diejenigen

Werke übergeht, die nur 1—3mal citirt wurden: das sind von vornherein beweisende Zahlen. Eine andere Frage ist, ob dem Sammelgenie und der bewundernswerthen Ausdauer auch die erforderliche Genauigkeit und kritische Schärfe zur Seite stand. Der Umstand, daß Potthast's Regesten lieferungsweise erschienen, machte längst vor dem Abschluß eine Reihe von Besprechungen möglich, und auf Grund derselben darf sich auch derjenige ein bescheidenes Gesammturtheil gestatten, dem Zeit und Hülfsmittel zu eigener Controle nicht zur Verfügung stehen.

Die drei ersten Lieferungen (Januar 1198 — Februar 1217 mit 5459 Nummern) fanden durch Weiland a. a. O. eine besonnene Kritik. Abgesehen von einzelnen Punkten, wurde hier eine Reihe allgemeinerer Bedenken ausgesprochen: der willkürliche Wechsel der Citationsmethode (eine Unbequemlichkeit, die übrigens durch den am Schluß beigefügten Index librorum adhibitorum wesentlich gemindert wird), die Principlosigkeit in der Einreihung undatirter Stücke, die Mängel der Chronologie sowie der Erklärung der Orts- und Personen-Namen, Unkenntniß oder unvollständige Ausbeutung wichtiger Werke, Ungeschicklichkeiten in der Fassung der einzelnen Auszüge. Daß „eine systematischere, mehr durchdachte Behandlung dieser (und anderer) Seite der Arbeit zu wünschen gewesen wäre", läßt sich nicht läugnen: schon die auffallend kurze Vorrede (stark zwei Seiten), in welcher Niemand einen vollständigen Rechenschaftsbericht zu finden erwarten wird, läßt vermuthen, daß P. versäumt hat, die Ausarbeitung nach einem wohlerwogenen System fester Grundsätze einzurichten. Niemand wird sich z. B. befriedigt fühlen durch die Entschuldigung: Si ubique causas et criticam disquisitionem subiungere voluissem, quamobrem singula regesta sine dato suis locis inserui, alterum non exiguum volumen replessent. Deßungeachtet kommt Weiland zu einem nicht ungünstigen Gesammturtheil, und gerne wird man sich mit ihm „freuen, daß P. es gewagt hat, uns die Actenstücke

des Papstthums in der Zeit seiner unbestrittenen Weltsuprematie gesammelt vorzuführen, und sind dessen sicher, daß jeder Benutzer des Buches manche Verstöße desselben gerne verschmerzt, angesichts des Nutzens, welchen ihm dasselbe bringt."

Gerechtes Erstaunen dagegen hat die Kritik erregt, welche ein römischer Gelehrter an den vier ersten Heften der Regesten ausübte. Ich meine Pietro Pressutti, J regesti de' Romani pontefici, dall' anno 1198 all' anno 1304 per A. Potthast. Roma 1874. Gewiß ist es sehr dankenswerth, wenn Pressutti aus den vaticanischen Regestenbänden (daß er sie vor sich hatte, unterliegt keinem Zweifel, obwohl er mit Hinweis auf spätere Publicationen keine Auskunft über seine Quellen gibt) hunderte von Auszügen aus Urkunden liefert, die Potthast nicht kannte. Hätte Pressutti es dabei bewenden lassen, so war alles in Ordnung; leider hat er sich berufen gefühlt, eine Einleitung von 26 S. vorauszuschicken. Die breiten Ausführungen über die Nützlichkeit päpstlicher Regesten würde Niemand vermissen, und die allgemeinen historischen Betrachtungen ebensowenig. Unerfreulicher ist der Umstand, daß der Verf. aus seinem reichen handschriftlichen Material Vorwürfe gegen Potthast ableitet. Nach einigen anerkennenden Wendungen beginnen S. 13 die Klagen über die große Unvollständigkeit des Potthast'schen Werkes, in verschiedenen Tonarten kehrt die Rüge wieder, P. habe längst nicht das ganze Material verwerthet, das sei bei einem so wichtigen Unternehmen doch ohne Zweifel seine Pflicht gewesen u. s. w. Die Begründung solcher Anklagen liefern fast ausschließlich tutti i manuscritti, deren sich Pressutti erfreut, die Nachträge auf Grund gedruckten Materials kommen daneben kaum in Betracht, und die Berichtigungen hätte Pressutti zum Theil in seinem eigenen Interesse in der Feder behalten sollen. Es kann nur komisch wirken, wenn S. 16 der Druckfehler Narinae statt Narniae mit der feinen Bemerkung begleitet wird: „Ein Wort, welches nie im geographischen Wörterbuch gestanden hat." Daß das Preisaus-

schreiben der Berliner Akademie sich nur auf die Sammlung des gedruckten Materials bezog, daß also eine nicht auf Grund des letzteren geübte Kritik rein gegenstandslos ist, scheint Pressutti nicht zu wissen! Es ist wohl zu hart, wenn ihm Weiland (Hist. Zeitsch. 32, 111) ziemlich unverblümt mala fides vorwirft, aber jedenfalls verdiente ein solches Verfahren eine entschiedene Rüge, und eine Wiederholung derselben gerade an diesem Orte erscheint um so passender, als auch deutsche Zeitungen aus diesem Angriff höchst unberechtigte Schlußfolgerungen gezogen haben. Der sachliche Werth der Pressutti'schen Auszüge wird dadurch selbstverständlich nicht berührt. Sie lassen so recht deutlich erkennen, wie massenhaftes Material noch der Veröffentlichung harrt: bietet doch Pressutti für ein einziges Jahr Honorius' III. nicht weniger als 369 neue Stücke, während Potthast nur 217 hat. Den in Aussicht gestellten weiteren Mittheilungen kann man also gewiß mit Spannung entgegensehen.

Einen glänzenden Gegensatz zu dieser Censur künstlich construirter Unterlassungssünden bilden die fünf umfangreichen Recensionen Winkelmanns (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1873, Stück 28 und 43. 1874, Stück 6 [nicht 7, wie auf dem Titel verdruckt ist] und 42. — 1876, Stück 3). Auch hier begegnet ungefähr ein halbes Hundert ungedruckter Nachträge, aber nicht ohne die ausdrückliche Verwahrung, daß damit durchaus kein Vorwurf ausgesprochen werden solle. Es gibt vielleicht Niemanden, der zu einer wirklichen Controle so befähigt war, wie Winkelmann, der eine Zeit lang selbst an Bearbeitung der Regesten dachte und später für seine Arbeiten auf dem Gebiete der staufischen Geschichte eine Menge päpstlicher Urkunden sammelte (G. G. A. 1873 S. 1084), und die Fülle ergänzender und berichtigender Bemerkungen, die er in den genannten Aufsätzen niedergelegt hat, verdient die größte Achtung. Gleich zur ersten Lieferung gab er (G. G. A. 1873 St. 28) 25 gedruckte Nachträge, scharfen Tadel erfuhr die Behandlung der undatirten Stücke, auch wurde nachge-

wiesen, daß Potthast einige ganz bekannte Abhandlungen übersehen, eine Menge von Namen falsch ergänzt habe. „Dies erste Heft," heißt es am Schluß, „gibt meines Erachtens noch nicht die Gewähr, daß die Regesta pontificum von Potthast das wirklich werden, was sie seyn könnten und seyn sollten: der Stolz deutscher Wissenschaft wie einst Jaffé's Prachtwerk." Schärfer fällt das Urtheil über das 2. und 3. Heft aus. Die alten Klagen werden (a. a. O. S. 1681 ff.) wiederholt, 33 Nachträge gegeben nebst Verbesserungen zu 26 Nrn., das Verzeichniß der unter Innocenz III. fungirenden Cardinäle und Kanzleibeamten wird an der Hand zahlreicher Details als „ein Meer des Irrthums" (S. 1703) charakterisirt. „Einen gewissen Werth, den Ruhm eines gewissen Fleißes" will W. den Regesten nicht abstreiten, aber sie „bleiben nach wie vor hinter den wesentlichsten Anforderungen zurück" und „können unseren Nachbarn nur einen schlechten Begriff von dem geben, was bei uns als Wissenschaftlichkeit gilt."

Die dritte Recension enthält eine erhebliche Milderung dieser harten Worte. Allerdings konnte auch sie wieder (G. G. A. 1874 S. 162 ff.) nicht weniger als 81 Nachträge zu Heft 4. 5. 6. und zu den beiden ersteren 49 Corrigenda bringen, auch kommt das Cardinalsverzeichniß zu Honorius III. wieder nicht zum besten weg, aber zugegeben wird, daß „die 6. Lieferung sich vortheilhaft von den früheren unterscheidet. Die Schwächen sind noch nicht ganz abgestreift, aber man erkennt doch, daß der Verf. bemüht und auf dem besten Wege ist, sie zu überwinden. Die Arbeit nähert sich demjenigen Grade der Sorgsamkeit und Genauigkeit, den man billiger Weise beanspruchen kann, und den der Verfasser ihr auch ganz wohl durchgehends hätte verleihen können, wenn er nicht anfangs die Drucklegung zu eilig betrieben hätte. Möge es mir gestattet seyn, seinem jetzt deutlich hervortretenden Streben nach Vollendung im Einzelnen meinen Glückwunsch mit derselben Offenheit auszusprechen, mit welcher ich aus wahrem Interesse an der Sache über ihre bedenkliche

Seite mich glaubte äußern zu müssen." Das Erscheinen der fünf nächsten Hefte (7—11) bot dann W. (a. a. O. 1317 ff.) Veranlassung zu 59 Nachträgen und fast ebenso vielen kleineren Monita und Correcturen, aber nicht zu einer Wiederholung der frühern starken Angriffe.

Die Hoffnung, die Potthast'sche Arbeit werde schließlich doch noch selbst vor den Augen dieses strengen Censors Gnade finden ist leider getäuscht worden. Gerade die (13.) Schlußlieferung, welche die Addenda et Corrigenda enthält, wird neuerdings (G. G. A. 1876 S. 70 ff.) von W. in geradezu herber Weise besprochen. Und in der That muß es in hohem Grade befremden, daß P. von dem schönen von W. gebotenen Material einen höchst unvollständigen Gebrauch gemacht hat. Von einer ganzen Menge sonstiger Lücken abgesehen, sind von 83 Nachträgen der 4. Recension ganze 26 in die Addenda aufgenommen worden! Da mag man es bedauern, aber man wird es erklärlich finden, wenn W. S. 77 mit den Worten schließt: „Sollte ich das Verfahren mit dem rechten Namen bezeichnen, so dürfte ich es nicht mehr flüchtig oder leichtfertig, ich müßte es geradezu unwissenschaftlich nennen, und ich würde mich gar nicht bedenken, dieses harte Wort zu gebrauchen, wenn nicht noch die Möglichkeit bestünde, daß Hr. P. einen Theil seiner Zettel bloß einzureihen vergessen oder auch vielleicht, ohne es zu merken, verloren haben könnte."

Schwerlich wird man der von Winkelmann gewählten Methode der Kritik die Berechtigung bestreiten können. Allerdings äußert sich eine anonyme Anzeige des „Liter. Centralblatts" (1874 Nr. 16) über Potthast in anerkennendster und mildester Weise: „Daß dem Herausgeber vielleicht einige Urkunden entgangen seyn mögen, werden einzelne für di Periode, der sie speciell ihre Studien zugewendet haben, nachzuweisen im Stande seyn. Wir erachten es aber für undankbare Splitterrichterei, daraus Vorwürfe gegen den Herausgeber ableiten zu wollen, dem gegenüber allein Dankbarkeit am Platze ist." Wenn dieser Pfeil, wie es doch scheint

gegen Winkelmann abgedrückt wurde, so hat er sein Ziel verfehlt. Es handelt sich hier weder um einen speciellen Abschnitt noch um ein paar Lücken, sondern um das Ganze und um ganze Berge von Correcturen.

Kein Zweifel, daß die Winkelmann'schen Aufsätze ein rückhaltsloses Lob der Regesten unmöglich gemacht haben. Aber die entschuldigenden Momente sind doch von ihm, wie uns scheint, nicht genügend berücksichtigt worden. Man erinnere sich, wie mangelhaft Böhmers Kaiserregesten, allerdings das erste Werk dieser Art, in ihrer ersten Form gewesen sind. Man unterschätze nicht die Schwierigkeiten, welche Potthast das ungeheuere Material und auch sonstige Berufsarbeiten schaffen mußten. Der frühere Beamte der königl. Bibliothek und jetzige Bibliothekar des deutschen Reichstages war eben nicht in der Lage, seine ganze Zeit an diese Riesenarbeit zu wenden. Selbst die drei ersten Hefte verdienen bei all' ihren Mängeln doch ganz gewiß etwas Besseres, als den verclausulirten Satz: „Mit ziemlicher Vorsicht und wenn man die Mühe nicht scheut, jede einzelne Angabe vor der Benutzung nachzuprüfen, wird der Kundige doch immer aus ihnen Vortheil zu ziehen wissen" (G. G. A. 1873, S. 1704). Auch jetzt bleiben die Regesta pontificum eine gewaltige Leistung, die kein Forscher ohne herzlichen Dank zur Hand nehmen wird. Aufrichtig bedauern wir, daß gerade die Schlußlieferung zu ganz besonders begründeten Ausstellungen Anlaß bot, und hier möchten wir wirklich den von Winkelmann angedeuteten Erklärungsgrund acceptiren, daß eine beträchtliche Anzahl von Nummern durch einen unglücklichen Zufall ausgefallen ist. Sonst wäre es uns wohl vergönnt gewesen, auf die Regesta das Wort Innocenz III. anzuwenden, mit welchem Potthast seine Vorrede beschließt:

Non qui coeperit, sed qui perseveraverit; salvus erit, et finis non pugna coronat. G.

XXXIII.

Die Berliner Generalsynode und ihre Bedeutung.

Studien und Skizzen zu den „Zeitläufen".

II. Zur Kritik der neuen Kirchenverfassung.

Im Einklang mit unserm ersten Urtheil über das Werk der Generalsynode und beziehungsweise des preußischen Cultus-Ministeriums[1]) hat das Organ der verschiedenen Richtungen der negativen Union oder des „Protestanten-Vereins" hierüber folgenden Ausspruch gethan: „Nur wir Liberalen haben einen erheblichen Theil unserer Forderungen, obwohl fast unvertreten in der Synode, in den Schlußbestimmungen siegreich durchgeführt; alle anderen Parteien, die neue ‚Mitte' nicht ausgenommen, constatiren selber ihre kirchliche Niederlage"[2]). Einen weitern Theil seiner Forderungen, wenn auch nicht alle und insbesondere nicht die Zusammensetzung der Generalsynode aus den Urwahlen der Gemeinden, hofft dieser kirchliche Liberalismus oder der „Protestanten-Verein" noch durch Abänderungen von Seite des Landtags durchzusetzen; und darum handelt es sich augenblicklich.

Dagegen hat das Hauptorgan der positiven Union oder der kirchlichen „Mitte" über das Werk der außerordentlichen Generalsynode folgendes Urtheil gefällt: „Prüfen wir den

---

1) Heft vom 1. Februar d. Js. S. 219 ff.

2) Berliner „Protestantische Kirchenzeitung" vom 1. Januar 1876.

Begriff der Kirche, wie er den Zusatzartikeln (oder Schlußbestimmungen), ja dem ganzen Entwurf zu Grunde liegt, so ist es der: sie ist eine Anstalt zum Wählen von Vertretern, damit die Laien mit den Geistlichen, die Synode mit dem Kirchenregiment, das landesherrliche Kirchenregiment mit dem Staat sich ausgleichen... Nun soll die Kirche, welche doch die Verwalterin ewiger, von Gott geoffenbarter Güter ist, gleichfalls mit einem constitutionellen Schema bedacht werden... Der Cultusminister aber, positiv mitwirkend und negativ abwehrend, halb Staatsmann halb Kirchenobrigkeit, soll noch immer seine Hand im Spiele behalten"[1]).

Wie früher schon gesagt, war die außerordentliche Generalsynode nur mit berathender Stimme zur Beschlußfassung an dem Verfassungswerk berufen und es läßt sich insoferne nichts dagegen einwenden, daß dieses ihr Werk bereits durch die mit königlichem Erlaß vom 20. Januar d. Jrs. publicirte „Generalsynodal-Ordnung" einige Aenderungen, darunter nicht unwesentliche, erlitten hat. Es ist aber bezeichnend, daß diese Aenderungen durchweg im Sinne des kirchlichen Liberalismus und zum Schrecken der kirchlich Gesinnten ausgefallen sind. Die Thatsache ist um so bezeichnender, als es anfänglich schien, als wenn nach dem Willen des königlichen Oberstbischofs die Vertreter der liberalen Richtung von der Arbeit an dem kirchlichen Verfassungswerk möglichst ausgeschlossen seyn sollten, trotz Cultusministerium und Oberkirchenrath.

Als kurz vor dem Zusammentritt der Generalsynode die Namen der aus allerhöchstem Vertrauen berufenen dreißig Mitglieder bekannt wurden, da entstand liberalerseits ein großer Jammer, daß „unterirdische feindliche Mächte" bei dieser Liste thätig gewesen und die Auspicien hienach ungünstige seien[2]). Der Cultusminister hatte bei seinen Vorschlägen stark nach

1) Berliner „Neue Evangelische Kirchen-Zeitung" vom 1. Januar 1876

2) Allg. Zeitung vom 25. November v. Js.

links gegriffen und namentlich den Herrn Wehrenpfennig und andere liberalen Kammermitglieder auf dem Wege königlicher Ernennung in die Synode zu versetzen gesucht. Der „königliche Rothstift" strich aber sogar Männer aus der unmittelbarsten Nähe des Oberkirchenraths aus der Vorschlagsliste aus und setzte gute Kreuzzeitungs-Männer an ihre Stelle. Nur die Drohung des Cultusministers mit seinem Rücktritt soll es verhindert haben, daß auch der Feldmarschall von Manteuffel auf die Liste kam, bei dessen Namen alle Liberalen ein Kreuz schlagen, wenn sie sich überhaupt dieses Zeichens bedienen. Bis dahin hatte also der königliche Oberstbischof entschieden positive Stellung genommen.

Um so bedeutsamer sind die Aenderungen, welche die sanktionirte Generalsynodal-Ordnung an dem Entwurf der Generalsynode vorgenommen hat. Es sind deren namentlich zwei. Die Eine betrifft das Mitwirkungsrecht des Synodalraths, d. i. des ständigen Ausschusses der Generalsynode, bei der Besetzung der wichtigsten kirchlichen Stellen; die andere betrifft das Recht der Einzelgemeinden gegenüber dem kirchlichen Verordnungsrecht.

Der Oberkirchenrath ist zur Zeit liberal; hingegen beruht die ganze Hoffnung der orthodoxen Partei auf der Berechnung, daß die künftige Generalsynode nicht liberal seyn werde. So kam denn von dieser Seite der Antrag ein, daß dem ständigen Synodalrath ein Mitwirkungsrecht bei allen Personalvorschlägen des Oberkirchenraths zustehen solle, namentlich auch bei Besetzung der theologischen Fakultäten. Dagegen machten die officiellen Vertreter in der Synode die heftigste Opposition. Dennoch nahm die Versammlung ein Mitwirkungsrecht des Synodalraths an bei „Besetzung der Generalsuperintendenturen sowie sonstiger kirchen-regimentlicher Aemter." Die letzten vier Worte sind nun in dem sanktionirten Entwurf gestrichen. Die Absicht ist klar und von dem Hauptorgan der positiven Union zum voraus errathen worden. „Wir können den Gedanken nicht aufgeben, daß in

der Ernennung der kirchenregimentlichen Personen die eigentliche kirchliche Macht liegt. Wer die Professoren der theologischen Fakultäten ernennt, wer die hohen Kirchenstellen in Land und Provinz besetzt, der ist in Wahrheit der Herr des kirchlichen Geistes"[1]). Das wird aber hienach die künftige Synode jedenfalls nicht seyn, sondern der liberale Oberkirchenrath wird es bleiben.

Nicht minder sind die Liberalen mit den Aenderungen in §. 7 zufrieden. Hier handelte es sich um die Frage, wie weit die durch die Kirchengemeinde-Ordnung von 1873 eingeführte Selbstständigkeit der Einzelgemeinden durch die über ihnen stehenden Synodalstufen erhalten oder beschränkt werden sollte. Der Entwurf der Generalsynode machte Aenderungen der Agende, welche die Verwaltung der Sakramente betreffen, von der Zustimmung der Gemeinde-Organe abhängig und verlieh denselben ein Widerspruchsrecht gegen die Einführung neuer Katechismen und Gesangbücher, jedoch nur gegenüber Beschlüssen der Provincialsynode. Ein voreiliger Berichterstatter hatte sich diese weise Beschränkung sehr gelobt. „Wenn also in einzelnen Blättern die Selbstständigkeit der Gemeinden dahin aufgefaßt ist, daß eine (christusläugnende) Sydow-Gemeinde und eine (christusgläubige) Kögel-Gemeinde friedlich neben einander existiren könnten, so ist dieß unrichtig. Die neue Kirchenverfassung ist in diesem Maße keineswegs mit dem Oel des independentistischen Geistes gesalbt"[2]).

Aber das sanktionirte Statut hat fragliches Oel noch reichlich nachgetragen. Durch Zusätze und Weglassungen am Entwurf ist das Widerspruchsrecht der Einzelgemeinde nicht nur der provinciellen, sondern auch der landeskirchlichen Gesetzgebung gegenüber in dieser außerordentlich wichtigen Beziehung formell außer Zweifel gestellt. Das streng lutherische Organ

1) Berliner „Neue Evang. Kirchenzeitung" vom 1. Januar 1876.
2) Allg. Zeitung vom 29. Dezember v. Js.

aus Leipzig sagt darüber: „Wie die Dinge dermalen liegen, kann es seiner eigentlichen Tragweite und darum auch seiner wahren Bestimmung nach nur eine indirekte rechtliche Concessionirung des land- oder besser stadtläufigen liberalen Protestantismus seyn. Es ist die förmliche Eröffnung des Processes, in welchen in bitterer Selbstironie gerade diejenige Partei, die mit Preisgebung der festen Bekenntnißgrundlage die landeskirchliche Einheit zu retten glaubte oder doch behauptete, die Kirche hingedrängt hat: die Inauguration einer Parcellirung und Atomisirung der Landeskirche in usum des unkirchlichen Liberalismus, der mittels derselben die ganze Kirche in seine Gewalt zu bekommen und aufzusaugen hofft"[1]).

Hienach würde für den kirchlichen Liberalismus eigentlich nur mehr erübrigen, bezüglich der mißliebigen Wahlordnung beim Landtag Versuche zu machen, und zwar bezüglich der Wahlordnung zu den Kreissynoden, welche die Basis des ganzen Gebäudes bilden. Der Regierungs-Entwurf hatte kurzweg zwei Drittel „weltlicher Mitglieder" gefordert; daran hatte die Generalsynode alle nur möglichen Aenderungen versucht, und aus ihren Beschlüssen ist nun folgende Anordnung hervorgegangen: Die Kreissynode soll bestehen aus fast sämmtlichen an Gemeinden angestellten Geistlichen und aus der doppelten Anzahl „gewählter" Mitglieder (der Ausdruck „weltlicher" ist vermieden); letztere sind zur Hälfte aus solchen zu wählen, die ein kirchliches Gemeindeamt bekleiden oder bekleidet haben, die andere Hälfte ist das sogenannte „großstädtische Drittel" und nach Stand und Beruf völlig frei gegeben. Nun drücken die Liberalen ihre Furcht aus, daß auch in dieses letzte Drittel noch Geistliche kommen könnten; sie verlangen die Rückkehr zum ursprünglichen Entwurf, wornach die „zwei Drittel weltlicher Mitglieder" obligatorisch und Geistliche in diese Kategorie nicht wählbar seyn sollen.

Eine große Anzahl von Aeltesten und Gemeinde-

1) „Allg. Evang.-luther. Kirchenzeitung" vom 4. Februar 1876.

Vertretern in Berlin hat in einer Petition an den Landtag die fraglichen Bedenken gegen die neue Wahlordnung niedergelegt. Wähler zu den Provincialsynoden seien die Kreissynoden, bestehend zu einem Drittheil aus Geistlichen, zu einem Drittheil aus Aeltesten, also zu zwei Drittheilen aus Männern im Kirchendienste, wozu dann noch je ein Professor der Theologie und 15 bis 20 königlich Ernannte treten. Gewählt werden nun in die nächst höhere Synode: Geistliche, Aelteste, kirchliche Männer aus der Provinz. „Möglich ist es hienach allerdings, daß unsere künftigen Provincial-Synoden zu Einem Drittheile aus Geistlichen und zu zwei Drittheilen aus Weltlichen bestehen können." Erwäge man aber den Einfluß der Geistlichen auf die Aeltesten in den kleineren Gemeinden, so sei es wahrscheinlich, daß auch noch in der dritten Gruppe Geistliche in die Provincialsynode gewählt würden, und somit durchschnittlich Geistliche und Weltliche in den Provincialsynoden an Zahl gleich stark wären. In den Synoden der westlichen Provinzen sei das Verhältniß ohnehin zwei Drittel Geistliche und Ein Drittel Aelteste. Die Generalsynode werde nun das Spiegelbild der Provincialsynoden seyn. In derselben verstärke sich aber das Kirchenregiment auch noch unmittelbar durch eilf Generalsuperintendenten und 30 für jede Sitzungsperiode königlich ernannte Mitglieder[1]).

Die Generalsynodal-Ordnung ist nun vom König als „Träger des landesherrlichen Kirchenregiments" sanktionirt und publicirt „als kirchliche Ordnung", in welche sich die Gesetzgebung weiter nicht einzumischen habe. So geschah es auch schon mit dem Statut von 1873. Jedoch erklärte der Minister nicht nur, daß die Regierung diejenigen Punkte bezeichnen werde, welche nach ihrer Auffassung der landesgesetzlichen Sanktion bedürfen, um wirksam zu werden; sondern er gestand überdieß zu, der Landtag könne auch beschließen, daß noch mehr Punkte, als die Staatsregierung meine, der

1) Berliner „Protestant. Kirchenzeitung" vom 22. Januar 1876.

gesetzlichen Sanktion bedürfen, und daß die von der Staatsregierung vorgeschlagenen Cautelen nicht ausreichen. Es muß sich also erst zeigen, was von der „kirchlichen Ordnung" schließlich noch übrig bleibt, und ob insbesondere die Wahlordnung der verschiedenen Abstufungen dem kirchlichen Liberalismus nicht noch acceptabler gemacht werden wird. Wir wollen das neue Verfassungswerk inzwischen principiell betrachten.

Der Präsident des Oberkirchenraths hat in der Eröffnungsrede zur Generalsynode am 24. November v. Js. gesagt: „Die evangelische Kirche legt ihren Verfassungs-Einrichtungen keinen Heilswerth bei; sie glaubt nicht an eine Kirchenverfassung, sondern rechnet sie zu den freigebildeten menschlichen Ordnungen der Kirche, welche nach den Anlagen, geschichtlichen Verhältnissen, geistigen Anschauungen der christlichen Völker einem Wechsel unterliegen und eine individuelle Mannigfaltigkeit zulassen, ja fordern." Der Herr Präsident hat namentlich darauf hingewiesen, daß die durch den verstorbenen König versammelte Generalsynode von 1846 deßhalb unfruchtbar geblieben sei, weil man „Bestimmungen über Gegenstände von unmittelbar dogmatischer Bedeutung" habe herbeiführen wollen, was man durchaus hätte vermeiden sollen (es war die Ordinationsformel gemeint). Auch der König selbst erinnerte in der Anrede an die Adreß-Deputation, daß „Sein seliger Bruder in dieser Richtung schon Vieles gethan habe", aber gleichfalls mit der Betonung, daß es sich jetzt nur um den Abschluß der evangelischen Kirchenverfassung, und nicht um dogmatische Fragen, handle.

Also nicht auf dem Grund des Glaubens und Bekenntnisses der Kirche als der das ganze kirchliche Leben bestimmenden Macht sollte die neue Kirchenverfassung sich aufbauen. Dieselbe sollte wohl das künstliche Werkzeug seyn zur seinerzeitigen Behandlung dogmatischer Fragen, ihrerseits aber keineswegs aus solchem Grunde erwachsen, sondern nur als das Produkt augenblicklicher Staatszwecke und

politischer Opportunität entstehen. So wird die neue protestantische Kirchenverfassung in Preußen allerdings als ein Unikum in der christlichen Welt dastehen, und zugleich als ein Beweis, wie weit sich in dieser Welt die Kirchenbegriffe von einander verirrt haben. Man könnte sagen: es sei eine Kirchenverfassung ohne Kirche.

Freilich konnte auch von einer constitutionellen Verfassung der unionistischen Landeskirche Preußens unter keiner andern Bedingung die Rede seyn, als mit Preisgebung der festen Bekenntnißgrundlage, welche das wesentliche Merkmal einer Kirche ist. Aber obwohl es scheint, daß in dogmatischer Beziehung die neue Kirchenverfassung indifferent sei, so ist auch dieser Schein ein trügerischer, indem thatsächlich dabei das reformirte Princip über das lutherische triumphirt hat, wie ja auch die preußische Union als solche wesentlich in der Fesselung des Lutherthums durch den Calvinismus besteht. So energisch man zum Behuf der neuen Kirchenverfassung die Dogmatik bei der Vorderthüre hinaus getrieben hat, so ist doch ein confessioneller Kirchenbegriff wenigstens negirend durch die Hinterthüre wieder hereingeschlüpft.

Die beiden confessionellen Strömungen in der preußischen Union stehen sich gegenüber wie Amtsprincip und Gemeinde-Princip. Dieser tiefste Gegensatz hat in allen den endlosen Streitigkeiten über die Verfassungsfrage der preußischen Landeskirche seit 1850 seine Rolle gespielt. Zur Erläuterung wollen wir nur Einen einzigen Ausspruch aus lutherischen Kreisen anführen. Als die neue kirchliche Gemeinde-Ordnung von 1860 erschien, äußerte sich das damals einflußreiche Organ der Herrn Nathusius senior wie folgt: „Nie und nirgends in der Geschichte der gesammten Christenheit — mit Ausnahme der Carrikatur, wie sie von den Reformirten erfunden worden ist — sind Synoden etwas Anderes gewesen als wesentlich Zusammenkünfte der Bischöfe zur gemeinsamen Verständigung, sowie in kleineren Kreisen Zusammenkünfte des Bischofs mit seinen Presbytern (Priestern). Nie ist Je-

mand auf größern oder kleineren dergleichen kirchlichen Zusammenkünften anders als kraft eines Amts, das ihn dazu berief, erschienen. Synoden auf Wahlen zu gründen, ein Laien-Element zu ihrem wesentlichen Ingredienz, womöglich zur numerischen Mehrzahl auf denselben zu machen, wie das Bestreben der neuesten Zeit ist, ist eben eine moderne und wesentlich reformirte Erfindung." Gemäß diesem principiellen Unterschiede wurde damals schon aus der neuen Gemeinde-Ordnung der Schluß gezogen, daß „eben sichtlich wieder der calvinische Typus in den Gedanken der Behörden durchschlage"[1]).

Es ist unmöglich, auf das uns vorliegende reiche Material über den großen Streit näher einzugehen, welcher damals über den Unterschied des lutherischen und des calvinischen Amtsbegriffs entbrannte und die vornehmsten Kirchenmänner in die Schranken rief. Der Oberkirchenrath selbst mußte sich durch Erlaß vom 29. Juni 1860 gegen Dr. Stahl und die lutherische Partei vertheidigen, „als solle eine speciell calvinische Auffassung dem lutherischen Theil der Landeskirche aufgedrungen werden"[2]). Selbstverständlich knüpfte sich die Forderung, daß nicht nur jeder Gemeinde ihr Bekenntnißstand gewährleistet seyn, sondern daß es auch einen gesonderten Bestand der lutherischen Kirche in der Union geben müsse, unmittelbar an die lutherische Opposition gegen den Aufbau der Kirche von unten. Heute ist nun durch die neue Verfassung dieser Bestand gänzlich beseitigt, wozu allerdings damals schon die Anfänge gemacht wurden. „In der That ist der Bekenntnißstand der Gemeinden nur bedingungsweise und mit Einschränkung gewährleistet, wenn auch nebenher bisweilen von einer lutherischen Kirche geredet wird. Aus dem Grunde fängt die Theilnahme der Reformirten und Unirten am Verfassungsbau schon auf der untersten Stufe

1) Halle'sches „Volksblatt". 1860. Nr 100 Beilage.

2) S. die Entgegnung Stahl's „Kreuzzeitung" vom 27. Juli 1860 ff.

bei dem Presbyterium an, und man überläßt es den Lutherischen sich das confessionell zurecht zu legen, wenn sie nur gehorchen:" so urtheilte das strenge Lutherthum schon über den Versuch von 1860[1]).

Noch in den „Grundzügen einer Gemeinde-Ordnung" von 1850 war der Name „Presbyterium" oder „Aelteste" für die Mitglieder des Gemeinde-Kirchenraths sorgfältig vermieden, mit der merkwürdigen Motivirung, daß die bei den Reformirten gebräuchlichen Bezeichnungen dem Mißverständniß ausgesetzt seien und „bei den mehr lutherisch gerichteten Gemeinden der Sache selbst eine ungünstige Aufnahme bereiten würden[2])." Die Gemeinde-Ordnung von 1860 hatte zwar diese Scheu bereits überwunden, und für die Mitglieder des Gemeinde-Kirchenraths die Benennung „Aelteste" angenommen. Indeß war darum doch nicht an eine Copie des streng durchgeführten reformirten Presbyterialsystems zu denken; vielmehr diente von nun an die „Irrlehre des sogenannten Gemeindeprincips", wie sich die „Kreuzzeitung" später ausdrückte, einfach zum Anknüpfungspunkt für den kirchlichen Liberalismus[3]).

Der reformirte Kirchenbegriff kommt auch wirklich, im Unterschiede vom lutherischen, den Verfassungs-Ideen des kirchlichen Liberalismus thatsächlich entgegen. Das strenge Lutherthum betrachtet die Kirche vorherrschend als eine Anstalt, bestimmt um die Summe geoffenbarter göttlichen Wahrheiten zu erhalten und zu verbreiten und durch die verordneten Sakramente das Volk zu beseligen; bei dem reformirten Kirchenbegriff hingegen tritt die Kirche als unsichtbare Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen in den Vordergrund. Hier wie bei dem kirchlichen Liberalismus kommt es sofort darauf an, die unsichtbare Gemeinschaft zu den Verfassungszwecken sichtbar zu machen; allerdings nach sehr verschiedenen Ge-

1) Dr. Weber's „Freimund". Nördlingen 1863. 15. Oktober.

2) „Kreuzzeitung" vom 28. Juli 1860.

3) „Kreuzzeitung" vom 14. Mai 1874.

sichtspunkten: dort nach streng religiösem, hier nach äußerlich politischem Maßstabe. Immerhin aber ist es gewiß, daß der streng lutherische Kirchenbegriff sich ebensosehr dem katholischen nähert, wie der reformirte dem des „Protestantenvereins." Beide berufen sich auf das „urchristliche Gemeindeprincip" und beide ereifern sich gegen die Hierarchie in jeder Gestalt als angeblich „widerchristliche Herrschaft." Allerdings gehen dann die Anschauungen auseinander: das streng reformirte System verlangt, daß wir uns bessern sollen, der „Protestantenverein" führt das Schlagwort im Munde: „die Kirche muß sich bessern"[1]). Beiden Richtungen aber tritt der streng lutherische Amtsbegriff gegenüber. So ist es auch seit der preußischen Oktroyirung von 1873 wieder geschehen. „Wenn menschlicher Voraussicht nach die Sache so liegt", sagte damals das Organ des verstorbenen Dr. Stahl und Genossen, „dürfte es die Aufgabe der lutherischen Kirche seyn, neben dem Festhalten an dem was sie noch hat, doch zugleich ihren Blick darauf zu richten, was verloren gegangen ist, nämlich auf das episcopale Element ... Für die weitere Entwicklung der gesammten christlichen Kirche, die Sekten und die diesen nahestehenden reformirten Kirchengemeinschaften ausgenommen, ist das bischöfliche Element stets die Grundlage der Verfassungen geblieben. Denn auch die lutherischen Landeskirchen Deutschlands haben ausdrücklich ihren Ersatz des bischöflichen Regiments in dem Summepiscopat des Landesherrn genommen"[2]).

Wenn nun auf dem entgegengesetzten Standpunkt der kirchliche Verfassungsbau weniger nach dem streng reformirten Princip, als vielmehr nur in constitutioneller Manier betrieben werden wollte, so mußte doch stets der Gedanke leitend seyn, daß zum Zwecke einer geordneten Kirchenverfassung die unsichtbare Gemeinde der Gläubigen sichtbar gemacht werden

---

1) Berliner „Protestant. Kirchenzeitung" vom 1. Nov. 1862.
2) „Kreuzzeitung" vom 14. Mai 1874

müsse. Mit dieser Aufgabe mühten sich die verschiedenen Gemeinde-Ordnungen seit 1850 ab. Noch im Jahre 1859 besprach eine unionistische Conferenz zu Friedberg die Schwierigkeiten „die Gläubigen auszufinden" behufs des Verfassungsbaues auf Grund des allgemeinen Priesterthums; sie erkannte die Unzulänglichkeit auch der positivsten Kriterien[1]). In Preußen aber liegt die Eigenthümlichkeit vor, daß man auch an den besagten Kriterien seit 1850 immer abmarkten ließ, und sich Schritt für Schritt einem zunehmenden Laxismus hingab.

Die Gemeinde-Ordnung vom 29. Juni 1850 war bloß fakultativ. Sie wurde in ganzen Provinzen abgelehnt, weil man in ihrem §. 1 eine Beeinträchtigung der protestantischen Grundsätze, eine hierarchische Betonung des geistlichen Amts, eine bis dahin unerhörte Bindung der Gemeinden an die reformatorischen Bekenntnißschriften erblickte. Als aber unterm 27 Febr. 1860 die neue Gemeinde-Ordnung als kirchliches Gesetz erschien, fanden die Liberalen dieselbe nicht viel besser. Selbst auf der andern Seite nahm man damals schon Anstoß daran, daß das Statut oktroyirt worden sei; viel triftiger waren aber die Anstände der Liberalen[2]). Sie betrafen ganz besonders die Bestimmungen über die passive Wahlfähigkeit, welche nur denjenigen zukommen sollte, „welche an den kirchlichen Gnadenmitteln theilnehmen und sich durch ihr bisheriges kirchliches Verhalten des kirchlichen Ehrenamts in der Gemeinde würdig erwiesen haben." Ueber die so qualificirten Personen mußte, zuerst vom Pfarrer, Patron und Kirchenvorsteher, später vom Gemeinde-Kirchenrath, eine Vorschlagsliste aufgestellt und evident erhalten werden, an welche die Wähler gebunden waren. Unter solchen Umständen verzichteten die Liberalen auf jeden Kampf und überließen das Feld den Orthodoxen allein.

Ueberhaupt kamen von allen Seiten die kläglichsten

1) Darmstädter „Kirchenzeitung" vom 22 Oktober 1859.

2) Vergl. Berliner „Protestant. Kirchenzeitung" vom 31. März 1860.

Berichte über den Ausfall der Wahlen, was die Theilnahme betraf. Aus Danzig: die Einführung der neuen Kirchenordnung nehme „ungestört ihren Fortgang“, insoferne man die Kirchenbeamten die Wahlen ganz allein unter sich habe machen lassen. In Brandenburg wählten von 19,000 Seelen nichteinmal anderthalb hundert Personen. In der Provinz Sachsen kam man mit Aufstellung der Vorschlagsliste in Noth: „bei der bis in's Unglaubliche zusammengeschrumpften Zahl der Communikanten“[1]). Auch die Kirchlichgesinnten ließen sich vermissen. Bei allen den Wendungen, meinte ein Berichterstatter, die man in Preußen mit dem obern Winde unter den verschiedenen Herrschern durchgemacht habe, brauche man sich über das Alles nicht zu wundern. „Auf solchem Boden konnte wohl Anarchie, aber kein Material für den festen Bau eines kirchlichen Selfgovernment erwachsen“[2]). Der kirchliche Liberalismus lachte sich in's Fäustchen. „Mag's auch immerhin in dieser Beziehung gelten, daß ein Augur den andern nicht ohne Lachen ansehen kann, wenn die Rede auf die segensreiche Wirksamkeit des Gemeinde-Kirchenraths kommt; das thut nichts zur Sache, die amtlichen Berichte constatiren, daß Alles im besten Gang und Zuge sei; denn das Papier ist das geduldigste Ding in der Welt“[3]).

Die oberste kirchliche Behörde nahm sich indeß die Sache doch sehr ernstlich zu Herzen, und suchte den Uebelständen seit 1864 durch neue Oktroyirungen abzuhelfen. Zunächst wurde die den Liberalen so äußerst anstößige Vorschlagsliste abgeschafft, dann aber wurden durch die neue Gemeinde-Ordnung vom 10. Sept. 1873 die positiven Kriterien der passiven Wahlfähigkeit in rein negative verwandelt. Es war

1) Darmstädter „Kirchenzeitung“ vom 29. August und 1. September 1860; — Hengstenberg's „Evang. Kirchenzeitung“ vom 11. Februar 1860.

2) Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 18. August 1860.

3) Berliner „Protest. Kirchenzeitung“ vom 20. Oktober 1860.

unter Anderm passirt, daß die Wahl des Regierungs-Präsidenten von Köln angefochten wurde, weil er sich nicht über fleißigen Kirchenbesuch ausweisen konnte. Solche Unfälle konnten nun nicht mehr vorkommen. Bereits war die Aera des Ministers Falk angebrochen. Im nächsten Frühling wurde die neue Gemeinde-Ordnung auch vom Landtag angenommen. Aber schon unterm 5. November 1873 hatte der Oberkirchenrath auch noch eine Instruktion zu deren Ausführung erlassen, welche die letzten liberalen Bedenken beseitigte.

„Man sieht deutlich", bemerkte ein Berliner Correspondent, „es ist der Oberbehörde mit der neuen Verfassung gründlicher Ernst. Ihre gesammte frühere Stellung zu dieser Frage ist geändert. Kein heimliches Mißtrauen, keine Furcht vor kirchlicher ‚Pöbelherrschaft' lauert hinter den Worten. Die fundamentale Frage, wer gehört zur Gemeinde? ist im Ganzen und Großen dahin entschieden: wer zu ihr gehören will und sich nicht, sei es durch Handlungen, sei es durch fortgesetzte Unterlassungen, selbst ausschließt. Das geht in einem ganz andern Ton als früher." Nur Elemente, „welche dem Christenthum geradezu feindlich sind oder sich doch von der kirchlichen Gemeinschaft grundsätzlich abgelöst haben", sollen vom aktiven — nur solche, von denen es notorisch ist, daß sie durch beharrliche Fernhaltung von (früher hatte es geheißen „Theilnahme an") sämmtlichen Aeußerungen des kirchlichen Lebens aufgehört haben sich als Glieder der Kirche zu erweisen — sollen vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen seyn. Jedes „Glaubensgericht" ist verpönt, Mißverhältnisse zu den Geistlichen, Bedenken gegen Cultusformen ꝛc. schließen nicht aus. Die persönliche Meldung ist aufgehoben, sie kann auf Formularen schriftlich ergehen. Die Abstimmung darf durch geheime Zettelwahl erfolgen[1]). Das war in Kürze der Inhalt der Instruktion.

---

1) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 15. August und 16. Dezember 1873; „Kreuzzeitung" vom 14. November 1873.

Nunmehr war die dem kirchlichen Liberalismus genehme Art und Weise die „Gläubigen auszufinden" und die Mitglieder der unsichtbaren Kirche zum Zwecke des Verfassungsbaues sichtbar zu machen, allerdings getroffen. Freilich hatte kurz vorher der Kirchenrath einer Berliner Gemeinde beim Consistorium um Herabsetzung der Mitglieder Zahl der künftigen Kirchenvertretung petitionirt, „weil beim besten Willen nicht mehr (als 15) kirchlich gesinnte, für den Kirchenrath passende Menschen aus der über 30,000 Seelen starken Gemeinde herauszufinden wären." Von dem Wahlakt aber, Sonntag den 4. Jan. 1874, gibt der kirchliche Anzeiger aus der Hauptstadt folgendes Bild:

„Auffallend war die Geflissenheit, mit der die demokratische Partei in allen Kirchen halb aus Gewohnheit, halb aus Verabredung sich des sonntäglichen Gottesdienstes, der überall nur mäßig und von den gewöhnlichen Kirchgängern besucht war, enthalten hat. Mit dem letzten Amen strömten die Schaaren der Wahlberechtigten herein, den Kirchgängern welche heraus wollten, den Ausgang versperrend ... Die Ermahnungen, den Hut in der Kirche abzunehmen, wurden an mehreren Stellen mit den Worten zurückgewiesen: ‚ach was Kirche, hier ist das Wahllokal.' Mit brennenden Cigarren trat man in den Kirchenraum und sogar an den Wahltisch, ja in Einer Kirche wurde sogar die Flasche herumgereicht. Die Gespräche an den Kirchthüren, die Redensarten die in der Kirche gefallen sind, entziehen sich aller Kritik. Wo der ‚freien Richtung' nicht durch eine starke gläubige Minorität maßvolles Verhalten auferlegt war, benützte man die Gelegenheit seinen Hohn und Witz an den Gläubigen zu üben" u. s. w.[1]).

Das war zunächst die „veränderte Grundlage", auf welcher der neue Minister die Synodalverfassung durchzuführen versprochen hatte. Noch kurz vorher hatten sowohl der Oberkirchenrath, als das Cultusministerium solche Urwahlen ent-

---

1) „Kreuzzeitung" vom 13. Januar 1874.

schieden bekämpft und für verderblich erklärt[1]); jetzt sollten sie plötzlich die Panacee für die Kirche seyn, und als im August 1873 kirchenregimentliche Männer sich an der Einladung zu einer Berliner Conferenz betheiligten, von welcher anzunehmen war, daß sie sich gegen die „veränderte Grundlage" der künftigen Synodalverfassung äußern würde, wurden dieselben vom Oberkirchenrath mit Strafe bedroht[2]). Ein volles Drittel kommt nun aus den Gemeinde-Kirchenräthen, welche nach dieser oberkirchenräthlichen Instruktion vom 5. Nov. 1873 gewählt sind in die grundlegende Kreissynode. Hiezu tritt dann das vielberufene „großstädtische Drittel." Die Städte sind nämlich in der Weise berücksichtigt, daß die Hälfte der „gewählten" resp. der weltlichen Mitglieder „von den an Seelenzahl stärkeren Gemeinden", allerdings ohne Rücksicht auf Stand und Beruf, durch die vereinigten Gemeinde-Organe oder Gemeinde-Vertretungen gewählt wird. Schon dieser Zusatz macht das Experiment zu einem vollständig neuen, und daran knüpfen die kirchlich Gesinnten ihre schlimmsten Befürchtungen.

In der Generalsynode erhoben sich daher gerade gegen diesen Theil der „Schlußbestimmungen", durch welche das oftroyirte Statut von 1873 abgeändert wurde, die schwersten Bedenken; sie wurden aber ohne weiters durch den Hinweis auf die Stimmung des Landtags niedergeschlagen. Der Pastor Cuen, einer der hervorragendsten Sprecher des landeskirchlichen Lutherthums, sagte: „Die Schlußbestimmungen sind die Thüre, durch welche die negirende Union ihren Einzug in die Kirche halten wird. Die Vermehrung des Laienelements hat keine principiellen Bedenken; aber es handelt sich um eine Vermehrung des Einflusses der großen Städte, haben die auch die Qualifikation dazu? Es sind dieß die

1) Darauf konnte sich das Halle'sche „Volksblatt" noch am 17. Nov. 1869 berufen.

2) „Kreuzzeitung" vom 23. August 1873.



Gemeinden, wo die Masse der ungetauften Kinder, der ungetrauten Ehen ist. Solche Gemeinden sind nicht gesund, sondern krank; und solchen Gemeinden größern Einfluß auf die Kirche zuerkennen, das heißt kranke Stoffe in den Organismus des Leibes Christi einführen, das heißt Gott versuchen." Der Generalsuperintendent Dr. Schulze berief sich auf die 92 Synodalberichte seines Kreises: „Durch alle geht der Ton schmerzlicher Klage über die Schäden in der Gemeinde. Es gebe in jener Provinz fast keine Stadt, in der nicht in Folge der Einführung der Civilehe von allen seitdem geschlossenen Ehen 40 ja 50 Procent ohne die kirchliche Trauung geblieben seien. In einer Fabrikstadt seien von mehr als 180 geschlossenen Ehen nur 13 kirchlich eingesegnet worden, und auch nur, nachdem die Geistlichen und Laien es sich's viel Ueberreden und Opfer haben kosten lassen. So seien auch die Taufen, der Kirchen- und Abendmahlsbesuch allerwärts im betrübendsten Rückgang." Am wenigsten nahm sich der tapfere Herr von Diest-Daber ein Blatt vor den Mund. Er sagte: „Diese Schlußbestimmungen bedeuten für mich nichts weiter, als die Hingabe des innern Ausbaues der evangelischen Kirche an die Kopfzahl der großen Städte und damit indirekt an den — Protestanten-Verein. Dem letztern soll — das wünscht auch die Staatsregierung trotz des Läugnens des Herrn Cultusministers — Eingang verschafft werden"[1]).

So wäre also vorderhand die 30 jährige Periode von wechselnden und ununterbrochenen Bemühungen, die preußische Landeskirche mit einer Verfassung auszustatten, in dieser Weise abgeschlossen. König Friedrich Wilhelm IV. hat bis an sein Lebensende in seinem tiefchristlichen Sinne „die rechten Hände" gesucht, „in die allein er seine Kirchengewalt, die ihn schwer drücke, frohlockend niederlegen werde." Als solche rechten Hände dachte er sich „apostolisch gestaltete

1) „Kreuzzeitung" vom 30. November, 16. und 18. Dezember 1875.

Kirchen geringen übersichtlichen Umfangs", die jedenfalls einer Synodalordnung wie die jetzt erlassene, und überhaupt einer künstlich gemachten Verfassung, nicht fähig gewesen wären. Die Grundanschauung, aus welcher derlei mehr politische als kirchliche Versuche hervorgehen, hat der geistreiche Monarch sehr wohl erkannt und er hat sie als „Kirchlosigkeit" bezeichnet. Im Jahre 1845 hat er hierüber Folgendes aufgezeichnet: „Aus dem Confirmanden-Unterricht bringen unsere Katechumenen oft nur den Eindruck in's Leben heraus, daß die Katholiken eine Kirche haben, folglich in geistiger Knechtschaft, in Unsinn leben, und daß wir Gottlob mit der Kirche nichts mehr zu schaffen haben, deren Name höchstens unter der Bezeichnung der unsichtbaren Kirche genannt wird — eine Bezeichnung, die von Gläubigen und Ungläubigen gebraucht, ursprünglich ein schöner Gedanke, aber nichts mehr, ein sentimentaler Versuch die Idee der Kirche zu retten, dieser Idee tödtlichen Schaden gebracht hat. Sie verflüchtigt dieselbe, und macht aus einer Thatsache eine Gefühlssache deren Leerheit und Willkürlichkeit einem Jeden bald einleuchtet"[1]). Im Grunde stand der verstorbene König auf dem Standpunkt des seligen Harms in der Frage von der rechten Verfassung des protestantischen Kirchenwesens: „Der Herr wird etwas Neues schaffen müssen, was wir jetzt noch nicht sehen können"[2]).

Es ist mit das Bedenklichste an der neuen Verfassung der protestantischen Landeskirche Preußens, daß unter den gegebenen Umständen in der That nichts Anderes möglich war, wenn nuneinmal der „Cäsaropapismus" an der Spitze derselben beseitigt werden sollte. Beseitigt ist er übrigens auch nur zum Schein. Denn indem dem Oberstbischof nunmehr nebst der Generalsynode auch noch der Staat in der Person

1) Aus den von L. Richter veröffentlichten Aufzeichnungen, Halle'sches „Volksblatt" vom 8. Juni 1861.

2) Halle'sches „Volksblatt" vom 23. September 1865.

des Cultusministers beschränkend und positiv einwirkend zur Seite treten, ist diese Landeskirche erst recht zur Staatskirche und ihre Verfassung zur politischen Verfassung geworden.

Im Landtag wird diese staatsrechtliche Seite der Sache nicht übersehen werden können; und damit hängt die Frage auf's Engste zusammen, wie sich, von der verfassungsmäßigen Parität gänzlich abgesehen — die Fortführung des „Culturkampfs" und die Durchführung seiner Principien unter den neuen Umständen ausnehmen wird. Neben der etablirten Staatskirche sind nur Dissenters denkbar, und „Dissenters" sind eben Freikirchen, um welche sich der Staat nicht kümmert, außer daß sie unter den allgemeinen Gesetzen stehen.

Die Consequenz der Nationalliberalen wird sich freilich auch über diese Bedenken hinwegsetzen. Sie wollen auch die neue preußisch-protestantische Kirchenverfassung für ihre unitarische Propaganda nutzbar machen. Der „deutsche Kirchenbund", rechnen sie, „werde dadurch wie von selbst seine Verwirklichung finden"[1]). Ernst christlich gerichtete Männer aber glauben, die preußische Landeskirche werde darüber selbst der Auflösung verfallen.

1) „Deutsche Wünsche an die preußische Generalsynode" in der „Allg. Zeitung" vom 30. Oktober 1875.

XXXIV.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

V.

Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft ragt Görres groß hervor, sowohl durch die Universalität seines Wissens als durch die Totalität und Großartigkeit seiner Auffassung. Görres war kein Gelehrter im gewöhnlichen Sinne, der Gegebenes in einem engeren Wissensgebiete sammelt, dasselbe unter bestimmten Gesichtspunkten verarbeitet und so ein auch immerhin brauchbares Werk schafft. Er war kein Systematiker, der unter abstrakten Formeln die Materien unterbringt. Jene Registraturmethode war ihm durchaus fremd und obwohl alle seine Schriften innerlich durch und durch gegliedert waren, so entbehren sie derselben äußerlich, namentlich in der frühern Zeit völlig[1]). Auch herrscht weniger das dialektische Moment vor, wie denn eine scharfe exakte Begriffsbildung mehr zurücktritt; eher ist die Demonstration das Charakteristische, allein auch sie ist weniger eine äußerliche, als eine von innen heraus, d. h. sie wird bei ihm zur Construktion, vermöge welcher er seinen Gegenstand von seiner

1) Insoferne hat ihn Perthes, als es sich um die Herausgabe von „Altdeutschland" handelte (1823), freundschaftlich gemahnt: „ja viele Abschnitte und Capitel zu machen; denn unser zerhacktes Publikum verdaut nur gehackte Speise." (Ges. Briefe III. 120.)

Mitte aus auf Grund einer intellektuellen Anschauung gestaltet. Man hat ihn bezeichnend einen „inneren Baumeister" genannt und seine Sprache eine „architektonische", und wirklich machen seine Schriften diesen Eindruck; aber er ist ein innerer Baumeister, wie die geistige Seele es ist, die den Stoff nach der ihr innewohnenden Idee gestaltet und sich den Leib als Hülle schafft, um sich in sich selbst zu erheben. Insoferne sagt er selbst von sich und seinen Schriften: „In fortdauernder Metamorphose erhebt sich der Geist von Stufe zu Stufe, und Bücher sind ihm gleichsam nur die Hüllen, die er dabei abstreift"[1]). Alle seine Schriften, so reiches und weit von einander abgelegenes Material sie auch bieten, sind stets von Einem Gedanken beherrscht, der jedes Einzelne an seine Stelle weist, und das Viele zu einem in sich gegliederten Ganzen erhebt. Was er einmal darüber äußert, wie er den Vortrag liebe, gilt ganz von ihm: daß nämlich derselbe „in große bestimmt umschriebene Massen gegliedert sei, die dann wieder in's Einzelne hin in lichten wohlbegrenzten Begriffen sich absondern, während nach aufwärts hin ihre Verbindung durch ein allgemein umfassendes Band also vermittelt ist, daß Alles wohl zusammen greift und sich geschmeidig ineinander fügt" (V. 226).

Was Görres besonders von Anfang auszeichnet, ist, daß sich bei ihm Empirie und Spekulation stets durchdringen. „Nimmer scheide sich Empirie und Spekulation und die Erkenntniß ist geborgen", sagt er schon in der ersten wissenschaftlichen Schrift (1802): in den „Aphorismen über die Kunst" (S. XI). Ruft er daselbst einerseits den abstrakten Idealisten zu: „wo fände eure Vernunft den Stützpunkt für ihren Hebel, wenn der feste Boden der Empirie unter ihr verschwände?" so nicht minder den Empirikern, welche alle Metaphysik verdammen: „Was macht, daß ihr was Besseres seid als jene Flechte, die ganz empirisch saugt, als dieses

1) Glauben und Wissen S. 3.

freie selbstständige Denken; was macht, daß ihr im Meere von Erfahrungen, in dem ihr schwimmt, nicht schon längst ersoffen seid, als diese eigene innere freie Kraft, die euern Kopf über den Fluthen schwebend hält und euch Blick und Athemzug verstattet?" — ein Wort, welches namentlich heute nicht oft genug wiederholt werden kann.

Görres hat sich denn auch ein wahrhaft universelles Wissen angeeignet. Es gibt kein größeres Gebiet der Wissenschaft, in das er nicht selbst oft bis in's Detail einzudringen gesucht hätte. Auf manchem wurde er geradezu bahnbrechend, auf anderen leistete er Vorzügliches und es ist keine Uebertreibung, wenn schon wiederholt ausgesprochen wurde, daß seit Leibnitz wohl kaum Einer das Gesammtgebiet des Wissens in dem Umfange umspannt habe wie er. Nichts blieb ihm fremd, Mathematik, Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie und Kunst, germanisches und orientalisches Alterthum, Mythologie, das ganze Gebiet der Universalgeschichte, Kirchengeschichte, Theologie und Mystik — in all diesen Gebieten war er zu Hause, so daß er selbst oft Specialforscher in Staunen setzte.

Als Professor der Physik in Coblenz gab er schon im J. 1801 Fourcroy's „synoptische Tabellen der Chemie" deutsch heraus; 1802 erschienen seine „Aphorismen über Kunst", 1803 die über „Organonomie"; 1805 erschien die „Exposition der Physiologie" (Organologie), so daß er bereits damals einen Namen als Naturforscher hatte, und der um die Chemie seiner Zeit hochverdiente Gehlen ihn einlud sich an dem von ihm begründeten Journal für Chemie zu betheiligen, da er darauf hinarbeiten wollte „mehr Sinn für ächte Naturforschung zu erregen und dem aphoristischen planlosen Versuchmachen zu steuern" (Ges. Briefe II. 8). Ebenso kam er in Vorschlag für Physiologie an der Akademie in München, um den alten Sömmering zu suppliren (l. c. 17). Zu gleicher Zeit schrieb er die geistreichen Corruscationen in der „Aurora", die in München erschien (1804—5), Kunst, Literatur und

Politik beleuchtend. Als er nach Heidelberg übersiedelte (1806 — 8), sehen wir ihn, während er über Physiologie, Anthropologie und Aesthetik las, mit germanistischen, mythologischen Studien beschäftigt. Später, 1816 erhielt er einen Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Lüttich (Ges. Briefe II. 506); 1817 einen solchen nach Stuttgart als ständiger Sekretär unter einem Ehrenpräsidenten an der neu zu bildenden Kunstschule, um, wie Wangenheim ihm schrieb, „in collegialen Verhältnissen mit den ausübenden Künstlern, die Seele der Anstalt zu bilden.“ Als Görres aber, in der Hoffnung seiner Heimath erhalten zu bleiben, worin er von Andern und namentlich vom Freiherrn von Stein bestärkt wurde, darauf nicht einging, bat ihn Wangenheim, der in der Ablehnung einen neuen Beweis der Reinheit seines Charakters erblickte, „ihm doch seine Ansicht über die Errichtung einer Kunstschule mitzutheilen“. (Polit. Schriften IV. 646 — 50 und Briefe II. 577.)

Aber Görres suchte nicht bloß das Gebiet empirischen Forschens zu umfassen und zu erweitern, sondern es auch spekulativ zu durchdringen. Wie er in der Politik die Gegensätze im Ideal auszugleichen strebte, so trachtete er auch das „Schisma“, welches „die Kunst und die Wissenschaft ewiglich entzweie, für diejenigen welche nach Schönheit und Erkenntniß ringen“, durch das „Ideal“ zu versöhnen (Aphorismen über die Kunst VI bis VII). Im Ideal aber erfaßte er immer das Ganze. In ihm suchte er immer das Viele, das in der Erfahrung sich findet, auf seine höhere und höchste Einheit zurückzuführen und so von der centralen Einheit aus den empirischen Stoff geistig als Ganzes zu reproduciren. Daher stammt die Totalität seiner Anschauung, wie alle seine Schriften dieß beweisen. Schon 1805 schrieb ihm daher Windischmann bezüglich seiner Schrift „Glauben und Wissen“: „Die Idee Ihrer Schrift ist die der Totalität selbst, Sie haben dieselbe sowohl in ihrem reinen und unverwüstlichen Wesen aufgefaßt, als auch nach ihrer Genesis in's Universum

und jede Individualität in Wahrheit dargestellt." Deßgleichen schreibt ihm Diepenbrock (1829) bezüglich Görres' Vorrede zu Suso: „Es ist wundersam, wie Alles lebendig wird und sich organisch gestaltet und sein tiefstes Leben aufschließt vor Ihrem Blick und wie treffend Ihre Hand das Erschaute malen kann. Sie sind kein Poet, kein Philosoph, kein Theolog, sondern das Dreieins aus allen, und Theologie, Philosophie und Poesie ist lebendig innewohnend in Ihnen, in Geist, Seele und Leib zu Einer Persönlichkeit sich gestaltend" (Ges. Briefe II. 20; III. 359). Höchst bezeichnend ist insofern, was Görres 1812 an die Brüder Grimm schrieb (Briefe II. 27): „Wie die Philosophie unter allen Wissenschaften gewonnen werden muß, so in allem Positiven das Centrum." Gerade weil er immer das Ganze und darum die Mitte suchte, gruppirte sich ihm um dieses das Einzelne, Empirische leicht und richtig; und weil er immer ideale Erkenntniß anstrebte, hatte er in der Spekulation auch den Leitstern, das empirisch Positive central zu erfassen.

Die Voraussetzung eines solchen wissenschaftlichen Strebens ist aber, daß eine Nothwendigkeit, ein inneres Gesetz alles Seyn und Werden beherrscht, das nicht ein bloß abstraktes, sondern, daß ich so sage, ein substanzielles ist. Die Voraussetzung eines solchen Gesetzes hat ihn schon in der Schrift über den „Allgemeinen Frieden" zur Idee einer Naturgeschichte des Staates geführt, sie hat ihn in den „Resultaten seiner Sendung nach Paris" den Gang der Revolution naturgeschichtlich betrachten lassen, wie sie ihn auch zur genetischen Betrachtung der Dinge überhaupt führte. Insoferne sagt er gemäß seiner damaligen Anschauung in der eben genannten Schrift (S. 87): „Die physische Natur ist seit Jahrtausenden, was sie seyn sollte, aber es gab eine Periode, wo sie nicht war, was sie jetzt ist: da war überall gesetzloses Toben, tausend abenteuerliche Formen wurden gebildet und wieder zerstört, weil der Keim der Zerstörung in ihrer Formirung lag. Die geistige Welt ist nicht,

was sie seyn soll, aber sie strebt diesem Zwecke mit unendlichem Streben entgegen. In ihr daher der nämliche Formenwechsel, das Bilden und Umbilden, das dort längst vorüber ist. Der Beobachter trauert tief, daß so das Große dahinstarb, allein er weiß, daß alles, was geschieht, geschehen mußte, daß Sonnen erlöschen und Republiken dahinsterben nicht am Zufall, sondern nach den Gesetzen der ewigen ordnenden Natur." Weil so Görres immer das Einzelne auf das Ganze und seine höhere Einheit zurückbezog und diese wieder im Einzelnen nachzuweisen suchte, in Allem er nur Ein Gesetz, wenn auch noch so mannigfaltig gestaltet wiederkehrend erblickte, ergab sich bei seinem reichen Wissen und seiner mächtigen Phantasie von selbst, daß seine Art der Darstellung zugleich von einem poetischen Hauch durchweht war, ja oft bis zum höchsten Fluge sich erhob. Die Bilder drängten sich aus allen Gebieten des Wissens ihm auf, so daß der minder geübte Leser oft kaum mehr folgen kann. Aber es sind nicht Bilder, die gesucht, die künstlich herbeigezogen und dann absichtlich angewendet worden; sie strömen ihm aus dem Gegenstand selbst hervor; der höhere Standpunkt ermöglicht es ihm, in Allem die inneren Beziehungen seines Gegenstandes auch mit anderen Gebieten zu erblicken, und es ergab sich das Poetische aus der Sache selbst[1]).

1) Bezeichnend hiefür ist, was er in seiner Exposition der Physiologie hierüber selber sagt: „Der andere Vorwurf wird mir von Manchen gemacht werden, die ich hoch achten muß, daß ich das philosophische Lehrgebäude auf den Musenberg setze und wieder aus dieser Bergart jenes aufmauere, kurz daß ich Poesie in die Wissenschaft einmenge. Ich habe mir alles überlegt und denke, was der Himmel verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen; wenn es eines Baumes Natur ist, daß er Früchte und Blüthen zugleich trägt, warum soll man ihn ängstigen, daß er Eines oder das Andere fallen lasse und jedes schön zu seiner Zeit thue. Die da aber im Norden sind freilich an ihr trauriges Nadelholz gewöhnt, das die Blüthen ganz versteckt in seinen Kapseln präsentirt, aber wo der Rheinwein wächst,

Doch wir können Görres' wissenschaftliche Thätigkeit nur beurtheilen aus der Zeit, in welcher er gewirkt, und aus

---

da scheint die Sonne schon etwas wärmer und die Natur geräth schon an sich in den Luxus mit den Blumen hier; aber wie gesagt, der Wein ist darum gar nicht schlechter und weniger geistig als der nordische Krätzer, eher etwas besser. Wo poetische Floskeln die Armuth an Ideen zudecken sollen, wo man ein seichtes leeres Geschwätz aufputzen will mit einem dichterischen Firlefanz — da schlage man immer drein mit Feuer und Schwert, wenn man zorniger Natur ist, es ist das gleiche Verderben der Kunst und der Wissenschaft: wo aber der Strom wie eine Quelle aus dem Berge so aus der innersten Natur hervorquillt und nicht durch armseliges Pumpwerk herausgetrieben wird; wo die Untersuchung an Tiefe nicht verliert, weil das Gemüth mit an ihr Antheil nimmt — da hat die Wissenschaft keine weiteren Ansprüche zu machen, und die Poesie wird mit der Philosophie sich ebenso vertragen, wie der Scherz mit den Shakespear'schen Dramen oder die Laune mit der Sentimentalität im Romantischen. Waren denn die Zeiten so unglückselig, in denen die Wissenschaft nur in Gesängen lebte und in Liedern sich fortpflanzte? Es war der Ausgang aus dem Paradiese, als die Prosa sich von der Poesie losriß; in Eden waren keine Tischler die Repositoren zu Collektaneen zimmerten, wohl aber Bäume, und alles war lebendig in ihm, was jetzt todt und erstorben in diesem Fachwerk liegen kann ... Den höheren Kräften kann das Gemüth den Zugang nicht versagen, wenn sie im Stande der Unschuld geblieben sind und dieser Stand ist der der Einheit Aller ... Meine Bilder, ich suche sie nicht, ich treibe sie nicht zusammen, um affektirt mit ihnen mich zu schminken; sie kommen mir ungefordert, und ich weiß nicht, warum ich sie abweisen sollte" (Vorrede IX). Ist ja doch wirkliche Poesie nur dann es, wenn die Sache selbst poetisch ist. Darum wird auch jede höhere philosophische Anschauung die Poesie in sich selbst tragen. Dieß hat für die Naturwissenschaft Alexander v. Humboldt (Kosmos II. 1 ff., III 25) anerkannt, wie für die Geschichte sein Bruder Wilhelm bestimmt ausgesprochen, wenn er vom Historiker Phantasie wie beim Künstler fordert, als congeniale Auffassungs- und Reproduktionsgabe, nur daß sie nicht wie bei letzterm freischaffend, sondern der Erfahrung und Ergründung der Wirklichkeit untergeordnet wird (Werke I. 3); während der große Historiker Böhmer sich dahin äußert: „Auch der

der Aufgabe, welche nicht bloß er sich gestellt, sondern die der Zeit überhaupt gestellt gewesen. Man hat jüngst ausgesprochen: Görres sei „der Begründer einer neuen wissenschaftlichen Richtung“. Soll dieß mehr als eine Phrase seyn, so hat dieß nur Sinn und Bedeutung, inwiefern jener Zeit eine wissenschaftliche Aufgabe zur Lösung gegeben und inwiefern Görres zu letzterer beigetragen, und das was er geleistet, bahnbrechend und für die folgende Zeit fruchtbringend geworden ist oder wenigstens hätte werden können.

Ein kurzer Blick auf jene Zeit und ihre Aufgabe ist insofern unerläßlich.

Wie wir gesehen, hat Görres in „Europa und die Revolution“ selbst die ganze neuere Zeit seit dem Ausgange des Mittelalters als die einer allmähligen Auflösung des Alten angesehen, welcher eine fortschreitende Neugestaltung auf anderem Grunde zur Seite geht. Dieß gilt nicht bloß von der politisch-socialen Ordnung, es gilt nicht minder von der Wissenschaft. Auch die Wissenschaft des Mittelalters, deren Lebenspuls die frische unmittelbare Glaubenskraft gewesen, war zunächst theils stationär geworden, theils der allmähligen Auflösung verfallen. Die alte Metaphysik, getragen innerlich vom höheren Glaubensgrund, schritt vom Erfahrungsmäßigen aus mittels der Allgemeinbegriffe zu den höheren Wahrheiten fort, nicht um diese erst zu suchen, sondern sie zu beweisen. Denn diese Wahrheiten selbst waren bereits gegeben durch das Gemeinbewußtseyn der Zeit. Es war dieß die unmittelbar sich bietende Methode, und sie ist es auch jetzt noch. Allein diese Unmittelbarkeit, mit der diese Wahrheiten dem Bewußtseyn sich boten und alles Denken und Fühlen erfüllten, trat zurück, die Zeit ward reflexiv und kritisch, und damit mußte von selbst immermehr die Sub-

Historiker soll ein Dichter seyn, aber nicht erlogener Geschichten, wie die Poeten der späteren Perioden, sondern ein Wahrheitsdichter, wie die alten Epiker“ (Leben und Briefe II. 70).

jektivität und damit der Zweifel sich geltend machen. Die folgende Zeit fand somit diese wissenschaftliche Methode nicht mehr genügend. Die immer mehr in's Ungemessene sich erweiternde und so sich stets corrigirende Erfahrung auf dem Gebiete der Natur wie der Geschichte konnte nicht mehr als unverbrüchliche Voraussetzung gelten. Man war genöthigt, die Dinge selbst für sich zu untersuchen und aus ihren Erscheinungen die Gesetze abzuleiten. Andererseits wurde auch die andere Voraussetzung, die Allgemeinbegriffe in ihrer Giltigkeit für höhere Wahrheiten angezweifelt und in Untersuchung gezogen, und so ihre unbedingte Geltung erschüttert. Darum konnte auch das was darauf gebaut ward, nicht mehr in seiner Begründung genügen. So entwickelte sich einerseits der schale Rationalism, welcher nur gelten ließ, was das beschränkte Begreifungsvermögen des Einzelnen zuließ — und dieß war sehr wenig — andererseits mußten Andere wohl einsehen, daß eine den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügende Begründung der höheren Wahrheiten diesen selbst noch keinen Eintrag thun könne, daß im Gegentheil die Forderung gestellt sei, tiefer zu gehen. Insofern war man angewiesen, neue Wege einzuschlagen. Völlig an sich gewiesen mußte das Denken immer mehr zu der Frage nach einem ersten und an sich gewissen Principe alles Seyns und Denkens gedrängt werden. Schon das „Cogito ergo sum" wie „die Substanz" Spinoza's bezeichnen, das *eine* die subjektive, das *andere* die objektive Fassung eines solchen Princips seitens der neueren Philosophie. Nachdem diese namentlich durch Kant ausgesprochenerweise kritisch geworden, kam durch Fichte's „Ich" und den dadurch bedingten Idealismus die Frage nach einem ersten unbedingt gewissen Princip für alles Seyn und Denken zum Durchbruch. Dieß hat nun namentlich Schelling ausgeführt. Die Welt des äußern Seyns wie die des Geistes sollte aus Einem Princip abgeleitet und der Erkenntniß näher geführt werden. Diese Aufgabe lag in der Zeit und die größten Geister haben da-

mals sich ihr unterzogen. Eine solche auf Einem Princip ruhende und von ihm aus Alles der Erkenntniß vermittelnde Wissenschaft bedingte aber von selbst, daß sie eine Totalanschauung gewähre, sie eine Wissenschaft aus Einem Gusse sei, welche das Gesammtgebiet der Erscheinungen in der Natur wie in der Geschichte umspanne. Ist diese Aufgabe der Zeit geworden, so liegt in dieser Aufgabe auch das Recht der neueren Philosophie. Wenn anders die Zeit mit einer bloß formellen Rechtfertigung sich nicht mehr begnügen konnte, sondern an die Sache selbst gehen sollte, so mußte eine Wissenschaft angestrebt werden, welche nicht bloß äußerlich demonstrativ beweist, sondern die Welt des Daseyns aus ihren letzten Principien zu erklären im Stande wäre. Kurz die Zeit strebte im Idealismus selbst eine höhere Real-Philosophie an.

Insoweit jene Zeit diese Aufgabe gelöst hat, ist das Gelöste ein Erbtheil, mit dem die folgende Zeit wirken kann; insoweit dieselbe noch ungelöst, ist sie auch noch die Aufgabe der Gegenwart. Denn nicht auf einmal und nicht auf Einen Wurf wird ein solches Problem nach allen Seiten klar gestellt und dem Ziele zugeführt, sondern nur stufenweise, und nicht ohne daß auch Mißgriffe geschehen, Irrwege gegangen werden könnten. Dieß letztere lag damals um so näher, als die Glaubenskraft vielfach erloschen war, und den Ansprüchen der Zeit gegenüber die wissenschaftliche Vermittlung nicht ohne Schuld derer, denen diese Aufgabe obgelegen, nur zu sehr vernachlässigt ward. Mag daher auch die neuere Philosophie noch so viel Irrthümer enthalten, dieselben können nicht durch einfache Negation, sondern wissenschaftlich nur dadurch überwunden werden, daß man, um mit Görres zu reden, „ihr den Vortheil abgewinnt und das Gute auf die eigene Seite nimmt."

Die Art und Weise, wie man am Anfang dieses Jahrhunderts die Aufgabe zu lösen versucht, mag einseitig und insofern auch irrig gewesen seyn, deßhalb gibt der Mißerfolg

des einen oder anderen Versuches keine Berechtigung, die Aufgabe selbst als eine unmögliche oder von vornherein verwerfliche abzuweisen. Versuche waren es einmal, und die Erfahrung des einen Versuches dient immer als Fingerzeig für einen späteren. Hat doch Schelling all' die Systeme der neueren Philosophie, sein eigenes mit eingerechnet, nur als solche „Versuche“ zur Sache, zur eigentlichen Aufgabe der Philosophie zu gelangen, bezeichnet; und es wäre nur zu wünschen, daß man die Aufgaben, welche die neuere Philosophie sich gestellt, im Auge behielte, und bereichert durch die Erfahrungen der früheren Zeit gleichfalls den Versuch der Lösung wagte und den Bedürfnissen der Zeit entgegenkäme!

Dieß Streben und der Versuch, eine allumfassende Wissenschaft nicht auf irgend ein, sondern auf das Princip, das allein es seyn kann, zu gründen, hatte nun, ich möchte sagen, fast unbewußt zu dem geführt, was man Pantheismus nennt[1]).

Man hat es leicht sich gegen den Pantheismus zu ereifern. Sicher steht er im Widerspruch mit dem Christenthum und der Wahrheit Gottes schon an sich; allein trotzdem liegt ihm gerade das zu Grunde, was auch jeder wahre Begriff Gottes enthalten muß, und ohne welchen Gott gar nicht gedacht werden könnte, nämlich das Seyn, das vor aller Möglichkeit schon actus, lautere Wirklichkeit ist, und von dem alles andere Seyn stammt, ohne welches überhaupt nichts seyn, nichts gedacht werden könnte. Der Pantheismus irrt nicht darin, daß er von diesem absolut Ersten ausgeht,

1) Eine tiefere an die Principien der Identitäts-Philosophie Schelling's gehende Betrachtung dürfte zeigen, daß der Pantheismus derselben vielmehr ein zufälliger war, entstanden dadurch, daß der Urheber mit dem logischen Proceß, um den Anforderungen zu entsprechen, auch schon die Wirklichkeit zu erklären suchte, ein Fehler, den er wohl später selbst als solchen erkannte, welchen aber gerade Hegel zum Princip erhob. (Schelling a. a. O. WW. 1. X. 123.)

denn nicht darum handelt es sich, sondern darum, wie man von ihm hinwegkommt, ob man alles Wirkliche bloß als nothwendige Folge, wie Spinoza, ableiten will. Dazu ist aber gar keine Nothwendigkeit gegeben; denn es läßt sich überhaupt keine Nothwendigkeit einsehen, daß Dinge sind. Spinoza behauptete es nur, weil er empirisch eine Welt vorfand, aber er zeigte nicht, daß diese aus der Substanz nothwendig folge. Es würde sich also darum handeln, ob es nicht einen Weg gibt, jenes Erste, Unvordenkliche als absolut freien Geist, als absolute Persönlichkeit durch bloße Vernunft zu erkennen; damit erst wäre Gott in seiner Wahrheit als Gott erkannt und erst ein solcher könnte wirklicher Schöpfer in absoluter Freiheit seyn. Damit erst würde der Pantheismus nicht bloß negirt oder bloß formell widerlegt, wie es gewöhnlich geschieht, sondern positiv von seinem Princip aus, das auch Princip oder Substrat jedes wahren Gottesbegriffes ist, überwunden. Dieß ist die Aufgabe der Zeit auch jetzt noch, soweit sie noch ungelöst ist. Denn daß jene Zeit völlig in's Leere gearbeitet, daß die neuere Philosophie nur Sophistik seyn sollte, dieß wird Niemand behaupten, der nur einigermaßen noch historischen Sinn sich bewahrt hat. Jede Zeit hat ihr Recht, sagt Görres, und sicher hat auch jedes Streben nach Wahrheit neben Irrthümlichem sein Gutes und die Aufgabe Förderndes, und deßhalb darf keine Zeit in Hochmuth über die andere sich erheben, wie auch jede von der anderen lernen kann.

Doch abgesehen davon, ist schon durch den Entwicklungsgang der Wissenschaften seit den letzten Jahrhunderten, d. h. durch das Auseinandergehen und den Widerstreit der beiden Strömungen des Empirismus und des Rationalismus von selbst die Forderung nach einer einheitlichen, durch Ein Princip getragenen Wissenschaft gegeben, und mit Uebermacht drängt sich das Bedürfniß hiefür gegenwärtig auf. Nicht umsonst hat jene Zeit gearbeitet, und sollte sie auch nichts anderes — aber es ist mehr — erreicht haben, als daß sie die Idee

einer solch universellen, Alles umfassenden und von Einem Gesetze alles Seyns erfüllten Wissenschaft zum Bewußtseyn gebracht hat. Der Zerklüftung und Auflösung der Wissenschaften damals gegenüber wäre schon dadurch viel geleistet, daß der Geist wiederum eine Richtung auf das Ganze und die Einheit erhalten hat. Und wahrlich, obwohl das ganze Streben im Princip idealistisch war — drängt ja die Vernunft ihrer Natur nach zur Idee und Einheit — so hat dieser Idealismus die empirische Forschung nicht nur nicht gehindert, sondern wesentlich gefördert, mögen auch unsere Specialisten, die immer nur mit ihrem „in Facetten geschliffenen Insekten-Auge" das Nächste sehen, mit Dünkel auf diese Zeit herabblicken.

Die wahre Wissenschaft, welche der Zeit noth thut, kann nur durch die Versöhnung des Empirismus und des Idealismus, welcher letztere übrigens nur der wahre, berechtigte, nicht der vulgäre Rationalismus ist, gewonnen werden, und der wirkliche Fortschritt ist ja doch wie in Allem, so auch in der Wissenschaft nur „in der gleichmäßigen Ausbreitung in allen Richtungen möglich, nach einwärts wie nach auswärts, nach rückwärts wie nach vorwärts, und ihrer durchgängigen Beherrschung über die enge Gegenwart hinaus"[1].

Auch Görres stand nun jener Aufgabe der Zeit gegenüber, und auch er suchte zur Lösung der höchsten Probleme „auf neuem Grunde" beizutragen. Wie kaum ein Anderer war zwar Görres in der Gott fernen Zeit sich selbst überlassen, und was er geworden, ist er, abgesehen von höherer Leitung, nur durch sich selbst geworden. Da er aber von Anfang an nur auf das Ganze seinen Blick geworfen, hat er um so leichter jede Einseitigkeit gemieden und die Irrthümer der Zeit abgeworfen. Deßhalb hat er auch nie selbst ein System aufgestellt, indem er im Beginn schon erkannte, daß in einem solchen nie die ganze volle Wahrheit, sondern

1) Görres: Triarier S. 167.

diese immer nur von einer Seite erfaßt werden könnte[1]). Sein Streben war daher von Anfang an, eine Alles umfassende, von Einem Gesetz getragene Wissenschaft zu gewinnen. Darum suchte er von vornherein schon die wahre Erkenntniß in der Versöhnung von Empirie und Spekulation, um so sich über beide Gegensätze zu Einem Princip zu erheben. Aber nicht „ein oberster Grundsatz" galt ihm als solches, sondern das „Ideal", in dem er allein die Vermittlung aller Gegensätze sieht. Im Ideal sah er nur den Refler Gottes, „den Alle anerkennen sollen"[2]). Im Ideal erfaßte er das Ganze, und Empirismus und Idealismus blieben vereinigt. Dieß hatte allerdings seine Nachtheile für die methodische Entwicklung. Allerdings muß die Wissenschaft im höchsten Sinne, die eigentlich gewollte, beide Richtungen nur in höherer Einheit in sich enthalten; allein unmittelbar verbunden, zumal wo noch beide einander gegenüberstehen, können sie so nicht zur gehörigen Auseinandersetzung kommen. Weil aber Görres vom Ideal aus unmittelbar die positive Aufgabe zu lösen suchte, hinderte ihn dieß, in die rationelle Begründung der Principien-Fragen selbst mehr einzugehen, wie dieß z. B. vor allem Schelling gethan hat. Andererseits hatte Görres wieder im unmittelbaren Festhalten des Ideals das Mittel, leichter Einseitigkeiten zu vermeiden und, indem er seinen Standpunkt im Ganzen nahm, seine

1) Sieh' hierüber die Vorreden zu den „Aphorismen über die Kunst", „Organonomie" wie zur „Physiologie". Auch Schelling hat schon früh die Einseitigkeit der neueren Systeme erkannt, und daß also die neueren Systeme keine allgemeine Bedeutung haben, weil sie nur „eine nationelle Erscheinung" sind, während die wahre Philosophie nur eine allgemeine seyn könne, wie auch die alte Metaphysik eine allgemeine war. So schon im „Kritischen Journal der Philosophie". WW. 1. Abth. V. 184—88. Später (1. IX. 199) führt er dieß noch weiter aus: „Solange irgend eine Philosophie über die Grenzen eines einzelnen Volkes nicht hinausgeht, darf man mit Zuversicht annehmen, daß sie nicht die wahre sei."

2) Aphorismen über die Kunst VIII.

Anschauungen und die Resultate seiner Forschung zu klären. Das All ist ihm daher „eine transcendentale Gleichung; unendlich ist die Zahl der Wurzeln, die sie zusammensetzen; wer am meisten diese evolvirt, der ist am tiefsten eingedrungen, aber wer auch Eine nur gefunden, der hat nicht umsonst gelebt" (Organonomie XIII.). Durch das Ideal hatte er auch jenes Gesetz, welches alles Seyn beherrscht, und welches auch dem „Identitätssystem" zu Grunde lag. Am markirtesten hat er dasselbe in dem Aufsatz über den Verfall Deutschlands dahin formulirt (I. 124), daß „alle Dinge in der Welt wechselseitig auf solche Weise sich auszugleichen haben, daß die Summe aller Gegensätze dieselbe ist." Dieß Gesetz galt ihm ebenso für die physische als die sittlich-geistige Welt der Geschichte. Höchst bezeichnend ist daher für den idealen Standpunkt, den Görres in der höheren Mitte suchte, und der ihn auch der Wahrheit immer näher führte, weil er sie von Anfang schon, wenn auch nur im Keime in ihrer Ganzheit umfaßte, was er in der Abhandlung über den Verfall der Religion (I. 186) ausspricht: „Das sei Euch sicheres Zeichen, daß Ihr die Dinge nicht in Gott, nicht mit dem großen, klaren, runden Weltauge, sondern mit dem vielseitig geschliffenen Insektenauge betrachtet, wenn Ihr irgend etwas, was vollendet ist auf Erden, in dem die Idee sich offenbart in ihrer ganzen Herrlichkeit, verwerfen müßt um Eurer vorgefaßten Meinung willen; solche Hoffart ist das atrium mortis in der Seele und bei den Schlechtern die Pforte, durch die der Teufel Aus- und Eingang hat."

Indem aber so Görres, ohne vorerst das Einzelne analytisch zu untersuchen, in der idealen Mitte seinen Standpunkt nahm, konnte seine Methode nur die synthetisch-construktive seyn. Wie er schon in der Schrift „der allgemeine Friede" construirend zu Werke geht und darauf besonderes Gewicht legt, so tragen alle übrigen Schriften diesen Charakter, und gerade die jüngst besprochenen politischen Schriften ragen dadurch hervor. Nun kann eine Philosophie

welche die Welt in ihrer Wirklichkeit vom Princip aus erklären will, überhaupt nur synthetisch-construktiv vorgehen. Zur Construktion gehören aber die Elemente; denn die Wirklichkeit entsteht ja nur durch die Elemente, insoferne sie als Ursachen wirken, so daß die Construktion nichts Anderes vollbringen will, als daß sie dem Wege, den die Ursachen genommen, ideell nachgeht. Das construktive Verfahren hängt also von der Erkenntniß der Elemente als Ursachen ab, und soll das Daseyn, überhaupt die ganze Wirklichkeit aus dem höchsten Principe als der ersten Ursache erklärt werden, so ist es nothwendig, sowohl diese für sich klar zu stellen, als auch den Ursprung der Elemente selbst zu finden. Allein damals war überhaupt noch nicht die Zeit, klar in dieser Weise vorzugehen. Man wollte wie mit Einem Wurf das Ganze haben. Auch Görres unterließ es in exaktere Begriffsbildung einzugehen. Es war dieß überhaupt die Schwäche seines spekulativen Verfahrens, während Schelling gerade darin immer mehr seine Meisterschaft bewies. Stellte sich Görres concentrisch dem Ideal, so mußte aber sein construktives Verfahren in dem Maße an Kraft gewinnen, als die Elemente in der empirischen Wirklichkeit Fleisch und Blut annahmen. Diese aber erhielten sie bei ihm durch seine unvergleichlich scharfe Auffassung des Wirklichen und seine reichen positiven Kenntnisse. Mochte daher seine Construktion nach rückwärts zum Princip hin manche Lücke bieten, was selbst zum Theil noch von seiner Vorrede zu Sepp's „Leben Christi" gilt, so hat er gerade durch seine lebendige Erfassung der Wirklichkeit in ihren constitutiven Elementen stets die Stärke seiner Synthese bewährt. Ja darin wurzelte auch sein divinatorischer Blick, und was er in „Europa und die Revolution" so bestimmt erklärt, wie aus den bekannten Elementen, aus Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft sich construiren lasse, hat er mit derselben Klarheit schon (1807) in der Abhandlung „Religion in der Geschichte" (Daub und Creuzer's Studien III. 400) ausgesprochen: „Kann der Geometer mit

Irdischem Himmlisches als einen Maßstab messen, dann mag der Historiker, wenn nicht ganz ihm die höhere Weihe fehlt, wohl auch in der Gegenwart und Vergangenheit die Regel und das Gesetz der Zukunft suchen."

Bevor wir noch näher in Görres' wissenschaftliche Arbeiten eingehen, bleibt noch ein Punkt der Erörterung übrig, nämlich sein Verhältniß zur Kritik. Nun ist die eigentliche Kritik empirischer Thatsachen erst mehr ein Erzeugniß der neueren Zeit. Am Anfang des Jahrhunderts, wo man erst anfing die vielen neuen Thatsachen der Natur und die Quellen der Geschichte kennen zu lernen, konnte unmöglich schon von einer exakten kritischen Richtung nach allen Seiten hin die Rede seyn. Wie das wissenschaftliche Streben der Zeit überhaupt auf eine Totalauffassung ging, so suchte man das neue Einzelne nach dem Gesetze, welches der Erkenntniß des Ganzen zu Grunde lag, diesem einzufügen. Mochten da auch manche Mißgriffe geschehen, so konnte ein späteres exaktes Forschen und eine in's Einzelne gehende Kritik bei der wachsenden Zunahme der Quellen dieß leicht aufdecken. Zuletzt besteht aber jede wahre Erkenntniß einer Thatsache ja nicht in der Kenntniß der Summe der Einzelheiten, sondern in der der höheren Einheit, worin das viele Einzelne erst sich zum Ganzen verbunden findet. Und in der That irrt derjenige viel leichter, welchem, mag er auch alle Specialitäten in ihrer Abstraktheit noch so genau kennen, der Sinn für Totalität mangelt — denn ein solcher wird auch das kritisch im Einzelnen gesichertste Material, weil er es nicht im Ganzen aufzufassen vermag, nur zu leicht zur Carrikatur verzerren — als derjenige welcher im richtigen Blick auf das Ganze das Einzelne in seinem Verhältniß zu diesem schaut, mögen ihm auch manche Einzelnheiten entgehen oder er die eine oder andere ungenügend oder irrig erfassen. Hat auch Görres, sei es weil ihm das reiche Material der Gegenwart fehlte, oder sei es daß er zuweilen selbst es an der kritischen Exaktheit im Einzelnen hat fehlen lassen, manche

Mißgriffe gemacht, so hat er da, wo ihm das Material reicher geflossen ist, es sicher nicht an kritischem Scharfblick fehlen lassen, wie seine „deutschen Volksbücher", der „Lohengrin" und die „Volks- und Meisterlieder" beweisen[1]). Aber selbst da, wo ihm nur ein geringes Material zu Gebote gestanden, hat er durch seinen intuitiven Blick vom Ganzen aus das Richtige meistens zu treffen gewußt. Dafür legt ein Mann Zeugniß ab, welcher als Meister exakter, historisch-kritischer Forschung gilt, J. Fr. Böhmer nämlich, der in Bezug auf Görres' Darstellung der Zeit Ludwig des Bayern in der Vorrede zu Suso's Schriften von Diepenbrock bemerkt: „Nachdem ich Jahrelang mich mit der Geschichte Kaiser Ludwigs beschäftigt und alle Quellen für dieselbe durchforscht hatte — fand ich in der Vorrede genau dasselbe Urtheil über die Regierung dieses Kaisers ausgesprochen, wie es sich in mir nach so langen Forschungen gebildet hatte. Als ich darüber mit Görres sprach, bekannte er mir, wie wenig Material er für seine Vorrede durchstudirt, wie rasch er sie geschrieben; aber er entwickelte zugleich, mit welcher Nothwendigkeit sich ihm aus dem Verlauf der vorausgegangenen und der der Regierung Ludwigs folgenden Ereignisse, auch nur bei allgemeinerer Kenntniß der betreffenden Zeitgeschichte, das Urtheil ergeben habe, welches er über den Kaiser geäußert"[2]).

Darin, daß Görres immer das Ganze suchte, besteht auch das Bleibende in allen seinen Arbeiten, wie es auch allein das Gegengewicht gegen jede falsche d. h. gegen die Hyperkritik bildet. Der Blick auf das Ganze schließt das kritische

---

1) Wenn jüngst Sepp (!) ihm Mangel an Kritik vorgeworfen und zum Beleg die Abhandlung über „Hunibalds Chronik" in F. Schlegel's „Deutschem Museum" (Bd. 3—4) anführte, so hatten, abgesehen davon daß eine spätere Zeit hier leicht besser sehen kann, damals die Gebrüder Grimm sich gleichfalls „überzeugt, daß da von keiner Erfindung und Fälschung die Rede seyn könne." (Ges. Briefe II. 399.)

2) Janssen, Böhmer's Leben und Briefe I. 284.

Vorgehen und die Sichtung der Specialitäten nicht aus, wenn nur bei letzterem das erstere nicht vergessen wird. Darum empfiehlt gerade Böhmer den Specialisten „den Blick auf die Totalität“ insbesonders (Leben und Anschauungen S. 289). Leider scheinen unsere Historiker diese erste Voraussetzung völlig zu vergessen. Ebenso wahr als drastisch persiflirt in sofern Görres unsere Hyperkritik, wenn er sie als „die Fliege bezeichnet, die auf der Nase des Weltriesen sitzt, mit den Füßen sich die Flügel putzt und nach rückwärts zur weiteren Reinigung punktirte Arbeit macht“ (Mystik I. VII.).

Was nun die ersten naturphilosophischen Schriften betrifft, so stehen dieselben wohl an systematischer Entwicklung und begrifflicher Durchführung denen des Urhebers der Naturphilosophie nach, dürften aber an Reichthum und Großartigkeit der Ideen denselben nahe kommen[1]). Obwohl Görres zunächst von „Michel-Angelo“ Fichte und „Raphael“ Schelling, wie er sie in der Vorrede zur Organonomie (S. IV) nennt, ausgeht, so hat er doch schon hier seine Selbstständigkeit auf das entschiedenste gewahrt. Im Ideal erblickte er Gott, nicht daß Gott selbst nur Ideal wäre, sondern im Ideal erfaßt der Mensch Gott; und so sucht er nun durch intellektuelle Anschauung die Welt aus Gott zu construiren. Er beginnt die „Aphorismen über die Kunst“: „In der intellektuellen Anschauung setzt sich die absolute Intelligenz. Sie muß die absolute Natur mit sich identificiren, wenn sie sich anschauen will.“ Damit sucht er nun eine Dreiheit im Absoluten zu gewinnen, die ihm dann die Elemente für die Construktion bietet. In der Schrift: „Glauben und Wissen“ heißt es (S. 19): „Aus dem Ueberschwänglichen tritt die Gottheit hinaus in's Seyn, indem sie den Akt des Selbstbewußtseyns übt.“ Dieser Akt ist somit zugleich Schöpfungsakt, und „indem die Gottheit sich selber denkend setzt, ist alle Existenz gesetzt. So entstehen die Gegensätze des Erkennenden

1) Lasaulx in diesen Blättern Bd. 32, S. 572.

und Erkannten; aber die Gottheit selbst bleibt ihm über dem Akt in ihrem Wesen Eins. Allerdings ist solche Anschauung pantheistisch; aber es ist nicht der substanzielle Pantheismus Spinoza's, noch ist Gott bloß die moralische Weltordnung Fichte's, noch das spätere „austernhafte Absolute" Hegel's, sondern es ist mehr der ideelle Pantheismus des neueren „Theismus". Gott bleibt in seinem Wesen Eins, wenn auch die Welt eine gewisse Nothwendigkeit für ihn hat. Görres hatte so in seinem Suchen und Ringen damit nur angefangen, worüber so manche Philosophen heute noch nicht hinausgekommen sind. Auf dem damaligen Standpunkt war es noch verzeihlich, nachdem die Wissenschaft von der christlichen Weltanschauung sich mehr oder weniger losgerissen hatte. Man hatte noch nicht den Standpunkt erreicht, in dem Gottesbegriff den Begriff des ewigen nothwendigen actus in Gott und den Gottes als Geist in ihrer Einheit ohne einen Proceß zu erfassen; heute aber sollte man doch einmal einsehen, daß Gott seiner Idee nach schon nicht der Weltidee, geschweige der wirklichen Welt zu seinem Leben bedürfe. Denn ein solcher Gott, der auch nur die Weltidee zur Entwicklung seines eigenen Seyns nothwendig hätte, ist sicher nicht mehr das höchste Wesen, wie es sich im Ideal der Vernunft spiegelt[1]).

1) Wie sehr Görres, trotzdem daß er sich damals offen für den Pantheismus aussprach, doch damit Gott in seiner höchsten Idee als absoluten Herrn gefaßt wissen wollte, zeigt eine Note in seiner „Asiatischen Mythengeschichte" (S. 31). F. Schlegel hat in seinem Buche: „Ueber die Weisheit der Inder" den Pantheismus als die tiefste Versunkenheit indischer Weisheit erklärt und darin eine völlige Annullirung des Gegensatzes gefunden, dadurch freilich eher einem Dualismus das Wort geredet. Görres sieht im Pantheism keine „Anihilirung" sondern „eine Bezwingung des Gegensatzes". Er will eben Gott als die Macht über alle Gegensätze, also auch über das Böse aufgefaßt wissen, als den der von jedem Gegensatz unberührt bleibt, wobei er es freilich nicht an starken und anstößigen Ausdrücken fehlen ließ, wenn auch das was er gewollt sicher der Wahr-

Der Akt der Schöpfung ist nach Görres „ein absolut freier wie ein ewig nothwendiger; die Gottheit ist frei, schaffend ihr eigenes Wesen zu offenbaren, aber insofern sie denkt, ist sie nothwendig an diese Manifestation gebunden. Freiheit und Zwang lösen sich in dieselbe Identität auf." Aber schaffend nimmt die Gottheit auch das Geschaffene wieder in ihr eigenes Wesen auf. Mittelst der Offenbarung in der Schöpfung sucht Görres nun auch die Dreifaltigkeit zu erklären[1]) und in den Mythen der Völker die Anschauung derselben nachzuweisen (Glauben und Wissen S. 23 ff.). In der Religion aber offenbart sich das Streben des Geschaffenen, beziehungsweise des Menschen, zu ihrem Ausgang zurückzukehren. Dieß bedingt verschiedene Auffassungen und Stufen. Faßt der religiöse Metaphysiker produktiv Gott als absolute Intelligenz, und knüpft er an diesen Mittelpunkt das ganze Gewebe der mystischen Religion, so haucht er dann erregt von einem Funken seines Inneren in eine Offenbarung sich aus. Bleibt umgekehrt der Geist nur an

heit näher kommt, als Schlegel's Anschauung. Er sagt nämlich: „Welcher Gott wird wahrhaft göttlich seyn, jener, vor dessen erhabenem Gleichmuth selbst das Böse zu nichte wird; der es aufnehmen kann in sich, ohne sich zu beflecken; der es selbst hervorbringen (!) kann, ohne sich zu erniedern — oder der leidende Gott, der scheuend die Berührung (!) der Sünde, die ohne ihn durch einen Trotz fremder Gewalt geworden, mit ihr kämpfen und ringen muß, damit sie ihn nicht verschlinge. — Nicht die Gottheit thut Böses oder Gutes, sie thut nur Göttliches, das scheiden Freiheit und Nothwendigkeit dann wie in Welten so in Gut und Böses auseinander." Man sieht wohl wohin Görres zielte, er wollte Gott in absoluter Freiheit über allen Gegensätzen, als ihren absoluten Herrn, wenn er auch hiebei sich nicht zur vollen Klarheit durchgerungen hatte. Wie er aber das Irrthümliche ausgeschieden, aber den Grundgedanken, daß Gott Herr aller Gegensätze sei, festgehalten, zeigt die Abhandlung: „Die primitiven Grundacte Gottes und der Creatur" in der Vorrede zu Sepp's „Leben Christi".

1) Diese wird ihm allerdings damals zur bloßen Offenbarungs-Trinität.

den Kreis gefesselt, den sein tastender Sinn ihm öffnet, entsteht eduktiv Naturreligion wie im Fetischismus. In der Mitte zwischen Mysticismus und Fetischismus schwebt das Ideal, das den Schöpfer nur in dem Geschaffenen ehrt und in der Ordnung den Ordnenden erkennt: es entsteht die Mythe, die nur dieß Ideal ist in's Gemüth hinabgeführt. (Aphorismen über die Kunst S. 98—99.)

Wir sehen also hier schon den Versuch einer Naturgeschichte der Religionen. Ueberhaupt findet man bei Görres, gerade weil er weniger in abstrakter Begriffsbestimmung fortschreitet, als ideell construirt, vielfach Anklänge an spätere Versuche einer einheitlichen Weltanschauung, wie sie systematisch bis auf Günther herab sich entwickelt, gleichsam vorausgenommen.

Da nun Görres in der Religion und den religiösen Anschauungen ein Produkt des Ringens des menschlichen Geistes sah, das Absolute faßbar zu machen, so ist natürlich auch die christliche Religion nur ein Glied dieser Entwicklung. Es war dieß nothwendig, sobald die Welt selbst nur ein Moment im Selbstbewußtseynsakt Gottes ist.

In der Schrift „Glauben und Wissen", in welcher Görres, wenn man so sagen könnte, sein eigenes System darzustellen gesucht hat, strebt er einen centralen Standpunkt über den Systemen an, um diese zu versöhnen. Jacobi's, Fichte's und Schelling's Philosopheme bieten ihm nur verschiedene Auffassungen Gottes, von denen jedes eine andere Seite Gottes darstellt, und er vergleicht diese Systeme mit denen einer früheren Entwicklungsstufe, in Indien nämlich, wo auch die „Anhänger der drei Seiten der heiligen Trimurti" sich gegenüberstehen (S. 130). Man sieht auch hierin, wie Görres immer über alle Gegensätze sich zu erheben sucht. Daran schließt sich der Gedanke, daß weder die Philosophie noch die Religion, noch die Moral, jede für sich das volle Bild der Gottheit zu Stande bringen, sondern nur alle drei vereint. „Nur in ihrer vollkommenen Con-

crescenz kann das Bewußtseyn der göttlichen Natur in uns lebendig werden."

In der eigentlichen Naturphilosophie sucht er die Welt aus dem Absoluten zu construiren. „Wenn die absolute Freiheit und die ewige Nothwendigkeit, die im Ueberschwenglichen aufgehoben liegen, im göttlichen Selbstbewußtseyn geschieden werden, dann erfolgt die Selbstbefruchtung des schaffenden Princips und die Geburt der Welt" (Exposition der Physiologie S. 7). In der ganzen Darstellung sehen wir, wie hier gemäß dem Ideal vorausgesetzt ist, daß alle Erscheinungen des physischen, organischen und psychischen Lebens Ein Gesetz durchdringt. Es waren dieß Versuche, eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, welche auch der Gegenwart noch gestellt ist. Speciell ist ihm daher die Aufgabe der Physiologie: „die Projektion des Weltbaues in den Organismen nachzuweisen und die individuellen Lebensverhältnisse in die großen kosmischen zu übersetzen", d. h. den Makrokosm im Mikrokosm und umgekehrt diesen in jenem aufzuzeigen: eine Idee so großartig, daß der moderne Darwinism ihr gegenüber sich nur wie eine Philosophie von und für Affen verhält. Auch hier wird das Weltsystem als ein einheitliches Ganze erfaßt, in welchem jedes Wesen und jede Gestalt ihr Recht und ihre Stelle in dem Ganzen und für das Ganze findet, nichts nur zufällig existirt, wie die Modernen wollen. Ueberall sucht er Gesetzmäßigkeit und Ordnung, mag er die Systeme der Gestirne und das Sonnensystem erklären, oder niedersteigend die Progression der Metalle und Erdarten, oder wieder aufsteigend die verschiedenen Systeme des Organismus darstellen. Ist auch Vieles überschwenglich und vor der nüchternen, exakten Forschung nicht mehr haltbar, die große Idee der Einheit und Totalität des Universums und der wechselseitigen Spiegelung des Ganzen in dem Einzelnen, die Idee, welche ebenso teleologisch das Ziel, wie Princip und Mittel in sich faßt, ist es welche die Geister damals erfüllte und in Kraft welcher

allein auch wahre Wissenschaft erzeugt wird. Hat jene frühere Zeit in ihrer Begeisterung für die Idee mittels weniger empirischen Thatsachen mehr erklären gewollt, als sie vermocht, hat sie auch in der Auffassung des Princips selbst geirrt, so hat sie doch die Lösung der höchsten Aufgabe der Wissenschaft angestrebt, und indem sie den Bau des großen Baumeisters des Weltalls geistig zu reconstruiren suchte, nicht minder gerade dadurch die Detailforschung gefördert, während das gegenwärtige Geschlecht Wunder viel gethan zu haben glaubt, wenn der Eine diesen, der Andere jenen Stein des Riesendoms der physischen oder geistigen Welt analysirt, oder vielleicht gar zernagen möchte.

Uebrigens können wir in Bezug auf Görres sagen, daß ihn gerade dieses Streben nach einer Totalanschauung zu der Einsicht geführt hat, welche er als „erstes Grundgesetz aller Naturphilosophie" — wir möchten es die „Grundidee" nennen — (1822 — 23) aufgestellt: „Der Mensch ist nach Gottes Ebenbild geschaffen und die Welt nach dem des Menschen, in beiden spiegelt sich Gott" (Pol. Schriften V. 134), ein Satz, in welchem der Gedanke, den er oben als die Aufgabe der Physiologie ausgesprochen, nur in anderer Weise wiederkehrt.

Görres hat die Irrthümer der Zeit und seiner eigenen Anschauung abgelegt wie ein Kleid, je mehr er in das Ganze sich vertiefte und namentlich die geistig-sittliche Welt der Geschichte in den Bereich seiner Forschung zog: nimmer aber wurde er untreu dem Ideal, nie dem Streben, eine einheitliche Weltanschauung zu gewinnen.

XXXV.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Sechstes Capitel: Niederlassung in München (1816—17).

3. Allmählige Umkehr vom Separatismus; die Gründe und die Mithelfer. Anstellung und erfreuliches Anerbieten.

Meine Berichte an Savigny machten diesem große Freude; weniger angenehm berührt fand sich davon seine Frau; ganz fremdartig erschienen sie dem Ehepaar v. Arnim; in Clemens Brentano's Kämpfe fielen sie (wie schon früher bemerkt) als aufregendes Element. Eine Nachricht darüber gelangte an Gräfin Sophie Stolberg, die zweite Gemahlin Friedrich Leopolds, und beunruhigte die kirchlich gesinnte Frau insbesondere durch die auf Sailer bezügliche Stelle. In ihrer Bekümmerniß schrieb sie dem hochverehrten Freund, und nun erhielt ich von dem mir sonst so wohlgeneigten und von mir so unaussprechlich hochgehaltenen Lehrer, der mich sonst zu dutzen pflegte, folgende scharfe Epistel:

Statt der überschriftlichen Ansprache:

„Meggen bei Luzern 1816.

An H. Medikus Ringseis.

Sie haben durch ihren Brief an S—y in B viele katholische Gemüther tödtlich verwundet, indem sie durch Ihre überschäumende Beschreibung veranlaßt, glaubten, es könnte ein frommer Katholik so unvernünftig oder so frevelhaft seyn, eine Trennung auch nur zu wünschen. Schweigen Sie doch von mir wenigstens, denn ich bin aus Ueberzeugung katholisch und will in dieser Ueberzeugung leben und sterben. S. —

Behalten Sie auch dies Blättchen für Sich... Tacuisse non poenitebit. Antworten Sie mir nicht."

Dieser Brief überraschte, erschütterte und betrübte mich auf das heftigste. Immer hatte sich Sailer lebhaft für jenen Kreis eifriger Männer interessirt; trotz seiner Warnung, die Erweckung innerhalb der Kirche zu suchen und zu pflegen und jede Trennung zu meiden, hatte man immer doch gehofft, auch ihn für solche Trennung zu gewinnen; als dieses nicht gelang, da wollte man es ihm als Menschen-Rücksicht deuten und hierin lag, wenn auch in zweiter Reihe, mit ein Kränkendes in meinem Brief. Wann ich obige Rüge erhalten, weiß ich nicht, vermuthlich nicht vor dem Oktober, denn das schwer leserliche Conceptblättchen meiner dem Verbote trotzenden Antwort datirt vom 23. jenes Monats. Darin suche ich dem geliebten Lehrer mein Herzeleid darüber darzuthun, daß ich ihm eine so schwere Kränkung zugefügt. Ich hatte, so meldete ich ihm, seit dem Empfange seines Briefes keine ganz frohe Stunde mehr gehabt und war gewiß, keine zu haben, bis der verehrte Vater und Alle, die ich gekränkt, mir verziehen hätten; ich fragte ihn, was er von mir zur Genugthuung fordere. „Schreiben Sie mir, ich beschwöre Sie, sobald als möglich, etwas zu meiner Beruhigung!" Ich mußte bekennen, daß ich eine kurze Zeit hindurch eine Trennung von der Kirche gewünscht hätte, weil ich es für Pflicht hielt, daß Menschen, welche Gott recht dienen wollten, sich von den übrigen Namenchristen absonderten und weil durch die höhere geistliche Obrigkeit so wenig geschehe, die getauften Namenchristen zu bessern oder auszustoßen, ja bei dieser, die sich für die wahre Kirche ausgebe, eifrige katholische Christen verfolgt werden. „Es war aber, glaub' ich, dieser Wunsch mehr Verblendung als Frevel, auch habe ich, außer jenem Briefe, gegen Niemand etwas geäußert" . . . u. s. w. Ob ich in letzterem Punkte mich nicht selber getäuscht, vermag ich jetzt nicht mehr zu beurtheilen.

Ich finde unter meinen Papieren keine Antwort von

Sailer, kann mich auch an eine solche nicht erinnern; jedenfalls aber kam mein Verhältniß zu dem hochverehrten Manne bald wieder in das alte von mir so heiß gewünschte freundschaftliche Geleise.

Aus meinem Brief an Sailer ist ersichtlich, daß um jene Zeit bereits eine wenn auch leise Wendung in mir eingetreten war. Obschon mir die Zeitfolge nicht mehr deutlich ist, so erinnere ich mich doch der Thatsachen, welche zuerst mir einiges Bedenken eingeflößt haben, und diese will ich hier auseinandersetzen.

Wir haben gesehen, ein Hauptvorwurf der Separatisten gegen die alte Kirche oder doch ihre Leiter war, daß sie den ursprünglichen apostolischen Feuergeist hätten erkalten lassen, den todten Buchstaben über Alles höben. So war die Forderung nur billig, daß eine solche Erkaltung bei den „Erweckten“ so rasch nicht eintrete. Aus der Geschichte der Sekten wissen wir, daß was am scheinbar geistigsten begonnen, nicht selten am fleischlichsten geendet; in der separatistischen Bewegung, in welche ich gerathen, waren die aftermystischen Wogen nicht so hochgegangen wie in manchen anderen entschiedenen Sekten und daher der Rückschlag kein so jämmerlicher. Dennoch konnte ich nicht umhin mich verletzt zu fühlen, als ich bei Pfarrer Lindl eine gewisse sinnliche Vorliebe für die eine oder andere seiner weiblichen Erweckten merkte, wie er denn später in der That, aus der Kirche ausscheidend, eine solche geheirathet hat. Merkwürdig! Während man mit übertriebener Strenge jeden Laien auszuschließen strebte, verlor man den Sinn für die eigene höhere Berufsgnade und büßte die priesterliche Jungfräulichkeit ein!

Weiter gab mir Bedenken, daß ich wahrnahm, wie auch bei den Separatisten der Geist alsogleich wieder zum todten Buchstaben wurde, und wie nach dem ersten innigbegeisterten Zusammenhalten die Anmaßung des Einzelnen auftauchte, seine Privatauslegung und jeden seiner Einfälle in Deutung der heiligen Schrift den Anderen als Eingebung des heiligen

Geistes aufzudrängen. Dazu kam dann eine sehr ungöttliche Gereiztheit bei fremdem Widerspruch gegen die eigene Deutung.

Auch im praktischen Leben berührten mich die Aeußerungen geistlichen Hochmuths unangenehm. So war ich zugegen, als Baron R.'s Oberknecht, ein gescheidter stattlicher Mann und seines Gebieters „erweckter Bruder im Herrn", diesen wegen einer ihn ungeistlich bedünkenden Handlung abkanzelte. Der Baron nahm die Rüge gelassen hin, doch fühlten er und ich, der unfreiwillige Zeuge, schweigend das Verkehrte des Verhältnisses.

Mochte ich diese Wahrnehmungen vielleicht für's Erste mir nicht zugestehen, gemacht waren sie. Und nun die Erfahrung, daß ein Sailer, der die Krone und Perle der Erweckung seyn mußte, wenn er zu ihnen gehörte, sich mit Abschen gegen die Zumuthung verwahrte, eine Trennung von der Mutterkirche heimlich zu wünschen! Bei meinem persönlichen Verhältniß zu dem theuren Lehrer, mußte mich dieß Erlebniß tief erschüttern, wenn es auch nicht sogleich die wünschenswerthe Fülle der Klarheit herbeiführte.

Im Juni, also im Höhepunkt meines separatistischen Eifers, hatte ich an Herenäus Haid geschrieben, der noch immer segensreich in der Schweiz verweilte und wirkte, und erhielt nunmehr, also einige Monate darauf, von dem treuen Freund nachfolgende Antwort:

„St. Gallen den 13. November 1816. Geliebter Freund Nepomuk! Du hast wohl recht und darfst es glauben, was du in deinem letzten Briefe an mich geschrieben: immer habe ich herzlichen Antheil an dir genommen. Und noch nehme ich den herzlichsten Antheil an deinem Schicksale, an deinem äußern und noch mehr an deinem innern. Siehe darum schreibe ich dir auf deinen letzten Brief an mich, datirt von München den 10. Juni 1816, — den aus Oehringen im Hohenlohischen habe ich nicht erhalten. Nach Frankreich schrieb ich dir einmal zur bayerischen Armee. Es scheint aber nicht, daß du

dieselben Zeilen empfangen hast. Immer hoffte ich, der liebe Gott werde es fügen, dich im Vaterlande, in München oder Landshut zu sehen, zu sprechen, aber ich hoffte vergeblich.

„Ich sehnte mich mit dir zu sprechen. Denn ich muß dir gestehen — als Freund, der dich unter Vielen am ausgezeichnetsten liebte und liebet, aufrichtig muß ich dir gestehen, daß mir die Aeußerungen deines Briefes das Herz verwundet haben. ‚Das innere Christenthum habe in dir zugenommen und in dem Verhältniß als Christ in dir lebendiger geworden, haben der äußere Gottesdienst und die äußere Kirche für dich an Bedeutung verloren.' Dieser zweite Satz, daß sich in dir die Bedeutung der äußern Kirche und des äußern Gottesdienstes verloren, ist ein Beweis, daß der Christ in dir nicht lebendig -- und das innere Christenthum, so betrachtet, ein Phantom ist. Wo in aller Welt gibt es ein Inneres ohne Aeußeres, wo eine Ursache ohne Wirkung, wo einen Inhalt ohne Gefäß — einen Geist ohne Gefäß des Geistes, wo ein Licht ohne Strahlen?! Gib wohl acht, ob du nicht statt des Innern leere Luft fassest. Der Böse ficht am liebsten im geistlichen Gewande und im Innern. Denn so schleicht sich das giftige Thier Hoffart desto leichter und gewisser in das Herz und frißt es an, ohne daß es bemerkt wird, und schwächt den Menschen so, daß das Böse leichter Ueber-Mann wird. Auch ist nicht Alles Gold was glänzt, nicht Alles voll Wunder, was man als solches sieht. Freund! Es hat auch einmal der Böse mich also hinterlisten wollen, aber der Herr sandte mir einen Engel, welcher mir den Staar gestochen und das gefärbte Glas abgenommen, ehe ich von dem innern — so genannt innern Christenthum berauscht worden bin. Ich lernte und lerne immer mehr danken für die große Herrlichkeit, welche Gott in seiner christlichen Kirche niedergelegt hat. In der katholischen Kirche *kann* und *soll* ich innerlich — verborgen mit Christus in Gott leben. Und so ich *nur* äußerlich christlich lebe — mich bloß in Ceremonien, äußeren Andachten bewege, bin ich kein wahrer katholischer Christ. Lies alle Kirchenagenden und strafe mich Lügen wenn es anders ist.

„Auch die göttliche Schrift ist geachtet; als *schriftliche*

Urkunde göttlicher Offenbarung steht sie in allen Beweisen der Wahrheit oben an. Alles, was in der katholischen Kirche wesentlich ist, wird durch die Schrift entweder wirklich mit dürren klaren Worten ausgesprochen oder wenigstens angedeutet. Nichts wesentlich wird geglaubt oder gehandelt, was wider die Schrift wäre. Aber die Schrift als Factum muß bewahret werden — daß sie da sei — als heilig Buch, daß der Sinn dieser und jener Stelle der sei und kein anderer, weil alle ersten Christen der apostolischen Gemeinden ihn so genommen haben, und allezeit ihn so genommen haben. Ferner ist die göttliche Schrift auf Anlässe — also als Fragmente, als Gelegenheitsschreiben und als Memorabilien entstanden zu Eins, kann also nicht Alles enthalten — kann schon keine Agende des Cultus seyn. Das Meiste ward mündlich übergeben, der Cultus ward sichtbare Handlung und als Einsetzung von Vorsteher zu Vorsteher amtlich hinterlassen, ohne schriftliche Akte. Die heilige Ueberlieferung ist Beweis für das Daseyn göttlicher Schrift und auch die wahre Deuterin ihres Sinnes. Ohne sie ist Alles ungewiß und schwankend. Und bei einem Streite, Spaltung, wie schon früh Ketzereien entstanden sind — wer sollte richten, wer den Ausspruch thun? Ein jeder, der da sagt: Er habe den heiligen Geist, der Andere sagt auch, daß er ihn habe. Es gibt kein ander Mittel, als was alle Apostel gethan. Alle Apostel kamen aber zusammen unter dem Präsidium Petri — und nachdem sie gebetet, die Stimmen abgehört, beschlossen sie und Petrus sprach: Dem heiligen Geiste und uns hat es gefallen — gedünkt ... Nach diesem Ur-Concilium waren alle allgemeinen Concilien gehalten. So ist der heilige Geist bis an das Ende der Tage bei seiner heiligen Kirche.

„Ach, mein Freund! könnte ich doch mit dir reden von Mund zu Munde! Prüfe doch die Geister, die dir anderes sagten und sagen, ob sie aus Gott seien. Und das, mein Freund, will viel sagen, bis du und ich sagen können: Christus selbst wurde in mir lebendig. Wie leicht gibt dir der Teufel Solches ein, auf daß er dich berausche, taumelnd und endlich fallend mache — einschläfere und dich sicher mache.

Und wenn ‚der in dir lebendig gewordene Christus' dir den Glauben genommen hat an den Vorzug der römischen Kirche und die Untrüglichkeit der Aussprüche allgemeiner Concilien, so ist dieser Christus der Anti-Christus, verstaltet in Christi Gewand und herrschend in deiner Phantasie. Ein Polykarpus, Irenäus, Cyprian, Augustin, Hieronymus und viele andere Bischöfe apostolischer Kirchen im Orient hatten vor der Kirche, welche die Fürsten-Apostel Petrus und Paulus gegründet haben, die größte, eine ausgezeichnete Hochachtung, vor einer Gemeine, in welcher die Ersten Aposteln gelehret, Einrichtungen getroffen, gelitten haben, gestorben sind. Diese Gemeine mußte wohl wissen, was Christenthum sei, was Christenthum nicht sei. Zudem war es ja wesentlich, daß der Apostel seinem Nachfolger im Amte das Werk des Amtes, nicht bloß die Schrift, sondern das Werk des Amtes übergeben, als Erbe übergeben habe. Diese Apostel haben es dem ersten Bischofe Roms nach ihnen auch übergeben und dieser seinem Nachfolger u. s. f. und die Reihe ist ja bekannt. Ist es nicht sogar Vernunft-gemäß, daß man vor der Kirche zu Rom einen eminenten Respekt hatte und noch habe?

„Und dann, in wem soll sich der Geist aussprechen — in dir, in mir, in einem unserer Freunde? Wie beweisen es ich, du, unsere Freunde Andern? — Und ist's nicht wohl anmaßend, bei unseren Schwachheiten zu sagen: Der Geist redet in mir, der Geist ist lebendig in mir — darum ist Das Nichts und Jenes Etwas? Und wenn das Kirchlein unsichtbar ist — wie wirkt es sichtbarlich auf andere, die noch nicht zum Kirchlein gehören, und sichtbarlich muß es nach der Natur der Sache auch hergehen. Oder ich bin nicht sicher, daß es bloß Gefühl, Ueberspannung, Schwärmerei sei. Ferner: Was machst du, wenn Einer sagt: Dieser Brief ist nicht Pauli, und diese Stelle in Pauli Brief hat nicht den bisher geglaubten Sinn, und ein Anderer sagt dir wieder einen andern Sinn und ein Dritter einen dritten — Wer entscheidet gewiß — wahr?! Aber wenn eine heilige Versammlung von Bischöfen und zwar aller oder der meisten in der Christenheit zusammentritt und alle vorhergehenden allgemeinen Kir-

chenversammlungen revidirt, um zu sehen, was geglaubt und warum das geglaubt worden ist und so hinauf bis zum ersten allgemeinen Concil nach dem Urconcilium der Apostel, und dann diese versammelten Väter nach Anrufung des heiligen Geistes den Schluß fassen: Das ist Sinn und Wahrheit, weil solcher Sinn und diese Wahrheit von jeher und überall und von allen als der Sinn und als diese Wahrheit geglaubt worden ist, und wenn dieser Beschluß dann ausgesprochen wird von dem Nachfolger Petri als dem rechtmäßigen Präsidenten der heiligen Versammlung: so fordere ich jeden, der nur gesunden Verstand hat, auf, ob so einem Ausspruche widersprochen werden könne?!

„Es ist hier die Rede von dem, was Glaube sei, was christliche Tugend, was Zucht und Ordnung im Hause Gottes sei.

„Freund, es gibt auch eine wesentliche Form des Geistes, ein wesentliches Aeußere des Inneren, und das wesentliche Aeußere der katholischen Kirche ist so wesentlich als das Innere und fällt in Eins zusammen. Ach und wir dürfen uns desselben gar nicht schämen, und wenn es schon oft über die Vernunft ist, wider sie ist es niemals. Ueberdas ist die heilige Kirche das göttliche Archiv des geschriebenen Wortes, das göttliche Archiv der Geheimnisse, welche heilig und selig machen.

„Die vielen Kirchen einigen sich in Eine — die römische als die sichtbare Repräsentantin aller Kirchen. Was diese glaubt, glauben alle. Und ihr Bischof als Nachfolger Petri ist der Mittelpunkt aller Bischöfe der ganzen wahren Christenheit. Und strebt nicht Alles in der Natur und im Geisterreiche auf Einheit hin?! Und welch schöne Ordnung: Gläubige — Cleriker — Sub- und Diakone — Priester — Bischöfe, der Erste der Bischöfe — in der sichtbarlichen Kirche, die Christus gegründet, und Christus der Erzbischof, aber unsichtbar. Ich schwöre auf Niemanden als auf Christus, der sich seiner Kirche geoffenbaret hat und stets offenbaret — und glaube was die allgemeine Christenheit glaubt; aber leid thut es mir, daß du streiten und kämpfen magst, da dich der Herr nicht dazu be-

ruft und mit Leuten, die du mir im Briefe nanntest, welche offenbar recht haben, weil sie sich an das Allgemeine halten und hingegen du das Sonderliche liebest, was offenbar zerfallen muß, weil es auf eigener Einbildung beruht und nicht auf dem Glauben aller ersten Christen, den uns beurkundeten in die Hunderte heiliger Männer, welche amtlich sprachen, sprachen was ihnen von den Aposteln anvertraut worden ist und es öffentlich aussprachen und dafür sterben konnten gut und groß.

„Ich bitte dich, verzeihe mir doch, ich schreibe dir aus liebendem Herzen. Ich genieße gern in der Stille die Glaubens-, Sittenlehre und Geheimnisse, was Jesus Christus in seiner heiligen Kirche mir hinterlassen hat aus Liebe und Gnade, und fliehe Streit — denn Streiten ist schon ein Beweis der Ungewißheit wenigstens von Seite eines Andern. Aber als freilich unwürdiger Diener Jesu Christi und Ausspender göttlicher Geheimnisse mittels Handauflegung lege ich dir Punkte dar, welche zu beherzigen ich dich bitte. — Aber resignire auf eigene Meinung und bloße Meinung und laß dich führen von einem frommen und erleuchteten Manne, dem es Beruf ist zu lehren — und der seinen Beruf fühlt und dir den ganzen Gang göttlicher Offenbarung weiset. Stolberg als Schriftsteller kann dich viel lehren.

„Wenn ich schon also geschrieben habe — gerad, aufrichtig, so liebe ich dich nicht weniger, sondern nur noch mehr. Ich hoffe, auch du wirst noch lieben mit alter Liebe deinen Freund von Herzen

Dr. Haid."

Es scheint, daß ich diesen Brief längere Zeit nicht beantwortet habe, vielleicht aus Unschlüssigkeit, was schreiben, vielleicht nur aus Zeitmangel, und so erhielt ich noch folgendes Zettelchen:

„Geliebter Freund! Doch noch geliebt von dem, den du entweder vergessen zu haben oder zu verschmähen scheinst. Daher bei guter Gelegenheit, die sich mir eben darbeut, Gruß von Herzen und den Wunsch: Friede sei mit dir! Es gebe dir ihn Der, welcher heißt Friedefürst und Herr, und Der gieße

durch seinen heiligen Geist die Liebe in dein Herz aus — zur unverwelklichen Freude. In Liebe dein Freund von Herzen St. Gallen, den 12. Februar 1817.

Dr. Haid.

„Vom 9. bis 17. feiere ich wieder das Andenken deines Bruders, welcher den Schlaf des Friedens schon im dritten Jahre ruhet."

So viel hatte ich gelernt, daß mit Absonderung nichts gewonnen sei, indem in der abgesonderten Gemeinde alsbald wieder Namenchristen zum Vorschein kommen und folgerichtig wieder müßten ausgestoßen werden. Selbst neuen Zuwachs von Erweckten angenommen, liefe man dabei Gefahr, die Grenzen der gottgefälligen Gemeinde immer enger zu ziehen, bis man auf den Standpunkt jenes pietistischen vornehmen Herren käme, der für die ganze Menschheit wenig Hoffnung auf's Himmelreich hegte, mit Vorbehalt seiner selbst, seiner erlauchten Frau Gemahlin und allenfalls hochdero Kammerjungfer.

Der Absicht nach hatte ich also mit dem Separatismus gebrochen; doch schälten sich nicht mit Einem Schlag alle seine Irrthümer, Vorurtheile, Zu- und Abneigungen von mir los. Theils mochte, wenn ich mir dessen auch nicht bewußt bin, menschlicher Stolz sich dawider stemmen; theils fehlte es mir noch an einer tieferen wissenschaftlichen Kenntniß des gesammten katholischen Lehrgebäudes sowie der Geschichte unserer Kirche; denn das Werk von Stolberg war in der Zeitfolge nicht weit genug gediehen, um mir eine Uebersicht derselben zu gewähren. Ich hatte noch keinen Begriff davon, wie auch das Wehen des göttlichen Geistes sich vermöge der menschlichen Beschränktheit und Unvollkommenheit an Epochen der Schwankung gebunden sieht, die wir mit Fluth und Ebbe vergleichen würden, wenn dieß Bild nicht einen Begriff von Naturnothwendigkeit erregte, der sich mit der göttlichen und menschlichen Willensfreiheit nicht vereinbart, und wenn nicht die Kirche aus jeder dieser Epochen der Erkaltung eines

neuen Aufschwungs mit einem entschiedenen Fortschritt der Entwicklung hervorginge. Bleiben wir aber mit dem nöthigen Vorbehalt bei diesem Bild, so können wir sagen: die Fluthzeit reißt Viele zu einem höheren Maß der Vollkommenheit empor, die zur Ebbezeit sich im besten Fall an einem Mittelmaße genügen lassen; aber auch in der Ebbe zählt die Kirche noch immerhin, wenn auch vielfach im Tiefverborgenen, sei es einzelne Seelen, sei es ganze Lebenskreise, welche das heilige Feuer in sich nähren, nicht nur im gewöhnlichen Sinn, sondern nicht selten im allerhöchsten Maße, freilich nur um den Preis tiefer und geheimnißvoller Seelenkämpfe und Leiden, um in solcher Weise eine kommende bessere Zeit für die weiteren und weitesten Kreise vorzubereiten.

Aber nicht nur in der Kirchengeschichte im Großen und Allgemeinen, auch in der Biographie der einzelnen Heiligen hatte ich mich noch nicht genügend umgeschaut; ich kannte noch nicht ihre staunenswürdige Herrlichkeit, welche ein so auszeichnendes Merkmal der wahren Kirche bildet. Meine Zeit war offenkundig eine Zeit der Erkaltung für die Menge und die Heiligen meiner Tage lebten großentheils jenes erwähnte verborgene Leben, aus welchem nur hie und da geheimnißvolle Blitze brachen. So segensreich ein Michael Wittmann, ein Clemens Maria Hoffbauer und Andere unter uns gewandelt sind, so groß die Schätze ihres inneren Lebens, die Früchte ihres Ringens mit der Gottheit gewesen seyn mögen, äußerlich hatte ihr Wirken nicht die zündende Natur früherer Tage, da die großen Ordensstifter, die mächtigen Volksprediger, die mystischen Feuerseelen durch die Welt zogen; selbst mit der zwar milden, aber unbegreiflich viele offenkundige Bekehrungen umfassenden Wirksamkeit eines Franz von Sales war keine Aehnlichkeit zu finden. Und trat einmal das mystisch Wundersame recht unläugbar hervor, wie an der Nonne zu Dülmen, so wurde es doch nach Möglichkeit todtgeschwiegen oder todtverläumdet und man wußte in der Ferne nicht, woran man war. So blieb

mir für's Erste zum Vergleich der Akatholiken mit den Kindern der Kirche nur der Mittelschlag der immerhin wahrhaft Frommen, dazu die große Menge der Lauen und endlich die in Glauben oder Sitte Abgefallenen. Bei diesem oberflächlichen Vergleich (d. h. beim Ausschluß der eigentlichen Heiligen) mochte denn freilich ort- und länderweise, oder je nach Lebenskreisen die Entscheidung zu Ungunsten der Katholiken ausfallen. Eine Anstalt aber, welche bestimmt ist, alle Länder zu umfassen, wenn auch für's Erste nicht gleichzeitig, und alle Zeiten zu durchleben, wenn auch nicht allerorten, eine solche Anstalt darf nicht von dem beschränkten Standpunkt des Tages, der Oertlichkeit oder des einzelnen Lebenskreises beurtheilt werden.

Großen Eindruck hätte mir es gemacht, wenn ich damals schon einen Blick hätte thun können in die Geschichte der christlichen Missionen, so unsäglich reich an Opfern des Lebens und darum so glorreich für die katholische Kirche, so kläglich trotz der reichsten Geldopfer (weil arm an Martyrern und darum arm an Erfolg) für die anderen Confessionen.

Indessen fing ich doch wieder an zu begreifen, daß der Herr, wenn Er ein Bleibendes gründen wollte, unmöglich es konnte gänzlich abhängig machen von der Würdigkeit der Einzelnen, daß vielmehr außer der allerdings nie entbehrlichen subjektiven Mitwirkung dieser Einzelnen noch ein objektiv Unantastbares, eine unverrückbare, wenn auch an lebende Persönlichkeiten geknüpfte Autorität vorhanden seyn müsse. Bleibt auch das Wort des Herrn zu Recht bestehen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ — so muß doch für jene Fälle, wo Namenchristen keine Früchte bringen, weil sie eben nicht wirklich die Gebote halten, nicht wirklich oder doch in unrichtiger Weise die Gnadenmittel anwenden — für jene Fälle muß doch der objektive Inhalt der christkatholischen Lehre, die geschichtliche Begründung der Kirche durch Christus und die Apostel, die Erhabenheit ihres Ziels, das Ideal von Glauben

und Sitte, welches sie aufstellt, ein Leuchtthurm für den Sucher der Wahrheit bleiben. Ich begriff, daß wenn auch viele ihrer Mitglieder, selbst wohlgesinnte, jenes Ideal nicht erfüllen, keine Heiligen sind, andere geradezu schwere Sünder, doch nur sie, die Kirche, die Anstalt ist, welche für alle in Möglichkeit und Wirklichkeit erscheinenden Mängel, Irrthümer und Schäden das Correktiv in sich besitzt. Wird dieß Correktiv aus Schuld der Priester im einzelnen Falle nicht gereicht oder aus Schuld der Bedürfenden nicht angenommen, so bleibt dieß eben die subjektive Schuld der Einzelnen.

Um etwa die nämliche Zeit wie der Brief aus St. Gallen lief aus Frankfurt folgender von Christian Brentano ein:

„Mein lieber Freund und Wohlthäter und (in Spe[1]) Bruder!

„Gestern trug mir meine Schwester Meline auf, dir in ihrem Namen zu schreiben, damit du von den Umständen unterrichtet würdest, welche sie hindern es selbst zu thun, und nicht etwa denken mögest — so sind ihre eigenen Worte — sie sei gestorben oder unsinnig, daß sie so liebevolle Zuschriften unbeantwortet ließe. Die Ursache, die sie zwingt, mich statt ihrer schreiben zu lassen, ist Hauskreuz, nämlich kranke Kinder und drohende Niederkunft; sie trägt's schön, ist aber davon den ganzen Tag in Beschlag genommen, daß sie auch das Liebste lassen muß. Sie sagt, daß sie dich in deinem letzten Brief recht ganz so wiedergefunden habe, wie deine, ihr liebe persönliche Erscheinung in ihrem Andenken war. — Lieber, guter, herzlicher und gütiger Freund! wie soll ich dir meine Erkenntniß deiner Wohlthaten vergeltend an's Herz legen. Beten thu ich täglich für dich und nenne dich zuerst unter den Wohlthätern, für die ich Gott unter den Menschen empfangen zu haben danke. Aber was ist das Gebet eines armen Sünders, der noch so weit von dem Wohlgefallen Gottes steht, der wohl die Stimme jenseits des Bergs hört und ihre

1) Er meint: in christlicher Hoffnung.

Wahrheit vernimmt, auch von ihrer Liebe gerührt wird, ja im Geiste wohl zehnmal den Weg hinüber macht, aber allzeit den schweren trägen Leib vor dem Berge liegen lassen muß und zu ihm weinend zurückkehrt ohne die Kraft zu erschwingen, ihn über den Berg hinüberzutragen? was ist das Gebet eines armen Sünders außer dem Stand der Gnade? — Ich will dir hierüber nicht zweideutig bleiben, lieber N.. Mein Gebet wird verschlungen von meinem eigenen Bedürfniß, und dieses ist kein anderes als die Buße. Die Reue, die übernatürliche Gewalt des Hasses und der Liebe, wie ich weiß, daß sie durchaus erforderlich ist, um einem so sündhaften Leben, als das womit ich Gottes schönen Tempelbau verwirrt und verunreinigt habe, die Wundergnade des Sakraments zu erwerben, habe ich zwar allerdings ihrem Wesen nach empfangen, aber als ein Kind, das noch viel Nahrung und Erstärkung bedarf, um den neben ihm gelagerten alten Feind meiner Seele, den Hochmuth, die Eitelkeit, die Weltscheu im Kampf zu würgen und aus dem Lande zu werfen. — Darum, Lieber, bet für mich; laß fromme Freunde für mich beten! Thuet's um Jesu, nicht um meinetwillen; wiewohl wenn der größte Sünder die größte Barmherzigkeit benöthigt, so spricht auch meine Noth sehr für mich. Darum bittet für mich; ich glaube fest an die Kraft der Fürbitten, und denke ich muß sie erfahren haben; denn was mag sonst die unbegreifliche Gnade auf mich abscheulichen Sünder[1]) geleitet haben, wovon ich doch so offenbare Zeichen erhalten habe, daß ich weine und schaudre und ein End der Langmuth fürchte, wenn ich auf sie und auf mich, auf den Segen und auf die Frucht blicke. Wie konnte mir es werden, meinen sündigen Augen, daß sie vor dem so lang verdienten Tod noch Gottes Hand gewahrten, winkend nach dem Weg des Heils, indem sie mir Zeiger gibt für den

1) Es ist hier für Manche nöthig zu bemerken, daß eine so lebhafte Reue nicht etwa außerordentliche Sünden voraussetzt, sondern wir haben im schlimmsten Fall an jene immerhin sehr ernst zu nehmenden, leider aber sehr gewöhnlichen Verfehlungen zu denken, wie sie einer glaubenslosen Jugend natürlich sind.

Glauben, Erleuchtung für die Wahrheit, ach Gott! auch die Hoffnung, daß beide nicht an mir verloren gehen werden! O Liebe! Liebe! Wachse, daß du alles Unkraut um dich vertilgest, keinen fremden Gott neben dem einen duldest, keine Welt mehr kennst und achtest und scheuest als das Christenthum.

„Du glaubst nicht, lieber Bruder aus Güte! wie sehr mich dein letzter Brief durch die Nachricht erquickt hat, daß du die katholische Kirche wieder ganz kindlich als Mutter ehrst. Gott wolle dir darin vollkommenen Glauben und Erleuchtung schenken. In ihr allein ist das Heil, in ihr allein ist das geweihte göttliche Licht, und wer seins nicht bei ihr anzündet, der hat gar keins oder ein Irrlicht. Ich will hier zunächst von mir selbst reden, weil meine Lage ein praktischer Beweis davon ist. Ich bin überzeugt, wäre ich Protestant, so würde ich mich für im Stand der Gnade stehend halten; und ich wähnte auch so — so lang ich protestantisch dachte. Ich würde überzeugt seyn, mein Glaube sei hinreichend groß, die Reue, wie ich sie habe, da ich täglich meine Sünden beweine, sei hinreichend, und ich würde wähnen, ich sei theilhaftig der Versöhnung durch des Sünder liebenden Heilandes Blut. Ich würde keinen Anstand nehmen, zu seinem Tisch zu treten und seinen Leib zu meiner Heiligung zu empfangen; und ach in wie großem Irrthum wäre ich da! Ich würde nimmer genesen. Der unbegreiflich liebende Gott hat mich seine Gegenwart in der katholischen Kirche glauben lassen, und seit ich mein Licht an ihrem geweihten Feuer angezündet habe, und mich damit betrachte, wie ganz anders komme ich mir vor! O wie göttlich ist hier das Werk von der Wahrheit und die Wahrheit vom Werk bedingt; — wie laut die Mahnung, welche die dämonisch subtile Täuschung des unwissenden Pharisäers anruft! Wer in der besten Selbstmeinung über seine Erbauung den Weg des Heils wandelt, kömmt in dieser Gotteskirche gar bald an verschlossene Thore, und indem er den Schlüssel bei sich sucht ohne ihn zu finden, wird er gar bald gewahr, wie schlecht ihn seine Erbauung ausgerüstet hat; und wie sehr wenig es ihm frommen würde, diesen Weg zu wandeln, auch wenn es keine verschlossenen

Pforten darauf gäbe. Er wendet sich zurück zum heiligen Geiste mit Gebet und ringt auf's neue, Gnade zu gewinnen aus dem Bund der Taufe, die die Mutter der Gnade ist. — So ungefähr ist mein Fall; ich sehe darüber ganz hell, so Trübes ich auch in dieser Helligkeit in mir sehe, so danke ich Gott und der Kirche doch für dieses Hellsehen, denn wenn es die Decke der Beruhigung wegzieht, die mein Uebel verbarg, so zeigt es die Hoffnung auch in einem eigenen Glanze, der die radikale Genesung auf krystallklarem Boden hat und somit eine Sehnsucht und Liebe zum Wachsen gebärt, die sonst nimmer geworden wäre.

„Ich sagte oben, wer sein Licht nicht bei dem der katholischen Kirche anzündet, hat gar keins oder ein Irrlicht, und ich muß nach strengster Ueberzeugung dabei bleiben; denn daß viele fromme Christen, die sich nicht zu dieser Kirche bekennen wollen, dennoch Licht haben, ändert die Wahrheit nicht; sie haben es von ihren Eltern und diese von den ihren und diese, soweit zurück als man rechnen mag, doch nur aus der Kirche. Ob sie nun in dem Punkt, daß sie damit außer der Kirche wandeln wollen, den rechten Gebrauch davon machen, ob es christlich ist, die Mutter, die es so viele Jahrhunderte hindurch treu bewahrt, zu verläugnen, ob es kindlich ist und vertrauend auf Gottes Verheißung, diese Mutter in Ansehung dieser Bewahrung, der Untreue zu bezüchtigen, mit dem Buchstaben gegen das Leben kämpfen zu wollen und zwar nach einem Privatgeist, der sich in den ersten Zeiten dieses traurigen Unternehmens schon als ein Geist der Leidenschaft, des Zweifels, des Widerspruchs, der Inconsequenz, also gewiß als keinen göttlichen offenbart, und am Ende zu dem buntesten Unglauben und Eigenglauben geführt hat: darüber wollen wir hier nicht gar viel reden, weder du noch ich sind darüber im Zweifel; Gott der Herr möge ihnen helfen. Der Mensch, der sich selbst helfen will und zwar mit Bruch eines Gehorsams, welcher die herrlichste historische Erscheinung unter Menschen, Folgsamkeit und Befehl bis zu dem Wandel und den Lippen Jesus unseres Erlösers in einem Geschichtsfaden darstellte, — wiederholt den Sündenfall des ersten Menschen.

Selbst wenn man den historisch sehr zweifelhaften Fall annehmen will, die Kirche sei zu der Zeit der Reformation in äußerer Erscheinung krank gewesen und dieß sei der alleinige Grund des Protestantismus, — so war es Mißtrauen in Gottes Fürsorge, der seine Kirche wohl selbst heilen kann und wird, ohne daß man ein so heiliges Band, als durch Jahrhunderte von Generationen zu Christus hin lebendiger Gehorsam ist, durch dessen Bruch zerstört. Noch weniger zu entschuldigen und ein sehr böses Kennzeichen der Sache war die uneinig einige Verwerfung so vieler lebendiger Heilmittel bei dieser Gelegenheit, ein Zeichen einesböswaltenden Geistes, der die Gemeinden auch, wie die Zeit zeigt, unter die Kanzeln der schändlichsten Irrlehrer gebracht hat; so daß deren Kirche nach den paar Jahrhunderten, wenn sie nur noch möglich wäre, eine ganz andere Reformation erleiden müßte und bedürfte, als die katholische nach 15 hundert Jahren, und die, wenn sie nicht mehr leistete als die erste, nach einiger Zeit doch wieder auf dem alten Zerstörungspunkt ankommen müßte. — Doch was ist davon zu reden, ich habe gegen Niemand zu predigen als gegen mich, und rede auch nur von mir; denn ich, und so geht es wohl sehr vielen Menschen, habe die ganze Geschichte des Protestantismus in mir selbst erlebt. Den Anstoß, die Ungeduld, das Mißtrauen, das Jochabwerfen, die Freiheit, die menschliche Schwachheit in Verstand, Unglauben, Leidenschaft, Sünde, Thorheit, Heillosigkeit. Die mich nun zum Heiland und zu seiner Kirche zurückgeführt hat, diese unbegreifliche Liebe wolle mich weiter führen und alle, die im Irrthum sind, zu der Demuth, ihn zu erkennen, zum Gehorsam, zur Versöhnung. — Ich wiederhole, daß es meine Absicht nicht ist, andere zu richten, ich bete für sie, weil es die Kirche will; aber weil dieses mit Buchstaben gepanzerte Freichristenthum, welches sehr versteckt das Eigenlicht zum Kirchenlicht macht, eine kurze Zeit mein eigener Irrthum war, so darf ich wohl meines eigenen Heils halber noch etwas davon sagen. — Ich weiß nicht, was eigentlich für dich das Motiv war, der Kirche dein Vertrauen und deine Kindschaft wieder heimzutragen — ich vermuthe aber aus deinem Brief

die Erkenntniß der historischen Continuität ihrer Lehren und Gebote aus Christo, ihrem nun unsichtbaren anfänglich aber sichtbaren Haupte, aus Christo dem Eckstein, dessen Baues Hausgenossen wir seyn sollen, der gebaut ist auf dem Grund der Apostel und Propheten (S. Math. XXI. 42, Ephes. II. 20.). Mich führte die Gnade von einer andern Seite zu demselben Ziel. — Die Erkenntniß der Ordnung der Gnade, deren Einsetzung ein Werk der Erlösung heilend waltet über der Ordnung der Natur. Versteh mich recht, es gibt: eine Naturordnung, ein Naturgesetz, in dessen Fesseln wir schmachten, und das uns hindert zu Christo zu gelangen, und: eine Gnadenordnung, ein Gesetz der Gnade, wodurch wir von diesem Naturjoch erlöst, befähigt werden, zu Christo zu kommen. Diese Gnadenordnung ist allein in der Hand der katholischen Kirche, es geht von der Aeußerlichkeit aus und führt zum Innern. Ich kann diesen Gegenstand hier nicht erschöpfend berühren, aber die Sache ist unbezweifelt wahr. Diese Gnadenordnung wird durch das Priesterthum administrirt, dessen Weihe von Hand zu Haupt von Christus aus bis auf die letzte Zeit unerläßliche Bedingung ist — die Weihe des Tempels, des Altars, des Wassers, des Feuers u. s. w.; die Weihe der Sakramente u. s. w. sind erforderlich zu dieser Erlösung mehr oder weniger, worüber nur die Kirche zu lehren Weisheit hat. — Diese dem Priesterthum vertraute Gnadenordnung sind die Schlüssel, denen man viel zu enge Bedeutung gibt, wenn man sie im engen Sinn auf das Sakrament der Buße beschränkt, im weiten Sinn ist unser ganzes Erdenleben Buße, und dann werden die Schlüssel recht verstanden. Sie sind die Schlüssel, welche unsere Fesseln lösen; daß wir glauben, hoffen, lieben können wie wir sollen. Diese Schlüssel sind nur bei der katholischen Kirche; wer außer ihr zum Ziele kömmt, kann es nur durch ein Wunder der zweiten Potenz, durch ein Wunder, welches die Wunderordnung der Erlösung überschreitet, wie ein gewöhnliches die Ordnung der Natur.

„Ich schicke hier keine private Erfindung, sondern Lehre der Kirche, die von ihr allzeit gepredigt und gewiß von vielen

verstanden worden ist. So sagt Papst Eugen III. in seinem bekannten Brief an die heilige Hildegardis von diesen Schlüsseln: ‚Man sagt, du sollest viele heimliche Dinge sehen, verstehen und hervorbringen ... Was können wir aber hiezu sagen, die wir den Schlüssel der Erkenntniß habende, daß wir könnten zuschließen und aufthun, solches weislich zu thun versäumen durch unsre Thorheit.‘ Uebrigens ist die Kirche nichts weniger als von Menschen gebaut und darum können dich weder Priester noch Bischöfe so damit bekannt machen, daß du sie kennest, als hättest du oder der Priester sie selbst gebaut, was darin gesagt oder gethan ist, ist von jeher von Gott; und selbst der das Organ dieses Worts und dieser Handlung war, kann keine oder auch wohl gar irrige Meinung von seinem Wort und Handlung haben unbeschadet der Heiligkeit (S. hier Joh. XI. 49, 50, 51.). Manches darin ist geheim gehalten nach Menschenweise (dieses bezeigt z. B. der Eid eines Weihbischofs), Manches nach göttlicher Weise, das ist: offenbar dem Schein nach, aber der Wahrheit nach nur dem, den Gott darüber erleuchtet nach seinem Willen durch einen weisen Gebrauch der Schlüssel. Wer dieß durch seine Thorheit versäumt, der hat nur die Schale, der Kern bleibt unerschlossen. Auch diese Wahrheit bestätigt obige merkwürdige Briefstelle. Ich zweifle, ob je ein katholischer Christ hienieden, selbst ein heiliger, die Kirche ganz zu kennen vermocht hat, deren Bau zum Grund hat die Tiefe der Vergangenheit, zum Bestand die Breite der Gegenwart, und zum Gipfel die Höhe der Zukunft, deren Umfang die irdische und überirdische Welt umfaßt, die sichtbar und unsichtbar ist (Offenb. XII. 1); der weiseste Priester kann dich nur hineinführen, auch wohl dir aufschließen, was dein Bedürfniß ist; und dem soll man folgen; denn wer nicht durch die Thüre geht, ist ein Mörder. Was das Priesterthum lehrt von seiner Stelle aus, ist wahr, ist untrüglich, es ist Gottes Wille. Aller Anstoß ist natürliche Kritik; religioser ist übernatürlicher Gehorsam, der gegründet ist auf die vollkommenste Zuversicht auf Gottes Verheißung, auf seine Vorsehung und die Gewißheit, die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Ich wünschte, ich möchte dir

über die Schlüssel des Priesterthums deutlich gewesen seyn, und bitte dich dann mir zu schreiben, ob diese Ansicht die deine auch ist. Ich habe viel Trost und Freude dadurch gehabt, denn ich habe die Kirche dadurch erkannt, an sie glauben und sie lieben gelernt. Ich habe die Kraft der Schlüssel auch erfahren; so oft ich jetzt in ein geweihtes Haus der Kirche gehe, nach ihrer Weise das Weihwasser nehme, das Kreuz (ein wunderbarer Inbegriff des Ganzen der Weihe) über mich mache, dem Altar nahe, durch die geweihten Flammen zum Heiligsten schaue, ergreift mich die Kraft der Weihe, der Rapport leitet sich ein und wäre ich rein, welche Seligkeit würde ich genießen! Das ist so wenig Schwärmerei als der Magnetismus; mit dem es wohl verglichen werden kann, und, wenn vorsichtig, auch wohl verglichen werden darf. — Siehst du, die Seite hat mich hauptsächlich zur Kirche gezogen im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung — aber auch die Weide, denn der Gehorsam ist mir in seiner ganzen Lieblichkeit, Heilsamkeit und Nothwendigkeit erschienen und das ist die andere Seite der Kirche, von welcher ich also jetzt drei berührt habe. Nämlich die Kirche ist Bau; Schlüssel; Weide, wie alles unser Heiland, der mir gnädig sei, gelehrt hat. Ich will dir die Schriftstellen, soweit meine Laienarmuth ausreicht, hersetzen.

„Bau, Math. XXI. 42 (vom Eckstein, und dasselbe an vielen anderen Orten); Eph. II. 20. 21. 22 (das Fortschreiten des Baues); Math. XVI. 18 (die Steine, womit dieser Bau fortgesetzt wird, sind Christen); Joh. I. 42.

„Schlüssel, Math. XVI. 19; XVIII. 18; Joh. XX. 23 (hier speciell auf Sündenvergebung). — Hieher auch den Apostel 1. Tim. IV. 14, und alles was auf Weihe Bezug hat und Priesterthum, Offenb. III. 7.

„Weide, Joh. XXI. 15. 16. 17. Math. XXVIII. 19. Luk. X. 1. Joh. XV. 16—17. Math. XVIII. 20. Luk. XXII. 32. Offenb. II. 1. III. 22.

„Unter den Stellen, welche die Weide beurkunden, ist besonders die erste von der Art, daß ich die Verblendung derjenigen, welche keine sichtbare, sondern bloß unsichtbare Kirche statuiren, nur bedauern, aber nicht begreifen kann, da sie doch

Schrift bekennen und mit ihrem Buchstaben fechten. Es ist zu bedauern, da in diesem Irrthum so viele Brüder sind, die unsere Liebe durch ihre ausgezeichnete natürlich-gute Eigenschaften anziehen; ja solche, welche fromm sind und zu Christo hinstreben mit einer Liebe, die erbaulich ist, und uns, ‚die Schlüsselhabende, aber Versäumende durch unsere Thorheit' oft beschämend zurücklassen. Wie mir dünkt, wird hier sichtbar, daß der Abfall von der Kirche eine Wiederholung des ersten Sündenfalls ist und, wie jener, seine eigene Erbsünde zur Strafe trägt. Eine Verblendung, die unwillkürlich ist. Solche unsere liebe Brüder, denen Gott helfen möge, wandeln vielfach und herrlich gerüstet und haben guten Fortgang auf den Straßen der Wahrheit, so weit ihre Selbstverläugnung reicht, wo sie aber an die Pforte (Ps. 118) des Gehorsams kommen, gegen den sie gesündigt, da stockt's; da fehlt der Schlüssel, und der gemein menschliche Verstand, wiewohl sie ihn selbst als erbsündlich verworfen, daß sie sie auch ganz quitt zu seyn dachten, der sie aber heimlich und unsichtbar begleitete, reicht ihnen ganz versteckt seinen Dietrich, sie klempern an dem Schloß, aber ‚öffnet sich ihnen eine Thüre, so ist es ein Thor des Irrthums, der hundert Thore hat wie Babylon' (Stolberg's Kirchengeschichte, Vorrede Thl. 1. XXII). — O mögen sie die Demuth des Kämmerlings empfangen (Apostelg. 8, 31), so möchten sie bald im Schooße der Wahrheit seyn. Sie würden eintreten in den Tempel des Herrn und einnehmen im Bau die Stelle, die ihnen bereitet ist, zur Zierde oder zur Noth, tragend oder lastend würden sie Sockel, Säule oder Schlußstein seyn, alles nach des Herrn Willen durch den Gehorsam. Wie muß sich der Baumeister grämen, oft so herrliche Steine in Zierde und Kraft liegen zu sehen außerhalb des Baues und sich nicht fügen wollen in die Gemeinschaft der übrigen, welche sich in Liebe und Gehorsam verbinden zu einem Bau nach Gottes unergründeter Absicht. Mögen sie so, wie sie abgesondert auf sich ruhen, noch so würdig prangen mit der Zierde ihrer Bildnerei, die alle gewachsen ist aus ihrer Bestimmung; so würden sie sich doch erst dann recht verstehen, wenn sie in den Tempel treten

wollten auf ihre Stelle; das Fundament unter ihre Füße, die Last auf ihr Haupt, die eine Seele durch ihr Herz und den einen Geist, der den Adam wieder erbauen will aus seiner Zertrümmerung, in die Nachkommenschaft. Was ist ein Sockel, eine Säule, ein Kapitäl, ja ein Altar selbst; sei jedes ein Wunder der Bildung; wenn es nicht an seinem Ort steht, so ist's ein trauriges Bruchstück, ein Bruchstück, dessen Bruch ein Bruch des Gehorsams und der Liebe ist. — Ich bin hier geleitet, auch das vierte Eigenthum der Kirche zu nennen, das vierte mysterium ecclesiae, die:

„Gemeinschaft. 1. Cor. XII. 25. 26. 27. 28. — 1. Cor. XIV. 33. — Ephes. IV. 4. 5, welches die wahre Kirche auch in's übersinnliche Leben und Ueberirdische glauben gelehrt und offenbart hat. Eine Offenbarung, welche von Vielen dahin mißbraucht wird, die hierortige Gemeinschaft, die sichtbar kirchliche zu übersehen und zu übergehen. Also schon wieder in den Schafstall wollen und nicht durch die Thür. Ich weiß wohl was ich sage und daß die Thür Christus ist — aber wenn ein anderer Weg wäre als durch die Aeußerlichkeit zum Innern, so wäre nicht Gott dieser unser lieber Christus selbst äußerlich geworden, unter unseren rohen Händen zu sterben, sein sichtbares Blut zu vergießen, alles für unser Heil. Aber so sind die Kinder gegen ihre Mutter, daß sie den Honig, der ihnen schmeckt, ablecken von dem Brod, das sie ihnen reicht, und dieses wegwerfen, da jener ihnen doch einzig durch dieses gedeihlich werden könnte.

„Da hast du also einiges von dem, lieber Bruder, was ich rücksichtlich unserer Kirche meine Ueberzeugung nennen kann; bin ich darin irrig und du kannst mich darin zurechtweisen, so werd' ich's von Niemand lieber annehmen als von dir, durch dessen Hülfe mich Gottes Barmherzigkeit zuerst geweckt hat"... . .

Weiter redet Christian's Brief von seinem Gedanken, die Insel Herren-Chiemsee zu kaufen¹), wozu ich ihm

1) Sieh in den gesamm. Briefen von Clemens Brentano den an mich vom 20. August 1816, wo er unter Anderem sagt: „Ich habe mir

den Vorschlag gemacht und Freund Baierhammer mit ihm brieflich mit „ausnehmend liebevoller Dienstfertigkeit“ verkehrt hatte. Sie war um 40,000 fl. (!) geboten. Der Besitzer, der sie wahrscheinlich um einen noch geringeren Spott erworben, beging, von allen höhereren Rücksichten abgesehen, den ökonomischen Schnitzer, die Abteikirche zu Profanzwecken zu verwenden und entwerthete hiedurch sein Bräu- und Wirthshaus; denn die Bauern, nicht mehr durch Gottesdienst herbeigezogen, blieben gänzlich von der Insel weg. Die herrlichen Waldungen aber zogen besonders den Antheil von Freund Baierhammer, dem Kenner und eifrigen Fürsprecher des damals schnöd vernachlässigten Waldwesens an sich. Es ist jedoch aus Christian's Kauf nichts geworden. Auch der preußische Ritterschaftsdirektor und Landrath Wilhelm v. Schütz, Dichter von „Lacrimas“, Romantiker und Convertit, schrieb mir in gleichen Kaufgedanken, die ebenfalls sich nicht verwirklichten. Später bat mich der Besitzer, die Insel für eine Kreisirrenanstalt vorzuschlagen. Ich that amtlich davon Erwähnung, aber man fand den Platz nicht geeignet.

Im Lauf jenes Sommers brachte Christian einen ihm hochwichtigen Plan zur Ausführung; er reiste nach Westfalen, zur wunderbaren Nonne von Dülmen, der gottesminnigen und sinnigen, nicht minder liebens- als merkwürdigen Bauerntochter Anna Katharina Emmerich, und es ist dieser Besuch Christians seinem Bruder Clemens Anlaß geworden zu dessen eigener so folgenreichen Reise an's Lager der Ekstatischen. Wie Christian im obigen Brief schon einen Vergleich gezogen zwischen der Welt der Sakramente und dem Magnetismus, so in einem späteren zwischen dem Magnetismus und den Geheimnissen der Ekstase und Stig-

---

es (Herren-Chiemsee) im Merian betrachtet und meine schon, ich sehe ihn den ganzen Tag auf dem See in einem durchlöcherten Kahn fahren.“

matisation; er zeigt, wie diese, der Neuzeit weniger bekannten Erscheinungen durch Analogie mit jenem glaubhaft werden. Mochte er immerhin vom Magnetismus zu günstig denken — denn es fragt sich, ob nicht alle „Magie", die nicht aus himmlischer Uebernatur stammt, einen anderen als dämonischen Ursprung haben könne — so bleiben doch des geistreichen Mannes Ausführungen, deren Wiedergabe mir hier der Raum verbietet, höchst bedeutsam. In der That hat der Magnetismus neben den Vielen, die er auf gefährliche Abwege geführt, auch manchen Ungläubigen zur Ueberzeugung von geheimnißvoller Fortpflanzung geistleiblicher Wirkungen vorbereitet und so ist aus Ueblem, zum mindesten Verdächtigem, durch Gottes Gnade auch Gutes hervorgegangen.

Eine der merkwürdigsten Erfahrungen bei Anna Katharina hat mir Christian später mündlich erzählt. Er mißtraute ihrer Gabe der Reliquienerkenntniß, bei welcher die ihr und Anderen oft ganz unbekannten Lebensläufe der Heiligen sich gleichsam dramatisch vor dem visionären Aug' entrollten. Nun brachte ihr Christian in verschlossenem Päckchen etwas, das er als Reliquie bezeichnete. Sie nahm es und fing an: „Dieß kommt nicht von einem Heiligen; ich sehe ein ungeheures seltsames Thier..." und es ausführlich beschreibend, fuhr sie fort: „Dasselbe ist in einer weiten Landschaft mit vielen anderen großen und seltsamen Thieren zusammen", und beschrieb nun auch diese anderen nach ihrer Mannigfaltigkeit. Es war aber das, was Christian ihr gebracht hatte, ein Splitterchen von einem Mammuthgerippe, in seiner Art allerdings eine Reliquie, und das Ergebniß dieser Probe war geeignet, ihn mehr zu ergreifen und zu überzeugen, als vielleicht bei dem Knochenrestchen eines wirklichen Heiligen das poetischste Lebensbild es vermocht hätte.

Savigny, mit meiner wieder erwachenden kirchlichen Gesinnung unzufrieden, entgegnete mir schriftlich am 1. Februar 1817, wenn auch der hingebende blinde

Glaube an die Lehre der Kirche von mir angenommen werde, so müsse doch dieser Glaube irgend eine Grenze haben.

„Denn woher erfahre ich denn die Nothwendigkeit eines solchen Glaubens überhaupt? Woher, daß dieses die rechte Kirche ist und nicht etwa ein Blendwerk des Teufels? Dazu muß es doch irgend eine Instanz geben, die also außer und über der Kirche liegt. Und wo kann die Instanz anders gesucht werden, als in der Menschen eigenem Gemüthe, in dem innersten und heimlichsten Verkehr der eigenen Seele mit Gott? Es gibt also einen solchen Verkehr für jeden einzelnen Menschen, dieser Verkehr ist für ihn absolut das höchste, und alle äußere Heilsanstalt kann bloß Beförderungsmittel desselben seyn."

Savigny übersieht hier, daß wenn die allerdings richtige aber einseitige Forderung des inneren Zeugnisses im Menschenherzen uns über die Kirche stellte oder als Grenze für die kirchliche Autorität zu bezeichnen wäre, wir ebenso sagen müßten, unser inneres Zeugniß für die Aechtheit der Bibel, ja für die Göttlichkeit Jesu, ja für die Existenz Gottes überhaupt, sei eine Grenze für die Autorität dieser Existenzen und stelle uns über sie. Die subjektive Anerkennung des objektiv Wahren besteht ja niemals darin, daß wir dasselbe beherrschen, sondern wir sind es, welche die Beherrschung erleiden, uns in Wahrheitsliebe davon beherrschen lassen. Einseitig ist Savigny's Forderung, weil dem leicht uns trügenden, wenn alleinstehenden inneren Zeugniß nothwendig auch das geschichtliche, d. i. die ununterbrochene Tradition von der Uroffenbarung bis zur Offenbarung an Abraham und Moses, von dieser bis Christus, von Christus in der Kirche herab auf unsere Zeiten und bis an's Ende der Welt zur Seite stehen muß.

Einstweilen mehrte sich meine Praxis und ich fing an, die Beschaffung von Pferd und Wagen an Stelle der bis

dahin benützten Miethkutschen in's Auge zu fassen, als sich mir unerwartet, aber höchst willkommen etwas dazwischenschob, was meiner ganzen weiteren Laufbahn eine glückliche Wendung geben sollte.

Etwa zu Anfang des Jahres 1817 gelangte an mich eine Anfrage von Würzburg, ob ich daselbst Professor der medizinischen Klinik werden wolle. Natürlich konnte mir zunächst nichts erwünschter seyn, ich bejahte, die Hofcommission schlug mich erst zum Sekundärarzt, dann, weil Friedrich kränklich geworden, zum außerordentlichen, endlich zum zweiten ordentlichen Professor der medizinischen Klinik vor, der König genehmigte und ernannte mich am 26. März; schon war die Sache bekannt, obwohl noch nicht ausgeschrieben, schon hatte mir Schubert, damals in Erlangen, eine Schrift unter meinem neuen Titel gewidmet, schon hatte ich das Reisegeld für Würzburg empfangen, da ließ König Max I. mich auffordern, den Kronprinzen Ludwig auf dessen italienischen Reise zu begleiten. Das Semester 1817/18 stund nicht so nahe bevor, daß durch eine Absage die Würzburger Fakultät in Verlegenheit kam — mein Ernenner selber, der König war es, der zu der lockenden Reise mich rief — Italien, das Ziel so vieler Wünsche, lachte winkend herüber. — „Eine Professur", dachte ich, „kann mir auch nach der Reise nicht fehlen", und so ging ich auf das königliche Anerbieten mit hoher Freudigkeit ein, schrieb einen Absagebrief nach Würzburg, wo man Schönlein statt meiner berief, und erhielt am 16. August 1817 die Ernennung zum zweiten Primärarzt, d. h. zum ordinirenden Arzt auf der zweiten Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu München, und mit ihr zugleich den nöthigen Urlaub zur fröhlich erwarteten Reise.

XXXVI.

„Culturkampfs"-Blüthen im Elsaß.

Nicht ein Diener der Polizei, aber ein Mann der den Nimbus eines privilegirten Schützlings derselben herumtragen darf, ist der Culturkämpfer Depillier, der gegenwärtig im Reichsland sein Unwesen treibt. Er ist Mönch, Franzose und Journalist und sollte, aus diesem dreifachen Grunde, von der Polizei von Rechtswegen über die Grenze geschafft werden, denn Vielen ist dieses Schicksal geworden, weil ihnen nur Eine der drei „Makeln" anklebte. Allein Depillier ist ein entkutteter Mönch, ein Franzose der mit dreifacher Verurtheilung der Strafgerichte von Bergerac, Besançon und Montauban behaftet ist, und als Journalist schreibt er die Ere chrélienne und Pamphlete gegen den Cölibat, die Benediktiner, den römischen Hof u. s. w., welche an Insolenz alles Dagewesene übertreffen. Unter dem Schutze der Allvermögenden durfte er hausirend das Reichsland durchwandern, in Mülhausen eine Ausstellung von Gemälden veranstalten, in welchen die katholische Kirche schamlos verhöhnt wurde, durfte er einen Aufruf an den Klerus ergehen lassen, sich an sein Werk der „religiösen Reform Elsaß-Lothringens" anzuschließen.

Französische Blätter werden in Straßburg im Censur-Bureau angehalten, ein katholisches Blatt im Elsaß zu gründen ist viermal durch die Behörde verweigert worden; die Behörde erklärte rundweg, daß man keinen Geistlichen

als Redakteur und kein ultramontanes Blatt dulden werde. Depillier konnte aber seine französische Ere chrétienne, durch ihn selbst redigirt, frei verbreiten, und wenn er dieselbe nicht in Straßburg deutsch erscheinen ließ, so fehlte es ihm dabei, nicht an Vertrauen auf die obrigkeitliche Bewilligung, sondern an dem woran es ihm von jeher fehlte — an Geld.

Als Helfer im „Culturkampf“ und als lebendiges Exemplar der Gattung von Ordensleuten, die nicht aus dem Reiche verbannt werden, verdiente der Herr ein Postament in dem Pantheon der Culturkämpfer. Das Postament ist demselben erbaut worden in einer Schrift: „La vérité sur M. Dépillier, Priester der Urkirche.“ Diese Schrift[1]) ist nach den im Archiv des Bisthums St. Claude vorhandenen Akten verfaßt worden, mit ausdrücklicher Erlaubniß des Bischofs. Hier das Wesentliche.

Depillier laborirt an einem in Frankreich öfter vorkommenden Uebel, er schmachtet nach einem wohlklingenden Namen. Seinen Namen Peter wandelte er in Raphael um; seinen Familiennamen schrieb er später Despilliers und wieder später des Pilliers, womit er sich selbst adelte. Als Vikar zu Clairvaux ließ er Reimereien vom Stapel laufen, die er mit dem Pseudonym de Verneuil unterzeichnete und „poetische Ergüsse“ betitelte. Der Generalvikar der Diöcese betitelte dieselbe aber „unpoetische Abgüsse“. Begreiflich ist, daß den Selbstgeadelten nach hohen kirchlichen Würden gelüstete. Als er später, Benediktiner geworden, 60,000 Fr. zusammengebettelt und für den Orden die Abtei Acey angekauft hatte, sagte er vertraulich: „Ich habe viertausend Stunden Weges zurückgelegt, um Acey zu erobern, mein ist es. Welch eine Ehre für mich, einst Stab und Inful zu tragen und Nachfolger des heil. Bernhard zu werden!“ Sein Oberer aber, der berühmte Abt Gueranger, hatte die Geister erkannt, die in dem Kopfe des Mönchs spukten, und

1) Besançon Libr. Lanquetin 1875.

verweigerte ihm standhaft die Würde, nach welcher der Ehrgeizige strebte. Nun rebellirte derselbe und erklärte die Abtei, welche er mittels der Almosen der Gläubigen gekauft hatte, als sein Eigenthum und ließ sie auf seinen Namen schreiben. Er versuchte sich in Gründungen und verschwindelte 200,000 Franken, verlegte sich dann auf den Weinhandel, unter der Firma: „Bruder Raphael Superior von Acey und Bruder Peter Secretaire." Dieser Bruder Peter war ein einfacher Küfergeselle. Als Weinhändler führte er nun ein lustiges Leben mit übel beleumundeten Laien der Umgegend, dergestalt daß der Bischof seine Kapelle mit dem Interdikt be legte und der Staatsanwalt von Besançon, sonst ein Gönner Depillier's, den Bischof anging, er möge den schamlosen Menschen suspendiren. Die öffentliche Volksstimme verlangte dasselbe und die geistliche Strafe des Interdikts erfolgte. Er aber fuhr fort zu celebriren und drohte mit Skandal, wenn in Rom ihm nicht Recht werde. Er wurde auch da abgewiesen, und, als er auch diesen Entscheid verhöhnte, aus dem Orden der Benediktiner ausgeschlossen.

Vorerst nicht die Rache Gottes sondern der Gerichtsvollzieher verfolgte von da an den abtrünnigen Mönch. Diejenigen deren Geld er verschwindelt hatte, verlangten dasselbe zurück. Nicht nur zahlte er nicht, sondern er verschleuderte so viel er konnte von den vorhandenen Pfandgütern. Dafür wurde er zuerst in Dole, dann in Besançon zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, unter der Anschuldigung eines betrügerischen Bankrotts.

Er floh über die Grenze und klagt seither die katholische Kirche an, „daß sie ihn stehlen und lügen gelehrt habe". Daß die Kirche ihn das gelehrt habe, ist nicht constatirt worden, aber daß er sich darauf verstehe, meinten die Richter.

In Belgien, wohin er sich geflüchtet hatte, schrieb er nun ein obscures Blättchen unter dem Titel: Le martinet, „die Karbatsche". Es war zur Zeit des Vatikanums;

mehrere protestantische Prediger aus Genf, Frankreich und Elsaß ermuthigten ihn seine Karbatsche zu schwingen und auf den Rücken des Papstes und der Bischöfe niedersausen zu lassen. Er that sein Mögliches an Verlästerungen und Insolenz, aber die „Karbatsche“ wurde bald mürbe, die Hauptsache — Geld — kam nicht, und er mußte sein Handwerk einstellen. Es blieb ihm jedoch ein reicher Fond des Aergers, den leerte er aus in einigen Pasquillen gegen den Cölibat, dem er herzlich gram war wie alle Menschen dieses Gelichters. Das genügte ihm indessen nicht. Einige calvinistischen Prediger in Südfrankreich hatten an dem Ex-Mönch, der gegen den Cölibat schrieb und die römische Curie „karbatschte“, Geschmack gefunden, sie erblickten in ihm einen zweiten Luther und stellten ihm ihre Kanzeln zur Verfügung. Da konnte sich nun der Mann auslassen zur Genüge über die katholische Kirche, „die ihn habe (er selbst sagte und druckte das) stehlen und lügen gelehrt“, über die Bischöfe welche ihm entgegentraten, über alles was den erträumten Nachfolger des heil. Bernardus mit Aerger und Zorn erfüllt hatte. Er ließ sich aber, nach seines Herzens Zug, in solch unfläthigen Aeußerungen aus, daß eine solche Sprache doch auch den Bekennern der Confession von La Rochelle zu ungebührlich vorkam; sie schämten sich zwar etwas spät, aber sie ließen ihn nicht mehr „zum Worte Gottes“.

Entschädigung suchte und fand Depillier nunmehr dadurch daß er zu Montauban, Abbi, Lourdes u. s. w. in revolutionäre Blättchen Brandartikel schrieb gegen Bischöfe und Priester. Nebenbei betrieb er den Verkauf seiner Broschüren, ohne Patent, was ihm eine Verurtheilung zu sechstägiger Haft zuzog. In den republikanischen Blättern führte er indessen eine so aufreizende und gegen den Klerus so freche verläumderische Sprache, daß der Bischof von Montauban einen Injurienprozeß gegen ihn anhängig machte, in Folge dessen drei Blätter sammt Depillier verurtheilt wurden, letzterer zu dreizehn Monaten Gefängniß und 1500 Fr.

Geldstrafe. Er floh ein zweites Mal über die Grenze, zahlte nichts und ließ seine vertrauten Blätter sich durchhelfen wie sie konnten. Seither posaunt er sich aus als Märtyrer der klerikalen Verfolgung. Um dieses Martyrium zu würdigen, muß man sich die Begründung des Urtheils merken, welches das Zuchtpolizei-Gericht zu Montauban so faßte: „In Anbetracht der sehr schlechten Antecedenzien des Depillier“...

Nun begann derselbe eine Reihe von Irrfahrten durch Turin, Alexandrien, Mailand, Paris und Brüssel, wo er festsitzen blieb und sein Blatt Ere chrétienne drucken läßt. Der Verschleiß nach Frankreich wurde aber für dieses Blatt dadurch unmöglich gemacht, daß es an der Grenze confiscirt wurde. Um weitern Absatz sich zu verschaffen, bereist Depillier die Schweiz und das Elsaß. Er fahndet auf Abnehmer seines Blattes und Käufer seiner Pasquille, die er im Tone des Marktschreiers zu beliebigen Preisen feilbietet. Günstige Aufnahme fand er bloß bei einigen Freimaurern und Protestanten Mülhausens, bei welchen ihn sein ununterbrochenes Keifen gegen Papst und Mönche sehr empfahl. Um sich weiter eine Quelle des Erwerbes zu eröffnen, ließ er im Mordthatenstyl vier große Bilder malen, darstellend die Verbrechen und Infamien der römischen Kirche. Die Barbara Ubryk bildet in dem Ganzen den Glanzpunkt. Einige pietistischen Damen Mülhausens zahlten das Eintrittsgeld und erquickten ihr frommes Gemüth an „Roms Infamien“. Dabei blieb es aber. Die Mordthaten erwiesen sich als ein schlechtes Geschäft, wie früher der Weinhandel und die Landwirthschaft. Kein einziger Katholik — denn auf diese war der Skandal berechnet — ging auf den Leim. Und doch hatten die beiden einzigen „unabhängigen“ Blätter des Landes die Trommel gerührt, um Neugierige in die Bude zu locken.

Da auch das nicht zog, ließ Depillier einen Aufruf ergehen „an die wahren Christen“, und kündigte sein „Werk der religiösen Reform Elsaß-Lothringens“ an. Aber alle

Füchse die der Mann losläßt in die reifen Saaten der Katholiken, haben brennende Fackeln an den Schwänzen, welche seine eigene Unternehmung verderben. Depillier ist immer in Geldklemme. In jeglicher Conversation, bei jedem Besuch, in all seinen Blättchen und Broschüren verlangt er Geld. Anfänglich erlangte er auch einiges, später aber wurde man des stets Bedürftigen müde. Man mag noch so gerne schmähen hören und lesen über Rom und die Infallibilität, wenn man dafür jedesmal in den Beutel greifen soll, wird die Sache abgeschmackt. Um sein „Werk der religiösen Reform“ zu betreiben, brauchte Depillier 40,000 Franken, um eine Druckerei in Straßburg zu kaufen. Er versprach ein französisches und ein deutsches Blatt herauszugeben, und als Zugabe bot er um billigste Preise „le Marlinel“, „den Cölibat“, die „römische Curie“. An dieses Unternehmen knüpfte sein spekulativer Kopf ein anderes, die „Emancipation des Klerus Elsaß-Lothringens“. Er richtete an denselben ein Rundschreiben und bot allen Arbeit und Unterhalt an, welche „die Verirrungen der römischen Kirche und die Unmöglichkeit einsähen mit der päpstlichen Infallibilität zum Christenthum zurückzukehren“. Zugleich war er erbötig „in jenen Pfarreien Conferenzen zu halten, die durch Lesung des Journals und seiner übrigen Schriften geneigt wären dem wahren Katholicismus und der Urkirche sich zuzuwenden“. Der Horizont schillerte vor seinem Auge in den prächtigsten Farben der Zukunft. „Von da bis zur Bildung katholischer Pfarreien, die von Rom los wären, ist's nicht weit“.

Es zog abermals nicht. Die 40,000 Frs. blieben aus, ebenso Buchdruckerei, Journal, buchdruckende Geistliche und Pfarreien „die von Rom los wären“. Der „Priester der Urkirche“ tritt noch auf bei Freimaurern, deren Beutel er in Anspruch zu nehmen hofft, in stets verschlissenerm Paletot und defekterem Schuhwerk. Enger und enger ziehen sich die Kreise um seine „Urkirche“, bald wird es heißen:

„Hier sitz' ich so alleine, und vergehe fast vor Leid.“

In neuester Zeit war wieder etwas Leben in den Mann gekommen durch die wohlverdiente Rüge, die der Abgeordnete Winterer im Reichstag gegen Depillier, dessen Gebahren und die Verwaltung aussprach, ohne deren beifällige Nachsicht er nicht auftreten konnte wie er that. Er drohte mit Proceß und donnerte gegen Winterer in seiner Ere chrétienne. Am 6. März wurde der Proceß vor dem Gericht in Mülhausen wirklich verhandelt, der Kläger aber abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. Es wurde gerichtlich constatirt, daß Depillier bereits dreimal zuchtpolizeilich abgewandelt worden war.

Die Sicherheit, mit welcher der Mann auftrat, Zeitungen gründen wollte, Reisepredigen und Conferenzen zu halten versprach, während sonst alle Geistlichen des Auslandes sorgfältig ausgeschlossen sind und kein katholisches Blatt im Elsaß gedruckt werden darf, berechtigen zu der Annahme: die Verwaltung begünstige thatsächlich dieses Unternehmen und baue auf den Ex-Mönch Hoffnungen, die freilich gescheitert sind an der Gleichgiltigkeit der Protestanten und dem Abscheu der Katholiken. Depillier ist demnach ein Ritter des „Culturkampfs" von der traurigsten Gestalt.



XXXVII.

Die neue Lage in Frankreich.

I. Aus Paris.

Daß in Frankreich schon mehrmals die Republik eingeführt war, ist allgemein bekannt, ebenso auch, daß es jedesmal nur ein Versuch von kurzer Dauer gewesen ist. Keine dieser französischen Republiken hat es noch auf zehn Jahre gebracht, und jedesmal war es eine Zeit der fortwährenden Unsicherheit, der Unruhe und öffentlichen Besorgniß. Vertrauen hat diese Republik niemals eingeflößt; die große Masse hat die Republik nie als etwas Anderes als einen Uebergangszustand betrachtet, auf dessen baldige Beseitigung man hinarbeiten müsse. Wenn man den zünftigen Republikanern, die an doktrinären Marotten gewöhnlich den landläufigen Liberalismus noch überbieten, diese Thatsache zu Gemüthe führt, namentlich ihnen das geringe Vertrauen vorhält, welches die von ihnen befürwortete Staatsform bei dem ganzen Volke stets gefunden, so erhält man jedesmal zur Antwort, die Republik sei eben noch nie ernstlich und in richtiger Form versucht worden, sie sei nie eine Wahrheit gewesen, habe immer mit außerordentlichen widerwärtigen Umständen zu kämpfen gehabt und nie in Ruhe und Sicherheit sich entwickeln können. Daß die Republik selbst die Ursache solcher widerwärtigen Umstände seyn könnte, kömmt natürlich diesen Leuten gar nicht in den Sinn. Deßhalb fand der alte Ränkeschmied Thiers allgemeinen, ja überschwänglichen Beifall, als er

den „essai loyal“ mit der republikanischen Staatsform zu machen aufforderte, die freilich nur seine persönliche und unbeschränkte Herrschaft seyn sollte.

Damals bildeten die Republikaner in der Nationalversammlung nur erst eine starke Minderheit, obwohl Thiers durch seinen persönlichen Einfluß es erreicht hatte, das Centrum, die beträchtlichste Partei der Versammlung, in eine rechte und linke „Mitte“ zu spalten, wovon letztere die quasi-monarchische oder orleanistische Fahne mit der republikanischen vertauschte. Gegenwärtig ist das anders geworden, die Republikaner besitzen das Uebergewicht im Senat sowohl als in der Deputirtenkammer; die vollziehende Gewalt ist für eine Reihe von Jahren fest vergeben und die republikanische Verfassung ist formell eingeführt. Es sind demnach günstigere Bedingungen als jemals vorhanden, um die republikanische Staatsform auf die Probe zu stellen. Gelingt die Probe auch dießmal nicht, dann fällt die letzte Entschuldigung der Republikaner zu Boden und sie haben keine Ausflucht mehr.

Die neue Verfassung bedingt zwei Kammern. Der Senat besteht aus 300 Mitgliedern, wovon 75 auf Lebenszeit durch die Nationalversammlung erwählt wurden und im Falle des Ablebens durch Nachwahlen ersetzt werden, welche der Senat vornimmt. Die übrigen 225 Mitglieder werden von einem Wahlkörper gewählt, der aus den Mitgliedern der General-(Departements-) und der Arrondissements-(Bezirks-)Räthe, aus je Einem Bevollmächtigten sämmtlicher Gemeinderäthe des Departements, sowie den daselbst gewählten Deputirten besteht. Jedes Departement wählt wenigstens Einen Senator, die bevölkerteren im Verhältniß zu ihrer Seelenzahl. Das Seine-Departement, als das bevölkertste von allen, wählt 5 Senatoren. Zu den Deputirtenwahlen bildet jedes Arrondissement (Bezirk) einen Wahlkreis, der mindestens einen Deputirten ernennt. Uebersteigt jedoch seine Bevölkerung 100,000 Seelen, so wählt der Bezirk deren zwei und bei noch größerer Seelenzahl je einen Deputirten auf 100,000 Seelen.

Im Ganzen ergeben sich, mit den Colonien, 532 Deputirte. Die Dauer des Mandates ist drei Jahre, so daß vor Ablauf des Septennates oder der 7jährigen Amtsdauer des Marschalls Mac-Mahon noch eine Erneuerung der zweiten Kammer stattfinden wird.

Die conservative und besonders die constitutionell-monarchische Partei hatte Alles daran gesetzt dieses Wahlsystem durchzusetzen, da sie der Ueberzeugung war, „das Listenverfahren" — wobei jedes Departement einen einzigen Wahlbezirk bildete und eine seiner Bevölkerungszahl entsprechende Anzahl von Deputirten erwählte — sei den Republikanern, d. h. den Radikalen vorzugsweise günstig. Diese Berechnung hat sich freilich keineswegs bewährt, aber es ist doch als ein bemerkenswerther Fortschritt aufzufassen, daß der Grundsatz der einfachen Kopfzahlwahl durchbrochen und der politischen Gliederung des Landes Rechnung getragen ist. Die Geschlossenheit, Selbstständigkeit und somit auch die Bedeutung der Arrondissements kann dabei nur gewinnen. Das jetzige Wahlsystem dürfte daher im Sinne der Selbstverwaltung und der vielbesprochenen, wenn auch noch wenig geförderten Decentralisation von einigem Vortheil seyn.

Der Angelpunkt der neuen Verfassung liegt jedoch vorwiegend in deren Verhältniß zu dem Marschall-Präsidenten Mac-Mahon und dem Vorbehalt ihrer Abänderung oder Revision. Bis zum Jahre 1880 ist der Marschall unwiderruflich Präsident der Republik und kann nur durch freien Willen oder Ableben hierin eine Aenderung eintreten. Außerdem kann vor 1880 eine Aenderung der Verfassung nur durch den Marschall beantragt werden. Nach diesem Zeitpunkt jedoch kann sowohl der Präsident als eine der beiden parlamentarischen Körperschaften die Revision beantragen, die dann von letzteren in gemeinschaftlicher Berathung beschlossen wird. Daß der künftige Präsident von Senat und Kammer in gemeinschaftlicher Sitzung erwählt werden soll, ist wohl kaum der Erwähnung werth, da jetzt schon mit ziemlicher

Sicherheit angenommen werden darf, daß das Staatsoberhaupt nach Mac-Mahon in keinem Falle mehr ein Präsident seyn wird. Das Recht der Revision wurde von den Monarchisten als letzter Anker ihrer Hoffnungen im Grundgesetz aufgenommen; aber die Republikaner sind nun auch sehr wohl damit zufrieden, indem sie dadurch die Verfassung mehr republikanisch auszubauen gedenken. Nur gefällt es ihnen durchaus nicht, daß sie mit diesem Plane bis 1880 an den Willen Mac-Mahons gebunden seyn sollen.

Sehr wichtig und lehrreich ist nun die Gestaltung der Parteien bei den Wahlen zum Senate und zur zweiten Kammer. Am 9. Dezember begann die Nationalversammlung mit der Ernennung ihrer Senatoren. Von 75 derselben fielen 60 der Linken und äußersten Linken zu, ein Ergebniß, das um so überraschender war, als bis dahin bei allen Abstimmungen die Fraktionen der Rechten das Uebergewicht behauptet hatten. Die Sache erklärte sich einfach dahin, daß ein Theil der äußersten Rechten (entschiedene Legitimisten) und sämmtliche Bonapartisten sich mit der Linken verständigt hatten, um die Mitglieder der gemäßigten Rechten und namentlich des rechten Centrums, welches bis dahin die Candidaten für die Minister-Portefeuilles geliefert hatte, vom Senate soviel als möglich auszuschließen. Die Bonapartisten verzichteten dabei gänzlich auf irgend einen Senatorensitz, da es ihnen hauptsächlich darauf ankam, das rechte Centrum von dem Senate, den diese Fraktion sich zur festen Burg erkoren hatte, fernzuhalten. Ueberdieß sind die Bonapartisten als Männer des allgemeinen Stimmrechtes grundsätzliche Gegner des Senates und des ebenso beschränkten wie künstlich gemischten Wahlrechtes dieser Körperschaft. Die Königlichen dagegen, welchen ebenfalls die Ausschließung der Orleanisten am Herzen lag, hatten sich eine Anzahl Sitze ausbedungen und es wurden auch zehn der Ihrigen zu Senatoren gewählt. Setzen wir sogleich hinzu, daß dieses Manöver eines Theiles (es waren etwa 14 Mitglieder) der äußersten

Rechten bei allen übrigen Königstreuen die entschiedenste Mißbilligung gefunden hat. Bei den Verständigungsversuchen zwischen den verschiedenen Gruppen der Rechten hatte man der äußersten Rechten eine größere Zahl Senatorensitze zuerkannt, als sie durch ihr Bündniß mit der Linken erlangte. Die starren Legitimisten glaubten aber ihre Abneigung gegen das rechte Centrum, über deren Berechtigung ich hier nicht streiten will, als eine besonders verderbliche „Mittelpartei" nicht überwinden zu können.

Die Vorgänge bei den Senatorenwahlen innerhalb der Nationalversammlung wurden wenn nicht maßgebend, so doch sehr einflußreich auf dieselben Wahlen außerhalb der National-Versammlung. Obgleich die Mitglieder der General- und Arrondissementsräthe überwiegend den Conservativen zugezählt werden müssen, und die größtentheils zu Bevollmächtigten der Gemeinderäthe erwählten Maires als Männer der Regierung gelten müssen, von der sie ernannt sind, so fielen nunmehr dennoch die Senatorenwahlen in den Provinzen in größerm Maßstabe zu Gunsten der Republikaner und Bonapartisten aus, als man es unter den so bewandten Umständen hätte erwarten sollen. So sehr wirkt die Macht des Beispieles von oben in diesem angeblich republikanisch-gesinnten Lande. Im Senat dürften nun die Conservativen nur nothdürftig das Uebergewicht behaupten, wenn sie sich besonders einig zeigen, was nach den beregten Vorgängen zwischen der äußersten Rechten und dem rechten Centrum kaum noch möglich erscheint.

Ganz anders ging es dagegen bei den Deputirten-Wahlen am 20. Februar und 5. März (dem Tage der Stichwahlen) zu. Die Republikaner haben hier die Oberhand in ganz entschiedener Weise gewonnen, und wie sehr man auch verschiedene Gruppen und Abstufungen innerhalb des Gros der Republikaner zugeben mag, an der Thatsache bleibt kaum etwas zu rütteln. Nach einer vorläufigen Berechnung zählt die zweite Kammer 276 Republikaner, 50

Legitimisten, 102 Constitutionelle (Orleanisten und conservative Republikaner), endlich 88 Bonapartisten. Im Jahre 1871 bei ihrem Zusammentreten in Bordeaux zählte dagegen die Nationalversammlung unter 750 Mitgliedern nahezu 600 Monarchisten verschiedener Schattirung und unter diesen noch keine zwanzig Bonapartisten. Der Augenblick war somit damals günstiger als je für die Wiederherstellung des königlichen Thrones. Aber die Unentschlossenheit und innere Uneinigkeit, so wie der Mangel eines überlegenen und energischen Führers ließen dem verschmitzten Herrn Thiers freies Spiel. Er verstand es die Uneinigkeit der Mehrheit noch fortwährend zu steigern, und durch die Bildung des „linken Centrums" die erste Bresche in die monarchische Mehrheit zu machen. Anstatt sich durch diese bedenkliche Erscheinung warnen und zu engerem Anschluß an die entschiedenern Schattirungen der Rechten bewegen zu lassen, glaubten die Führer des „rechten Centrums" durch weitere Zugeständnisse die fahnenflüchtige „linke Mitte" wieder an sich ketten zu können, wurden aber dadurch nur ihren eigenen Grundsätzen untreu und der übrigen Rechten um so mehr entfremdet. Zugleich war das rechte Centrum fortwährend im Besitze der Gewalt, es hatte die meisten und wichtigsten Ministerien beständig inne und erregte dadurch Neid und Mißtrauen gegen sich. Auf diese Weise schwand sein Einfluß; es wurde von der Rechten aufgegeben, während es von der Linken, also in erster Linie von dem linken Centrum, nach wie vor abgestoßen und verläugnet wurde. Da überdieß die Bonapartisten bereitwillig das Ihrige zum Sturze der unbequemen Mittelpartei beitrugen, so waren viele Feinde endlich des Hasen Tod.

Bei einem alten und festgeordneten Staatswesen mit ruhig fortschreitender Entwickelung können sich solche vermittelnde Parteien, wie das rechte Centrum in Frankreich, lange halten und oft eine gedeihliche Einwirkung auf die öffentlichen Zustände ausüben. Hier aber, wo der Kampf

fortwährend um die höchste Gewalt im Staate geführt wird, wo die Parteien der in stetigem Werden begriffenen Verfassung ihr eigenstes Gepräge aufzudrücken sich gezwungen glauben, müssen die Mittelparteien um so mehr und eher zermalmt werden, als sie durch größere Nachgiebigkeit sich zu halten und zu sichern wähnen. Das rechte Centrum hätte unter einer festgegründeten Monarchie eine sehr ersprießliche Rolle spielen können, unter einer Republik aber mußte seine Haltung nothwendig der Linken mehr nützen als der Rechten. Ich verwahre mich hiebei ausdrücklich gegen jene erbitterte und unchristliche Feindschaft, mit welcher manche französischen und nichtfranzösischen Tagesblätter royalistischer Tendenz das rechte Centrum bekämpfen. Ist es doch Thatsache, daß dasselbe bei mehreren, um nicht zu sagen allen Fragen und Gesetzen von einschneidender Bedeutung ebenso entschieden für die Sache des Christenthums und des Rechtes eingetreten ist als die eigentliche Rechte. Ohne das rechte Centrum wären die Hochschulfreiheit und ähnliche Gesetze nie durchgegangen. Die Votivkirche auf dem Montmartre, die Bestimmungen über die Sonntagsfeier und die rührende Kundgebung des Glaubens durch die Wallfahrt der Deputirten (etwa 200 an der Zahl) nach Paray-le-Monial sind mehr oder weniger dem Impuls des rechten Centrums zu verdanken, dessen größter Fehler darin bestand, daß es sich in politischer Hinsicht noch nicht ebenso von den modernen liberalen Vorurtheilen frei gemacht hatte wie in religiöser Beziehung.

Aber auch das linke Centrum unterliegt dem Gesetz der politischen Schwere. Seitdem es sich gänzlich von der Rechten abgelöst und in Gegensatz zu den frühern Verbündeten gestellt hat, wird es durch die natürliche Entwickelung der Dinge immer mehr nach links gedrängt, so daß zwischen der linken Mitte und der rothen Linken der Unterschied sich mehr und mehr verwischt. Hätte das rechte Centrum in derselben Weise sich nach rechts gewendet, so wäre das ihm selbst zum Heil gewesen. Aber heutzutage erfordert es immer noch Muth und

eine gewisse Verachtung der sogenannten öffentlichen Meinung, um mit Entschiedenheit conservativ zu seyn, besonders hier wo Thiers und jetzt sogar Gambetta conservative Falschmünzerei treiben, und mit ihrer politischen Scheinheiligkeit gar Manche bethören.

Das Verhalten des linken Centrums ist hiebei ungemein lehrreich. Vor den Deputirtenwahlen erließen dessen Führer einen Aufruf an das Volk, worin unter dem Hinweis auf die Thatsache, daß alle frühern Republiken im Blut erstickt wurden und nur Trümmer hinterließen, die Wähler dringend aufgefordert wurden, durch gemäßigte und vernünftige Wahlen den Bestand der jetzigen, nach so vielen Kämpfen glücklich erreichten Republik zu sichern. Nach den Wahlen, bei denen die Urwähler diese Ermahnung gänzlich außer Acht ließen und daher dem linken Centrum die empfindlichsten Einbußen zu Gunsten der rothen und unversöhnlichen Republikaner zufügten, stellte dasselbe linke Centrum in seiner ersten Zusammenkunft ein Programm auf, welches fast als qualificirter Selbstmord betrachtet werden muß, so nahe kamen dessen Forderungen denjenigen der Radikalen. In dieser Zusammenkunft wurde beschlossen, die Hochschulfreiheit sei, wenn nicht gänzlich abzuschaffen, so doch wenigstens „unschädlich" zu machen und die Vorrechte des Staatsunterrichts wieder herzustellen. Die Ertheilung der akademischen Grade soll demnach wieder ausschließlich den Staatsanstalten zurückkommen, den Diöcesen aber die behufs Gründung und Erhaltung freier Hochschulen gewährte Besitzfähigkeit (Rechte einer juridischen Persönlichkeit) wieder abgenommen werden. Außerdem soll die Einsetzung einer neuen (parlamentarischen) Gnadencommission beantragt werden, welche das Werk der bisherigen Commission einer neuen Prüfung zu unterziehen haben würde. Da jetzt die Linke die Mehrheit in der Kammer besitzt, würde diese neue Commission nothwendig ebenfalls radikal seyn, und die nach Neukaledonien geschickten Communards wären ihrer straffreien Rückkehr und Entschädigung ebenso

gewiß, als bei der allgemeinen und bedingungslosen Amnestie, welche neben der Schulfrage als ein Hauptpunkt des radikalen und intransigenten Wahlprogrammes erschienen ist.

Obwohl die eigentliche Eintheilung und Stärke der Parteien wohl erst nach einigen Abstimmungen mit genügender Sicherheit festgestellt werden dürfte, so kann man doch schon schließen, daß zwischen dem linken Centrum und den beiden anderen Gruppen der Linken kaum ein nennenswerther Unterschied des Auftretens zu bemerken seyn wird. Die Eine dieser Gruppen, unter sichtbarer Leitung Gambetta's und Jules Simon's, besonders aber unter dem weniger hervortretenden, deßhalb jedoch nicht weniger bedeutenden Einflusse Thiers', befleißigt sich äußerlich einer gewissen Mäßigung, für welche Gambetta den Ausdruck „Radicalisme légal" erfunden hat. Nichtsdestoweniger hat Spuller, die rechte Hand Gambetta's, in bester Form erklärt, auch dieser „gesetzliche Radikalismus" nehme den Senat nur unter Vorbehalt an, und verlange allgemeine unbedingte Amnestie, sodann die (glaubenslose) durch Laien besorgte Staats-Zwangschule, Beseitigung der Hochschulfreiheit, Trennung von Kirche und Staat — so lautet die jetzige Umschreibung des Begriffes, welcher auf die Wegnahme des kirchlichen Einkommens und Vermögens abzielt — endlich die progressive Einkommensteuer.

Die Intransigenten oder unversöhnlichen Rothen, unter Führung von Naquet, Louis Blanc, Victor Hugo (soweit man diesen Mann noch als politisch zurechnungsfähig betrachten kann) drücken diese Forderungen eigentlich nur mit anderen Worten aus. Sie sagen z. B. Abschaffung des Cultusministeriums und aller vom Staate der Kirche (aus rechtlicher Verpflichtung) zu zahlenden Zuschüsse. Ueberdieß verlangen sie unbedingte Abschaffung des Senates und der ständigen Präsidentschaft, imperatives Mandat, durch welches das Volk in unmittelbarster Weise selbst regieren und seine Souveränität ausüben soll. Also eine Staatsform, wie sie im alten Athen bei einem Sklaven haltenden Volke von

einigen Tausend Seelen bestand, auf ein Reich von über vierzig Millionen (mit Algerien und den Colonien) übergetragen! Der bloße Gedanke ist schon ungeheuerlich, daß man ihn kaum für möglich halten sollte. Und doch sind einige Schock von Deputirten und Senatoren auf dieses Programm in den Senat und die Kammer gewählt. Je toller und unausführbarer ein Programm, desto mehr schlägt es hierzuland in gewissen überhitzten Köpfen ein; und nach dem in den letzten Jahren vielbewährten Gesetze der politischen Schwerkraft werden diese paar Schock Tollköpfe bei manchen Gelegenheiten, besonders bei grundlegenden Fragen, die ganze Linke mit sich fortreißen. Nur vereinzelte Mitglieder der Partei werden der Anziehungskraft auf der äußersten Linken zu widerstehen vermögen.

Das Hauptziel, welches die maßgebenden Führer der Linken im Auge haben, ist ein französischer „Culturkampf" um jeden Preis. Indem sie diese Tendenz verfolgen, wird es ihnen auch schwer ihre intimen Sympathien mit der Bismark'schen Politik in Deutschland nicht deutlicher hervorblicken zu lassen, als die kluge Rücksicht auf das französische Nationalgefühl erlaubt. Auch in Berlin fühlt man sich zu den neuen Bundesgenossen so unwiderstehlich hingezogen, daß die große Programm-Rede, welche Gambetta am 28. Februar in Lyon gehalten hat — sogar im Deutschen „Reichs- und Staatsanzeiger" in vollständiger Uebersetzung wiedergegeben werden durfte.

Herr Gambetta, der „rasende Narr", wie Herr Thiers diesen Volkstribun dereinst titulirt hat, verkündet in seiner wohl vorbereiteten Rede geradezu den französischen „Culturkampf", und er läßt klar erkennen, daß die kirchenfeindliche Fahne das Zeichen seyn soll, unter welchem er alle Republikaner schaaren und denselben die gemeinsame Operationsbasis für alle weitern Pläne schaffen will — ähnlich wie der deutsche Staatskanzler den allen Protestanten mit der Muttermilch eingeimpften Haß gegen die Kirche zu be-

nützen verstand, um sich die verschiedensten Partei-Schattirungen dienstbar zu machen. Es verlohnt sich der Mühe, die bezeichnendsten Stellen der Gambetta'schen Kundgebung wiederzugeben.

„Die erste Kundgebung dieser klerikalen Politik, sagte er, war die berühmte Petition der Bischöfe, in welcher man Frankreich, ohne Rücksicht auf die Lage des Landes, eine Macht auf den Hals hetzen wollte, die durch unsern Beistand vom dritten Rang zu dem zweiten aufgestiegen ist und den besten Willen hat mit uns in Eintracht zu leben, nämlich Italien. Dann bildete sich eine Art Liga für Wallfahrten, Fabrikation von Wundern, Gründung von Gesellenvereinen, wobei man sich ‚das bürgerliche Begräbniß der Principien von 1789' zum Ziele setzte. Die Verwaltung duldete alle diese Umtriebe, ohne auf die bestehenden Gesetze zu achten, so zwar, daß Frankreich schließlich als der Zufluchtsort aller Jesuiten der Christenheit erschien. Dabei verfolgte man unerbittlich das weltliche Princip in Gemeinde, Schule, Rechtspflege und Heer, und schon streckte man die Hand nach dem bürgerlichen Gesetzbuche aus und wollte die bürgerliche Ehe der kirchlichen unterordnen. Da erschrack Frankreich und empörte sich gegen den theokratischen Geist: die Landbevölkerungen flüchteten in die Arme der Republik, damit diese die Staatsehe und den Staatsunterricht, die Errungenschaften der großen Revolution, beschützen möge. Alle diese Anmaßungen des klerikalen Geistes mußten auch die Besorgnisse Europa's wachrufen, welches nahe daran war zu glauben, daß eine ultramontane auswärtige Politik das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege geben könnte. In der That hätten unsere Klerikalen sämmtliche Völker der Erde am liebsten in zwei Lager gespalten: diejenigen die es mit dem Vatikan, und die anderen welche es mit der freien Forschung hielten. Darum hat ganz Europa zu unseren Wahlen Beifall geklatscht. Ich fühle mich gedrungen, bei dieser Gelegenheit den fremden Publicisten meinen Dank auszusprechen, welche, ohne Leidenschaft und nur auf die Ruhe Europa's bedacht, den von uns errungenen Fortschritt zu würdigen verstanden haben, während bei uns Elende, wahrscheinlich von Börseninteressen geleitet, sich nicht scheuten, dem Lande Angst einzujagen, welches freilich ihrem böswilligen

Geschwätze nicht lange Gehör schenkte. Unsere Demokratie will mit der Republik, welche sie sich gegeben hat, eine wahrhaft französische Republik gründen, eine geordnete, in sich gekehrte, friedliche liberale Republik, welche keine Verfolgten machen will und die kosmopolitischen Ideen an den Nagel gehängt hat, wohl einsehend, daß die Völker ihre eigenen Herrn sind, und daß es die erste Pflicht einer Republik ist, die Verfassung der anderen Völker zu achten. Wir müssen den Beweis liefern, daß die französische Republik bestehen kann, ohne das Mißtrauen der Nachbarmächte zu erregen. Wir haben oft durch eine übertriebene Sucht nach Propaganda gesündigt. Bestellen wir ruhig unser Haus, heilen wir unsere eigenen Wunden und lassen wir die übrige Welt ohne unsere Mitwirkung für ihre Bedürfnisse sorgen. Uebrigens haben wir schon seit langer Zeit den übrigen Völkern nichts mehr zu bieten, sondern im Gegentheil manches zu entleihen, so von England die Preß- und die Vereinsfreiheit, so von unserem Gegner des gestrigen Tages seine Heeresverfassung, seine wahrhaft allgemeine Wehrpflicht. Mit solchen Grundsätzen können wir des Beistandes und der Sympathien der anderen Nationen sicher seyn. Die Proselytenmacherei müssen wir von uns weisen, ebenso jene verdächtige Politik des zweiten Kaiserreiches, welche sich an der unteren Donau und jenseits der Meere, wie etwa in Mexiko, zu schaffen machte, dafür aber Dänemark verrieth, den österreichischen Kaiserstaat zu Grunde richtete und überall nur Trümmerhaufen zurückließ, um zuletzt selber in der Grube zu versinken, welche es Anderen gegraben. Diese Nationalitäten-Politik müssen wir von uns weisen. Was wir wollen, das ist der Friede und nur der Friede."

Alle nicht republikanischen Blätter sprachen sofort und einstimmig ihre Verwunderung über die Aengstlichkeit aus, mit welcher Gambetta hier deutlich eine bei ihm so ganz ungewohnte Rücksicht auf das Wohlgefallen Bismarck's beobachte, ordentlich um dessen Zustimmung und Freundschaft werbe; denn der deutsche Reichskanzler allein hat sich wegen der „klerikalen Politik" Frankreichs beschwert und sogar mit Krieg gedroht. Zwischen den beiden früheren Gegnern besteht

unzweifelhaft keinerlei persönliche Beziehung, aber sie verstehen sich augenscheinlich. In der Verurtheilung der napoleonischen Einmischungs- und Nationalitäten-Politik bekundet zwar Gambetta einen Fortschritt, den man anerkennen muß und der ihm mit gar vielen Franzosen gemeinsam ist; aber er widerspricht sich auch sofort, indem er seine innige Freundschaft für die napoleonische Schöpfung jenseits der Alpen versichert, vielleicht wiederum aus Rücksicht für Bismarck, der dabei mitgeholfen. Sicher aber spielt der Haß gegen Papst und Kirche dabei die Hauptrolle, worin er wieder mit der Berliner Politik zusammentrifft. Das entgeht selbst dem hierin gewiß unverdächtigen „Journal des Débats“ nicht; indem es sich gegen die Ausführungen Gambetta's erhebt, äußert sich dieses Blatt: „Wir haben am 20. Februar nicht nach bayerischer und preußischer Sitte gewählt, Laien gegen Klerikale. Haben wir nicht ohnehin genug Ursachen bürgerlicher Zwietracht, ohne den ätzenden Gährungsstoff religiöser Leidenschaften beimischen zu müssen?“

Welchen Eindruck die Rede Gambetta's im Lande hervorgebracht, dieß zeigte sich am besten an den wenige Tage darauf (am 5. März) stattgehabten 106 Stichwahlen, die auch in anderer Weise einen gewissen Rückschlag bekundeten. Nach dem ersten und Haupt-Wahlgange (am 20. Februar) stellte sich eine unläugbare Niedergeschlagenheit und Aengstlichkeit wegen des durch die Republikaner erfochtenen Sieges heraus. Die Börsenkurse kamen stark in's Fallen, und besserten sich erst nach mehreren Tagen unter dem Eindrucke auswärtiger Nachrichten über den Beifall, den diese Wahlen beim Auslande, besonders in Deutschland gefunden. Eine wirkliche Festigkeit trat aber erst nach den Stichwahlen wieder ein, bei denen die Bonapartisten verhältnißmäßig die weitaus größte Zahl von Erfolgen, zusammen etliche dreißig, aufzuweisen hatten. Unzweifelhaft war das Volk über den Ausfall der ersten Wahlen selbst erschrocken und suchte deßhalb bei den Stichwahlen noch in etwas den Fehler gut zu

machen. Wenn es sich bei dem ersten Wahlgange, nach dem Ausdrucke Gambetta's, in die Arme der Republik geflüchtet, so warf es sich unbedingt bei dem zweiten in den Schooß des Kaiserreiches, das ihm von früher her als der Retter aus republikanischen Nöthen bekannt ist.

Dieses ungewöhnliche Anwachsen des Bonapartismus scheint den Republikanern, welche noch immer in der Wonne ihres Sieges schwimmen, keinerlei vernünftige Vorsicht eingeflößt zu haben. Sie haben vielmehr bereitwillig die Hand dazu geboten, als die Bonapartisten ihnen vorschlugen, durch gemeinsames Vorgehen die anderen monarchischen Parteien, vornehmlich das rechte Centrum und die gemäßigte Rechte, aus dem Felde zu schlagen. Die Bonapartisten sahen sehr wohl ein, daß ihre widerstandfähigsten Gegner auf der Rechten sitzen, vor deren Beseitigung nicht an einen Erfolg für ihre Sache zu denken sei. Ihnen sind die tollsten Radikalen die besten Bundesgenossen, da durch deren Ausschreitungen sich regelmäßig das Bedürfniß einer sicheren Regierung, beziehungsweise der napoleonischen Gesellschafts-Rettung im Lande einstellt. Daher haben auch einzelne Bonapartisten, namentlich Paul de Cassagnac in einer Rede zu Belleville, den gefährlichsten communistischen und sozialistischen Grundsätzen und Leidenschaften das Wort geredet, sicher nur in der Absicht, die Republikaner noch weiter auf dem verderblichen Wege vorwärts zu drängen, den sie bereits eingeschlagen haben. Das Ueberraschendste ist, daß, wie schon früher angedeutet, die Radikalen dieß nicht merken. Selbst Thiers, welcher mit seinem Busenfreund Jules Simon eine so einflußreiche, fest bestimmende Rolle bei der Linken spielt, hat sich offenbar aller Sorgen in dieser Hinsicht entschlagen und scheint die Voraussage erfüllen zu wollen, daß er das dritte Kaiserreich ebenso vorbereiten werde, wie er das zweite nicht bloß vorbereitet, sondern fast unmittelbar herbeigeführt hat. Dieser verderbliche Mann, der seine bedeutenden Fähigkeiten nur zur Befriedigung des engherzigsten Ehrgeizes und seiner per-

sönlichen Eitelkeit und Herrschsucht mißbraucht, wird vor der Geschichte eine schwere Verantwortung zu tragen haben. Er hat in Bordeaux die Herstellung der Monarchie aus niedrigen persönlichen Beweggründen hintertrieben, obwohl die Monarchie unzweifelhaft bessere Friedensbedingungen erlangt haben würde. Leider war ihm damals ebensowenig wie noch heute ein ebenbürtiger Gegner entgegen zu stellen. Deßhalb muß sich sein und Frankreichs Schicksal jetzt abermals erfüllen.

Nicht genug kann aber die Thatsache hervorgehoben werden, daß den Republikanern, selbst den radikalsten unter ihnen, gerade dort eine gewichtige Gegnerschaft zu erwachsen beginnt, wo sie ihre Macht am meisten gesichert wähnten. In den öffentlichen Versammlungen, welche in Paris behufs der Senats- und der Deputirtenwahlen stattfanden, wurde mehrfach die Aufstellung von Arbeitern als Candidaten beantragt, berathen und auch einige Male beschlossen. Von verschiedenen Arbeitern wurde betont, daß die Politiker, so sehr sie auch auf ihre Volksthümlichkeit und Menschenfreundlichkeit pochten, kein Herz und keinen Sinn für die Sache und das Wohl der Arbeiter hätten. Selbst die Radikalsten wurden von diesen Vorwürfen nicht ausgenommen; Louis Blanc, Proudhon, Ledru-Rollin und wie die berühmten Männer alle heißen möchten, hätten sich stets nur der Arbeiter bedient und ihnen geschmeichelt, um ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen; sobald sie an ihrem Ziele angelangt seien, ließen sie die Arbeiter fahren. Geradeso machten es auch heute noch die politischen Persönlichkeiten. Es sei daher durchaus nothwendig, Arbeiter in Senat und Kammer zu wählen, um dort die Sache der arbeitenden Classen zu vertreten, die von allen Parteien hintangesetzt würden, nämlich zu bewirken, daß endlich auch der Arbeiter seinen Theil an dem Kuchen bekomme, den die herrschenden Classen bisher unter sich allein zu theilen verstanden hätten.

Indeß dürften diese immerhin beachtenswerthen Kundgebungen viel weniger gefährlich seyn, als Mancher sie auf

den ersten Blick beurtheilen möchte. Sie sind zunächst ein Beweis, daß die Arbeiterbevölkerung allmählig von der ganz richtigen Ueberzeugung durchdrungen wird, sie sei der Spielball von Parteien, mit deren Sache die ihrige nicht durchweg zusammenfalle. Es ergibt sich daraus die wichtige Thatsache, daß die Republikaner das Volk der Städte durchaus nicht so sicher hinter sich haben, wie sie glauben machen wollen. Bei den Arbeitern ist offenbar das Bedürfniß nach ständischer Gliederung und Vertretung vorhanden; eine Interessenvertretung wie sie während der letzten Jahre in Oesterreich von gewichtiger Seite befürwortet wird, wäre den französischen Arbeitern willkommen, bei denen das Standes-Bewußtseyn — fälschlich auch als Classen-Bewußtseyn dargestellt — sehr ausgeprägt hervortritt. Für einen wirklich conservativen und schaffenskräftigen Politiker läge hier ein wichtiger Anknüpfungspunkt vor.

Vorläufig führten jedoch diese Forderungen und Erörterungen zu keinem besondern Ergebniß. Die Arbeiter sind nicht redegewandt genug, um gegen die von Liberalen und Radikalen so schwunghaft gehandhabte Phrase aufzukommen. Bei einem so rhetorischen Volke wie die Franzosen können die sachgemäßesten Gründe nicht gegen glänzende, wenn auch hohle und nichtssagende Reden aufkommen. Es tritt aber noch ein anderer in den hiesigen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen wurzelnder Umstand hinzu, welcher es verhindert, daß die Arbeiter je tüchtige Führer erhalten werden. Trotzdem es hier gesetzlich und selbst in der Sprachweise keine Stände geben darf, scheiden sich doch nirgends die einzelnen Schichten der Gesellschaft, man mag nun dieselben Stände oder Classen nennen, so scharf von einander ab als gerade in Frankreich. Der Bourgeois ist ein ganz anderer Mensch als der Arbeiter, und wird in jeder Beziehung anders behandelt. Das Gesetz steht der Scheidung zwischen beiden zur Seite, indem der Miether eines herrschaftlich (bourgeoisement) bewohnten Hauses es gerichtlich

durchsetzen kann, daß kein Arbeiter oder Geschäftsmann, der seinem Berufe zu Hause obliegt, in dasselbe einziehen darf. Auch nach den Stadtvierteln scheiden sich die einzelnen Classen der Gesellschaft viel schärfer als in Deutschland. Hier in Paris wäre es in jeder Weise unmöglich, daß im Vorderhause Herrschaften und im Hinterhause Arbeiterfamilien wohnten, wie dieß in Berlin vielfach der Fall ist. Man will den Proletarier hier nicht in seiner Nähe wissen, noch ihm auf der Hausflur begegnen. So ultrademokratisch auch die Gambetta, Louis Blanc, Victor Hugo, Naquet und andere republikanischen Wortführer seyn mögen, in dieser Hinsicht betragen sie sich durchaus wie alle Bourgeois, theilen alle ihre Vorurtheile, Gewohnheiten und Abneigungen. Trotz aller schönen Redensarten fühlt aber der Arbeiter diese auf ihm lastende Abschließung, die etwas Verachtung oder wenigstens Geringschätzung in sich schließt und ihm wie ein Alpdruck erscheint, dem man sich mit allen Mitteln zu entziehen suchen müsse. Deßhalb hat der französische Arbeiter, besonders der fähigere und gebildetere, keinen sehnlicheren Wunsch, als in die so empfindlich über ihm stehende Classe selber emporzusteigen und auch Bourgeois zu werden. Als solcher aber wird er eher zum Gegner als zum Fürsprecher der Arbeiter, da er nun sofort sich in Allem und Allem als Bourgeois fühlt. Deßhalb werden die französischen Arbeiter noch lange warten müssen, bis sie solche geistig befähigte Führer haben werden, wie sie leider die sozialistischen Arbeiter in Deutschland besitzen. Der einzige Erfolg der Wahlbewegung unter den Pariser Arbeitern war die Wahl Tolains, der auch schon der Nationalversammlung angehört hatte, in den Senat. Aber sofort wollte auch Tolain nicht mehr als Handwerker, sondern als politische Persönlichkeit angesehen seyn.

Merkwürdiger Weise haben sich auch die Arbeiter in ihren Wahl-Versammlungen sehr gleichgültig gegen die von den Radikalen mit so viel Geräusch ausgerufene, ja als Hauptpunkt ihres Programms bezeichnete Amnestie (für die

Mordbrenner der Commune) verhalten. Ebenso theilnahmslos blieben sie gegenüber dem Schlagwort von der Trennung zwischen Kirche und Staat (d. h. der Beschlagnahme der kirchlichen Einkünfte) und andern Forderungen der Radikalen. Dieß dürfte jedoch schwerlich hindern, daß die religiöse Hetze von den Republikanern als Mittel zum Zwecke der Erhaltung ihrer Herrschaft in Scene gesetzt werden wird.

Der beste Trost bleibt uns indeß: daß die religiöse, geistige und sittliche Wiedergeburt des Volkes fortwährend sich weiter entwickelt. Hierin liegt die einzige Bürgschaft der Zukunft. Ehe diese innere Umgestaltung des Landes vor sich gegangen, ist an eine Befestigung der politischen Zustände, eine endgiltige Gestaltung der Staatsverfassung kaum zu denken. Auf die einzelnen hier einschlägigen Thatsachen will ich nicht eingehen, da es zu weit führen würde. Hervorheben muß ich aber, daß die Franzosen, besonders die religiöse Welt und die Geistlichkeit, den deutschen Pilgern nach Notre-Dame des Victoires (Paris), Issoudun, Lourdes und Paray-le-Monial gegenüber sehr zurückhaltend und selbst fühlbar kalt sich benommen hat, wie ich mich persönlich überzeugte. So steht es mit der von den Nationalliberalen als Schreckgespenst gebrauchten schwarzen Internationalen.

Im Augenblicke wo ich diese Zeilen absenden will, bringt das amtliche Blatt die Ernennung des neuen Ministeriums, welche durch den Ausfall der Wahlen bedingt worden ist. Mit Ausnahme des Kriegsministers, General von Cissey, und des Ministers des Auswärtigen, Herzog Decazes, welche beide der Rechten angehören, sind alle übrigen neuen Minister Mitglieder des linken Centrums. Der Marschall Mac-Mahon hat wohlweislich in Einem Punkte nicht nachgegeben, nämlich daß der Kriegsminister dem parlamentarischen Gesetze unterliege und jedesmal aus der herrschenden Partei genommen werden müsse. Für die Ereignisse, welche gegenwärtig Frankreich bedrohen, ist dieß nicht von geringer Wichtigkeit. Die Republikaner sind nämlich mit diesem Mi-

nisterium durchaus nicht befriedigt. Ihr Hauptblatt, die von Gambetta und Spuller geleitete „République française“ erklärt in bündigster Form, es werde dem Kabinet vom 9. März seine Unterstützung nicht gewähren, dasselbe besitze die Sympathien der Linken nicht, und gestehe den demokratischen Bestrebungen des Landes keine genügende Befriedigung zu. Auch „Rappel“ und „Evénement“ erklären dem neuen Ministerium den Krieg.

Das steht aber nicht bloß auf dem Papier. Gambetta hat Alles zum Sturme vorbereitet. Indem er die „versöhnlichen“ und „unversöhnlichen“ Republikaner mit einander vereinigte, gebietet er über mehr als dreihundert Stimmen in der Deputirtenkammer, und mit diesen will er das Ruder mit Gewalt für sich erzwingen, um alsdann seinen „legalen Radikalismus“ in allen Staatseinrichtungen durchzuführen. Daß sich der „legale“ von dem illegalen Radikalismus nur dem Namen nach unterscheiden wird, dürfte ein Jeder nunmehr begreifen. Gambetta will die Republikaner beider Schattirungen für immer in eine einzige große Partei verschmelzen. Zwar scheint es, daß im linken Centrum dieses Vorgehen, dessen Ziele gar deutlich hervortreten, eine gewisse peinliche Ueberraschung hervorgerufen hat, und daß sich die Herren die Sache überlegen. Wie es scheint wollen die Meisten, oder doch ein großer Theil des linken Centrums, von dieser Verschmelzung aller Bestandtheile der Linken nichts wissen und beabsichtigen eine selbstständige Parteigruppe zu bleiben. Geschieht dieß aber nicht, und ist keine Aussicht vorhanden, daß diese Partei bei gewissen Fragen mit der Rechten stimmt, dann wird Frankreich in eine tiefgehende Krisis gestürzt, deren Ende gar nicht abzusehen ist.

II. Von der Grenze.

Frankreich steuert wieder einmal einer jener Krisen entgegen, wie sich dieselben seit der großen Revolution immer

und immer wieder erneuern. Das geschieht, nach französischer Weise, in raschem Tempo, in so raschem Tempo, daß Deutschland halb verblüfft vor dem raschen Umschlag steht. Gestern noch staunte man die Weisheit der Franzosen an, ihre Arbeitskraft, Sparsamkeit und Liebe zur Ruhe, heute kräuseln sich die Wogen dieses Volksmeeres wie vor dem Sturme, morgen könnte derselbe losbrechen. Während die Parteiblätter Gambetta's die Friedensschalmeien bliesen und die „Kölnische Zeitung“ die Mäßigung des zukünftigen Diktators bewundert, hat in der That ein banges Ahnen alle wahrhaft Conservativen, namentlich aber die Katholiken ergriffen. „Wir treiben einem neuen 1793 entgegen“: seufzen sie. Und die Börse, mit ihrem feinen Gefühle, sekundirt durch den Fall der Curse. Ist die Lage in der That eine so ernste, und welches sind die tiefer liegenden Ursachen, woraus sie hervorgegangen?

Sehr ernst ist die Lage sicherlich. Man braucht sich nur die Zusammensetzung der Deputirtenkammer und des Senats anzusehen, wie dieselben aus den letzten Wahlen hervorgegangen sind. Umsonst mühten sich Mac-Mahon und Buffet ein Jahr lang ab, um den Wahlmodus so feststellen zu lassen, daß die Wahlen conservativ ausfielen. Sie sind republikanisch für den Senat und radikal für die Deputirten-Kammer ausgefallen. Die Republikaner des Senates mögen nicht in die rothe Farbe hineinschillern, aber es liegt in der Natur aller französischen Republikaner, daß sie früher oder später dahinein gleiten, und in der gesetzgebenden Versammlung sind von 532 Deputirten 350 radikal. Hervorgethan hat sich wieder einmal Paris, das bombardirte und petrolirte Paris. Vor einigen Jahren sagte Louis Veuillot: wer in Paris candidiren wolle, dürfe kein halbes Dutzend Hemden zu eigen haben. Das ist wieder einmal wahr geworden. Unter den 24 Deputirten von Paris sind 23 offene Radikale, manche als Führer der Commune bekannt. Thiers befindet sich unter dieser Bande. Er, der die Stadt hat beschießen lassen, erscheint nun Hand in Hand

mit den Beschossenen, er muß mit ihnen gehen, wenn er nicht vereinzelt dastehen will. Der vierundzwanzigste dieser Deputirten ist Minister Descazes. Die Conservativen hatten dem Minister den bisherigen Abgeordneten Raoul Düval, Protestant und Bonapartist, entgegengestellt, der Minister siegte, nicht weil er Minister, sondern weil er wie allbekannt Freimaurer ist, Don Carlos hat stürzen helfen und von einem Vater abstammt, der Minister unter Karl X. war und beim Sturze dieses legitimen Königs betheiligt war. Sonst wurden Raspail, Lokroy, Ducasse, Langlois gewählt, lauter thätige Mithelfer an den Revolutionen die von der Commune an rückwärts bis in die Juli-Revolution hinein mit den Arbeiten des Umsturzes sich befaßten. Auch die schmetternde Posaune aller dieser Revolutionäre, Victor Hugo, durfte nicht fehlen. Hingegen sind viele der Besten im Lande in den Wahlen unterlegen. Am auffallendsten war die Niederlage Buffet's, der bedeutendsten parlamentarischen Kraft, des tüchtigsten Ministers den Frankreich aufweisen konnte.

Der Sieger in dieser doppelten Wahlschlacht ist Gambetta. Thiers ist ein überwundener Standpunkt, er muß mitgehen, wenn er etwas gelten will, und wird nur so viel und so lang etwas gelten, als er sich dem Triumphzug vor dem Wagen des Siegers Gambetta anschließt. Der Besiegte ist Mac-Mahon und mit ihm sind es alle Conservativen des Landes, vorab die Katholiken. Es wird sonach zur Klarstellung der Lage gut seyn, wenn wir uns die drei Hauptfaktoren derselben, Gambetta, Thiers und Mac-Mahon näher ansehen.

Gambetta ist Südfranzose und Advokat, beredt, beweglich, revolutionär und, was man in diesem Falle immer ist, herrschsüchtig. Eine Rolle spielen auf der Weltbühne, als Redner, General, Diktator, sich durch Versammlungen Beifall klatschen lassen, den Säbel über die Bretter schleppen und über Frankreichs Geschicke zu verfügen, das sind des Mannes stolze Träume, die er leider vielfach schon hat sich verwirklichen sehen. In Deutschland ist solch ein Charakter

ein Räthsel, in Südfrankreich kommt derselbe öfter vor. Es verbindet sich sogar eine gewisse Aufrichtigkeit damit; diese Leute finden sich vollkommen in ihre Rolle und vergessen gänzlich, daß sie nur Schauspieler sind und daß das Wohl eines Volkes nicht der Einsatz solch eines Spieles seyn dürfte. Republikaner sind solche Menschen lediglich deßhalb, weil sie es damit weiter bringen und leichter König spielen können als bei einer ordentlichen Monarchie. Gambetta besitzt ein bedeutendes Rednertalent, was in Frankreich immer, namentlich in dem republikanischen Frankreich, zu einer bedeutenden Macht verhilft. Dieses Volk der Redner läßt sich immer durch den Glanz der Rede bestechen, wie ja auch die Athenienser thaten, deren Nachfolger inmitten Europa's wohl die Franzosen sind. In neuester Zeit entfaltete der Mann eine Gabe, die sich sonst nicht mit seiner Rolle vertrug, ich meine Gabe der Verschlagenheit. Seit zwei Jahren übernahm er die Rolle eines gemäßigten Republikaners. So viel Gedächtniß haben die Franzosen doch, daß sie die Commune und Robespierre nicht ganz vergessen haben. Wollte man sich als Republikaner aufspielen, so mußte man als gemäßigter Republikaner auftreten. „Eine gute Republik wäre doch das schönste", das war die Redensart, die seit Jahren in Frankreich cursirte als gangbare Münze. Eigentlich scheint sie in der Loge geprägt worden zu seyn, sie wurde aber allgemein angenommen, da die Monarchie, durch den Versuch mit Napoleon III., entwerthet worden ist. Nun spielte Gambetta den gemäßigten Republikaner und erwies sich so als den befähigten Präsidenten der zukünftigen „guten Republik". Die Franzosen übersehen freilich, daß sie zu Allem eher das Zeug haben mögen, nur nicht zu „guten Republikanern"; waren sie ja bestens beflissen auch aus dem anspruchlosen Mac-Mahon etwas wie einen Fürsten zu machen. Durch seine Mäßigung gewann Gambetta die Sympathie aller jener Franzosen die, weil ungläubig, protestantisch oder begüterte Bourgeois, wie die Leser der „Débats", „Temps", „Siècle", eine Hinneigung zur

Republik hegen, weil die Republik voraussichtlich weder legitimistisch, noch katholisch seyn wird und honetten mittelmäßigen Menschen, wie sie sind, an's Ruder verhilft.

Allein kaum sieht sich Gambetta als Sieger, so wirft er die Maske der Mäßigung ab, er tritt auf als der Revolutionär und Freund Garibaldis, der er ist. Sobald er sich einer großen Mehrheit in der Deputirtenkammer und starker Sympathien im Senat sicher sah, berief er 250 der Männer, die „auf seinen Namen gewählt" wurden, zusammen und ließ durch diese die Erklärung abgeben: Sie wollten kein Ministerium, wie das des Marschalls, aus der linken Mitte, mit Elementen wie der Kriegsminister Cissey, sondern ein rein und entschieden republikanisches. Das war ein Schreckschuß zur Warnung des Marschall-Präsidenten.

Schon vorher hatte er zu Lyon eine Rede vom Stapel laufen lassen, unterbrochen von „rasendem Applaus", in welchem er das nächste Ziel der Republik bezeichnete. Dieses nächste Ziel müsse seyn: die Bekämpfung des „Klerikalismus." Warum? Um des lieben Friedens willen.

Frankreich braucht Friede, will Friede, kann nur im Frieden sich erholen und gedeihen. Die gefährlichsten Feinde des Friedens sind die Klerikalen, die durch ihre herrschsüchtigen Bestrebungen nach innen, und durch ihre Demonstrationen zu Gunsten des Papstes, gegen das deutsche Reich und Italien, uns mit diesen Nachbarn zu verfeinden drohen. Zunächst muß der „Klerikalismus zurückgedrängt werden." Geistliche Orden und Lehranstalten sind eine Gefahr für die Republik und den freien Gedanken, das wurde dem hausirenden Gambetta in Italien gesagt, und sofort wußte er diese Italiener zu beruhigen. „Nur Geduld, sprach er, verleumdet Frankreich nicht; wartet nur auf die allgemeinen Wahlen." Seitdem er als Sieger aus den Wahlen hervorgegangen ist, hat er sich zu Lyon in öffentlicher Rede entschieden ausgesprochen. Der freie Unterricht, die freie christliche Charitas, die Ausbreitung der Ordensthätigkeit, Wallfahrten, Casinos u. s. w.,

alle diese Schöpfungen des unermüdlich thätigen Geistes der französischen Katholiken sind „gefährliche (redoutable) Dinge“, die nur gedeihen konnten unter dem „mißbräuchlichen Schutze“ der Regierung. In Wahrheit sind alle diese Dinge nicht geschützt worden in Frankreich, sondern sie wurden geduldet, ja auch in etwas gehemmt. Sie sind die goldenen Früchte der Freiheit. Allein die liberté Gambetta's taugt ebenso viel als der deutsche Liberalismus, seine Republik ebenso viel als der Staat deutscher Professoren: es ist eine Knechtung aller die nicht mitmachen.

Man sollte glauben, wenn man sich dieses Programm Gambetta's ansieht, er habe sich dasselbe im Deutschen Reich geholt. Das wäre aber nicht richtig. Im Deutschen Reich hat er sich blos die Furcht vor dem Kriege geholt und einen Vorwand sein Programm aufzustellen; geholt hat er sich dieses in Italien, wo er eine Rundreise machte. Im Hintergrund freilich erscheint die Gestalt des eisernen Kanzlers, von dessen Gnaden der Republikaner vorläufig zu leben hofft. Uebrigens ist Gambetta ja derjenige der, mit Beihilfe seines ruhmreichen Alliirten, Frankreich vertheidigt hat, und wohl von diesem erlauchten Haupte etwas Priesterhaß sich aneignen mußte.

Staunen erregte zwar diese Kriegserklärung gegen den Katholicismus. Es findet aber das Vorgehen Gambetta's seine Erklärung in Folgendem: Gambetta will allen Erns tes Präsident der Republik werden und das dann verbleiben. Mit radicalen Umsturzideen, wie seine Parteigänger solche hegen, kann er nicht an's Ruder kommen, nicht an demselben sich behaupten. Um diese Parteigänger nun zufrieden zu stellen, warf er den gierigen Gesellen den Knochen des „Klerikalismus“ hin, hoffend sie werden daran so fleißig nagen, daß sie „die übrigen Freiheiten“ vergessen könnten. Es wäre etwas das dem gliche, was in Deutschland zu Gunsten des centralisirten Reiches vollbracht werden soll. Hier wie dort diente die Kirche als Opfer für den rasenden See. In Frankreich gibt es Millionen Bourgeois, die mit Gemüthsruhe diesem Schauspiel zusehen würden, und immer noch von „der

République modérée sprechen würden, in der frohen Zuversicht, daß keine Einkommensteuern und socialistischen Gesetze gegen das Eigenthum aufkommen würden. Und die Communarden werden Geduld üben mit derartigen Forderungen, weil sie ihr Müthchen an dem Christenthum kühlen können. Sie sind sich bewußt wie Bebel, daß Socialisten und Ultramontane Todfeinde sind und seyn müssen.

Im Wege steht dem zukünftigen Präsidenten der jetzige, Mac-Mahon. Dem muß das Leben verbittert werden. Damit hat Gambetta den Anfang gemacht, als er neulich über 200 Mitglieder des Senates und der gesetzgebenden Versammlung zusammenberief und durch dieselbe die Erklärung abgeben ließ: Das Ministerium, das der Präsident aus dem linken Centrum gebildet hat, sei nicht aus der Majorität genommen, es müsse gereiniget werden. Unrein ist eben Alles was nicht gambettistisch ist. Der Marschall mußte den sehr tüchtigen Marineminister de Montaguac opfern; er behielt den ebenso tüchtigen Kriegsminister de Cissey bei, mißfiel aber entschieden dem hochmögenden Zukunftspräsidenten. Das war des Krieges Anfang zwischen Gambetta und Mac-Mahon, das Ende ist kaum abzusehen, aber gewiß ist, daß die trefflich geschulten Republikaner mit ihrem spitzen Zünglein nicht ruhen werden, bis sie des Marschalls Degen gebrochen haben. Geschieht dieses, dann wird man sehen, wessen der südländische Advokat, vorangedrängt durch seine Communarden, fähig ist. Jedenfalls ist es heute schon aus mit seiner Mäßigung. Schon sagt man: er dürfe sich nicht begnügen mit dem Kampfe gegen die Klerikalen, die Communarden verlangen fettere Bissen; er wird insbesondere an der Steueranlage rütteln müssen, um den Heißhunger derselben zu stillen.

An diesem Punkte angelangt wird sich Gambetta nicht bloß mit Mac-Mahon verfeinden, sondern auch mit Thiers. Thiers hat sich seit den letzten sechs Jahren um Frankreich ein doppeltes Verdienst erworben. Er hat sich dem deutschen Krieg entgegengestemmt, dessen verderbliche Conjunkturen er schon 1860 voraussah und mit beredter Stimme lang voraussagte,

und er hat die Zahlung der Milliarden bewerkstelliget. In Frankreich vergißt man schnell Gutes und Böses, was die Staatsmänner leisten, sobald sie nicht mit der jeweiligen Volksleidenschaft gehen. Die Macht und Popularität des Hrn. Thiers aber wuchs außerordentlich nach dem Erfolg der Milliardenanleihe und zwar verdientermaßen. Allein Thiers kränkelt an zwei Fehlern, die inmitten des revolutionirten Frankreich leider oft vorkommen, er ist nur halb conservativ und ganz eitel. In seinem Alter, inmitten des Hochganges der republikanischen Wogen, erwachte wieder in dem Greise der Geist seiner Jugend. Während der Restauration der Bourbonen war er einer der schneidigsten Gegner des legitimen Königthums und der damit verbündeten Kirche. Seine Thätigkeit in der Redaktion des damaligen „Constitutionnel", seine Histoire de la révolution, geben Zeugniß von diesem Geiste. Gebändiget wurde derselbe später durch staatsmännische Erfahrungen, Aufsehen erregten seine gewaltigen Reden für das Patrimonium Petri. Dabei wirkte aber seine Opposition gegen Napoleon III. mit, und es blieb in ihm der unchristliche Geist — Frankreichs größte Schwäche, der ihn schon bewogen hatte in seiner Histoire du consulat et de l'empire, Napoleon I. eines bloßen deistischen Todes sterben zu lassen, während doch männiglich bekannt ist, daß der Kaiser sehr christlich starb. Daher auch die Faseleien von einer neuen modernen Religion, die Thiers bei seiner Schweizerreise vorigen Herbst zum Besten gab. Ein schlechtes Omen überhaupt war diese Reise. Daß er sich durch die Katholikenverfolger in Genf beklatschen ließ, das war ein Coquettiren mit einer durchaus revolutionären und antichristlichen Partei. Er that es aber mit vielem Wohlbehagen.

Thiers hat sich an den Siegeswagen der Republik angespannt, hoffend selbst diesen Thron zu besteigen. Seine Redensart, um den Uebergang zur Republik zu rechtfertigen, fand vielen Anklang: „La république nous divise le moins." Es gibt drei monarchische Parteien, die Legitimisten, die Orleanisten und, stärker als beide, die Bonapartisten; es gibt

aber nur Eine Republik, in welcher alle mit ihren Ansprüchen und Hoffnungen sich einstweilen einquartieren können. Das war der Gedanke, und der Gedanke hätte einen guten Kern gehabt, wenn es nur wirklich eine ruhige Republik gäbe. Es gibt aber auch dreierlei Republikaner; Mußrepublikaner wie Thiers, Girondisten wie Gambetta und Jakobiner wie Naquet, Chamel-Lacour und die ganze Sippschaft der Communarden. Vermöge dem Zuge der Geister und dem extremen Nationalcharakter der Franzosen, werden die gemäßigten Republikaner stets zur rothen Republik hingezogen. Thiers selbst hat das während seiner Präsidentschaft, vor Mac-Mahon, erfahren. Sobald er in diesen Wassern zu schwimmen begann, riß ihn der Zug in die rothe Strömung; alle Wahlen fielen roth aus, und um nicht ganz mit fortgerissen zu werden, setzte die National-Versammlung Thiers ab und an dessen Stelle Mac-Mahon ein, als schützenden Damm. Das war für den alten verdienstvollen Mann freilich eine schwere Kränkung, wofür er sich rächte. Er schwankte stets mehr nach links, gerieth an Gambetta und Consorten, und wurde, vermöge seiner Routine in parlamentarischen Manövers, der Rathgeber und Führer der Partei. Er stürzte Broglie und den Orleanismus, er bereitete dem verdienstvollen Buffet Schwierigkeiten, er wirkte wesentlich mit zur Erhöhung Gambetta's. Gambetta hatte aus seiner défense nationale so arge Sünden mitgebracht, die liederliche Raubwirthschaft seiner Lieferanten war, durch Orleanisten und Bonapartisten, so offen an's Licht gezerrt worden, daß er sich gerne unter Thiers' Mäntelchen steckte um diese Blößen zu decken. Zum Dank streute er dem greisen Staatsmanne Weihrauch, und Weihrauch hat von jeher den Sinn solcher Männer umnebelt. Thiers stand mit seinem vollen Credit für Gambetta ein. Dieser, jünger und heftiger, hat nun die Oberhand gewonnen; wirft die Maske der Mäßigung hinweg und kümmert sich wenig um Thiers und dessen Altklugheit. Der Mann fühlt es wohl. Indeß Gambetta seine 200 und mehr Mann in's Feuer führte, um das neue Ministerium zu stürzen, be-

vor es noch etwas gewirkt hat, versammelte Thiers das linke Centrum, um einen Hemmschuh zu schaffen und die tolle Fahrt Gambetta's in ruhigeres Tempo zu bringen. Hierin aber dürften seine Bemühungen vergeblich seyn. Gemäßigte Revolutionäre wie Thiers besitzen das Zauberwort nicht, mit dem die ungemäßigten sich bannen lassen. Gambetta feiert seine Triumphe, Thiers bleibt das Nachsehen. Nur dann könnte er etwas bewirken, wenn er sich eng an Bonapartisten, Legitimisten und sonstige Conservative anschließen würde. Indeß, aus solchen in sich verfeindeten Elementen läßt sich nicht leicht ein Damm bauen gegen die Sturmfluth der Revolution.

Der einzige Damm der noch aufrecht steht, ist Mac-Mahon. Wird dieser Stand halten können? Als Gambetta neulich, mit der Erklärung seiner 230 Consorten, den ersten Trumpf ausspielte, bemerkte ein conservatives Blatt: „Der Marschall ist in der Lage Ludwigs XVI. Die Versammlung der Linken war eine Sitzung wie jene des Ballsaales von 1789. Gambetta ist der Mirabeau dieser Revolution. Dem Marschall bleibt nichts mehr übrig, als daß er sich Gambetta zum Ministerpräsidenten nehme, mit Ministern nach Gambetta's Wahl." Es entsteht nun die Frage: wenn der neue Mirabeau fertig ist, ist auch der neue Ludwig XVI. schon da?

Daß Mac-Mahon durchaus Ehrenmann und conservativ ist, steht außer Frage; man kann nur zweifeln: wird er auch energisch genug seyn um, wenn es zur Entscheidung kommt, mit gewaffneter Hand aufzutreten und Halt zu gebieten? Hinter den revolutionären Umwälzungen stehen ja immer Staatsstreiche; wäre Mac-Mahon der Mann der einen Staatsstreich zur rechten Zeit vollführen würde? Blickt man in seine Vergangenheit und beurtheilt man darnach seinen Charakter, so möchte man daran zweifeln. Ursprünglich einer legitimistischen Familie angehörend, wendete er sich nur langsam und zögernd dem Manne des 2. Dezembers zu, und auch dieser faßte nur langsam Vertrauen zu dem etwas spröden Manne. Dessen Glück beim Malakoff und bei Magenta, wo

er den kriegsunkundigen Napoleon rettete, erwarb ihm in hohem Grade die Gunst des Kaisers und des Volkes. Später versetzte ihn Napoleon nach Algier, wohl weil sich der Ehrenmann nicht als geschmeidig genug erwies, um den Schlangenwindungen der kaiserlichen Politik zu folgen; Napoleon hatte dasselbe auch schon mit Pelissier gethan. In Algerien faßte Mac-Mahon seine christlich civilisatorische Sendung nicht richtig auf. Er war in den Vorurtheilen der afrikanischen Generale befangen bezüglich der christlichen Propaganda unter den Arabern, und gerieth dadurch mit dem Erzbischof Lavigerie, der es mit seinem Apostolate bei den Arabern ganz ernst nahm, hart aneinander. Dann brach der deutsche Krieg los. In Straßburg angekommen als General der Rheinarmee, erkannte er das Schlimme seiner Lage. Man hatte ihm 100,000 Mann versprochen und konnte ihm nur 40,000 übergeben, wovon einige spornstreichs aus dem marokkanischen Lande kamen. Es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihm und dem Kriegsminister Leboeuf; allein er gab nach, fügte sich in die schwierige Lage und ging nach Reichshoffen. Bayern und Preußen drängten sich über die Grenzen, die elsässer Bevölkerung erhob bittere Klage, daß man sie an den Feind überliefere. Mac-Mahon gab abermals nach und entsandte die Division Douay, die, ohne Unterstützung, durch die vordringende Uebermacht erdrückt wurde. Bei Wörth blitzte durch seine düsteren Ahnungen einmal ein kurzer Hoffnungsstrahl, aber er verdarb, woran er verderben mußte, an der numerischen Schwäche seiner Armee. Bald sehen wir ihn auf dem Marsche nach Sedan. Hier ließ er sich gefallen, was er sich kaum hätte gefallen lassen sollen, daß der Kaiser mit hineincommandirte, obwohl er unter Mac-Mahon's Commando zu marschiren behauptete. Das erzeugte Unentschlossenheit und Unsicherheit im Marsche, zu einer Zeit in welcher Stunden Armeen aufwogen. Energische Entschlossenheit, wie solche erforderlich wäre inmitten verwickelter Verhältnisse, wie sie sich in Frankreich darbieten, hat Mac-Mahon nur einmal während seiner militärischen Laufbahn bekundet, zu Magenta.

Verfolgen wir aber seine politische Laufbahn, dann fällt uns das Nachgeben noch mehr auf. Obwohl verblaßter Legitimist wäre er doch zweimal in der Lage gewesen diese Farbe hervorzukehren, wenn Entschlossenheit seine Sache wäre. Vor drei Jahren, nachdem die Assemblee Thiers über Bord geworfen hatte, um nicht das Staatsschiff in den Wirbel der rothen Republik hineinziehen zu lassen, leuchtete einige Zeit den Legitimisten die Hoffnung auf eine Thronbesteigung ihres verehrten Königs. Die Familie Orleans hatte sich mit dem Bourbon ausgesöhnt, unter Vermittlung des Herzogs von Nemours, der von jeher Heinrich V. geneigt war. Einige eifrigen Legitimisten wollten einen kühnen Griff wagen und der Griff konnte ein glücklicher seyn. Durch einen entschiedenen Schritt konnte Mac-Mahon dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang verschaffen; er verhielt sich aber ruhig, während de Broglie, sein Minister, die Partei der Orleanisten von der Familie Orleans trennte und den Compromiß vernichtete, der zwischen Bourbon und Orleans vereinbart worden war. Auch Dupanloup, der Bischof von Orleans, soll mit de Broglie in diesem Sinne gewirkt haben. Schon war der Prätendent Chambord in der Nähe von Paris. Die Orleanisten drängten die heikle Frage der Tricolore in den Vordergrund, und unter dieser Fahne kehrte sie wieder einmal die „unsterblichen Principien von 1789" an's Licht. So zerschlug sich Alles, da Mac-Mahon Alles unthätig geschehen ließ.

Die andere Angelegenheit, in welcher er ebenso handelte, war die des Don Carlos in Spanien. Eingeschüchtert durch deutsche „Kriege in Sicht", ließ Mac-Mahon seinen Minister Descazes die Hilfsquellen verstopfen, die sich dem Carlismus in Südfrankreich geöffnet hatten; die Alfonsisten wurden begünstigt und zu guter Letzt — trotz der ausdrücklichen Erklärung des Präsidenten, daß er nicht die Alfonsisten den französischen Boden im Interesse ihrer Operationen betreten lassen werde — ließ er zu, daß dieses geschah. Auch in Rom zeigte seine Regierung wenig Muth, ebensowenig als in Constantinopel.

Es beherrscht den Mann ein tiefes Gefühl der Ohnmacht nach außen, er will durchaus keine kriegerische Situation. Dieses schwächt ihn auch nach innen. Er hat allerdings einen bessern, christlichern Geist der Armee einhauchen lassen, er sah nicht gleichgültig den Sieg der Katholiken in der Unterrichtsfrage und würde wohl, wo sich's thun ließe, des Guten sonst noch Vieles geschehen lassen oder fördern; aber ein entschiedenes Eingreifen ist seine Sache bisher nicht gewesen wird es auch später nicht seyn, zumal dann nicht, wenn die Republik auf so gesetzlichem Wege voranschreitet, wie sie es jetzt thun kann. Ihm, dem Militär, ist es etwas unheimlich auf dem diplomatischen und parlamentarischen Boden, er fürchtet leicht das Schlimmste.

In dieser geistigen Fassung dürfte der Mann nicht dazu angethan seyn mit dem Schwerte das rothe Gespenst in Respekt zu halten. Solange berathen wird, wird er immer durch seine Unentschiedenheit gelähmt werden und auch über parlamentarische Zwirnfäden stolpern. Geht's einmal an's Losschlagen, dann würde er freilich mit seiner ihm ergebenen Armee etwas ausrichten können. Allein das Geschick seines jetzigen Gegners Gambetta wird ihn wohl immer so mit gesetzlichen Zwirnfäden zu umspinnen wissen, daß er nicht freien Raum genug haben wird die Hand an das Schwert zu legen. So erklärt es sich, wie man an Ludwig XVI. denken konnte, als man Gambetta so dreist vorgehen sah.

Und das Volk, was wird das Volk zu dem dramatischen Spiel sagen, das diese drei Männer, Gambetta, Thiers und Mac-Mahon um Frankreichs Heil oder Untergang aufführen? Wie ist Gambetta's Macht, wie ist das Ergebniß der letzten Wahlen zu erklären? Das veranlaßt uns in die Verhältnisse tiefer einzudringen, um so manche räthselhafte Erscheinungen im politischen und religiösen Leben dieses interessanten — und unglücklichen — Landes und Volkes klarzulegen.

XXXVIII.

Lucrezia Borgia und die neueste Geschichtschreibung[1]).

In weniger als zwei Jahren hat die Geschichte der Lucrezia Borgia von Gregorovius drei Auflagen erlebt, ein in Deutschland bei einem historischen Werke ganz ungewöhnlicher Erfolg, welcher dem Interesse am Stoff, oder dem innern Werth des Buches, oder der Opportunität desselben insoferne es momentanen Ansichten und Leidenschaften entspricht, beigemessen werden muß. Dem aufmerksamen Leser dürfte es kaum schwer werden zu erkennen, wie viel von diesen drei Ingredientien in diesem Falle vorhanden ist und welches derselben überwiegt. Auch wenn er von dem Verfasser sonst nichts gelesen hätte, würde solche Erkenntniß ihm nicht verschlossen bleiben, denn wie Vorzüge und Mängel seiner Darstellungsweise in diesem seinem neuesten Produkt klar hervortreten, entschleiert sich auch die vorwaltende Tendenz mit einer man möchte sagen lobenswerthen Offenheit. Der Verfasser der Lucrezia Borgia ist ein gewissenhafter Forscher und fleißiger Arbeiter. Er hat es in der Geschichte Roms im Mittelalter gezeigt, welche nicht etwa bloß der gewandten Darstellung und Sympathien wie Antipathien die günstige Aufnahme verdankt, die ein so bändereiches Werk gefunden hat. Er hat in Archiven und Bibliotheken, öffentlichen und

1) Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius. Zwei Bände. Dritte verbesserte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta 1876.

privaten, eifrig und ausharrend Pergamente, Briefe, Denkschriften um Rath gefragt und viel Unbekanntes an's Licht gebracht. Er ist auch kein Geschichtsbaumeister vom Genre mancher im nordwestlichen Deutschland, die um ihrer politischen Zwecke willen die Dinge umdrehen. Aber er leidet an einer Idiosynkrasie, denn die Feindseligkeit gegen katholische Kirche und Papstthum hat sich bei ihm zu einer solchen gesteigert. Schon in seiner, wenn wir nicht irren, ersten Schrift über italienische Geschichte, in einer äußerst flüchtigen Skizze welche von den Grabmälern der Päpste handelte, trat diese Feindseligkeit hervor, und das vires acquirit eundo hat sich hier glänzend bewahrheitet, wie denn von der Anerkennung, welche einige große Päpste ferneliegender Jahrhunderte dem Historiker gleichsam abgerungen haben, später kaum noch etwas zu finden ist und die Farben immer stärker aufgetragen werden. Diese Feindseligkeit ist in manchen Theilen seiner Bücher das principium movens; sie gibt ihnen Färbung und Wärme. Schon dieß würde somit diese Bücher einer nicht unbedeutenden Fraktion des Lesepublikums empfehlen, welche Stoff aus ihnen für den „Culturkampf" schöpft. Sie haben aber noch andere Eigenschaften, die ihnen große Gunst sichern. Der Verfasser ist mehr Belletrist als Historiker. Wir sagen: mehr Belletrist, denn es handelt sich hier nicht um jene geistige Durchdringung eines historischen Stoffes, welche dessen zugleich poetische und wahre Auffassung und Wiedergebung bedingt, sondern um etwas Aeußerliches und Gemachtes. Diese belletristische Neigung hat aber noch andere schlimme Folgen als die welche die Form betreffen. Die Phantasie läßt dem Verfasser keine Ruhe, auch dann nicht wenn fleißiges Studium ihn in den Stand setzt, Neues zu bringen. Er kann es nicht über sich gewinnen, die Resultate solchen Studiums ungeschminkt zu geben, sobald er damit Effekt zu erzielen, oder einen selbst außerhalb des Bereichs der Darstellung möglichst ferne liegenden Zweck erreichen zu können glaubt. Selten ist in der ernsten historischen

Literatur mit Muthmaßungen, Unterstellungen, Insinuationen, Andeutungen so gehaust worden wie in den Gregorovius'schen Büchern. Selbst wenn solche Muthmaßungen, Unterstellungen, Insinuationen, Andeutungen unschuldiger oder mindestens indifferenter Natur wären, würden sie vom Uebel seyn. Dem ist aber nicht so: gelegentlich sind sie recht schlimm oder geradezu bösartig. Nicht die Motive der Handlungen nur kennt Hr. Gregorovius ganz genau: dazu würden die Handlungen selbst ihm begreiflicherweise oft die Hand bieten. In den geheimsten Momenten hat er neben oder hinter den Personen gestanden, und dann genügen auch diese Personen ihm noch nicht, sondern er wittert noch Berather und Helfershelfer, von denen die Geschichte, namentlich die meist sehr dürre und trockene mittelalterliche nichts weiß, die ihm aber aus dem Boden herauswachsen wie die obligaten Vertrauten der Komödie. Kann er die Muthmaßung auf klerikalen Einfluß hinleiten, so ist dieß selbstverständlich sehr erwünscht. Leider gewinnen wir auch psychologisch nichts bei diesem unhistorischen Verfahren, denn häufig sind diese angeblichen, mit großer Prätention aufgetischten Tiefblicke in das Innere geschichtlicher Personen banaler Natur, und passen ebensowohl in einen gewöhnlichen Roman wie die Schaar der mag und möchte, kann und könnte, wohl und vielleicht, aber und doch, denen wir bei jedem Schritte begegnen.

Der Verfasser der Lucrezia Borgia ist ein pittoresker Historiker. Er verdankt dieser Eigenschaft zu nicht geringem Theil die ihm beim großen Publikum gewordene Gunst. Es geht ihm aber damit wie mit der Darstellung der Charaktere. Er achtet nicht auf die Grenze welche die Geschichte vom Roman und von der Touristerei scheidet. Er vergißt, daß die pittoreske Schilderung, sei es von Personen und Ereignissen oder Landschaften und Dingen, wenn ihr in der historischen Darstellung ein Uebermaß eingeräumt wird, diese Darstellung fälscht und Autor wie Leser über deren eigentliche Aufgabe und wahren Zweck täuscht, am schlimmsten wo sie in die Kleinmalerei verfällt,

welche bei Gerhard Dow und Franz Mieris paßt, während wir sie hier mit dem Anspruch, bald ein Rubens oder gar ein Tizian, bald ein Rembrandt zu seyn, vereinigt finden. Pittoreskes Wesen und Farbenglanz sind nachgerade zu unleidlicher Manier geworden; sie ermüden schon in manchen touristischen Produkten neuester Zeit, in denen wir Seiten lang nichts als Wolken und Tinten vor uns haben, geben aber immer mehr der Geschichte einen falschen Schimmer. Selbst ganz gewöhnlichen Dingen soll durch prägnante Worte Bedeutung verliehen werden, wobei nur Geziertheit und Geschraubtheit herauskommt. Es sind Auswüchse eines Stils, der mit etwas mehr Natürlichkeit und etwas weniger Ueberhebung sich zu einem recht schönen hätte heranbilden können, während heute manche bessere, theilweise treffliche Partien schmerzlich bedauern lassen, daß er auf schlimme Abwege gerathen ist.

Die Geschichte der Lucrezia Borgia gibt zu Betrachtungen wie die obigen noch mehr Anlaß als Anderes vom Verfasser, denn von seinen italienischen Schilderungen muß man absehen, weil sie eben nur Schilderungen, nicht Geschichte sind. Im vorletzten Bande seiner Geschichte Roms hatte Herr Gregorovius die Zeit Papst Alexanders VI. dargestellt. Fortgesetzte Forschungen haben ihn dann noch mancherlei Materialien auffinden lassen, und er ist, wie er uns im Vorworte sagt, mit sich zurathe darüber gegangen, ob er die Geschichte des Sohnes oder der Tochter des Papstes schreiben sollte. Wir können nicht umhin zu bedauern, daß er nicht ersteres gethan hat. Die Geschichte Cäsar Borgia's ist heutzutage zwar ziemlich genau bekannt und Hr. Gregorovius selbst hat Verschiedenes dazu beigetragen, aber eine tüchtige Monographie über dieselbe unter Benützung aller neuen Quellen (Hr. Gregorovius erwähnt in einem Aufsatze in der A. Allg. Zeitung Beilage Nr. 60 der kürzlich gedruckten Depeschen des venetianischen Gesandten Giustinian) würde doch die dankbarere zugleich und nützlichere Aufgabe gewesen

seyn. Wir möchten nicht gerne annehmen, der Verfasser habe sich bei seiner Wahl durch den Namen, durch die Aussicht auf ein großes und somit nothwendig gemischtes Lesepublikum bestimmen lassen, und doch wird eine solche Annahme uns ziemlich nahe gelegt, wenn wir das mit diesem „Sittengemälde" erzielte wissenschaftliche Resultat in Anschlag bringen. Der Verfasser verwahrt sich dagegen, daß er in die Fußstapfen der sogenannten Ehrenrettungen historischer Verbrecher habe treten wollen. In der That haben wir keine Ehrenrettung vor uns. Die historische Lucrezia — nicht Hr. Gr. hat diese Wahrheit entdeckt, sondern sie ist gleichzeitig mit unserem kritischen Jahrhundert — ist nicht die der Legende und des Theaters; aber die Lucrezia, wie sie in diesem Buche erscheint, ist nach des Verfassers eigenem Urtheil „leichtsinnig", „schwach und klein" und hat „nie eine tiefe Leidenschaft" empfunden. Wir wollen es dem Verfasser gerne glauben, wenn er sagt, es habe ihm mehr Vergnügen gemacht, aus Urkunden und dem Zusammenhang von Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß die monströse Vorstellung des Charakters Lucrezia's durch nichts erweisbar sei, als ihm die urkundliche Bestätigung von diabolischen Verbrechen würde gemacht haben. Ob es nun aber der Mühe verlohnte, einer im Grunde so unbedeutenden Person ein ganzes Buch zu widmen, die geringfügigsten Kleinigkeiten des breitesten zu erzählen und zu schildern, dabei ihr eine Menge ihr wahrscheinlich ganz ferne liegender Dinge zu suppeditiren, mag sich der Autor selbst sagen. Diese Lucrezia, deren Lebensgeschichte, seit sie von Rom nach Ferrara entrückt ist, ziemlich prosaisch wird, leistet nichts im Gebiete des Dämonischen, in welchem der Verfasser sich so gerne ergeht. Was dieser aus dem Protokollbuch des römischen Notars Camillus de Beneimbenis (Hr. Gregorovius liebt es, die antiken wie die christlichen Namen mit antiken Desinenzen zu schreiben, gleichsam als wären die Römer des 14. und 15. Jahrhunderts als Honoratus, Agapitus, Petrus, Franciscus, Bindus, Tiburtius, Emersus u. s. w.

umherspaziert, während wir nebenbei deutsche wie italienische Namenformen finden, ohne zu wissen weßhalb) über Lucrezia's Ver- und Entlobungen und Heirathen bringt; was er aus mancherlei Schriftstücken über ihren Aufenthalt in Nepi nach dem Mord ihres zweiten Gemahls u. s. w. mittheilt, ist ganz dankenswerthes Detail; von historischer Bedeutung ist es natürlich nicht. Material mancher Art finden wir, und des Verfassers Fleiß ist anzuerkennen, aber von dem Neuen ist das meiste nicht gerade wichtig, und nachdem es im Texte stark und zum Theil ganz benutzt worden, wird es noch alles im Original beigefügt, um zwei Bände zu bilden. Doch möge dieß noch hingehen. Die übermäßigen Einzelheiten sind das geringere Uebel. Wenn wir mit der Tochter des Papstes vor Michel Angelo's Pietà geführt werden, um mit Hülfe des Verfassers einen Blick in ihre Seele zu thun, so ist dieß eben nur eine jener Ausschmückungen, die in einen Roman gehören, nicht in ein Geschichtsbuch, und in einem solchen nur eine Stelle gefunden haben, weil der Autor annimmt, Lucrezia könnte die Gruppe gesehen haben, welche zu ihrer Zeit in Rom aufgestellt wurde! Hr. Gregorovius verwahrt sich doch in einem anderen Falle selber gegen ein für einen Geschichtsschreiber ungeeignetes Verfahren. Wir weisen nur mit Widerwillen auf die Sache hin, aber Hr. Gregorovius nöthigt uns dazu durch eine gleich ungeschickte wie taktlose Quasi-Vertheidigung in der Allgemeinen Zeitung gegen seinen „geistreichen Beurtheiler" im „Temps", Hrn. Nefftzer, der ihm den „Vorwurf" gemacht hatte, als sei ihm „über den möglichen, d. h. imputirbaren Ursprung" des Don Giovanni Borgia, eines Sohnes des Papstes aus später Zeit, „ein naheliegender Argwohn nicht einmal in den Sinn gekommen." „Dieser Argwohn", so erwidert er, „der furchtbarste und finsterste im Leben Lucrezia's, wird an jeden Leser herangetreten seyn." Im Interesse des Verfassers und seines „Sittengemäldes" wäre wahrlich zu wünschen gewesen, daß er eine solche Vertheidigung seiner Sagacität, die nur ein

vergröbertes Echo des Schandwortes filia sponsa nurus ist, unterdrückt hätte. Wie dieser scheußliche Argwohn zu dem vom Verfasser mit „Vergnügen“ gewonnenen Schlusse stimmt, daß Lucrezia kein Monstrum gewesen sei, mag er sich selber wie den Lesern klar machen.

Ueber Papst Alexander und Vannozza de Cataneis vernehmen wir durch dieß Buch eigentlich nichts Neues, und wir sind froh, wenn wir uns von dem Alten, was nun großentheils aus der „Geschichte Roms im Mittelalter“ wiederholt wird, abwenden können. Hoffentlich hat man nun auf katholischer Seite ein- für allemal aufgegeben, Alexanders VI. sittlichen und politischen Charakter vertheidigen zu wollen. Das Meiste von dem, was Stellung und Geschicke der Mutter seiner vier Kinder betrifft, war schon vor Hrn. Gregorovius bekannt. Dieser weist S. 358 darauf hin, wie sein englischer Vorgänger als Biograph Lucrezia's, W. Gilbert, aus der Brief-Unterschrift ihrer Mutter: „perpetua oratrice Vannozza“ lächerlicherweise eine „Perpetua Vannozza“ macht. Seine eigene Uebersetzung: „Vannozza die ewig für Sie betet“ ist jedoch kaum minder lächerlich, denn die Worte bedeuten einfach: beständige Dienerin. Mit zu dem Schlimmsten im Buche gehören die Dinge, welche wir bei Gelegenheit des Todes dieser Frau lesen. Aus dem Umstande daß bei der Leichenfeier Vannozza's, welche für die Sünden ihrer Jugend im späteren Alter durch Anstand und Wohlthätigkeit Ersatz zu leisten gesucht zu haben scheint und mit vornehmen Familien in Beziehung gestanden haben muß, päpstliche Hofleute zugegen waren, folgert der Verfasser S. 361, Leo X. habe dadurch dieselbe „officiell als Wittwe Alexanders oder doch als Mutter der Herzogin von Ferrara“ anerkannt. Das nennt man Geschichte schreiben! Weiterhin wird argumentirt, die nach mehr als zweihundert Jahren erfolgte Einstellung der zum Erkaufen des Himmelreichs bestimmten Todtenmessen durch die geistliche Behörde sei „vielleicht weniger auf Grund der Ansicht, daß nun die Seele

dieses Weibes davon genug habe, als aus einem erwachenden Bewußtseyn historischer Kritik" geschehen. Wir wundern uns, daß Hr. Gregorovius nicht vor dem so crassen wie offensiven Unsinn der Phrase erschrickt. Wenn er dann noch meint, „Haß oder Schamgefühl" habe später Vannozza's Grabstein „unsichtbar gemacht", so sollte ein Mann, der ein gutes Stück seines Lebens in Rom zugebracht hat, nachgerade wissen, daß weder dort noch anderswo Haß oder Schamgefühl zum Verschwindenmachen von Grabsteinen nöthig sind.

Doch genug davon — von der Gesinnung, die das Buch durchweht, zeugen die angeführten Stellen hinlänglich. Die Ausführung ist sorgfältig, wie man dieß bei einem die Form jedenfalls beherrschenden Autor zu finden gewohnt ist. Soweit wir zu urtheilen vermögen, ist das historische Detail im Ganzen richtig; über einige Specialia Bemerkungen zu machen, unterlassen wir, da es uns genügt den Geist des Werkes zu charakterisiren; über das lokale aber steht uns keine Ansicht zu.

Am Schlusse noch eine Bemerkung. Der Verfasser *liebt* historische Parallelen, wenn dieß ja der rechte Ausdruck ist, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in *einem* Buche über die Borgia Pius IX. und Madame Lätitia Ramolini Bonaparte begegnen. Eine Cavalcade vor 370 Jahren bietet Gelegenheit zu einer Vergleichung mit „bestäubten Wagen, welche Reisende, den König (Viktor Emanuel) und seinen Hof, von der Eisenbahn in ihre Logis führten." Die bestäubten Wagen und die Logis für einen König sind Geschmacksache; der Zusatz, darin sei „mehr moralische Größe", kann nur zu Heiterkeit stimmen. Vielleicht hat auch im Bombardement von Porta Pia, das solchen Einzug ermöglichte, moralische Größe gelegen.

Das Buch ist dem römischen Herzoge von Sermoneta mit einer Anrede gewidmet, welche einen eigenthümlichen Beigeschmack stolzirender Schmeichelei hat. Don Michel

Angelo Gaetani (der Gothaer Almanach hat Caetani) wird in Stahr-Lewald'schen und anderen Büchern als ein Mann von lebendigem Geist, scharfem Witz und ungewöhnlichem Kunstgeschmack geschildert, und so wäre es ganz natürlich, daß ihm ein Werk über einen Gegenstand aus römischer Geschichte gewidmet wird, selbst wenn, wie wir in dieser Widmung lesen, seine Vorfahren, die Stammgenossen Papst Bonifaz' VIII., nicht mit den Borgia in Conflikt gerathen wären. Roms allerneueste Geschichte verleitet übrigens auch uns zu einer historischen oder historisch seyn wollenden Zusammenstellung: das Werk unseres Autors möge uns zur Entschuldigung dienen. Bonifaz VIII. ist dafür, daß er dem Falschmünzer, Klerusschinder und Templerverbrenner Philipp — dem Schönen! — in's Gewissen zu reden sich unterfing, nicht nur durch seine schwerbedrängten letzten Tage bestraft worden, sondern nach beinahe sechs Jahrhunderten dadurch, daß der Chef seiner Familie einem Könige Roms Huldigung entgegentrug. In gewissem Sinne ist der todte Papst aber auch wieder gerächt worden, indem derselbe Chef seiner Familie sich nicht gar lange nachher, wenn anders die Zeitungen nicht lügen, im italienischen Parlament zu den radikalsten Gegnern der neuen Regierung schaarte, und sich an der Spitze eines Volkshaufens einhertragen ließ, der den Quirinalischen Hügel stürmen wollte, auf welchem der König „Logis" genommen hatte.

F. L. B.

XXXIX.

Die „renitenten" kurhessischen Geistlichen.

Von einem Protestanten.

Am 30. Juni 1866 schrieb der preußische Minister-Präsident Graf von Bismarck-Schönhausen an den Superintendenten des Herzogthums Lauenburg: „Ew. Hochwürden haben mir von Besorgnissen geschrieben, welche in Ländern des altlutherischen Bekenntnisses unter den gegenwärtigen Verhältnissen entstehen oder erregt werden könnten. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich auf eine Möglichkeit aufmerksam gemacht haben, die ich sonst schwerlich in's Auge gefaßt haben würde. Denn, daß in Ihrer Heimath Lauenburg nicht die leiseste Veranlassung gegeben ist, von der Vereinigung mit den preußischen Staaten eine Gefährdung der Kirchenverfassung oder Beunruhigung des Bekenntnisses zu fürchten, ist Ew. Hochwürden als erstem Geistlichen des Herzogthums am besten bekannt. Ebensowenig in Schleswig-Holstein, wo die königl. Staatsregierung sogar in der Verwaltung und der Rechtspflege das Bestehende schont, für dessen theilweise Modificirung es in der Bevölkerung nicht an Wünschen fehlt. Preußen hat in der Achtung des kirchlichen Bekenntnisses immer wieder ein Element seiner kräftigen Entwickelung gesucht und gefunden; die vor zwei Menschenaltern bei einer entsprechenden Disposition der Gemüther zu Stande gekommene Vereinigung zweier Confessionen ist heute bei uns noch nicht allgemein angenommen. Und um dieser Vereinigung willen sollte die Regierung in Schleswig-Holstein den Frieden stören wollen? Oder gar in

Staaten, mit welchen Preußen anstatt des zerrissenen ein neues völkerrechtliches Band zu knüpfen denkt? Ich vertraue, daß eine solche Besorgniß, wenn sie erregt werden sollte, vor einer unbefangenen Betrachtung von selbst verschwinden würde, ergreife aber gern die Gelegenheit, Ew. Hochwürden ausdrücklich zu erklären, daß der Staatsregierung der Gedanke völlig fremd ist, für die preußische Landeskirche Propaganda zu machen oder dulden oder sonstwie das Bekenntniß und die Verfassung der altlutherischen Länder beunruhigen zu wollen. Der Minister für Lauenburg. In Vertretung K. Werther."

Eine so unzweideutige Erklärung läßt nur die Alternative offen, daß entweder Herrn v. Bismarck damals ein Streben für Erweiterung der preußischen unirten Landeskirche völlig fern gelegen, oder daß er die Absicht gehabt habe, zu jener Zeit, am Vorabend großer Ereignisse, die zweifelhaften Freunde Preußens in dieser Beziehung zu beruhigen. Indessen haben wir keinen Grund, an der bona fides des Ministers bei Abgabe dieser Erklärung zu zweifeln. Wenn gleichwohl unsere folgenden Ausführungen beweisen werden, daß Fürst Bismarck dazumalen ein sehr schlechter Prophet gewesen ist, so bemerken wir, daß wir diesen Erlaß nur darum an die Spitze unseres Artikels gestellt haben, um so recht die Wahrheit zu illustriren, daß zu einem guten Politiker weit weniger die Bekanntschaft mit den Intentionen leitender Persönlichkeiten, als vielmehr eine genaue Kenntniß der politischen, socialen und religiösen Verhältnisse, und ein competentes Judicium über die vorherrschenden Ideen und Bestrebungen gehört, wenn man der Zukunft das Horoskop stellen will. Darum hat der Superintendent von Lauenburg 1866 einen richtigen Blick bewiesen, als ihm um die lutherische Kirche bange war, und der Freiherr v. Ketteler ebenso, als er 1871 für die katholische Kirche fürchtete. Fürst Bismarck hat dagegen in beiden Fällen die Verhältnisse falsch beurtheilt, als er jene Besorgnisse

weit wegwarf, und dieser Mangelhaftigkeit seines Urtheiles ist es auch nur zuzuschreiben, daß er 1871 bei Herrn von Ketteler eine preußenfeindliche Gesinnung vermuthete. Denn auch ohne den Fürsten Bismarck wäre ein „Culturkampf" entstanden, allerdings ohne Betheiligung der löblichen Polizei.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Lage über, welche den drei protestantischen Bekenntnissen in Kurhessen durch die preußische Annexion geschaffen worden ist. Das am 28. Juli 1866 durch den Unterstaatssecretär Sydow in Kassel installirte Gesammtconsistorium für Kurhessen trat an die Stelle dreier Provincialconsistorien in Kassel, Marburg und Hanau. Die drei Consistorien und die Superintendenten hatten sich für diese Vereinigung ausgesprochen, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß das Gesammtconsistorium in drei confessionell geschiedene Senate zerlegt würde, welche selbstständig entscheiden sollten. Statt dessen wurde für das Gesammtconsistorium eine bedeutungslose itio in partes eingeführt. Denn was nützt eine itio in partes, wenn die Mitglieder doch alle Unionisten und nicht Lutheraner oder Reformirte sind, und in allen amtlichen Erlassen Sydow's und des Gesammtconsistoriums nur von „der evangelischen Kirche" Hessen's geredet wird, während sich doch das Gesammtconsistorium nur als die gemeinsame Verwaltungsbehörde der verschiedenen hessischen Confessionskirchen hätte geriren sollen.

In der lutherischen Kirche Oberhessens ist die Einsetzung des Gesammtconsistoriums nur geringem Widerstand seitens der conservativen Geistlichen begegnet. Allerdings verhehlte man sich das Willkürliche dieses Schrittes nicht, denn die meisten hessischen Geistlichen waren und sind nicht der Meinung, daß mit der Eroberung und Annexion Kurhessens auch zugleich der Summepiscopat habe erobert und annectirt werden können.

Der Landgraf Moritz und die Landgräfin Hedwig Sophie hatten 1605 begonnen, durch die sogenannten „Verbesserungspunkte" statt der lutherischen Kirche die reformirte in ihrem

Lande einzuführen. Während dieß in Niederhessen zum Theil glückte, weigerten sich die lutherischen Bewohner Oberhessens und Schmalkalden's ganz entschieden ihren alten Glauben gegen einen neuen zu vertauschen. Ihre Beharrlichkeit trug endlich den Sieg davon, und in dem sogenannten Darmstädter Receß vom 14. April 1648 (mit Bezug auf Art. VII des westfälischen Friedensvertrages) wurde ihnen der lutherische Bekenntnißstand und eine lutherische Kirchenbehörde garantirt. Im Jahre 1821 aber erließ der Kurfürst von Hessen ein „Reorganisationsedikt", durch welches die obenerwähnten drei Provincialconsistorien ohne Rücksicht auf den Bekenntnißstand der Gemeinden eingesetzt wurden. Trotzdem begegnete das Edikt nur geringem Widerstande in jener Zeit, wo der Rationalismus das Scepter führte und für die Differenzpunkte zwischen lutherischer und reformirter Lehre jedes Verständniß geschwunden war. Auf diese Weise unterstanden die Oberhessen bis 1866 jenem ihnen rechtswidrig aufoktroyirten Consistorium in Marburg, dessen Mitglieder außerdem noch zumeist Reformirte waren. Der Kurfürst, welcher selbst reformirt war, hatte kein Bedenken getragen, die lutherische Kirche Oberhessens von reformirten Consistorialräthen regieren zu lassen — weßhalb sollten nun die oberhessischen Lutheraner gegen das neue Gesammtconsistorium opponiren und auf dem Fortbestand jenes Marburger Consistoriums bestehen? Das war unmöglich. Dagegen nahmen sich die positiv gesinnten Geistlichen vor, ebenfalls die Kirche zu verlassen, wenn das Gesammtconsistorium in protestantenvereinlichem Sinne wirken und die Autorität der unveränderten Confessio Augustana antasten würde.

Der Landgraf Moritz hatte erklärt, er wolle an dem Glauben und dem Bekenntniß nichts ändern, sondern nur im Cultus, in der Fassung der zehn Gebote rc. Reformen einführen. Es wurde aber doch der Heidelberger Katechismus als Religionslehrbuch in den Schulen eingeführt, und die Vertreter der niederhessischen Kirche nahmen auch an der

Synode zu Dortrecht mit Theil. Dagegen blieb die Augustana und die Apologie der Augustana das Bekenntniß der niederhessischen Kirche, und die Dortrechter Synodalbeschlüsse wurden in Niederhessen nicht eingeführt. Die meisten Geistlichen sind Lutheraner, und weil so diese ganze Kirche ein Art Mittelding zwischen reformirter und lutherischer Kirche war, nannte sie sich particularistisch: „Hessisch-reformirte Kirche." Sie war bis 1873 der Leitung des Provincialconsistoriums in Kassel unterworfen, und wurde von dieser Kirchenbehörde in ächt „hessisch-reformirtem" Geiste regiert. Bei der Einverleibung Kurhessen's war versprochen worden, daß die berechtigten Eigenthümlichkeiten des Landes geschont werden sollten, während sieben Jahre nachher diese berechtigteste aller Eigenthümlichkeiten verschwand, und der „hessisch-reformirten Kirche" auf einer sehr zweifelhaften Rechtsbasis ihre selbstständige Stellung genommen wurde.

Das allein wäre schon Grund genug gewesen, gegen die Einsetzung des Gesammtconsistoriums zu protestiren, um so mehr, als die Existenz dieser Behörde auch mit dem Art. VII des westfälischen Friedens und dem Darmstädter Receß in Widerspruch steht. Oder bestehen etwa diese Staatsverträge nicht mehr zu Recht? Die Officiösen haben „nein" gesagt, weil nämlich dieselben Verträge so oft von den hessischen Fürsten gebrochen seien. Wahrhaftig eine herrliche Logik!

Ein weiterer Grund ist aber auch die Zusammensetzung des Consistoriums. Die Mitglieder sind liberale und unionistische Herren, welche für eine Verwaltung der Kirche nach Maßgabe der Bekenntnisse nicht die geringste Garantie bieten. Auch in der preußischen Landeskirche gelten die Bekenntnisse noch als öffentliche Lehrnorm und doch wird ein Sydow vom Oberkirchenrathe wieder in sein Amt eingesetzt. Sollten die niederhessischen Protestanten sich einer ähnlichen Eventualität aussetzen? Wer will es ihnen verübeln, wenn sie ihr gutes Recht auf ein Kirchenregiment ihres eigenen Bekenntnisses, auf ein Regiment nach ihrem Sinne vertheidigen? Was

würde Luther sagen, wenn er sähe, wie gerade Diejenigen die nach ihm benannte Kirche räumen müssen, welche am unverfälschtesten seine Lehre, das Evangelium der Reformation predigen!

Nach der Errichtung des Gesammtconsistoriums sandten 43 Geistliche, nämlich drei Metropolitane, ein Decan, 29 Pfarrer und 10 Hülfsgeistliche einen Protest an den König ab. Es hieß in demselben: „Das von Ew. k. k. Majestät eingesetzte Gesammtconsistorium, welches schon durch seine Zusammensetzung aus verschiedengläubigen Gliedern unserm Bekenntniß widerspricht, ist nicht kraft unserer Kirchenordnungen, sogar im Widerspruch zu denselben nur kraft eines menschlichen, und sogar eines außerhalb unserer Kirche stehenden menschlichen Willens eingesetzt, und kann daher, da es schon durch seine Existenz im Gegensatz zu unseren Kirchenordnungen steht, unmöglich die Aufgabe haben, diese Ordnungen unabhängig von jeder menschlichen Autorität zu erhalten und auszuführen, sondern ist unausweichlich genöthigt, bei allem seinem Handeln eben nur den menschlichen, außerhalb unserer Kirche stehenden Willen, dem es sein Dasein verdankt, zu seiner höchsten Norm zu nehmen. Auch kann man nicht mit Grund zu Gunsten dieser Umgestaltung die Behauptung aufstellen, daß durch diese nur unsere Kirchenordnungen, aber nicht unser Bekenntniß und somit auch nicht der Bestand unserer Kirche berührt werde, da unsere Kirchenordnungen eben nichts anderes sind als unser kirchlich ausgeprägtes, in das Leben der kirchlichen Gemeinde eingeführtes, rechtlich festgestelltes Bekenntniß, so daß mit dem Hinfall unserer Kirchenordnungen unausweichlich auch die objektive Geltung unseres Bekenntnisses hinfällig wird. Durch die Anerkennung des Gesammtconsistoriums würden wir statt des von Christo empfangenen Mandates ein menschliches Mandat annehmen, und damit nicht bloß unser Gelübde, unser Amt nur gemäß dem Bekenntniß und den Kirchenordnungen auszurichten, geradezu brechen, sondern auch den

Sohn Gottes als unsern Herrn verläugnen und von demselben abfallen. In den Wechselfall gestellt, in der Kirche Jesu Christo, dessen Diener wir sind, oder Ew. kais. königl. Majestät zu gehorchen, Allerhöchstwelchem wir nur in weltlichen Dingen zum Gehorsam verpflichtet sind, kann es uns nicht zur Schuld angerechnet werden, wenn wir uns, gemäß dem Worte Gottes: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen', als treue Diener unseres göttlichen Herrn erweisen. Und auch dann würde hierin nichts geändert und die Pflichtmäßigkeit und Unanfechtbarkeit unseres Handelns in gleichem Grade ersichtlich seyn, wenn auch Ew. kais. königl. Majestät unser angestammter Landesherr wären und als solcher kraft oberstbischöflichen Amtes das Gesammtconsistorium eingesetzt hätten, da auch die Träger der höchsten kirchlichen Aemter an das Bekenntniß und die Kirchenordnungen, als an die Mittel, durch welche der Herr Christus die Kirche regiert, gebunden sind, und im Streitfall die Majestät Jesu Christi der Autorität aller Träger kirchlicher Aemter vorgeht."

Man hat diese Pastoren von liberaler Seite in der Regel „Vilmar'sche Pastoren" genannt. Diese Bezeichnung ist richtig. August Vilmar hat als Gymnasialdirektor in Marburg, als Superintendenturverweser in Kassel und zuletzt als Professor der Theologie in Marburg einen gewaltigen Einfluß auf die niederhessische Geistlichkeit und die Marburger Studenten geübt. Obgleich ein Glied der „hessisch-reformirten Kirche", war er doch ein orthodoxer Lutheraner und stellte daher die verwegene Behauptung auf, die hessisch-reformirte Kirche sei gar nicht reformirt, sondern lutherisch. Seine Schüler in Marburg erfüllte er mit dem Bewußtseyn, daß sie ihre geistliche Weihe nicht von einem menschlichen Fürsten, sondern von Christo selbst empfingen, und sich als von Christo selbst eingesetzt zu betrachten hätten. Vom Summepiscopat und von Consistorien wollte er daher auch nichts wissen, sondern verlangte einen wirklichen Episcopat. Das ist der

Grund, weßhalb man ihn in der evangelischen Kirche zur „äußersten Rechten" zählte, und seine Lehre „katholisirend" nannte. Kurz vor seinem Tode gab er noch eine Schrift heraus unter dem Titel: „Die Gegenwart und Zukunft der niederhessischen Kirche" (1867). Er sagt hier auf S. 12 ff.: „Wer vor diesen Bezeichnungen — Lutheraner, lutherisch — zurückschrickt, der hat noch keine klare und feste Stellung zu dem Bekenntniß, folglich auch keine gehörig begründete Stellung zu der Kirchenordnung, und es will alsdann die Berufung auf die Kirchenordnung nichts anderes besagen als: Wir wollen unsern niederhessischen Particularismus, eben weil er Particularismus ist, bewahrt und aufrecht erhalten wissen. In derselben Schrift S. 31 prophezeit er über das Verfahren des preußischen Regiments: „Man wird ein, wenn auch nicht sofort ganz, so doch vorerst theilweise unirtes Kirchenregiment organisiren und dasselbe dafür sorgen lassen, daß kein Pfarrer bestellt werde, der nicht in dieser oder jener Form sich verpflichtet, den Differenzlehren d. h. der bekenntnißmäßigen Lehre von den Sakramenten, keinerlei Anwendung im kirchlichen Leben zu geben. Nöthigenfalls werden strenge Maßregeln gegen Renitente und Refraktäre folgen. Diejenigen Kirchen der annektirten Länder, welche neben dem lutherischen Bekenntniß auch den lutherischen Namen führen, haben eben an dem letzteren, der sich mit dem Bekenntniß deckt, einen starken Schild, und bei nur nothdürftiger kirchlicher Beharrlichkeit werden die Waffen der Union an diesem Schilde sich stumpf schlagen. Diesen Schild besitzt die niederhessische Kirche zur Zeit nicht."

Wie richtig hatte der dem Tode so Nahestehende die kommenden Dinge vorausgesehen! So buntscheckig wie die Gestaltung der evangelischen Kirche im Hessenlande ist, so buntscheckig ist auch das Gesammtconsistorium zusammengesetzt, aber zum entschiedenen Nachtheil des lutherischen Elements. Kurhessen hat 1) eine niederhessische „hessisch-reformirte Kirche", 2) eine oberhessische lutherische Kirche, 3) eine lu-

therische Kirche in der Grafschaft Rinteln und 4) eine unirte Kirche in der Grafschaft Hanau. Dagegen wurde das Gesammtconsistorium zusammengesetzt aus 4 Unirten (darunter ein Hanauer), drei Reformirten und nur zwei Lutheranern. Aber was waren das für Lutheraner! Sie waren beide kirchlich-liberal, der eine, Pfarrer Seebohm, galt sogar als förmlicher Protestantenvereinler. Wenn nun die niederhessischen Geistlichen sich dieser Behörde nicht unterwerfen konnten, so war andererseits auch die vorhererwähnte Adresse an den König vergeblich und mußte vergeblich seyn. In dem cäsareopapistischen Preußen war überhaupt eine so freimüthige Sprache unerhört; der tiefe Ernst und die opferfreudige Haltung der „renitenten" Geistlichen fand daher nicht die erhoffte Würdigung, und die klare logische Darstellung der Adresse machte keinen Eindruck. In Preußen sind eben gewisse Regionen ganz und gar der Meinung, daß der Landesherr in der Kirche ebenso unbeschränkt schalten und walten könne wie eine Hausfrau in ihrer Küche.

Dr. M. Funk in Lübeck hat unter dem Titel: „Johann Aegidius Funk, weiland Dr. theol. und Pastor an St. Marien in Lübeck" eine Biographie seines Vaters herausgegeben. Darin erzählt er folgende Geschichte. Sein Vater war 1821 als Militärgeistlicher in Danzig angestellt, als die neue Agende erlassen und deren Gebrauch zunächst den Militärgeistlichen anbefohlen wurde. Funk war überzeugt, daß diese Agende dem lutherischen Bekenntniß und dem Evangelium widerspreche, und nahm Anstand sie zu gebrauchen. Deßhalb wurde er aufgefordert sich um eine Civil-Predigerstelle zu bewerben, und er that es. Der König erklärte aber, Funk müsse für seinen Trotz bestraft werden, und er solle keine Civil-Predigerstelle haben außer eine solche, wo die neue Agende bereits eingeführt sei. Als Funk nun doch nicht die Agende gebrauchen wollte, wurde er abgesetzt und fortgejagt. So führte der König diese Agende, die der Union den Weg bahnen mußte, in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr

ein, und setzte Funk ab, weil er nicht die Religion haben wollte, die damals militärische Parole war. In ähnlicher Weise hat man in Preußen fast immer verfahren. Man hat die Geistlichen als landesherrliche Dienstleute und das religiöse Gebiet als eine Sphäre der staatlichen Gesetzgebung betrachtet. Es ist nur zu verwundern, daß noch Niemand behauptet hat, die Apostel, oder gar der Herr Christus selbst, seien königl. preußische Hofprediger gewesen.

Folgen wir nun dem Verlaufe der Dinge weiter. Die Zahl der renitenten Geistlichen war inzwischen auf 46 gestiegen, als die Antwort des Cultusministers, vertreten durch den Unterstaatssekretär Sydow, an den Metropolitan Hoffmann in Felsberg abgesandt wurde. Die Antwort, datirt vom 13. August 1873, hatte große Aehnlichkeit mit einem vorher erschienenen Artikel der „Spener'schen Zeitung" über diese Angelegenheit, und „mißbilligte auf das ernsteste", daß die Geistlichen „sich nicht gescheut hätten, unter Anrufung heiliger Namen eine offene Auflehung gegen eine obrigkeitliche Einrichtung anzukündigen." Der Minister gibt sich der Hoffnung hin, „daß dieser Bescheid genügen werde, sie auf den Weg der Pflicht zurückzuführen", fügt aber die Bemerkung hinzu, daß, „falls die Geistlichen wider Verhoffen ihrem Proteste eine thatsächliche Folge geben sollten, gegen sie mit der Strenge eingeschritten werden müßte, welche der Pflicht des Kirchenregimentes, Ordnung und Zucht in den seiner Leitung anvertrauten Kreisen aufrecht zu halten, entspricht." Neben diesem Bureau-Bescheid erschien zugleich ein Ausschreiben des neuen Consistoriums an die Renitenten, welches zu beweisen versuchte, daß ihre Immediateingabe an den König mit Gottes Wort im Widerspruch stehe, aber von dem Pastor Pfeiffer zu Breitau in schlagender Weise erwidert wurde. Die Antwort des Cultusministers wurde dagegen von sämmtlichen 46 Geistlichen beantwortet. Es heißt in dieser Duplik u. A.

„Wir ehren beide, das obrigkeitliche und das von Men-

schen geführte kirchenregimentliche Amt, als von Gott eingesetzte Aemter, denen wir um Gotteswillen Gehorsam schuldig sind. Aber wir ehren noch höher das königliche Amt dessen, den Gott zu seiner Rechten gesetzt hat über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen; und als Träger eines Amtes, welches wir von diesem Herrn empfangen haben, und als Zeugen seiner Herrlichkeit, zu welchen uns dieser unser Herr gemacht hat, sind wir mit unserem Gehorsam stets in erster Linie an ihn gebunden. Da wir deßhalb unser Amt nur in einer solchen Kirche ausrichten können, in welcher alle menschliche Willkür ausgeschlossen ist, und alles nur nach solchen festen Ordnungen und in solchem Glauben vollzogen werden darf, die ihren Quell von dem Herrn Jesu herleiten, so daß der Herr Jesus stets auf allen Punkten in der Kirche als der Herr erkannt werden kann und wir bei allem unsern Handeln in derselben uns nicht durch Menschen, sondern allein durch ihn bestimmen lassen dürfen, und da wie wir glauben nachgewiesen zu haben, durch die Einsetzung des Gesammtconsistoriums dieser Organismus unserer Kirche, wie er im Bekenntniß und in den Kirchenordnungen seinen Bestand hat, völlig zerbrochen, und damit das königliche Amt des Herrn Jesu aus der Kirche verdrängt und unser Amt als Diener Jesu aus seiner Unterordnung unter die alleinige Autorität dieses unseres Herrn gelöst und in die Unterordnung unter menschliche Autorität gestellt wird, wir aber des unerschütterlichen Glaubens leben, nicht bloß daß der Herr Jesus der alleinige höchste Herr der Kirche und Herr über Alles ist, sondern auch, daß die Rechte, auf welchen unsere Kirche und unser heiliges Amt ruht, göttlichen Ursprunges sind, und ihre Geltung auf Erden so lange behalten, als Träger vorhanden sind, die sich zu demselben bekennen, so können wir uns dem Gesammtconsistorium nicht unterstellen, weil uns diese Unterstellung unter dasselbe Sünde, Verleugnung unseres Herrn und Verrath an unserer Kirche und unserem Amte wäre. Und auch dann, wenn uns nicht bloß die Nachtheile treffen sollten, welche über ungehorsame Diener der Kirche nach kirchlichen Principien verhängt werden dürfen,

sondern auch das k. Consistorium für den Regierungs-Bezirk Kassel in der Verhängung und executorischen Beitreibung von schweren, in kurzen Zwischenräumen wiederholten Geldstrafen, um uns damit zu dem zu zwingen, was zu thun uns Sünde wäre, so lange fortfahren würde, bis uns der letzte irdische Besitz entzogen wäre, und wir mit unseren Familien der tiefsten Noth anheimfielen, und wenn auch Kerkerhaft oder noch Schwereres uns bevorstände, auch dann könnten wir bei der klaren Erkenntniß dessen, was uns Pflicht ist, keine andere Wahl treffen, als auf dem von uns eingenommenen Standpunkt im Vertrauen auf den Herrn, dem wir damit dienen, zu verharren, und durch williges Erdulden aller Leiden, die man über uns verhängt, und durch aufrichtige Fürbitte für die, welche uns diese Leiden bereiten, den thatsächlichen Beweis führen, daß wir Diener Jesu Christi, des geoffenbarten Gottes sind."

Mit dieser Erklärung waren die Unterhandlungen abgeschlossen und der Rubicon überschritten. Jetzt begannen die Suspensionen der „renitenten" Pfarrer. Ihre geistliche Behörde machte sie durch fortgesetzte, sich progressiv steigernde Geldstrafen arm und setzte sie dann ab. Ihre Broschüren wurden confiscirt, ihre Versammlungen, Pastoralkonferenzen und Missionsfeste aufgelöst u. dergl. m. Der „gebildete" liberale Pöbel regte das Volk gegen sie auf. Vor uns liegt eine Broschüre, betitelt: „Die lutherische Zionsgemeinde Steinbach-Hallenberg." Der betreffende Pfarrer, Wilhelm Rohnert, schildert darin in einfachen Zügen „die Gründung und das erste Lebensjahr" der Gemeinde, sowie die Verfolgungen, die sie erlitten. S. 7 heißt es nach längerer Schilderung der gemeinsten Angriffe, welche die treuen Bekenner zu erdulden hatten: „Auf diese Weise wurde denn allmählich die große Masse in einem Grade gegen uns aufgereizt, daß wir uns kaum noch öffentlich blicken lassen durften, ohne Gefahr zu laufen von jedem Buben beschimpft und angespieen (!) zu werden."

Und doch kann wohl Niemand diesen Männern das

Zeugniß eines hochherzigen Charakters und einer rührenden Treue gegen ihre Ueberzeugung versagen! Man beschuldigte sie, in erster Linie partikularistische Hessen zu seyn. Konnten sie denn durch ihre Renitenz dem vertriebenen Kurfürsten nützen? Und warum wurden sie in diesem Falle nicht gleich im Jahre 1866 renitent, als der König Wilhelm vom hessischen Summepiscopat Besitz ergriff? Am schmählichsten benahmen sich die liberalen Theologen und die officiöse Presse. Bei den liberalen Geistlichen zeigte sich so recht die rabies theologorum. Sie griffen die renitenten Pastoren in der giftigsten Weise an, und billigten laut alle, auch die härtesten Maßregeln gegen sie. Die officiöse und liberale Presse, welche früher Jeden, der zur Zeit der „Reaktion" einmal einen Thaler Ordnungsstrafe bezahlen mußte, als Märtyrer in den Himmel erhoben hatte, war mit den liberalen Geistlichen völlig einerlei Meinung. In demselben Athemzuge, wo man Gottfried Kinkel und Hoffmann von Fallersleben als Märtyrer und erhabene Dulder nannte, bezeichnete man die hessischen Pastoren als Rebellen und Reichsfeinde. Die „Nationalzeitung" schrieb am 27. August 1873 einen Leitartikel über die „evangelischen Meuterer", „die sich gegen die staatliche Ordnung verschworen" hätten. Darauf erwiderte ein weißer Rabe, die demokratische Berliner „Volkszeitung": „Also sollen alle die Staatsordnung respektirenden Pastoren ohne weiters so denken und lehren und in dem Kirchenamt wirken, wie das vom König eingesetzte Consistorium es vorschreibt! Tritt eine Veränderung der leitenden Persönlichkeiten des Consistoriums ein, so müssen auch die Pastoren sich ändern. Wer dagegen auftritt, wie das einige Pastoren in Kurhessen in einer Eingabe an den König gethan haben, ist ein ‚Feind der Staatsordnung.' Erklären einige Pastoren gar, sich dem neuen Consistorium nicht unterwerfen zu wollen, so sind sie ‚Meuterer.' Unsere Leser zweifeln sicherlich nicht, daß wir principiell sehr entschiedene Gegner der in Rede stehenden Pastoren sind. Allein diese Männer ‚Meuterer' zu nennen,

welche sich lieber dem Ungemach der Maßregelung aussetzen, und sich lieber vom Amte suspendiren lassen, als wider ihre Ueberzeugung zu handeln, ist eine schauerliche Verirrung und eine Verleugnung wahrer liberaler Grundsätze. Solchem Abfall von der wahren Freiheit müssen wir entschieden entgegentreten." Leider blieb die „Volkszeitung" in der liberalen Presse mit dieser ehrlichen Erklärung ziemlich isolirt.

Auch aus Oberhessen kam eine Erklärung gegen das Gesammtconsistorium. Der lutherische Pastor Schedtler in Dreihausen erklärte, von seiner ganzen 1800 Seelen starken Gemeinde unterstützt, er würde es für einen „Verrath an der Kirche Christi" halten, wenn er sich der neuen Behörde, die außerhalb des lutherischen Bekenntnisses stehe, und die „durch ihre Grundlage, Organisation und Zusammensetzung keinerlei Garantie für Erhaltung der Bekenntnisse und Ordnungen der lutherischen Kirche Oberhessens darbiete", unterwerfen würde. Ebenso erklärten sich neun ober- und niederhessische Schullehrer, und außerdem verbanden sich alle lutherisch-gesinnten, nicht-renitenten oberhessischen Geistlichen, „unter keiner Bedingung auf eine Abendmahlsgemeinschaft mit anderen, die nicht das lutherische Bekenntniß bekennen, noch falls dieß etwa versucht werden sollte, auf eine gemeinsame Synodalverfassung mit Reformirten und Unirten einzugehen." Seinerseits strich das Gesammtconsistorium alle nicht „gutgesinnten" Pfarramtscandidaten aus dem catalogus exspectantium. Auch mit den Maßregelungen gegen die Renitenten fuhr es in gesteigerter Weise fort, und ebenso leiteten die Staatsbehörden gegen Beamte, welche die Renitenten unterstützten, Disciplinaruntersuchungen ein. Die auswärtigen Lutheraner stellten dagegen für die Renitenten großartige Sammlungen an, die auch reichen Zufluß aus Skandinavien, England, Amerika und Rußland hatten, und errichteten einen Unterstützungsfonds für lutherische Geistliche, die um des Bekenntnisses willen verfolgt werden.

Fragen wir uns, was die preußische Regierung zu der

Einsetzung des kurhessischen Gesammtconsistoriums und zu der dabei entwickelten Strenge bewogen haben mag? Ersparungsgründe können es nicht gewesen seyn, denn das Gesammtconsistorium ist viel theuerer als die Einzelconsistorien in toto. Die Regierung hat also entweder gar keinen Grund gehabt, oder sie hat das neue Consistorium als eine Etappe zur Ausbreitung der preußischen Union und weiter zur Nationalkirche angesehen. Alle anderen Motive, die man vorschützt, halten wir für leere Ausflüchte.

Bekanntlich ist auch im Großherzogthum Hessen eine Anzahl lutherischer Geistlicher „renitent“ geworden, weil dort durch die neue Kirchenverfassung die Union eingeführt ist. Es ist dieß letztere allerdings von verschiedenen Seiten bestritten worden; aber wir wollen uns nur nicht den dazu nöthigen Raum gestatten, um dieß zu beweisen, obgleich uns der Beweis sehr leicht seyn würde. Nur das wollen wir erwähnen, daß die officiöse „Darmstädter Zeitung“ eine von Pfarrer Schnabel in Langsdorf geschriebene Apologie der Verfassung sehr warm empfohlen hat, und daß diese Broschüre offen anerkennt, die Union sei durch die neue Verfassung in Hessen allerdings eingeführt. Auch die liberale „Protestantische Kirchenzeitung“ und die orthodoxe „Allg. Ev.-Luther. Kirchenzeitung“ haben einstimmig erklärt, daß die hessische Landeskirche lutherischen Christen keine Heimstätte mehr biete.

Wenn man weiter bedenkt, wie die preußische Regierung in ecclesiasticis in Nassau, Schleswig-Holstein und vornehmlich in Elsaß-Lothringen vorgegangen ist, und wie sie auch in Hannover schon verschiedene Male leise Anläufe gemacht hat, um zu sehen, wie weit sie gehen dürfe, so wird man das System nicht verkennen können. In Kurhessen hat man ohne Zweifel die Widerstandsfähigkeit der Orthodoxen unterschätzt, sonst würde man schwerlich so brüsk vorgegangen seyn.

Hat nun Preußen erst eine Synodalverfassung, so ist

die deutsche Reichskirche nicht mehr in unabsehbarer Ferne. Denn zur Etablirung einer Nationalkirche bedarf es einer preußischen Generalsynode. Außerdem ist nöthig, daß in den zu annektirenden Landeskirchen zuvor die Union eingeführt ist, und darum wird jede neue Kirchenverfassung nach dem Muster der hessen-darmstädtischen in Berlin mit Freude begrüßt. Wenn dann die „Altkatholiken" erst bei dem angeblichen protestantischen Princip der unbeschränkten freien Forschung angekommen sind, so gehören sie natürlich auch mit zur Gesellschaft.

XL.

Die Reform-Partei der sogenannten „Agrarier" in Preußen.

„Die Todten reiten schnell", schneller als sich unsere liberalen Staatsweisen träumen lassen. Welcher dieser Solone hätte wohl noch vor Kurzem eine Reaktion für möglich gehalten, die, durch nicht länger zu verheimlichende Mißerfolge des liberalen Regiments in's Leben gerufen, täglich an Bedeutung und Ausdehnung gewinnt?

Ein nicht zu unterschätzendes Symptom der Reaktion ist die namentlich in den östlichen Provinzen auftretende sogenannte Agrar-Bewegung, obwohl die Bezeichnung heute nicht mehr erschöpfend ist; sowohl ihres Ursprungs wegen als auch weil sie möglicher Weise einen ganz wesentlichen Einfluß auf die innere Politik Preußens erlangen kann, verdient sie die Beachtung auch weiterer Kreise. Mit der bisherigen Parteibildung, der social- wie kirchlich-

politischen, hat sie nichts zu thun; es betheiligen sich an derselben Männer fast aller jetzt bestehenden politischen Parteien, und man kann sie daher füglich eine Reaktion der ehrlichen Leute, der redlichen Patrioten gegen das corrumpirende und corrumpirte System des Liberalismus nennen, dessen Folgen jetzt schon so schwer auf dem Volke lasten, daß selbst wenn dieser Anlauf scheitern sollte, über kurz oder lang eine Wiederholung erwartet werden muß. Allerdings ist es fraglich, ob dann die Beseitigung der vom Liberalismus geschaffenen Institutionen, ob die Beseitigung des liberalen Systems überhaupt in der Weise wie es jetzt noch möglich ist, nämlich auf formell gesetzlichem Wege geschehen kann. Die im Liberalismus wurzelnden staats- und gesellschaftsfeindlichen Elemente dürften dann so mächtig herangewachsen seyn, daß nur die äußerste Gewalt ihrer Herr werden könnte.

Der erste Impuls zur Agrar-Bewegung ging von der ländlichen d. h. Ackerbau treibenden Bevölkerung aus; daher auch der Name. Und sie hatte wahrlich alle Ursache; denn direkt gegen sie war von Anfang an das ganze Gebahren der liberalen Gesetzgebung gerichtet.

Es wäre zu weitläufig, nachdem schon so viel darüber geschrieben worden, hier nochmals die schädlichen Folgen auseinander zu setzen, welche diese Gesetzgebung für das preußische Volk gehabt hat, oder auch nur eine übersichtliche Darstellung aller der Gesetze zu geben, die seit vier Jahren gleich einer Sindfluth über Preußen hereingebrochen sind. Es genüge die Bemerkung, daß die Reformen so ziemlich in alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens eingreifen, und daß die neuen Gesetze zum größten Theil in so überstürzender Hast gegeben, folglich so lückenhaft und so voller Widersprüche sind, daß ihre Ausführung fast unmöglich ist, und Justiz- wie Verwaltungsbeamte sich kaum noch in ihnen zurecht finden. Trotz der vielen Gesetze, oder besser: wegen der vielen Gesetze geht Preußen einem Zustande entgegen, der geradezu anarchisch genannt werden muß. Anscheinend

kennen die bisherigen Reformen keine andere Aufgabe, als die Zerreibung nicht bloß des Grundbesitzes, sondern überhaupt aller stabilen Elemente zu Gunsten des rollirenden Capitals und der flottirenden Bevölkerung. Und darin liegt auch der Grund, weßhalb sich die üblen Folgen des fehlerhaften Systems im Anfange noch nicht gegen den industriellen Theil der Bevölkerung geltend machten. Im Gegentheil prosperirte derselbe eine Zeit lang, aber auf Kosten des Ackerbau treibenden Theiles, der dafür um so mehr litt, da er schon von den ersten Maßregeln des liberalen Regiments, z. B. der Doppelbesteuerung, der Aufhebung der Wuchergesetze, der Freizügigkeit u. s. f. direkt betroffen ward. Die natürliche Folge war eine mit jeder Maßregel sich steigernde Unzufriedenheit, die obwohl schon seit längerer Zeit in hohem Grade vorhanden, doch nicht zum Ausdruck kommen konnte, theils weil damals noch gegen die Allmacht des Liberalismus nicht aufzukommen war, vorzüglich aber weil das Triumphgeschrei des Liberalismus über den „wirthschaftlichen Aufschwung", der auf den Milliarden-Segen folgte, jede gegnerische Stimme sofort erstickt hätte. Galt ja doch schon das bloße nicht Miteinstimmen in das Triumphgeschrei für reichsfeindlich! Da machte der Krach dem wirthschaftlichen Aufschwunge und dem Triumphgeschrei ein Ende, und damit war auch den Gegnern des liberalen Systems die Möglichkeit gegeben zu Worte zu kommen.

Dem Congresse deutscher Landwirthe, einem zum großen Theile aus Großgrundbesitzern bestehenden Verein, gebührt das Verdienst, zuerst die Beschwerden der Ackerbau treibenden Bevölkerung in einer, ich möchte fast sagen, officiellen Weise zur Sprache gebracht, und was noch wichtiger ist, den Liberalismus direkt dafür verantwortlich gemacht zu haben. Natürlich fiel sofort der gesammte Liberalismus und die ganze Meute der verjudeten liberalen Zeitungen mit den giftigsten Verdächtigungen und Verläumdungen über die „Agrarier" her (der Name ward bald zum Stichworte);

sogar die Tribüne des Abgeordnetenhauses ward dazu gemißbraucht. Das konnte aber doch nicht hindern, daß der Erfolg des Congresses über Erwarten groß war. Zu statten kam ihm hiebei, nicht nur, daß der Krach fortdauert, ohne daß ein Ende abzusehen ist — im Gegentheile greift er in immer weitern Kreisen um sich — sondern es traten auch die Schäden des liberalen Regiments in nie geahnter Größe und Schnelligkeit zu Tage. Es zeigte sich, daß nicht die Ackerbau treibende Bevölkerung allein, daß vielmehr das ganze Volk gleichmäßig geschädigt worden war. Denn auch die Begünstigung der industriellen Bevölkerung war nur eine vorübergehende, scheinbare. Bevorzugt war allein und auf Kosten des ganzen Volkes das Großcapital, insofern es an der Börse „arbeitet". Dieses aber war von der liberalen Gesetzgebung in einer Weise begünstigt, daß es ohne selbst die Produktion irgend wie zu unterstützen, alle Früchte der produktiven Arbeit an sich reißen und dem redlichen Arbeiter entziehen konnte.

Die Folgen gingen aber noch weiter: der Gegensatz, in welchen das Capital zur redlichen Arbeit gebracht war, nicht minder die Talmud-Moral der nur an der Börse und in Börsenpapieren „Arbeitenden" mußte mit nothwendiger Consequenz den unredlichen Erwerb, wenn auch nicht gerade dem redlichen Erwerbe völlig gleichstellen, so doch demselben eine Thätigkeit und einen Einfluß gestatten, an den früher, vor dem liberalen Regimente nicht zu denken war. Und so legten denn die Enthüllungen der jüngsten Zeit eine haarsträubende Corruption des Großcapitals bloß, die um so schlimmer war, als sie sich mit dem Feigenblatte der Gesetzlichkeit bedeckte. Die Gesetzesmacherei des Liberalismus war nämlich auf einem Punkte angelangt, daß es schien als seien die Gesetze nur zu dem Zwecke gegeben, dem Capitale alle Wege zu ebnen und ihm alle Mittel zu gewähren, sich den Besitz des per fas et nefas Erworbenen zu sichern. Ich erinnere an die Aufhebung der Wuchergesetze, an die Grundbuch-Ordnung, vor Allem aber an das Aktien-Gesetz.

Die moderne Phraseologie nennt einen solchen Erwerb, der zwar vor den vom Liberalismus gegebenen Gesetzen, nicht aber vor der Moral besteht, einen „correkten", und mit Hülfe des correkten Erwerbes wurden nicht bloß Juden, beschnittene und unbeschnittene, in kurzer Zeit Millionäre, sondern solche die sich bis dahin dem Volke als „die Edelsten und Besten der Nation" aufgespielt hatten. Gerade deren Bloßstellung war um so charakteristischer für das liberale Regiment als sie eifrig an dem Zustandekommen von Gesetzen mitgewirkt haben, die es ihnen möglich machten, im Laufe weniger Jahre ungeheure Summen in die Tasche zu stecken — versteht sich: in correktester Weise. Und in demselben Maße verarmte das ganze Volk. Redliche Arbeit findet kein Verdienst, denn Handel und Wandel liegen wie noch nie danieder, und eine Aenderung zum Bessern ist noch lange nicht abzusehen. Da mußte wohl die Unzufriedenheit, die bisher nur in der Ackerbau treibenden Bevölkerung geherrscht hatte, das ganze Volk ergreifen! Und in der That gibt es, mit Ausnahme einiger reich gewordener Parvenus von zum Theile sehr bösem Rufe, kaum noch einen Preußen, mag er nun Gutsbesitzer oder Kaufmann, Handwerker oder Industrieller, Beamter oder Rentier seyn, der nicht mit Erbitterung und Scham auf die Gegenwart, mit Sorge in die Zukunft sieht. Ein solcher Zustand ist auf die Dauer unhaltbar; eine Reaktion, und zwar eine vom gesammten Volke ausgehende muß eintreten und sie wird eintreten, das beweist die Bildung der „Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer."

Ich habe oben des Congresses deutscher Landwirthe gedacht, dessen Aufgabe es ist, die Beschwerden der ackerbautreibenden Bevölkerung über die liberale Mißwirthschaft zur Sprache zu bringen und Abhülfe anzubahnen. Ganz dasselbe, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie für die gesammte Bevölkerung eintritt, hat sich die Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer zur Aufgabe gestellt. Sie vertritt

gegenüber der liberalen Mißwirthschaft den ackerbautreibenden und industriellen Theil d. h. das ganze Volk; sie hat also die Aufgabe des Congresses mit übernommen. Für den Augenblick ist somit die Thätigkeit dieses letztern, wenigstens nach dieser Richtig hin, überflüssig und eine Verschmelzung beider Vereine auch schon im Werke. Indeß bleibt dem Congreß das Verdienst ungeschmälert, zuerst gegen die Uebermacht des Liberalismus aufgetreten zu seyn.

Was nun die Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer betrifft, so muß zunächst zugegeben werden, daß sie kein künstliches Gebilde, keine Treibhauspflanze, sondern aus einem wirklichen vom ganzen Volke tief empfundenen Bedürfnisse hervorgegangen ist. Das in der constituirenden Versammlung am 22. bis 24. Februar curr. definitiv angenommene Programm[1]) besagt und verlangt nichts anderes, als was das

1) Darüber äußern sich die Statuten wie folgt:

„Zweck der Vereinigung.

Die Vereinigung hat den Zweck, die Ideen und Grundsätze einer gemeinnützigen, auf christlichen Grundlagen beruhenden Volkswirthschaft im Volke zu verbreiten und in der Gesetzgebung zum Ausdruck zu bringen. Diese Ideen und Grundsätze sind in dem folgenden Programm zusammengefaßt.

1. Es ist auf eine gleichmäßige Vertheilung aller Steuern hinzuwirken, damit der bis jetzt überbürdete Grundbesitz und die redliche Arbeit in allen Berufszweigen entlastet wird.

2. Die Doppelbesteuerung, welche in der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer liegt, ist zu beseitigen. Das Renten-Einkommen ist höher zu besteuern als das Arbeits-Einkommen. Gegen die Steuerumgehungen des Geldcapitals sind wirksame Sicherheitsmaßregeln zu schaffen.

3. Auf der Grundlage des Freihandels stehend, sind wir Gegner der Schutzzölle, behandeln jedoch die Eingangszölle und Consumtionssteuern als eine offene Frage. Bei allen Finanzzöllen und indirekten Steuern ist stets darauf Bedacht zu nehmen, daß sie nicht besonders schädlich auf einzelne Distrikte und Bevölkerungsschichten einwirken. Die Einführung einer Börsenumsatz-Steuer nach dem Werthe, sowie eine Besteuerung der ausländischen Werthpapiere sind dringend geboten.

ganze Volk denkt und verlangt. Die Vereinigung hat daher eine vollständig legitime Existenz-Berechtigung, die ihr eine Zukunft verspricht; und die Zukunft kann für sie sogar eine glänzende seyn, wenn es ihr gelingt, die Klippen zu vermeiden, welche die Fahrt immerhin gefährlich machen.

Dazu rechne ich nicht die Möglichkeit einer Auflösung, die allerdings nicht ausgeschlossen ist, wenn die Vereinigung unserm großen Staatslenker unbequem werden sollte. Hat er es doch verstanden, den Gerichten die Ueberzeugung von der Staatsgefährlichkeit der Pius- und Vincenz-Vereine beizubringen; um wie viel leichter würde es ihm hier gelingen. Da aber eine solche gewaltsame Maßregel nicht im Stande

---

Die Stempel- und Tax-Gesetzgebung ist einer Revision zu unterziehen behufs Lasten-Ausgleichung zwischen Grundbesitz und beweglicher Habe.

4. Im Eisenbahnwesen ist es nothwendig, daß an die Stelle des Aktienbetriebes ein billiger, lebenssicherer Staatsbetrieb mit Beseitigung aller Differenzialtarife tritt, ohne daß der Besitzstand der einzelnen Staaten berührt wird.

5. Papiergeld auszugeben gebührt allein den gesetzgebenden Faktoren des Reiches. Die Banknoten-Privilegien sind zu beseitigen.

6. Das Aktiengesetz vom 11. Juni 1870 bedarf einer durchgreifenden Reform. Insbesondere sind Schutzmaßregeln zu treffen gegen die sittlichen und wirthschaftlichen Gefahren, welche die unzureichende Verantwortlichkeit der Gründer und Vorstände nach sich zieht.

7. Die Gewerbeordnung und das Unterstützungswohnsitz-Gesetz bedürfen dringend der Revision.

8. Den Verträgen zwischen ländlichen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist durch Gesetz eine Form anzuweisen, welche für beide Theile einen wirksamen Rechtsschutz im beschleunigten Verfahren mit vorläufiger ortspolizeilicher Entscheidung gewährt.

9. Bezüglich der Gerichtsorganisation ist die Einführung von Schöffengerichten in Erwägung zu ziehen. Der ländliche Grundbesitz ist von dem Zwange des Römischen Rechtes zu befreien. Insbesondere ist ihm eine seiner Natur entsprechende Verschuldungsform und ein den deutschen Sitten entsprechendes Erbrecht zu gewähren."

ist, das allgemeine Bedürfniß des gesammten Volkes zu befriedigen, so würde damit kaum etwas anderes erreicht werden als eine kräftigere Neubildung.

Ich rechne dazu auch nicht die Buntfarbigkeit der in der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer vertretenen politischen Meinungen, welche so ziemlich allen politischen Parteien der Gegenwart angehören. Daß nur Conservative — feudale Junker, wie der landläufige Jargon des Liberalismus lautet — beigetreten, ist eine der vielen Lügen der liberalen Presse, welche dadurch die Vereinigung zu discreditiren sucht. Im Gegentheil weist das Mitglieder-Verzeichniß eine große Anzahl Liberaler auf, und gerade die ehrenhaftesten; denn ohne ihre liberale Ueberzeugung aufzugeben, sind sie der Vereinigung beigetreten, um dem betrügerischen Schwindel, der unter dem Deckmantel des Liberalismus getrieben wird, ein Ende machen zu helfen.

Scheinbar bedenklicher ist eine Gefahr, die von anderer Richtung her droht. Wie erinnerlich, stieß vor einiger Zeit die „Norddeutsche Allg. Zeitung" einen Nothschrei nach Bildung einer conservativen Partei aus, d. h. nach einer solchen Partei, welche die „Norddeutsche Allg. Zeitung" conservativ zu nennen beliebte. Vox populi nannte die Partei im Voraus: die Bismarck'sche Bedientenpartei, und die Bezeichnung ist so prägnant, daß sie eine weitere Erklärung unnöthig macht. Nun befinden sich allerdings unter den Mitgliedern der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer mehrere Namen, deren Trägern das unbestreitbare Verdienst gebührt, in der vorigen Legislatur-Periode die altconservative Partei in das Bismarck'sche Fahrwasser hinübergeleitet und dadurch zur völligen Auflösung derselben nach Kräften beigetragen zu haben, so daß diese Partei vom parlamentarischen Schauplatze gänzlich verschwunden ist. Die Bedenken wegen einer Umwandlung der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer im Sinne der Norddeutschen Allg. Zeitung waren also nicht gerade aus der Luft gegriffen, und

es scheint sogar, als ob man anfänglich in gewissen Regionen derartige Hoffnungen gehegt habe. Die Gefahr ist aber wohl vorüber, wenn sie überhaupt existirte. Schon der Congreß der deutschen Landwirthe, in welchem allerdings derartige Einflüsse sich geltend zu machen suchten, hatte sie mit Energie zurückgewiesen, indem er mehrere Mitglieder des Vorstandes, welche ihn in eine solche Richtung, sei es absichtlich, sei es unabsichtlich hineindrängen wollten, zum Austritte bewog. Was aber im Congresse mißlang, das wird um so weniger gegen die Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer durchgesetzt werden können, da sie nicht bloß durch den Vorgang im Congresse gewarnt ist, sondern auch, da ihre Aufgabe und ihr Ziel durch größeres Gewicht, weil im Namen der gesammten Bevölkerung gestellt, zu schärferem Ausdrucke kommt.

Aber eine wirkliche Gefahr droht von Seiten — des „Culturkampfes"! Man sollte es nicht für möglich halten, daß auf dem Gebiete, welches der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer zugewiesen, auch vom Culturkampf die Rede seyn könne. Und doch ist es der Fall, ein Beweis wie sehr es dem Regimente und der Presse des Liberalismus geglückt ist, die confessionellen Gegensätze in der ganzen Bevölkerung gegen einander zu hetzen.

Zunächst muß jedoch anerkannt werden, daß die Vereinigung den besten Willen hat und nach Kräften bestrebt ist, den Culturkampf fern zu halten; das Programm ist entschieden objektiv gehalten. Wenn ich trotzdem Befürchtungen hege, so entspringen dieselben einer vor Kurzem erschienenen Broschüre, die obwohl keineswegs eine officielle Kundgebung der Vereinigung, dennoch von großer Bedeutung ist, und nicht ohne Einfluß bleiben kann, da sie eines der hervorragendsten Mitglieder zum Verfasser hat. Ich meine: „Die goldne Internationale und die Nothwendigkeit einer socialen Reformpartei von C. Wilmanns, kgl. Stadtgerichts-Rath." Berlin 1876.

Die Schrift ist wirklich lesenswerth. Sie enthält vortreffliche Gedanken und gibt in kurzer gedrängter Uebersicht ein klares Bild der Genesis und damit auch der Ursachen der heutigen socialen Mißstände. Trotzdem aber kommt der Verfasser schließlich (S. 105) zu dem Resultate: „Unsere selbstständige staatliche Entwicklung ist bedroht durch die Einflüsse der drei internationalen Mächte: des Ultramontanismus, der internationalen Geldmacht und der Socialdemokratie." Hier wird also der Ultramontanismus — wie wir sehen werden, muß es heißen: Katholicismus — mit den unsittlichen Bestrebungen der goldenen wie der rothen Internationalen auf gleiche Linie gestellt!

In der historischen Entwicklung erwähnt der Verfasser mit keiner Sylbe des Ultramontanismus; man ist also nicht wenig überrascht, plötzlich auch ihn als einen der zu bekämpfenden Gegner zu finden. Und wie kommt der Verfasser dazu? Es ist wirklich bedauerlich, daß er, der doch sonst so klar und unbefangen urtheilt, sich hier auf die trivialen durch nichts erwiesenen Anschuldigungen des Liberalismus gegen den Katholicismus beruft. Es heißt u. A. (S. 93): „Nach den Lehren der ultramontanen Parteiführer liegt aber der Ausgangspunkt des Liberalismus in der Reformation. Deßhalb war es unausbleiblich, daß der Kampf mit der größten Energie aufgenommen wurde in dem aus den Ruinen des ‚heiligen Römischen Reiches deutscher Nation' erstandenen ‚deutschen Reiche unter Führung eines evangelischen Kaiserhauses.' Es richtete hier sich nicht nur gegen den im modernen Staate mehr und mehr zur Herrschaft gelangten Liberalismus, sondern gleichzeitig gegen die Machtstellung des deutschen Kaiserthums. Die Regierung des deutschen Reiches war gezwungen in den Kampf einzutreten." Was der Verf. unter Ultramontanismus, im Gegensatz zum Katholicismus, versteht, sagt er selbst (S. 96 Note): „Wir verstehen unter diesem Ausdrucke (d. i. Ultramontanismus) nur ‚die Partei innerhalb der kathol. Kirche' welche den Supremat des Papstes erstrebt und deß-

halb gegen die Machtstellung des deutschen Kaiserthums sich richtet. Von ihr unterscheiden wir wesentlich die ganz auf dem Boden des Reiches stehende Partei, welche ebenso wie die evangelisch-conservative keine Ueberordnung der geistlichen über die weltliche Obrigkeit, andererseits auch keine Unterordnung der Kirche unter die wechselnden Majoritäten der Parlamente will."

Ich will nun nicht fragen — obwohl es nahe liegt — soll die evangelisch-conservative Partei sich unterwerfen oder Widerstand leisten, wenn es einer Parlaments-Majorität beifallen sollte, diese Kirche sich zu unterwerfen? Der Verfasser läßt es unentschieden. Oder würde sich diese Partei auch gegen „das deutsche Reich unter Führung eines evangelischen Kaiserhauses" richten, wenn sie den Beschlüssen einer Parlaments-Majorität Widerstand leistete, weil diese ihren evangelischen Glauben antasten, die aber gleichwohl die kaiserliche Sanktion erhalten haben? Beispiele, wenn auch bis jetzt ziemlich ungefährliche, solchen Widerstandes Evangelischer gegen die Regierung des deutschen Reiches sind in unseren Tagen vorgekommen. Ich will auch gelegentlich des vom Verfasser aufgestellten Gegensatzes zwischen der Machtstellung des deutschen Kaisers und den wechselnden Majoritäten der Parlamente nicht fragen: soll etwa der Katholicismus gleich den Evangelisch-Conservativen nur die Herrschaft der Parlamente abweisen, dagegen den Summepiscopat des Staatsoberhauptes, der gerade jetzt mit einer Parlaments-Majorität im Kampfe liegt, und dessen Tage, in Preußen wenigstens, anscheinend gezählt sind, anerkennen? Aber die Frage muß ich mir doch erlauben: Wie stellt sich der Verfasser einen Katholicismus vor, welcher den Supremat des Papstes nicht anerkennt?

Ich kenne die Verhältnisse genau genug, um die Antwort selber zu geben. Der Verfasser hat ebensowenig, wie überhaupt der gesammte protestantische Norden unseres Vaterlandes, selbst die wohlwollendsten Männer nicht ausgenommen,

eine richtige Vorstellung von katholischer Lehre und katholischem Leben, und nur diese völlige Unbekanntschaft macht es möglich, von den Katholiken zu verlangen, daß sie den Supremat des Papstes nicht anerkennen; daß sie sich allen Staatsgesetzen unterwerfen, auch solchen welche Dogmen und damit das katholische Gewissen verletzen, Gesetzen, welche weit über das Gebiet des Staates hinausgreifen und folglich mit dem Staatszwecke selbst im Widerspruche stehen. Ja, diese Unbekanntschaft läugnet überhaupt die Verletzung von Dogmen, weil solche Dogmen nach protestantischer Auffassung keine Dogmen sind; und deßhalb sieht sie in den berechtigten Forderungen des Katholicismus unberechtigte Prätensionen eines sogenannten Ultramontanismus! Aber ein Räthsel bleibt es immerhin, wie Männer von Charakter — und als solchen zeigt sich der Verfasser — bloß aus dem Grunde, weil die Gesetze doch nun einmal gegeben sind, von den Katholiken verlangen können, sich diesen Gesetzen zu unterwerfen, welche nach dem einstimmigen Urtheile der ganzen katholischen Welt in das katholische Gewissen eingreifen; obwohl sie selber die Gesetze mindestens für überflüssig, wo nicht direkt für schädlich halten. Eine solche Zumuthung, ihnen selbst gestellt, würden sie sicher und mit vollem Rechte als die größte Gewissensbedrückung zurückweisen; aber die Katholiken sollen sie sich gefallen lassen!

Mit einer solchen Forderung stellt sich aber der Verfasser genau auf den Standpunkt des Liberalismus, der von den Katholiken ja auch nichts weiter verlangt, als — Unterwerfung unter Gesetze die das Gewissen bedrücken. Er verläugnet also hier nicht nur seinen conservativen Standpunkt, sondern steht überdieß in diametralem Gegensatze zu denjenigen Grundsätzen, die er bis dahin mit großer Schärfe festgehalten und vertheidigt hat. Das läßt sich mit wenig Worten beweisen.

Bekanntlich ist das Princip des Liberalismus die Majorität, im Gegensatze zum conservativen Princip, welches

die im (objektiven) Rechte wurzelnde Autorität ist, und in dem (subjektiven d. h.) individuellen Rechte, mag es nun das Recht eines Einzelnen oder einer Gesammtheit seyn, zur Erscheinung kommt. Daher ist politische Freiheit dem Liberalismus der Absolutismus der Parlaments-Majorität; je mehr dieser Absolutismus durchgeführt ist, desto größer ist nach liberalen Grundsätzen die politische Freiheit. Dagegen ist dem Conservatismus politische Freiheit die Ausübung und Vertretung des individuellen Rechtes im Staate und gegenüber dem Staate ausschließlich durch den Berechtigten. Jede politische Vertretung eines Rechts durch solche, welche an dem Rechte selbst nicht betheiligt sind, mag die Vertretung nun durch einen absoluten Monarchen oder durch eine absolute Parlaments-Majorität geschehen, ist Vernichtung der politischen Freiheit, ist politischer Absolutismus.

Die conservative Auffassung der politischen Freiheit garantirt zugleich den gesunden, organischen Fortschritt. Denn weil das individuelle Recht ausschließlich durch den Berechtigten vertreten wird, so wird die Vertretung auch zu allen Zeiten dem Bedürfnisse entsprechend geschehen und sich nach der jeweiligen Entwicklung des ihr zu Grunde liegenden Rechtes richten; sie wird von selbst aufhören, wo im Laufe der Zeit Rechte verschwinden, und ebenso werden neu sich bildende Rechte entsprechende Vertretung finden. Es kann daher nicht Aufgabe des Conservatismus seyn, eine politische Vertretung, wie sie zu irgend einer Zeit stattfand, und ohne Rücksicht auf die stattgefundenen Veränderungen der zu vertretenden Rechte für alle Ewigkeit festzuhalten.

Aber natürlich kann in einem geordneten Staatswesen von absoluter politischer Freiheit nicht die Rede seyn; es kann nicht Jeder, noch weniger können Alle zu jeder Zeit ihr Recht voll und ganz ausüben und vertreten, weil dadurch Dritte in der Ausübung und Vertretung ihrer Rechte verhindert und verkürzt würden. Beschränkungen müssen daher eintreten, sind aber nur soweit zulässig, als ohne die-

selben Rechte Dritter, sei es Einzelner sei es der Gesammtheit Aller d. h. des Staats, verletzt werden. Wohlverstanden: wirkliche Rechte, nicht Prätensionen, die aller und jeder Rechtsbasis entbehren, und deren Durchführung, mag sie nun vom absoluten Schah von Persien ohne Kammern oder vom modernen Staate mit absoluter Kammer-Majorität ausgehen, in gleicher Weise die politische Freiheit vernichten würde. Die politische Freiheit ist um so größer in einem Staate, je mehr es gelingt, durch die staatlichen Einrichtungen die nothwendigen Beschränkungen des Einzelnen in der Ausübung und Vertretung seines politischen Rechts zurückzudrängen, ohne daß dadurch die Rechte Dritter geschädigt werden.

Vergleichen wir nun mit diesen Grundsätzen des Conservatismus die Forderungen der Katholiken, so muß jeder Unbefangene zugestehen, daß sie damit völlig im Einklange stehen. Die Katholiken stehen durchaus auf dem Boden des conservativen Princips; sie haben stets und alle Zeit das Recht vertheidigt, und fordern daher auch nur ihr Recht, und auch nur so weit als durch die Ausübung desselben nicht Rechte Dritter geschädigt werden. Ihre Forderungen sind daher keineswegs mit den Forderungen der goldenen und der rothen Internationalen zu vergleichen, welch letztere direkt oder indirekt gegen die Rechte Dritter gerichtet, folglich unsittlich sind, während nach katholischer Lehre eine Verletzung dieser Rechte absolut strafbar ist. Aber wessen Rechte werden verletzt, wenn die Katholiken als Dogma annehmen: der ex cathedra sprechende Papst, d. h. die Entscheidungen desselben in Glaubenssachen sind infallibel? wenn Katholiken in einen geistlichen Orden, sei es auch ein beschaulicher, eintreten? wenn sie ihre Geistlichen in Priester-Seminarien bilden wollen? wenn ein Geistlicher eine gottesdienstliche Handlung, z. B. der Bischof die Priesterweihe, die Firmung vornimmt oder ein Pfarrer eine heilige Messe liest? Ist es nicht vielmehr Bedrängniß ohnegleichen, wenn in Folge des Beschlusses einer Majorität Andersgläubiger Ka-

tholiken ohne Gottesdienst, ihre Kinder ohne Religions-Unterricht bleiben? wenn sie der heiligen Sakramente entbehren, und ohne die Tröstungen der Religion aus dem Leben scheiden müssen? Wird nicht durch solchen Absolutismus, der um so härter ist, als er das Gewissen berührt, der Staatszweck: Schutz des Rechts, geradezu vernichtet?

Alles das ist schon tausend- und tausendmal gesagt worden, aber doch noch nicht oft genug, wenn selbst Männer, die mit so vorurtheilsfreier Rücksichtslosigkeit wie der Verfasser gegen die Tagesmeinung auftreten, den Katholiken gegenüber an den vulgären Vorurtheilen festhalten, Vorurtheile die mit ihren eigenen Principien im Gegensatze stehen. Man sollte meinen, die eigene Logik müßte hinreichen, ihnen die Inconsequenz ihrer Haltung nachzuweisen.

Gerade diese Inconsequenz in der Durchführung des Princips, dieses Kehrtmachen vor den letzten Consequenzen desselben kann aber auf die Dauer nicht Stich halten; es wird die richtige Erkenntniß doch noch durchdringen und auch der Verfasser sich ihr nicht verschließen können. Denn er hat bewiesen, daß es ihm um die Wahrheit, um rücksichtslose Wahrheit zu thun ist, und sein mannhaftes Auftreten flößt das Zutrauen ein, daß er sie bekennen wird, sollte er auch seinen eigenen Irrthum eingestehen müssen. Er wird dann erkennen, daß der Ultramontanismus, den er jetzt noch bekämpft, nichts anderes ist als derselbe Katholicismus, wie er vor der Falk'schen Aera war, daß der „Ultramontanismus" ein vom Liberalismus zu dessen eigenem Nutz und Frommen erfundenes Schreckgebilde ist; er wird aber auch dann nicht umhin können, mit seiner gewichtigen Stimme die gerechten Forderungen der Katholiken zu unterstützen.

So lange das nicht geschieht, so lange überhaupt die Stellung der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer zu den Katholiken eine so unklare ist wie bisher, so lange kann auch den Katholiken nicht zugem[illegible] sich für dieselbe zu entscheiden. [illegible]

ihnen nicht zu verargen, da die obige Broschüre, deren Einfluß nicht wegzuläugnen ist, wenn sie gleich, wie schon erwähnt, nicht im Auftrage der Vereinigung geschrieben ist, im Ultramontanismus den Katholicismus bekämpft. Das Mißtrauen wäre aber mit einem Male gehoben, wenn die Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer die rückhaltlose Durchführung des conservativen Princips mit allen seinen Consequenzen als ihre Aufgabe betrachten, folglich auch die Rechte der Katholiken anerkennen würde. Eine Verbindung mit den Katholiken würde freilich das Geheule und Gejohle der gegnerischen Meute in erhöhtem Maße herausfordern und alle die Verläumdungen, die jetzt auf die Katholiken gehäuft werden, würden auch die Vereinigung treffen. Soll aber der öffentlichen Meinung wegen, die in unseren Tagen doch nur eine Fälschung der vom Liberalismus corrumpirten Presse ist, das Princip geopfert werden? Ist nicht die frühere conservative Partei an der Unklarheit und Halbheit zu Grunde gegangen, hinter welcher sie zu Gunsten dieser öffentlichen Meinung das conservative Princip verschleierte oder auch zum Theile verläugnete? Und beweist nicht die katholische Partei, daß eine Partei welche das conservative Princip voll und ganz anerkennt, allen Stürmen Trotz bietet? Unter Verhältnissen, die äußerlich so ungünstig wie möglich lagen, ist sie von Tag zu Tag stärker geworden, so daß sie ohne Widerrede jetzt als die innerlich kräftigste Partei anerkannt werden muß.

Es ist daher ebenso wie es eine Forderung des conservativen Princips ist, auch eine Forderung des Interesses der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer, den Katholiken die Hand zu reichen. Mag sie immerhin einem wirklichen Bedürfnisse des ganzen Volkes entsprechen, so ist es doch noch sehr die Frage, ob gerade sie die Aufgabe erfüllen kann; ihre Zukunft ist eine noch durchaus unsichere und eine noch gefährdetere, wenn sie mit Verläugnung des conservativen Princips nicht bloß den Liberalen sondern auch

der katholischen Partei sich feindlich gegenüberstellen wollte. Das würde sich aber in dem Augenblicke ändern, in welchem sie unter rücksichtsloser Anerkennung des conservativen Princips sich den Katholiken anschließt, und mit diesen vereint Stellung gegen den gemeinschaftlichen Gegner nimmt. Beide vereint würden sofort eine mächtige conservative Partei bilden, deren Einfluß in demselben Maße steigen würde, in welchem das gesammte Volk ebensowohl des „Culturkampfes" wie des liberalen Regiments überdrüssig ist.

Aber allerdings wie die Sachen jetzt liegen, können die Katholiken auf eine Verbindung mit der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer nicht eingehen. Es müssen ihnen erst Garantien gegeben werden, daß die Vereinigung das conservative Princip ganz und voll und damit auch ihre Rechte anerkennt. Bis dahin heißt die Parole — Abwarten!

XLI.

Ein Aktschluß im spanischen Drama.

Seitdem der letzte Ferdinand das Thronfolgerecht in Spanien auf den Boden der Controverse versetzt hat, konnte dieß unglückliche Land nie mehr zu einem haltbaren inneren Frieden, um so weniger zu einer entsprechenden Geltung nach Außen kommen. Gleichwohl war diese kadmeische Saat im Hause Bourbon weder die einzige, noch die oberste Ursache der politischen Zerrüttung. Sie hatte schon ein trauriges Vorspiel an den folgenschweren Zerwürfnissen zwischen Karl IV.

und seinem vorgenannten Sohne, und zwar in dem äußerst kritischen Momente der französischen Revolution, deren Geist auch nach dem Sturze ihres Cäsar Napoleon an einem großen und einflußreichen Theile der städtischen Bevölkerung haften blieb. So kann man füglich ein altes und ein neues Spanien unterscheiden: dieses, als Träger des liberalen Centralismus, im faktischen Besitze der Gewalt, jenes, außerhalb der baskischen Provinzen sporadisch und ohne Organisation durch die Provinzen hin zerstreut, der strengern kirchlichen und politischen Ueberlieferung, damit auch der größeren Schonung provinzieller Eigenheiten zugethan. Den natürlichen Mittelpunkt der carlistischen Schilderhebungen bildeten stets die rauhen baskischen Gebirge und Thalschluchten; ihrer geographischen Configuration entsprach die löwenkühne und ausdauernde Energie der Bewohner. Indessen wäre es, nachdem Karl V. gescheitert, zu einem wiederholten Versuche mit bewaffneter Hand schwerlich gekommen, wenn es Personen und Principien im Lager des Liberalismus ermöglicht hätten, daß sich die königliche Autorität, an sich der großen Mehrheit des Volkes noch immer ehrwürdig, in der weiblichen Linie des Regentenhauses moralisch befestigte. Aber da stehen den verschiedenen Abstufungen der Moderados die Extremen, nunmehr die Republikaner, und auf daß sich Spanien als modernes Culturland völlig legitimire, auch die Socialdemokraten gegenüber. Nun kann man von einer Regierung leicht verlangen, und es wäre in der That auch der normale Zustand, daß sie über den Parteien stehe; wenn sie aber nicht in der Lage ist, sich auf einen wasserhellen, von jeder Parteifärbung reinen Patriotismus zu stützen, so wird sie doch immer als Werkzeug der stärkeren Partei erscheinen. Das ist sogar, genau erwogen, das Lebensgesetz des Constitutionalismus. Wo dann der Parteien mehrere sind, werden sich früher oder später alle übrigen wider die jeweils herrschende vereinigen, und es wird eine seltene Gunst der Umstände dazu gehören, daß es ihr gelinge der Coalition die Spitze zu bieten. Da-

für wird sofort am Tage ihres Sturzes das alte Spiel mit etwas veränderter Gruppirung der Figuranten von neuem anheben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet erscheint eine solche constitutionelle Monarchie als ein auf Flugsand gestelltes Gebäude, das schließlich durch andere Formen ersetzt werden muß. Leider sind es dann ihrer mehrere, die sich erbieten die Lücke auszufüllen. Im Wesentlichen reducirt sich aber die Sache auf die Wahl zwischen Legitimismus und Cäsarismus. Gelingt es diesem erblich zu werden, und die Sache ist nur bei ruhigen Zeitläuften möglich, weil sich das militärische Genie so wenig wie ein anderes zu vererben pflegt — dann mag er sich allmählig in einen civileren Byzantinismus umbilden.

Die Bekenner der strikten Legitimität halten heute noch die Zeit ihres Triumphes wo nicht für nahe, so doch für unausbleiblich. Sie rechnen darauf, der Liberalismus müsse bald vollends abgehaust haben (vielleicht, indem sie ihn mit der constitutionellen Formenlehre verwechseln); dann würden die Völker freudig nach der Hand des angestammten Regenten, als des einzigen Retters greifen. Wäre diese Berechnung richtig, so könnten sie im Interesse der Sache nichts Besseres thun, als den Gegner völlig ungestört regieren und sich ausleben lassen. Wir haben aber leider Grund zu fürchten, die Berechnung sei nicht richtig. Denn dahin weist die Geschichte von England, das ohne Wiederherstellung des Hauses Stuart zu politischer Beruhigung gelangte; dahin die neuere, und trotz der erfolgten Fusion, die neueste französische Geschichte; dahin endlich die Haltung der großen Majorität in Spanien gegenüber dem jüngsten Unternehmen Karls VII. Nachdem im continentalen Europa die Macht der oberen zwei Stände überall gebrochen ist und die Treue des einfachen Unterthans nach Grund und Umfang ihrer Pflichten nicht ganz dieselbe seyn kann, wie die legitimistische, hat die Legitimität der Monarchie von ihrem Zauber zu viel eingebüßt, um in anarchisch gährenden Zeiten durch sich selbst zur Restauration einmal

umgestürzter Throne zu genügen. Die Massen werden daher weit geneigter seyn, dem Bedürfnisse des Augenblicks Gehör zu leihen als den solidesten Rechtsdeduktionen. Sie werden zum Schutze für Handel und Wandel eine eiserne Faust brauchen, und diese wird es verstehen, sich für ihre Bemühungen, etwa unter dem Titel „Lohn des Risiko", bezahlt zu machen, wo nicht durch den Namen des Imperiums, so doch vorläufig durch seine Wesenheit. Wir halten es daher nicht für glaublich, daß sich ein Volk einen Regenten, der keine Armee und keinen Staatsschatz mitzubringen hat, aus dem Exil rufen werde, um die Anordnung des gesammten Staatswesens seiner Discretion zu überlassen. Die Sache hat historisch keinen Präcedenzfall, und psychologisch keine Wahrscheinlichkeit.

Wie aber: die göttliche Vorsehung, sollte sie nicht Alles vermögen? Zuverlässig Alles, was sie will. Muß sie nicht jedem positiven Recht endlich hier auf Erden zum Siege verhelfen? Warum sollte sie müssen? Und endlich, die heiligen Interessen der Religion und der Kirche, sind nicht wenigstens sie unter die besondere Bürgschaft göttlicher Verheißung gestellt? Wohl sind sie es, aber ihre Solidarität mit dem Hause Bourbon oder einem seiner Zweige hat zur Stunde noch Keiner bewiesen. — Es mag seyn, daß ein Name, eine Person vollbegründeten Anspruch auf Vertrauen und Sympathie besitze, daß sie in Anbetracht aller Umstände, soweit sie menschlicher Kenntnißnahme zugänglich sind, besonders geeignet scheine, um der äußern Lage der Kirche namhafte Erleichterung zu verschaffen: dann werden gewiß unsre besten Wünsche ihr zur Seite stehen, aber mit dem selbstverständlichen Vorbehalt: wenn das was uns das Heilsamere, wenn die Zeit, die uns die richtige scheint, es auch ist in der Wahrheit, d. h. nach Gottes Maß und Urtheil. Aber kehren wir zurück zur geschichtlichen Empirie!

Nirgends in der Welt mochte der Liberalismus weniger Grund haben, seiner Lorbeern sich zu rühmen, als in Spanien.

Die Regentin, die er auf den Schild gehoben, die ehrgeizige, sittlich nicht intakte Wittwe Ferdinands VII. verwies er in's Exil. Sein Siegesherzog Espartero fand sich durch den Unwillen der Nation gezwungen vom Steuer abzutreten; englische und französische Fremdenlegionen neben dem Verrath eines Mareto hatten ihm den Kranz geflochten. Isabel, ein unreifes Kind, aus dem eben das wurde, was die Umgebung und die Eindrücke ihrer zarten Jugend erwarten ließen, der Spielball der Factionen und der Günstlinge, der Reihe nach von allen gebraucht und mißbraucht, endlich durch die letzte Intrigue jenes französischen Bürgerkönigs das Opfer einer orleanistischen Heiraths-Speculation, politisch und moralisch gleich haltlos: sie schien trotz Allem sich endlich aufrichten zu wollen an der Religion ihres Landes, sie schien mit dem alten Spanien Fühlung gesucht und gefunden zu haben, und glaubte ihm die Bürgschaft werkthätiger Hingebung an den römischen Stuhl zu schulden. Nun hätte ihr die moderne Welt wegen des dulce caducum mit gewohnter Weitherzigkeit Indemnität bewilligt; ihr letztes Verbrechen aber, eine politische Bethätigung ultramontaner Gesinnung, mußte der Zeitgeist unverzeihlich finden. Jetzt hielt er es für opportun, die moralische Entrüstung der Nation und Europa's wach zu rufen. Und das militärische Triumvirat, von welchem das Losungswort ausging — sie waren selbst der Reihe nach die Günstlinge und Complicen gewesen; natürlich kein Hinderniß für den Zeitungsphilister gewöhnlichen Schlages, in einer ordinären Militärverschwörung, wie sie Spanien zu Dutzenden zählte, in einer Verschwörung, die nichts weiter als die Diktatur des Säbels zu bringen hatte, eine glorreiche Erhebung der Volksfreiheit zu begrüßen.

Aber das Triumvirat blieb nicht einig, denn von den Dreien konnte nur Einer der Erste seyn, und es besaß nicht Autorität genug, um Recht und Mandat durch den Degenknauf zu ersetzen. Spanien verlangte von ihm die Monarchie, und es trug die Krone hausiren durch halb Europa. Beiher

entzündete sich daran der französische Krieg, in welchem Napoleon III. von der Nemesis ereilt wurde. Endlich kam Viktor Amadeus. Das Erste, was er nach seiner Landung gewahren mußte, war der Meuchlerdolch, der einen der Triumvirn, den Grafen Prim, hinwegräumte; den Thäter konnte die Justiz nicht ermitteln; aber die Lehre, die in dem Vorgang lag, scheint der junge König wohl beherzigt zu haben. Einem solchen Gang der Dinge entsprach vollständig der Zustand der Finanzen, dazu der langwierige und gefahrvolle Aufstand in Cuba, und im Mutterland eine gar nicht unbedeutende socialistische Schilderhebung. Nach dem ruhelosen Wechsel so vieler Regierungen, nach so viel Elend und Entwürdigung, wer hätte nicht denken sollen: wenn irgendwo, so muß der Liberalismus in Spanien moralisch todt seyn, nur die geringe Mühe seiner Grablegung ist noch übrig?

Bei dieser Sachlage bot sich Don Carlos an. Von der einen Seite mußte die in Frankreich sich vollziehende Fusion der zwei königlichen Linien, von der andern die Vergessenheit ihn begünstigen, welcher Isabel und ihre Descendenz anheimgefallen schien. Er provocirte neben dem Princip der Legitimität, neben den religiösen Traditionen und der Verheißung das altspanische Recht aus Schutt und Trümmern hervorzuziehen, nicht ohne Geschick auf das nationale Ehrgefühl, dessen seine mannhafte Haltung sich würdig erwies. Mußte man nicht erwarten, ein heller Jubelruf von allen Enden der Halbinsel her werde ihm antworten?

Der wirkliche Erfolg war nicht unbedeutend, er beschränkte sich auch nicht ausschließlich auf das Volk der Basken und einige Striche Cataloniens; aber im Ganzen vermochte seine Aktion dieß geographisch eng begrenzte Gebiet nicht dauernd zu überschreiten. Seine Fortschritte waren groß, wenn man den bescheidenen Mitteln Rechnung trägt, mit welchen er den Schauplatz betrat; sie waren viel zu langsam, wenn es galt, den diplomatischen Anzettelungen durch imposante Thatsachen zuvorzukommen, und durch rasch und entscheidend geführte

Gewaltschläge die gegenüberstehende Militärdiktatur zu brechen, bevor sie Zeit fand, ihre Hülfsquellen vollständig zu entwickeln. Gleichwohl genügte zu Madrid der Nachhall des Schlachtendonners, um den König Amadeus nach Hause zu scheuchen. Dieser Herrschertraum löste sich nicht so tragisch, wie jener zu Merico, sondern ganz modern in allseitiges Vergnügen auf, indem der königliche Mandatar daran verzweifelte, die Zufriedenheit seiner Mandanten zu erwerben. Nun mußte es sich zeigen, ob Spanien geneigt war, sich um das Panier der Legitimität zu schaaren. Die Städte wollten es nicht, vielleicht konnten sie auch nicht, weil die Armee, d. h. ihre Chargirten, die allein an der Institution ein persönliches und dauerndes Interesse haben, es nicht wollten. Serrano gab also seiner Diktatur den Namen Republik. Aber unter allen Kabineten fanden nur zwei die förmliche Anerkennung dieses Regiments mit ihrer Selbstachtung vereinbar; andrerseits konnte auch Don Carlos die völkerrechtliche Geltung als kriegführende Macht nicht erlangen. Faktisch allerdings machte er sich in dieser Eigenschaft mit solchem Nachdruck geltend, daß die Madrider Regierung wiederholt wünschte, zu einem gütlichen Abkommen (Convenio) ihre Zuflucht zu nehmen.

Es stand außer Zweifel, wenn Don Carlos diese Versuche von der Hand wies, so mußte er hoffen können die Unterwerfung Spaniens mit dem Schwerte zu erzwingen, und hiezu waren die Aussichten auch nach der günstigsten Schätzung sehr problematisch. Gleichwohl konnte sich der Prätendent auf ein Convenio nicht einlassen, ohne sein Princip und damit seine Zukunft preiszugeben; er hätte die alten Freunde verloren und neue gewonnen, die ihn eines Tages ebenso parlamentarisch entlassen konnten wie den König Amadeo. Denn jedenfalls hätten ihm die Gegner die Regierung nur unter der Bedingung eingeräumt, daß sie in ihrem Sinne, d. h. nach der Dogmatik des Liberalismus und der Inspiration der Logen, geführt werde. Und eben

das waren die Uebel, von denen er, seiner feierlichen Aussage gemäß, Land und Volk zu befreien sich berufen hielt.

Mancher mag sich gewundert haben, daß wiederholte glänzende Siege der Carlisten gleichwohl keine Entscheidung herbeiführten. Außer dem, was wir bereits oben angedeutet, wirkten zu diesem negativen Ergebniß militärische, geographische und politische Bedingungen zusammen. Obenan stand das große Mißverhältniß der Zahl, am fühlbarsten bei der Cavallerie, dann der große Reichthum Spaniens an festen Plätzen, deren mehrere im Kernlande der carlistischen Macht gelegen, die Freiheit der Operationen empfindlich beengen mußten; die erfolglose Langsamkeit carlistischer Belagerungen dürfte sich neben unzulänglicher Zahl und Qualität der Positionsgeschütze durch eine nur zu dringlich gebotene Sparsamkeit mit der Munition erklären. Natürlich konnte die Bravour des Bajonetts der modernen Feuertaktik gegenüber diese Nachtheile nicht aufwiegen. So vermochte kein Vorstoß das eiserne Netz zu zerreißen, das von drei Seiten her die carlistische Streitmacht umspannte; es verstärkte vielmehr sein Gewebe durch Anlage neuer Befestigungen; das Ende mußte daher dem Ausgange des kaukasischen Gebirgskrieges entsprechen.

Einen ausgiebigern Bezug von Material gestattete zu Lande die französische Douane nicht; am Meere besaß Don Carlos nur ein paar unbedeutende Plätze; über die Flotte, über die Telegraphendrähte, über das Bahnnetz verfügten die Gegner. Und je mehr in Frankreich die Legitimisten an Boden verloren, desto unfreundlicher gestaltete sich für den Prätendenten auch die Neutralität dieser Regierung. Sie gewährte den Krupp'schen Geschützen den kürzeren Landweg; die Folge war der Verlust der Stellung von Sommo Rostro, damit auch der Hoffnung, das wichtige Bilbao zu gewinnen. Nachdem inzwischen Don Alfonso als Mann des rettenden Juste Milien erkoren worden war, ging die Gefälligkeit des Herzogs Decazes für die Madrider Regierung noch weiter;

die nächste Wirkung war der Fall der Citadelle von Seo d'Urgel. Endlich zogen alfonsistische Colonnen durch französisches Gebiet und bemächtigten sich der Schlüssel der carlistischen Stellungen im Nordwesten; dadurch wurde der an sich schon schwere Verlust von Estella vollends irreparabel. Bei fernerem Widerstande mußten die carlistischen Bataillone von allen Seiten eingeschlossen und erdrückt werden; es war also nur ein Gebot der Vernunft und der Humanität, daß Don Carlos den Luxus einer letzten Schlacht bei Alsasua sich versagte. Mit seinem Uebertritt auf französischen Boden kam wieder einmal ein Akt in der spanischen Tragödie der Irrungen zum Abschluß; nur wahrlich nicht das Drama selbst.

Nach furchtbaren Verwüstungen, nach mehrjährigem Blutvergießen, bei enormer Erschöpfung des creditlosen Staatssäckels steht das Land an derselben Stelle, an welcher es sich vor dem Attentate seiner Triumvirn befunden; nur die Namen haben gewechselt, statt Isabel's Don Alfonso — das ist Alles. Die bisherigen Wahrnehmungen lassen erwarten, dieser Fürst werde in den Händen der wirklich leitenden Staatsmänner ein gefügiges Werkzeug bleiben. Somit könnte die Sache ziemlich glatt im Geleise des alten Elendes verlaufen, so lange das Einvernehmen der politischen Häupter nicht gestört wird, und keine zu unlenksamen Faktoren in den Cortes oder im Heere emportauchen. Die Frist dürfte sehr knapp bemessen seyn, aber in keinem Falle wird Spanien für die nächste Zeit zu den Elementen gehören, mit welchen die große Politik zu rechnen hat, und noch lange nicht, wenn mit der Thorheit Ernst gemacht würde, die baskischen Fueros nach dem Diktate der Verwirkungstheorie zu cassiren.

Es gab im Verlaufe dieser Begebenheiten ein paar Momente, wo unser Princip der Nichtintervention bedenklich zu wanken schien; gegenwärtig sind die spanischen Wirren nicht mehr dazu angethan, bei uns ein Wasser zu trüben. Wir hätten dabei nicht solange verweilt, wenn wir sie nicht in mehrfacher Beziehung für lehrreich hielten. Wir meinen darin

einen Beweis zu sehen, daß die Vendéerkriege der modernen Technik und Centralisation gegenüber aussichtsloser sind als jemals; daß die ländliche Bevölkerung beim Widerstand, oder auch nur bei einer ablehnenden Passivität der Städte, weder politisch noch militärisch durchdringen kann; daß die Gestirne der Monarchie gleichmäßig wie jene einer geordneten und verbürgten Volksfreiheit zum Niedergange sich neigen; endlich, daß die sociale und politische Heilung einer zerrütteten Nation noch nicht damit gegeben ist, wenn ihre Uebel auf die Spitze getrieben scheinen. Das Schlimmste hienieden kann noch schlimmer, wie das Beste noch besser werden. Man darf die Disposition, die Heilung anzunehmen, nicht von der Urtheilskraft und dem freien Willen des Kranken unabhängig wähnen, noch weniger sie mit dem Heilmittel selbst verwechseln. Jene mag durch schwere nationale Heimsuchungen befördert werden, dieses kommt nur von Dem, der allein die Macht hat das Angesicht der Erde zu erneuern. Für die Leser dieser Hefte bedarf es gewiß nicht der Erinnerung, daß wir damit keinem Quietismus das Wort reden wollen, der am Ufer sitzt um zu warten, bis der Fluß abgelaufen; fragt man uns aber, wann einmal die alten Raben aufhören werden um den Berg zu flattern, dann antworten wir: in Erwägung aller Zeichen so bald noch nicht.

XLII.

Aussichten in Frankreich.

Von der Grenze.

In Frankreich reiten die Todten schnell. Drei Dinge sind es, welche die Strategen der Revolution, die zur Majorität gelangt sind, bereinigen wollten, um den conservativen Schutt hinwegzuräumen: die *Aufhebung der Freiheit des höheren Unterrichtes*, die *Amnestie* für die Communarden, die *Entsetzung conservativer Präfekten*.

Das neue Ministerium, aus gemäßigten Republikanern bestehend, gedachte dadurch sich den Heißhungerigen genehm zu machen oder sie wenigstens abzuspeisen, daß es denselben den klerikalen Knochen vorwarf. In seiner Erklärung sagt das Ministerum ausdrücklich, daß *dem Staate allein* die Ertheilung der Diplome und somit die Prüfung aller Candidaten der verschiedenen Universitäten angehören müsse. Das ist noch nicht der Tod der freien Universitäten, aber deren tödtliche Lähmung. Die Spitze der Freiheit ist abgebrochen, denn sie gipfelt eben darin, daß die freie Schule ihren Zöglingen den Stempel der Vollendung aufprägen kann. Fehlt ihr dieß, so muß sie sich unter den Staatsstempel und unter das Staatsjoch beugen; sie wird eine Hörige, ist keine Freie mehr. Die schönste Errungenschaft der geknechteten Katholiken wäre verloren. Wie wichtig diese Errungenschaft war, fühlte die Revolution; sie erhob ein wahres Wuthgeheul über dieselbe, und sämmtliche deutsche Professoren secundirten im Namen „der freien Wissenschaft." Frei ist be-

kanntlich diese Wissenschaft nur dann, wenn sie mit kaiserlichem Privilegium allen Staatsbürgern eingepaukt werden kann. Europa staunte ob der Opferwilligkeit der Katholiken Frankreichs, als sie Millionen für ihre neuen Universitäten freudig hingaben. Unter der Herrschaft Gambetta's wird dieses schöne Aufblühen gehemmt, ja zerstört werden. Die Revolution wie der Liberalismus vertragen sich mit keinerlei Freiheit, sie sind durch und durch despotisch. Komisch wäre sonst die Furcht, welche Gambetta und dessen Partei vor der Freiheit des Unterrichtes hegen. Alle öffentlichen Gelder, Begünstigungen, Anstalten des Staates genügen nicht, ihr Lehrmonopol im Sattel zu halten. Dürfte ein Jesuit frei einen Katheder besteigen und die Jugend lehren, so wäre das ganze Gebäude des „freien Gedankens“ in Gefahr. Der zukünftige Diktator wird von denselben Aengsten geplagt wie der in Deutschland herrschende Liberalismus. Sonst nehmen diese Leute die Backen voll, wenn sie von ihrer Macht sprechen, und mit gutem Grunde, vor einem freien katholischen Schullehrer aber erzittern sie. Ist das erheuchelte Furcht? Nein. Als das Gesetz des freien höhern Unterrichtes angenommen wurde, äußerten sich zwei Professoren der Universität im Vertrauten also: „Nun bricht unsere alte Universität zusammen (notre vieille universilé craquera).“ Der Unterrichtsminister Wallon mußte sich beeilen durch große Geldzuschüsse und Errichtung neuer Anstalten den berstenden Bau des Staatsunterrichtes zu schützen; die rothen Gemeinderäthe zu Paris und Lyon schoßen ihrerseits reichliche Gelder zu demselben Zweck, und doch vermochten sich die liberalen Geister nicht zu beruhigen.

Nun werden die Bangen von ihrer feigen Furcht befreit seyn. Die neuen Minister selbst sind es, welche die Lähmung der freien Universitäten vorschlagen, um den Revolutionären einen Gefallen zu thun, und diese nehmen die Leistung auf Abschlag an, werden sich aber nur dann zufrieden geben, wenn sie und sie allein lehren dürfen. Bezeichnend ist, daß

man zum Unterrichtsminister Waddington erwählte, der früher Professor der Philosophie am protestantischen Gymnasium zu Straßburg war. Man mußte einen Protestanten küren, um das Henkersgeschäft an der Freiheit zu vollziehen, welche den Katholiken zu statten kam. Durch dieses Vorgehen gewann das neue Ministerium vorläufig das Vertrauen der Gambettisten. Diese erklären in ihrem Organ, der République française: „Die Gemäßigten können, einer demokratischen und republikanischen Mehrheit gegenüber, nur dann fortfahren zu regieren, wenn sie alles Nothwendige thun, wenn sie die Kunst verstehen die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen." In gutem Deutsch heißt das: Wir behalten Minister und Präsident bei, so lange sie selbst die Vorwerke der conservativen Ordnung hinwegzuräumen bereit sind; werden sie einmal spröde, so räumen wir sie selbst hinweg. Es stellt da die Revolution an den Präsidenten dieselbe Forderung, welche Pius IX. zurückgewiesen und Victor Emanuel angenommen hat: entweder ein Werkzeug der Revolution zu seyn oder deren Opfer. Ein Opfer der Revolution zu werden scheint Mac-Mahon nicht geneigt, dann bleibt nur noch, daß er zögernd seine Hand hergebe als Werkzeug der Zerstörung. Als Entschuldigung bleibt ja ihm und seinen beiden bisherigen Rathgebern Broglie und Dupanloup, daß es nicht anders zu machen sei. So wird der edle Graf von Chambord gerächt, dem gerade diese Orleanisten sein starres Festhalten an der Fahne und den Grundsätzen der Legitimität so arg vermerkten. Der Fluch der Lage liegt eben darin, daß ein Volk, bei welchem die Grundsätze von 1789 in Fleisch und Blut übergegangen sind, conservativ nicht regiert werden will, und durch einen unwiderstehlichen innern Drang stets wieder an die Klippen des Umsturzes getrieben wird.

Die Amnestie hat zunächst der pausbackige Victor Hugo befürwortet. Hinter ihm her laufen aber die Führer der Communarden, welche Revanche für sich fordern, und dadurch auch die Commune weiß gewaschen wissen wollen.

Gambetta, klug geworden wie die meisten Republikaner wenn sie einmal im Amte sitzen, hält mit dieser Frage hinter dem Berg, um nicht die républicains honnêtes kopfscheu zu machen. Früher oder später, unter irgend einem Vorwande, werden aber die Insassen Neu-Caledoniens losgelassen werden, um in Paris nachzusehen, ob bald alle Spuren ihres Flammenzuges durch die Hauptstadt verwischt sind. Daß Raspail, der ergraute Revolutionär, der schon ein dutzendmal wegen Rebellion im Gefängniß und in der Verbannung gesessen hat, Alterspräsident der neuen Kammer werden konnte, das ist ein ermunternder Fingerzeig für sämmtliche Malefikanten der Republik. Man erzählt, daß, als er durch die Reihen der salutirenden Gendarmen vor der Deputirtenkammer schritt, eine tiefe Ergriffenheit bei ihm sichtbar wurde. Bisher hatten Gendarmen an seinem Lebensweg nur deßhalb gestanden, um ihn abzufassen. Das Ministerium weist die Amnestie als allgemeine Maßregel zurück und will nur Einzelne begnadigen; in Frankreich pflegen aber solche Ausnahmen Regel zu werden.

Dringender als diese Angelegenheit war die andere, die Entsetzung conservativer Präfekten. In einem Lande, welches seit 80 Jahren jedes zehnte Jahr eine neue Regierung und zwischendrin noch einige Ministerwechsel hatte, wird dieses fortwährende Umstürzen der Verwaltung zur Landplage. Vermindert wird allerdings das Uebel durch einen Umstand. Die Chefs der Bureau, die treibenden Räder der Verwaltungsmaschine, bleiben sitzen, kümmern sich nicht um Politik und führen den Geschäftsgang ruhig weiter. Frankreich besitzt zu seinem Glück eine gute Anzahl solcher Männer, die bescheiden, nüchtern und unberückt ihrer Wege wandeln. Jeder Minister, jeder Präfekt, der durch die Woge der politischen Stürme emporgehoben wird, bedarf dieser Sachkundigen und bedient sich ihrer; sinkt er dann wieder unter Wasser, so überläßt er die Unbeweglichen seinem Nachfolger. Das hat bisher eine gewisse Stabilität in die

ewige Unruhe gebracht. Wenn aber die Rothen ihre kurzen Siege feiern werden, dann werden sie auch an diesem Grundpfeiler der Ordnung rütteln. Sie haben dazu zwei Gründe: erstens sind sie heißhungerig nach Geld und Aemtern, zweitens meinen sie in ihrem Wahnsinne alles durchrevolutioniren zu müssen. An diesem Stadium ist nun freilich die Partei Gambetta's noch nicht angelangt, sie muß dahin durch die Wucht ihrer Grundsätze noch erst gedrängt werden. Vorläufig wird sie nicht rasten noch ruhen, bis alle charaktervollen Präfekten beseitiget, und Candidaten von ihrer Farbe an deren Stelle gesetzt seyn werden. Allein auch das schon ist ein großes Uebel, weil sich um diese Centren die Geister der Zerstörung sammeln und unter ihrem Schutze erstarken. Es genügt an einem einzigen Exempel die Sache klar zu machen.

Unter Einwirkung der Concurrenz, welche der freie Unterricht den Staatsschulen machte und in noch höherem Grade zu machen drohte, hatte man sich schon in einzelnen Anstalten der Staatsuniversität bemüht auf christlicheren Bahnen zu wandeln. Minister Wallon, selber ein praktischer Christ, drang darauf. Nun tritt an dessen Stelle der 59. Unterrichtsminister seit 68 Jahren, Waddington, ein Protestant und offener Liberaler. Dieser wird beflissen seyn an der Normalschule zu Paris, in welcher die höhern Professoren der Universität gebildet werden, solche Lehrer anzustellen und zu befördern, welche in den Geist der Schüler die Schlangeneier niederlegen, aus welchen Revolutionäre hervorkriechen. Gethan hat der Mann noch nichts, aber gesprochen hat er schon ein geflügeltes Wort, in dem eine Lüge steckt: „Man muß, sagte er, der Regierung das Recht zurückgeben Diplome zu ertheilen.“ Wie wenn durch die Freiheit des Unterrichtes dem Staat das Recht benommen worden wäre, Diplome zu ertheilen. Es wurde demselben nur das Monopol der Diplome benommen und eine Prüfungscommission eingesetzt, die zugleich aus Professoren des freien Unterrichtes und der Universität besteht, um diejenigen zu prüfen und zu

diplomiren, welche aus freien Universitäten hervorgehen. Er bleibt aber dabei: man muß dem Staat das Recht zurückgeben Diplome zu ertheilen. Ueber diese falsche Note werden nun Variationen durch alle radikalen Blätter gespielt, und, wie der Franzose für sein Leben gern Schlagwörter gebraucht, so werden damit die besten Entgegnungen der Katholiken niedergeschlagen werden. Die Hauptsache für Gambetta und dessen Partei ist dadurch gerettet, das Monopol der Universität, wodurch seit siebenzig Jahren in Frankreich der Geist der Nation vergiftet wird, wie durch den Code civil Napoleons die Familie, d. h. die väterliche Autorität zerrüttet wird.

Es lohnt sich wohl der Mühe etwas tiefer in die Geistesverfassung eines Volkes zu blicken, welches so viele räthselhafte Erscheinungen darbietet, daß man nicht recht weiß, ob Voltaires Geist oder der Geist der Kreuzfahrer demselben innewohnt. In Wahrheit wohnen beide beisammen und wirken mächtig, wie das sich aus dem regen leidenschaftlichen Charakter des Volkes ergeben muß: jener, Voltaires Geist, stets zerstörend, revolutionirend; dieser, der Geist der Kreuzfahrer, heilend und rettend. Nimmt man mit Montalembert an, daß der innerste Grund der Revolution der Satanismus sei, so hätten wir in Frankreich einen Besessenen vor uns, in dem der gute Geist mit dem bösen ringt. Neunzig Jahre schon dauert dieses Ringen, oftmals schon siegte der Böse und erschreckte die Welt durch Greuel wie die Schreckensherrschaft und die Commune; manchmal auch schien der gute Geist die Oberhand zu gewinnen und erbaute die katholische Welt durch wunderbaren Opfermuth. Niemals, außer in den Jahren Karl's X., stand die Regierung auf Seiten der Kirche; einigemal schien sie gleichgültig, oft war sie entschieden feindselig; und dennoch verzagte die Kirche nicht und fuhr fort zu leiden, zu ringen, zu wirken und sich zu opfern. Sind heute noch conservative Elemente im Lande, so verdanken sie ihr Daseyn und ihr Bestehen der Kirche. Was

außerhalb der Kirche steht, ist revolutionär. Revolutionär in den Grundsätzen sind die Besitzenden und Amtirenden, revolutionär in der That sind Alle die nach Besitz und Amt streben — das Proletariat.

In Deutschland kann man sich von dieser Lage nicht leicht einen Begriff machen, weil in Deutschland nebst dem Phlegma der christliche Sinn des Volkes bisher noch die Gemüther in Ruhe erhalten hat. Es mögen aber einmal die Gesetze, die nun gemacht werden, es mag der Geist, der nun weht, zwanzig Jahre lang das Volk durchsäuern, dann wird man auch in Deutschland erleben, was man so lange schon in Frankreich sieht, nämlich daß ein Volk ohne Religion ein autoritätsloses, unregierbares, ruheloses Volk ist. Veuillot sagt von seinen Landsleuten: „Es gibt keine Ruhe für jene die das Kreuz Christi nicht mehr sehen; immer erwarten sie etwas, nie hoffen sie etwas. Die Revolution schafft Gräber und Ruinen; sie leert die Gräber, sie zerstreut deren Inhalt. Darin bleibt kein Andenken, daherum wächst nicht einmal Gras. Staub überall; er wandelt, wirbelt, häuft sich und fällt nieder.“ Solchen Menschenstaub zu schaffen ist die Revolution thätig, seitdem die „Droits de l'homme“ und, mit ihnen, die Principien von 1789 verkündet worden sind. Schon im Jahre 1842 fiel dieß dem geistreichen Donoso Cortez in Frankreich auf, er sagte: „Nichts befestiget sich, Alles fällt auseinander. Die Julirevolution hat nur Völkerstaub, Parteienstaub vor sich. In Frankreich gibt es nicht mehr eine wahre Nation, eine wahre Regierung, wahre Parteien.“

Die größte Schuld an diesem Zustande trägt die französische Staatsuniversität. In ihr hat sich Voltaire's Geist verkörpert, in ihrem Schooß wird der Unhold gehegt und mit Staatsgeldern gefüttert. Was der Staat als allgemeiner Lehrer vermag, das hat er in dieser Universität dargethan. Wie neuerlich die confessionslose Schule, so wurde diese Universität durch Napoleon geschaffen, um die lehrende Kirche, die lehrenden Congregationen zu ersetzen. Schon dadurch

war dieselbe ein Gegensatz zur Kirche, eine privilegirte Nebenbuhlerin derselben. Sie wurde im Verlauf der Zeiten was sie werden mußte, ein Mechanismus zur Entchristlichung der Jugend. Sie hat den französischen Bourgeois gezüchtet, den gleichgültigen Zweifler, den unruhigen Politiker, der stets Revolutionen braut und keine ausbaden will, den Egoisten, der nur auf materielles Interesse sinnt, den Freund der Sonntagsarbeit, den Liberalen mit einem Worte. Dieser Bourgeois hat weiter in seinen Fabriken, in seinen Werkstätten und durch sein Beispiel den Arbeiter gebildet, der im Concubinat lebt oder sich mit der Civilehe behilft, der den blauen Montag hält und gegen Pfaffen und Reiche deklamirt, der mit jenem Pariser spricht: „Es gibt keinen Gott; gäbe es einen, so würde ich ihn erschießen“; Barrikadenhelden und Communarden, welche in geheimen Verbindungen den Katechismus studiren, welchen der Bourgeois in der Freimaurerloge studirt hat. Seit 1830 und namentlich seit 1848 haben sich auch die Bauern dahinein arbeiten lassen. Die nüchternen Leute auf dem Lande sind freilich großentheils Bonapartisten, aber die Bauern in Südfrankreich sind Radikale, nicht bloß gleichgültig, sondern feindselig gegen ihre Kirche. Katholisch wollen sie wohl heißen, sie sind es aber weder in ihren Ideen, noch in ihrer Politik, noch in ihrem Leben. Und weil sie das nicht sind, werden sie die Beute aller politischen Schwindler. Sie sind sparsam, nüchtern, fleißig, verstehen es sehr gut sich Renten zu kaufen und ihren Töchtern eine schöne Mitgift zu erwerben. Das ist aber Alles, und das ist nicht genug für den Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist. Oft tritt der Fluch hervor, der auf diesem Gebahren lastet. Der an der Universität gebildete Sohn verpraßt die Frucht des väterlichen Schweißes.

Schade ist es um das sonst so begabte und zu Opfern so leicht zu begeisternde Volk. Es strebt nach Idealen, und da das hohe Ideal des Christenthums ihm abhanden gekommen ist, erhascht es Schwindeleien und wirbelt in ewigem

Tanze mit denselben umher. Frankreich ist deßhalb das Eldorado politischer Schwindler.

Ein sehr schlimmes Gift in diesem unruhigen Blute ist die Freimaurerei. Sie hat die große Revolution gemacht, hat 1830 die Bourbonen vertrieben und hat 1870 ihre Banner auf den Wällen von Paris, die Commune schützend, aufgepflanzt. In einem protestantischen Land wirkt sie nur schädlich gegen das positive Christenthum, in einem katholischen wirkt sie wie corrosives Gift, weil sie eigentlich politischer Protestantismus ist. Wo sie einem thätigen katholischen Leben entgegensteht, geräth sie außer Rand und Band und bereitet Trauerspiele wie den Tod des Duc de Berry und Garcia Moreno's. So trug wesentlich zum Sturz der Legitimität bei jener Duc Descazes, königlicher Minister und Meister im Groß-Orient Frankreichs zur Bourbonenzeit. Sein Sohn, der jetzige Minister des Aeußern, neulich durch König Alfonso mit einem Großkreuz geschmückt wegen der Gefälligkeiten die er gegen den Carlismus erwiesen hat, ist bekanntermaßen Mitglied der Loge. Und weil er das ist, und wegen dieser Gefälligkeiten, fand er auch Gnade in den Augen der Pariser Radikalen, die ihn in die Deputirten-Kammer wählen ließen. Voriges Jahr ließen sich Gambetta, Tolain und ein belgischer Apostat feierlich in die Loge aufnehmen. Wenn in Frankreich die Republik, trotz der mißglückten Versuche von 1793 und 1848, das allgemeine Steckenpferd der Zeitungsleser geworden ist, so muß man die Ursache davon wohl in einer durch die Loge gegebenen Parole suchen. Während der letzten unheilvollen Jahre seiner Regierung begünstigte Napoleon III. sehr die Ausbreitung dieser Gesellschaft. Er suchte in ihr an Kraft und Unterstützung zu gewinnen, was er durch seine Verräthereien an Papst und Kirche verloren hatte. Unter dem Panier der Marschälle, die er an die Spitze dieser Logen-Verbindung stellte, verbreitete sich dieselbe sehr unter den Offizieren; sie wurde Modesache in

Südfrankreich: woraus sich nicht zum mindesten erklärt, wie diese Provinzen, sonst durch ihren Legitimismus hervorragend, dem Jakobinerthum verfallen konnten. In manchen Verwaltungen, namentlich in den Eisenbahn-Verwaltungen, wurden die Maurer zahlreich und gilt das Schurzfell als Unterpfand einer schnellen Beförderung.

Von Seiten der Maurer und ihrer Presse wurde von jeher energisch für Sonntagsentheiligung gewirkt. Jedesmal wo die Katholiken vorgingen, um diesem Grundübel des Landes auf gesetzlichem Wege abzuhelfen, scheiterten sie an der feindseligen Agitation der Logenmänner. Diese trugen auch Sorge, daß die die Sonntagsruhe schützenden Reglements in der Armee und sonst nicht zur Ausführung kamen. Dadurch erlangten und behaupteten sie Eines, die Uebermacht des Wirthshauses über die Kirche und bildeten sich jene Janitscharen, welche am blauen Montag Cultur feiern und statt des Wortes Gottes sich mit revolutionären Blättern geistig nähren. In diesen Classen finden revolutionäre Zeitungsschreiber ein gläubiges Publikum, welches jedesmal in's Zeug geht, wenn es gilt gegen die Klerikalen, den Grafen Chambord und die Reaktion aufzutreten. Sie brauchen nur zu drucken, und das thun sie fleißig, daß man wieder Beichtzettel und den Zehnten einführen wolle. Bei aufgeklärten Bauern und Arbeitern schlägt das immer durch, ebenso gut wie die Gefahr „des Evangeliums" und des Reichskanzlers „Seelenheil" bei den preußischen Junkern. Es ist halt eine köstliche Sache um die Aufklärung. Da das Wirthshaus die Brutstätte dieser Aufklärung ist, hegt die Loge die Freiheit desselben; schon hat das neue Ministerium Maßregeln in diesem Sinne getroffen.

All diesen feindseligen Einflüssen gegenüber hat die Kirche einen schweren Stand; wenn sie dennoch Schönes geleistet hat und leistet, so muß ihr das zum hohen Verdienste angerechnet werden.

Auf dem Gebiete der Schulen haben sich die Volks-

schulen der Brüder um Vieles als die vorzüglichsten Frankreichs erwiesen, und wenn sich Jemand beifallen lassen wollte zu behaupten, daß dieß noch nicht viel beweise, so könnte man entgegenhalten, was nun im Elsaß vorkommt. Die Schulen der verbannten Brüder waren 50 Proc. mehr werth, als alles was man seither, mit großem Geldaufwand, an deren Stelle gethan hat. Bei allen Concursen zwischen Laien- und Brüderschulen schlagen die Schüler der letzteren jene aus dem Feld. Ebenso ausgezeichnet sind die Leistungen der freien Gymnasien. In den höhern Staatsanstalten, wie Ecole polytechnique u. s. w. sind es die Schüler der Jesuiten die durch Fähigkeit und löbliches Verhalten sich vor allen hervorthun. Man könnte sicher seyn, daß die freien Universitäten dieselben Erfolge erzielen würden, wenn sie einmal in Wirksamkeit treten könnten. Doch die „freie Wissenschaft" wird der Angst überhoben werden, diese Probe zu bestehen. Die Rothen werden das Monopol des Staates aufrecht erhalten, und sorgen, daß dasselbe auch in dem mittlern und untern Unterricht wieder zur Geltung komme. Nur als Privilegirte und Monopolisten können diese Freidenker existiren; die reine Luft der gleichen Freiheit würde sie tödten.

Bewunderungswürdig sind die Geldopfer welche die Katholiken für ihre Lehranstalten gebracht haben. Neulich hat man wieder aus den Subscriptionslisten für freie Universitäten erkennen müssen, daß Niemand mehr Opfer bringt für den Unterricht als die Katholiken. Die Anderen müssen immer beim Staat betteln gehen, die Katholiken verlangen nur Eines: die Freiheit. Das weiß man auf radikaler Seite genau, noch genauer als im Reichskanzleramt in Berlin, und deßhalb sorgt man auch, daß Knechtung eingeführt und den Katholiken jede freie Bewegung verweigert werde.

Mehr noch, weil sie sich freier bewegen konnte, hat die Kirche auf dem Gebiete der christlichen Charitas geleistet. Alle die Stiftungen, Anstalten, Vereine aufzählen, die so

üppig seit vierzig Jahren aus dem Boden der christlichen Liebe emporwachsen, wäre zu lang. Die Thatsache ist allbekannt. Frankreich ist hierin der ganzen katholischen Welt vorangegangen. Man glaube nicht, daß dieß geschehen sei mittels staatlicher Gunst. In deutschen Reptilienblättern werden Fabeln zum besten gegeben von klerikaler Herrschaft unter Eugenie und Napoleon, und diese Fabeln gelten an der Spree als Wahrheit. Wahr ist nur Eines, daß Napoleon, Eugenie und ihre Regierung sich um dieses gesegnete Wirken des christlichen Geistes nicht kümmerten; sie waren nicht blinde Fanatiker die denselben unterdrückten, das aber war Alles. Von hoher Gunst zu sprechen, ist lauter Flunkerei. Die vier großen kirchlichen Orden haben heute noch keine corporativen Rechte, viele Congregationen sind nicht staatlich anerkannt, was sie freilich nicht hindert viel Schönes zu leisten. Mit Scheelsucht blickten manche Minister auf das Gedeihen dieser Orden und die Zunahme ihrer Güter; man konnte ihnen aber entgegenhalten, daß in Paris ein Dutzend jüdischer Banquiers jeder für sich mehr Millionen besitzen als alle geistlichen Orden zusammen, und zwar ohne die Kosten und Lasten von hunderttausenden von Kranken, Greisen und Waisenkindern zu tragen wie die Orden.

Diese Freigebigkeit für Liebeszwecke und für kirchliche Zwecke würdigt man erst dann in ihrer ganzen Ausdehnung, wenn man bedenkt, daß die Kirche arm und entblößt aus der großen Revolution hervorgegangen ist. Es mußte in Allem von vorne angefangen werden; Alles war im Schlunde der „Nation" verschwunden. — Bekannt ist, wie sich diese Charitas über die Grenzen des Landes hinaus in andere Länder und über ferne Welttheile ausbreitete. Verdankt nicht Deutschland einen Theil seiner Congregationen den Franzosen? Geriethen nicht viele Missionen in Bedrängniß in Folge des Krieges, welcher alle Hülfsquellen des Landes während zwei Jahren verstopft zu haben schien?

Touristen, welche durch das Land ziehen, sehen von diesem stillen gesegneten Wirken nichts, sie sehen bloß das was der Geist Voltaires, verbunden mit einer verkehrten Gesetzgebung, in dem Lande gewirkt und verwüstet hat. Darauf beruhen ihre abfälligen Urtheile. Das Wirken der Kirche ist ein stilles, stückweises; es erfaßt den ganzen Körper nicht, weil es denselben eben nicht erfassen kann. Jedesmal wo dieses Wirken stark um sich griff, trat eine feindselige Macht auf, die dasselbe in's Stocken brachte. So kam die Julirevolution und störte das Aufblühen des religiösen Lebens; so rief der italienische Krieg Napoleons Staatsmacht gegen die Kirche in die Schranken, zu einer Zeit wo ein besserer Geist die Armee durchdrungen hatte und sich auch sonst im Volke fühlbar machte. Bei Beginn der Präsidentschaft MacMahons, unterstützt durch eine conservative und christliche Majorität in der Kammer, wendete sich Manches zum Besseren, der Eifer und der Muth der Katholiken waren im Wachsen; da schlugen aber die preußischen Drohnoten hinein und trieben den schwankenden Marschall dem Herzog Descazes und ähnlichen Männern in die Arme. Auf halbem Wege bleibt man in Frankreich nie stehen. Broglie, Thiers und Descazes werden bald überwundene Standpunkte seyn. Gambetta's verblichener Stern leuchtet wieder in vollem Glanz, und wer weiß, ob nicht bald das rothe Gespenst wieder durch die Ritzen des erschütterten Staatsgebäudes herein schauen wird?

Broglie sucht im Senat einen conservativen Wall aufzuwerfen gegen die um hundert Stimmen überlegene republikanische Mehrheit in der Deputirtenkammer, und der alte Tausendkünstler Thiers bemüht sich die ruhigen Republikaner von den unbändigen loszulösen. Das ist aber Flickwerk, parlamentarisches Schaukelwesen. Das Ministerium wird einen Gefallen nach dem andern den Rothen leisten müssen, wird Klerikale auf Klerikale ihnen zu verspeisen geben; es schlägt aber die Stunde wo dem gefräßigen Ungeheuer nichts mehr

zu geben ist, was dann? Frankreich bettet sich wieder einmal auf einen Krater; die Schläge, welche gegen die Kirche geführt werden, ertönen dumpf wie unterirdische Stöße. Der Ausbruch kann da zu jeder Stunde erfolgen.

Den Nutzen der Lage hat die Politik des deutschen Reichskanzlers, die sich in Frankreich einen Mitschuldigen beim „Culturkampf" geschaffen hat. Die Reptilien haben das des Breitern ausgesprochen. Es scheint, daß Republiken im Reich ein Exportartikel sind, den man gern dem Nachbar gönnt, welchen man verderben oder lahmlegen will. Zu bemerken wäre nur, daß solche exportirte Artikel manchmal wieder zurückkehren, und zwar in verlottertem Zustand. Preußen freut sich an dem antikatholischen Malzeichen dieser Republik. Der Erzbischof von Paris hat aber, bei Einweihung der provisorischen Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre gesagt: „Die Republik wird christlich seyn, oder sie wird nicht bestehen. Frankreich muß enttäuscht werden; es sieht das Licht nicht, sieht nicht, daß es christlich seyn oder untergehen muß." Eine unchristliche revolutionäre Republik, aus Frankreich nach Deutschland verschleppt, dürfte allerdings ein schöner Traum Bebel's seyn; ob sie auch ein Traum der Hochmögenden ist?

XLIII.

Zeitläufe.

An den Vogel Strauß in Oesterreich.

(In eigenen und fremden Angelegenheiten.)

Ich habe es während meiner bald fünfundzwanzigjährigen publicistischen Thätigkeit bei diesen „Blättern" stets möglichst vermieden eine persönliche Polemik zu führen, und der Fall ist auch thatsächlich seit vielen Jahren nicht vorgekommen. Auch jetzt möchte ich mehr erläutern als polemisiren, nachdem es mir leider nicht gestattet ist, die bei Gerold in Wien erschienene Schrift: „Die katholisch-conservative Partei in Deutschland und die orientalische Frage" gänzlich mit verzeihendem Stillschweigen zu übergehen.

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" hat diese Schrift und ihr Erscheinen sofort in einer Wiener Correspondenz mit einem Trompetenstoß angekündigt. Sie hat über die Person des Verfassers eine ganz unrichtige Angabe gemacht, aber sie bemerkt allerdings nicht mit Unrecht: der Autor räsonnire, als wäre er der radikalste der Radikalen. Der Zorn ist immer ein schlechter Rathgeber, am meisten für den katholisch-conservativen Staatsmann. Meinerseits bin ich im Stande, auf die gänzlich unprovocirten Angriffe gegen meine gesammte Stellung mit der Ruhe des guten Gewissens zu antworten.

Uebrigens sind diese Angriffe auch allgemeiner Natur und keineswegs gegen meine Person allein gerichtet, auch nicht bloß gegen Reinhold Baumstark, der das Unglück ge-

habt hat seine pessimistischen Ansichten über die Zukunft Oesterreichs seinerzeit einmal in den „Histor.-polit. Blättern" auszusprechen, und nicht bloß gegen die Berliner „Germania", die vor drei Jahren den richtigen Satz vertreten hat, daß das neue Deutsche Reich, wenn es seinem Namen und nationalen Titel gerecht werden wollte, unbedingt nach der Annexion der deutsch-österreichischen Provinzen streben müsse. Dem Herrn Verfasser fehlt das Organ zu verstehen, wohin die Spitze des Satzes — an den bei uns allerdings in den weitesten Kreisen geglaubt wird, wenn auch die National-Liberalen zur Zeit sehr ungerne davon reden hören — denn eigentlich gerichtet ist. Er schreit über Verrath und Abfall von den heiligsten Principien; ja er will auch auf andern Wegen als den der katholischen Presse Deutschlands die Beweise erhalten haben, daß nur mehr ein „sehr kleiner Theil der gebildeten deutschen Katholiken" jenem Standpunkt ablehnend gegenüberstehe, auf dem „der preußisch-deutsche Einheitsstaat nicht mehr als Drohung gefürchtet und abgewehrt, sowie in voller Consequenz hiemit die Zerstörung Oesterreichs gewünscht wird." Es wäre, meint er, eine gefährliche Täuschung die Dinge anders zu beurtheilen und nicht so anzusehen, wie er selber thut.

Wir könnten nun dem Herrn Verfasser einfach versichern, daß er selbst sich bezüglich der Thatfrage in einer zwar nicht gefährlichen, aber unbegreiflichen Täuschung befinde. Wir könnten ihm entgegnen: er möchte uns wenigstens nicht für so einfältig halten, daß wir die Zerstörung Oesterreichs wünschen sollten, weil wir uns nicht mehr gegen den „preußisch-deutschen Einheitsstaat" wehren wollten. Wenn wir die Zerstörung Oesterreichs wirklich wünschten, so könnten wir sie doch nur wünschen, um gerade umgekehrt den föderativen Elementen im „Reich" eine Stärkung zuzuführen und das Uebergewicht über den Unitarismus zu verschaffen. Wir könnten ihn darauf hinweisen, daß die Nationalliberalen ja ganz offen erklären: man könne Deutsch-Oesterreich, wenigstens

zur Zeit, in dem preußisch-deutschen Reiche nicht brauchen, weil dieses Reich ansonst wirklich auf die föderalistische Bahn gedrängt und von der geregelten Entwicklung zum Großpreußenthum abgeschnitten werden würde. Aber es würde das Alles bei dem Herrn Verfasser nicht verfangen; denn das widerspräche ja dem Bilde, welches er sich von einem „sehr großen Theile der gebildeten deutschen Katholiken“, und insbesondere von der „Centrumsfraktion des Reichstags“, nun einmal gemacht hat.

Er glaubt nämlich einfach, dort, in der ansteckenden Luft der Bismarck'schen Machtsphäre, seien wir selbst machttrunken und nach Anschauungen und Grundsätzen ganz andere Leute geworden, als wir zuvor gewesen seien. Spuren dieses „moralischen Verderbens“ findet er auch in den Artikeln, die ich während des letzten deutschen Reichstags und nach demselben für diese „Blätter“ geschrieben habe. Er erhebt aber auch ganz allgemein gegen die Centrums-Männer die schwersten Vorwürfe. „Als muthiger Kämpe für Glauben und Recht zog man aus, mit tieferschüttertem Rechtsbewußtseyn, aber hochgesteigertem Machtgefühl zieht man heim.“ „Die erste Abneigung als Boten des katholischen Volkes nach Berlin zu pilgern, ist allmählig einem gewissen Behagen gewichen, mit welchem man dort, im Reichstag, im Club, politische Geltung beansprucht. Wir wissen es wohl, dieses behagliche Gefühl ist im Steigen, nicht in der Abnahme begriffen.“ „Ueberschwengliches Lob für die Katholiken Deutschlands auf der einen, überschwänglicher Tadel ihres Auftretens von der andern Seite haben den richtigen Standpunkt für ein sittliches Urtheil vollständig verrückt. Duobus litigantibus tertius gaudet. Dieser Dritte ist hier das moralische Verderben. Und nicht dort trat es zuerst ein, wo ein Pfarrsprengel verwaist ist; nein, dort wo der Versucher in Gestalt irdischer Macht, in Gestalt politischen Ansehens, des Gefallens am Reden und Gelten im Parlament, an die Katholiken herantrat.“ „Der Culturkampf hat das Selbstbewußt-

seyn gehoben; ob er, wie man so gerne annimmt, allenthalben zu einer religiösen Vertiefung, und nicht vielmehr zu einer Verflachung durch Ueberwiegen des politischen Moments, geführt hat — das werden wir zu untersuchen haben."

Mitten unter diesen Auslassungen beschuldigt der Verfasser die „katholischen Politiker in Deutschland" — warum sagt er nicht lieber „im preußisch-deutschen Reich", da er ja doch auch noch auf urdeutschem Boden residirt? — des Weitern: daß sie mit einer gewissen Geringschätzung auf ihre Glaubensgenossen in Oesterreich blicken. Er rühmt den letztern zugleich nach, daß sie ihrerseits „die Glaubenstreue von der gewissenhaften Rechtsachtung nicht zu trennen wissen." Niemand leugnet das bei uns, und ich weiß auch nichts von jener imputirten Geringschätzung. Aber Eines fällt uns allerdings auf. Während wir alle Macht des Reichs und des Staats sammt allen Inhabern derselben feindlich gegen uns haben, hat der Kaiser von Oesterreich seit Jahren der starken Stütze entgegengeharrt, welche von der großen Mehrheit der conservativen Katholiken hätte aufgebracht werden können und sollen. Warum hat man den Monarchen vergebens warten, warum hat man es sogar zu der unseligen sogenannten Wahlreform durch die Liberalen kommen lassen? So fragt man und klagt man bei uns allerdings bezüglich des traurigen Ganges der Dinge in Oesterreich.

Auf derlei Fragen gibt aber der Herr Verfasser nicht die leiseste Antwort. Wir unsererseits haben erfahren, daß es mit dem Verlaß auf das klare Recht und auf das Werk der Jahrhunderte nicht gethan ist, sondern daß der Liberalismus, wo man ihn in der Macht beläßt, auf der ganzen Erde verschworen ist mit dem Recht und der Geschichte kurzen Proceß zu machen, sobald die Gelegenheit vorhanden ist. Je höher die Hoffnungen gespannt waren, die wir auf Oesterreich gesetzt hatten, auch noch nach den „verlorenen Schlachten", in welchen der Verfasser die eigentliche Ursache unserer Hoffnungslosigkeit suchen zu sollen meint — desto tiefer sind wir

hinunter geschleudert worden. Hat denn den Herrn Verfasser gar kein Bedenken angewandelt, als er auf das heutige Oesterreich den Satz des verflossenen „rothen Prinzen" Napoleon vom Juli 1866 anwendete: „Das erste Hinderniß der Revolution ist Oesterreich, Oesterreich ist die mächtigste Stütze des Katholicismus"? Heute macht sich die Revolution Oesterreichs wegen wahrlich keine Sorge mehr. Sie glaubt allerdings dessen Zerfall besiegeln zu können, sobald ihr die Zeit gekommen scheint; und wenn man den Verlauf der österreichischen Dinge seit zwanzig Jahren betrachtet, so kann sich in der That nur der glühende Patriotismus verhehlen, daß die revolutionäre Rechnung nicht ganz ohne den Wirth gemacht und „daß die Vollendung des deutschen Nationalreichs in den Sternen geschrieben sei." Aber wir haben das nicht in die Sterne geschrieben.

Als den Zeitpunkt der großen Entscheidung über das Schicksal Oesterreichs habe ich den Moment bezeichnet, wo die Lösung der orientalischen Frage unvermeidlich würde und nicht mehr verzögert werden könnte. Ich habe das nicht erst seit Neujahr, sondern seit zehn Jahren und länger gethan. Der Verfasser hat sich theilweise selbst davon überzeugt. Jedoch findet er einen argen Widerspruch darin, daß ich die orientalische Frage und deren „Schrecken" jetzt als verhängnißvoll für Oesterreich ansehe, während ich im Jahre 1869 Oesterreich noch für eine Macht erklärt habe, „die im Vereine mit Frankreich die Geschicke der europäischen Welt entscheiden könne." Aber so war es in der That „vor sieben Jahren"; der Herr Verfasser wird selber am besten wissen, wer und was die Schuld trägt, daß es im Jahre 1870 anders kam. Unsere Aeußerung von 1869 beweist nur, daß wir damals der Wiener Staatskanzlei noch einen Rest gesunder Politik und energischen Muthes zutrauten, der in der zwölften Stunde noch zum Durchbruch kommen würde.

Damals habe ich in den „Blättern" allerdings auch geschrieben: „Erst wenn Habsburg nicht mehr existirte, könnten

die Ziele der Hohenzollern und der Romanow wieder auseinandergehen; bis dahin kann man nie von Preußen reden, ohne gleich auch Rußland darunter zu verstehen." Damit soll ich mich nun, nach der Ansicht des Herrn Verfassers, im deutschen Reichstage am 4. Dezember 1874 in schreienden Widerspruch versetzt haben. Der Verfasser erzählt nämlich: der Abg. Jörg habe dort mit gleicher Sicherheit das Gegentheil behauptet und „auf die getrennten Wege der Kabinette zu Berlin und Petersburg hingewiesen". Ja, wenn das nur wahr wäre! Ich würde mit viel geringerer Sorge der nächsten Zukunft Oesterreichs entgegensehen, wenn ich an jene „getrennten Wege" zu glauben vermöchte. In Wirklichkeit habe ich im Reichstag nur gesagt, daß nicht Preußen und das Reich, sondern Rußland die maßgebende Macht in Europa, „das Zünglein an der Wage" sei, was natürlich nicht ausschließt, daß die beiden Mächte verständnißinnig miteinander auf die Jagd gehen, um die Beute zu theilen. Rußland wird dabei nicht zu kurz kommen, ohne deßhalb den Bundesgenossen unbefriedigt lassen zu müssen.

Als im Februar desselben Jahres in der „Allg. Zeitung" die bekannten Berliner Artikel über die orientalische Frage erschienen, da habe ich mir dieselben später so wenig als damals „angeeignet". Ich habe sie als höchst bedeutsame Fühler betrachtet, nicht ohne Respekt vor ihrer zwingenden politischen Logik: ich habe darin, kurzgesagt, das Jagd-Programm der beiden Mächte für das türkische Revier erblickt. Ich habe damals gesagt: „Das preußische Interesse an der orientalischen Frage bezieht sich wesentlich auf Oesterreich, wie auch das Schicksal dieses Reichs mit dem Schlußakt der türkischen Existenz so unauflöslich zusammenhängt, daß die beiderseitige Entscheidung unfehlbar in Eins zusammenfallen wird. Alle Verräthereien an der habsburgischen Monarchie haben ihren naturnothwendigen Bezug auf den Orient."

Zwei Jahre später schien mir die Zeit nahe gerückt, wo die Lösung der orientalischen Frage von der Tagesordnung

nicht mehr abzusetzen sei, und wo Oesterreich in einer bis zur Widerstandslosigkeit isolirten Lage den Absichten der zwei Mächte bezüglich eines neuen Arrangements „sowohl an der obern als an der untern Donau", gemäß dem Programm jener Berliner Artikel, gegenüberstehen würde. Angesichts der Rathlosigkeit in Wien selber, für den Fall daß die Türken-Wirthschaft endlich nicht mehr zu halten wäre — würde es für uns nur Ueberhebung gewesen seyn, nicht auch unsere eigene Rathlosigkeit zu bekennen, und über den Hinfall aller unserer theuersten Hoffnungen uns damit zu trösten, daß eben der Mensch denkt und Gott lenkt. Darin besteht eigentlich unser Verbrechen.

Was bringt nun der Herr Verfasser zur Ermuthigung der Freunde Oesterreichs vor? A. E. J. O. U. — und damit Punktum! Er geht auf das orientalische Thema überhaupt nicht gerne ein, und verargt es auch uns, daß wir uns nicht bei der beliebten neuösterreichischen Straußen-Politik begnügen wollen. „Herr Jörg beschäftigt sich mit Vorliebe mit den Türken." Allerdings; die neuere Diplomatie Oesterreichs dagegen und insbesondere die magyarische, gipfelt in dem Satz: „Reden wir lieber nicht davon!" Ja, wenn nur damit auch die Sache aus der Welt geschafft wäre, von der wir in der That seit zwanzig Jahren die Ueberzeugung mit uns herumtragen, daß sie die letzte und größte der politischen Fragen des Jahrhundertes sei, und daß von ihrer Lösung unabsehbare Folgen für die Entwicklung mehr als eines Welttheiles abhängig seyn werden. Sehr gerne hätten wir von dem Herrn Verfasser wenigstens ein paar Andeutungen vernommen, wie denn er die „brennende Frage" ansehe. Es läßt sich aber nur soviel entnehmen, daß in seinen Augen die Frage keineswegs „brennt". Er ist bei der negativen Aktion des Grafen Andrassy vollkommen befriedigt und hält uns mit triumphirender Miene die Thatsache vor, daß während der acht Monate der Andrassy'schen Beschwichtigungs-Politik bei der stammverwandten Bevölkerung an Oesterreichs

Grenzen keine „Trennungsgelüste“ zu Tage getreten seien.

Nun, wenn man in Oesterreich sich damit begnügt, von der Gnade der Nachbarn zu existiren, dann könnte man vorderhand allerdings ruhig seyn; es fragt sich nur, auf wie lange. Wir meinen zwar, daß die Basis eines großen Reichs eine unabhängigere seyn müsse. Aber das haben wir nie in Abrede gestellt, daß man in Berlin keineswegs daran denkt, namentlich nicht solange der magyarische Einfluß die Politik des Reichs beherrscht, den Bestand Oesterreichs ohne weiters in Frage zu stellen. Man kann es sich dort kaum besser wünschen, solange die österreichische Diplomatie die Rolle eines ersten Kammerdieners im auswärtigen Amt zu Berlin unentgeltlich vertritt. Odiose Beispiele aus neuester Zeit wollen wir augenblicklich nicht anführen. Bezeichneten Orts wäre man gewiß auch zufrieden, wenn sich die orientalische Krisis abermals auf einige Jahre verschieben ließe. Schon aus dem Grunde, weil die Entwicklung des Großpreußenthums unter dem Namen des deutschen Reichs denn doch noch nicht so fest steht, um neue und bedeutende Zumuthungen mit Sicherheit zu ertragen. Darum sagen unsere Nationalliberalen im deutschen Süden jetzt in allem Ernste, was Palacky dereinst vom alten Oesterreich gesagt hat: „wenn es nicht bestünde, so müßte man es schaffen.“ Der Verfasser selbst entnimmt einem unserer Artikel eine entsprechende Aeußerung aus einer Parlamentsrede Treitschke's. Aehnliche Garantien aus noch höherem Munde haben dereinst freilich auch wir gehabt „in dem kleinen deutschen Lande, wo die Resultate politischer Weisheit ganz geeignet sind allgemeines Mitleiden zu erregen“ (was, nebenbei gesagt, stets auch unsere eigene Meinung war). Wenn der Herr Verfasser nichtsdestoweniger sein Vertrauen auf derlei Garantien setzen will, dann hat er mit seiner Schrift allerdings Glück gehabt. Die Berliner „Nationalzeitung“ hat sich auch selber aufgemacht, um ihn in seiner Gemüthsruhe zu bestärken. Das geschieht wie folgt:

„Man denkt in ‚Preußen-Deutschland‘ ungefähr so viel an die Fruktificirung des österreichischen Volkskapitals wie an die Wiederaufrichtung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation oder an die Krönung des Kaisers in der römischen Peterskirche. Unsere Politik ist Oesterreich gegenüber durch die Macht der Dinge so unumstößlich conservativ, daß die Menschen dabei eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Wir wissen nicht, ob in Rußland noch eine Partei existirt, die Constantinopel neben St. Petersburg als Hauptstadt eines Reiches für möglich hält. Daß aber eine Macht, die an den Küsten der Nord- und Ostsee sich ausbreitet, sich selbst eine centrifugale Kraft im Donauthale schaffen sollte, ist ein so abgeschmackter Gedanke, daß er wohl im Geiste unserer bittersten Feinde als Kriegsmittel entstehen konnte, aber niemals bei einem deutsch-patriotischen Staatsmann ... Je tiefer eine solche Ueberzeugung in Oesterreich wurzelt, umsomehr wird die Gehässigkeit gegen Deutschland, die noch in einzelnen Kreisen dort herrscht, sich mildern und man auch allseitig in Oesterreich einsehen lernen, wie das Wohl und die Kraftentwicklung beider Reiche Hand in Hand gehen.“

Was will man mehr? Historisch steht indeß fest, daß der fragliche Gedanke denn doch im Geiste eines oder mehrerer Berliner Publicisten erster Classe entstanden und in den Jahren 1874 und 75 energisch vertreten worden ist. Wir haben darin den klaren Beweis erkannt, daß die großdeutsche Idee nicht nur für uns so unsterblich ist wie die Nation selber, sondern daß sie sich auch mit unwiderstehlicher Naturgewalt sogar dem gesättigten Kleindeutschthum aufdrängt. Die Mittel und Wege sind dann allerdings eine Frage für sich.

Um seine Anklage gegen mich zu begründen, hat der Herr Verfasser einige Bände der „Blätter“ rückwärts durchgeblättert. Das Resultat ist ein sehr dürftiges. Das Wiener „Vaterland“ ist aber überdieß auch noch der Meinung, daß die Anklage ganz unrichtig fundirt sei, wenn der Verfasser sie bloß auf die letzten Paar Jahre unserer politischen Thätigkeit beziehe, da unser Abfall und Verrath an der

conservativen Sache mindestens bereits — zwanzig Jahre alt sei. (Nr. vom 28. März d. Js.) Es heißt hier wörtlich: „Dieser Bruch vollzog sich bereits vor länger als zwanzig Jahren... Der damaligen geistlosen Centralisations-Politik Bach's im Innern, der damaligen geist- und charakterlosen Orient-Politik nach Außen entstammt großentheils die Schwäche an welcher Oesterreich noch jetzt leidet. Die ‚Histor.-Polit. Blätter' haben vor dieser Politik damals eifrig das Weihrauchfaß geschwungen!"

Wie alt mag der Mann wohl seyn, der diese Mähr, ohne Zweifel bona fide, zu Papier gebracht hat? Er mag vielleicht davon gehört haben, daß damals eine gewisse Presse bei uns, ohne Unterschied, ob liberal oder katholisch, in der That für Dr. Bach, Graf Buol und von Brück begeistert war und mit der „neuen Aera" in Oesterreich durch Dick und Dünn ging. Aber gerade ich, und nicht selten ich ganz allein, habe mich weder bereden noch täuschen lassen; meinetwegen mögen auch sämmtliche Akten und Rechnungen des damaligen Wiener Preßbureaus durch den Druck veröffentlicht werden. Gerade ich war der beständige Gegner der Bach'schen „Germanisirungs"-Politik, der beständige Gegner jener zwieschlächtigen Orient-Politik, mit der man sich zwischen die zwei Stühle niedergesetzt hat, der beständige Gegner des Patriarchen aller österrreichischen Gründer, der mit seiner Finanz-Politik auch das Portefeuille des Auswärtigen beherrscht und den Krach aller Art in Oesterreich begründet hat. Es dürfte heute noch mancher Leser des Wiener „Vaterland" sich erinnern, welche Meinung der selige Polizeiminister General von Kempen von meinem österreichischen „Weihrauchfaß" gehabt hat; ich kann mich auf die Polizei berufen, um meine Vergangenheit gegen das Wiener „Vaterland" zu retten.

Aber ich eile zum Schlusse. Der Herr Verfasser ist meinen Neujahrsworten ungefähr bis 1869 rückwärts nachgegangen, und da will er aus sechs Zeilen die Entdeckung

machen, daß ich auch „die Verhältnisse des entscheidenden Jahres 1866 noch immer grundfalsch beurtheilt habe", und zwar im Sinne einer Entschuldigung der preußischen Politik. Um längere Auseinandersetzungen zu vermeiden, will ich ihm nachfolgend ein Dokument vorlegen, aus welchem er in Kürze entnehmen mag, wie ich damals in vielen Aufsätzen jene „Verhältnisse" in Wirklichkeit beurtheilt habe. Voranschicken muß ich nur, was ein so streng moralisch-politischer Kritiker freilich selber wissen sollte, daß schon ein Jahr vorher die österreichische Diplomatie bei der Londoner Conferenz über die schleswig-holsteinische Frage den bekannten „Purzelbaum" gemacht, d. h. das europäische Vertragsrecht geopfert hatte, ohne sich aber deshalb der mittelstaatlichen Auffassung des deutschen Bundesrechts unterziehen zu wollen. Ich war es auch damals nicht, der für den Satz einstand „Gewalt geht vor Recht", und ebensowenig für eine Politik, die Oesterreich zum zweiten Male zwischen zwei Stühle niedergesetzt hat.

Bei der Vorlegung des fraglichen Dokuments habe ich noch einen andern Zweck vor Augen. Ich möchte nämlich dem Herrn Verfasser durch ein Beispiel zu verstehen geben, wie bedenklich es ist, namentlich wenn man an Anderen die vermeintliche Verletzung der katholischen Moral in Sachen der Politik so bitter rügt — wie bedenklich es ist, die Intention politischer Ansichten bei einem Manne zu verdächtigen, von dem sich hintennach denn doch herausstellen könnte, daß seine vorhergegangenen Warnungen und Allarmrufe nur allzu begründet und gerechtfertigt gewesen sind. Mit der Sache verhält es sich wie folgt.

Der Verfasser beklagt sich, wie gesagt, über das Erlöschen jener Sympathien, die Oesterreich sonst bei den deutschen Katholiken genossen habe; die emsigste Nachforschung, sagt er, habe ihn belehrt, daß bei uns nur einige kleineren Blätter, die sogenannten „extremen", die richtige Stellung zu Oesterreich einnehmen. Er nennt beispielsweise das

„Bayerische Vaterland". Aber dieses Münchener Blatt hat in vorliegender Angelegenheit nur den Abklatsch von Artikeln eines andern kleinern Blattes gebracht, welches dann und wann auch Mittheilungen aus höheren Kreisen erhält. Es ist dieß das „Neue Bayerische Volksblatt" von Stadtamhof bei Regensburg. Eine Mittheilung gedachter Art hat das Blatt auch am 17. Juni 1866, unmittelbar nach der preußischen Kriegserklärung gebracht, und dieselbe hatte folgenden Inhalt:

Ein unvermutheter Bundesgenosse Bismarck's.

Die „Neue Frankfurter Zeitung" hat vor einigen Tagen sehr interessante Enthüllungen über das „Berliner Preßbureau" gebracht, woraus man ersehen kann, wie systematisch von literarischen Söldlingen die Corruption der öffentlichen Meinung in Deutschland betrieben wird. Denn nicht bloß in Preußen, sondern auch in andern deutschen Ländern, selbst in Süddeutschland, hat das Berliner Preßdirektorium seine geschäftigen Creaturen und seine Ablagerungsplätze in erkauften Blättern. Wenn man die höchst eigenthümliche Verarbeitung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage in einer süddeutschen „katholischen" Zeitschrift, auf welche gewisse katholische Hochtorys wie auf das Evangelium halten, in den Histor.-polit. Blättern, seit geraumer Zeit verfolgt hat, so kann man sich kaum der Vermuthung erwehren, ob nicht auch hier ein anderer Einfluß, als der der freien Ueberzeugung oder der bekannten Oppositionsmanie gegen die für bornirt oder unzurechnungsfähig behandelte öffentliche Meinung im Spiele sei. Gleich beim Ausbruch des dänischen Krieges war dieses hohe journalistische Obertribunal für die Vertheidigung des dänischen Rechtes auf Schleswig und Holstein; der Augustenburger fand vor ihm so wenig Gnade, als vor dem preußischen Kronsyndikat; alle Schuld und aller Irrthum wurde dem bornirten Liberalismus aufgeladen, in dessen Schlepptau sich die deutschen Mittelstaaten befänden. Letztere wurden damals wegen ihrer unverbesserlichen Kurzsichtigkeit und Schwachheit auf's unbarmherzigste heruntergeschimpft. Nach der seiner Ansicht nach offenbar ungerechten Eroberung der Herzogthümer hörte der gelbe Prophet auf, von Ungerechtigkeit zu reden;

seine Aufgabe war es nun, das Erworbene zu schützen und vor Allem wiederum die Ansprüche und die Einmischung der bornirten deutschen Liberalen und der liberalen Mittelstaaten mit aller Macht abzuwehren. Das Liebäugeln mit dem Retter der deutschen Gesellschaft, dem Dränger der deutschen Liberalen (Bismarck) wurde immer offener und cynischer; alle Schäden der Welt in Europa und Amerika wurden auf die Rechnung der Liberalen geschrieben; das Heranziehen der unzufriedenen Arbeiter und Ködern derselben mit den unsittlichen Lassalle'schen Schwindeleien wurde dem vergötterten Meister auf's eifrigste nachgemacht und sehr bedenkliche Ansichten über Erwerb und Eigenthum angestellt.

Die Allianz Oesterreichs mit Preußen, d. h. mit dem Bismarckischen Preußen, wurde für Oesterreich und Deutschland fortwährend als das höchste Glück und Heil gepriesen. Dabei wurde der österreichischen Regierung so unter der Hand ziemlich deutlich Nachgiebigkeit gegen die mehr und mehr gesteigerten Ansprüche des gescheidteren Alliirten empfohlen; nebenbei wurde jedes Mal mit arrogantem Hohne über die Rathlosigkeit und Ohnmacht der von Annexion bedrohten Mittelstaaten triumphirt, und ihnen als guter Rath empfohlen, auf Gnad und Ungnad sich unter die Fittige der unendlich weiseren preußischen Vorsehung zu begeben. Fast möchte es scheinen, als ob es dabei besonders auf Oesterreich abgesehen gewesen sei, welches man mit reaktionärer Lockspeise an das preußische Bündniß fesseln und von seinen natürlichen Alliirten in Deutschland entschieden trennen wollte.

Die „Nothwendigkeit", in der sich die preußische Regierung befinde, Holstein und Schleswig zu anneriren, wurde wiederholt als eine unbestreitbare Sache angenommen. Die neueste Wendung der Dinge wird nun in dem gelben Orakel-Heft tief bedauert, natürlich, gleichwohl der ungebetene Rath der hellsehenden Cassandra nicht an Preußen, welches nach Herrn Jörg immer im Rechte, weil in politischer Nöthigung sich befindet, sondern an Oesterreich gerichtet, als ob bloß dieses in Gefahr sei und auf Rettung bedacht seyn müßte. Und welches ist nun dieser kluge Rath, der da ertheilt wird? Dieser: Oesterreich, von zwei Seiten bedrängt,

solle nach der einen Seite hin sich Luft machen durch ein friedliches Abkommen mit Preußen, dessen billigen Forderungen es nachgeben soll; es soll in einen weiteren Bund mit dem engeren Deutschland unter preußischer Oberhoheit treten und das Deutschland mit seinem Parlament (Herrn Jörg ein verhaßtes Wort!) sich selbst überlassen — ganz wie es das Reformprojekt Bismarck's verlangt — dann solle es seinen Beruf im Osten (!) verfolgen. Zu diesem Zwecke solle es sich mit seiner ganzen Kraft auf Italien werfen, um an der Adria eine starke Stellung zu gewinnen. Das heißt Herr Jörg „Politik im großen Styl nach der wirklichen und nicht eingebildeten Lage der Dinge" treiben. Er warnt sogar Oesterreich wiederholt, sich in die deutschen Händel zu mischen, da es davon keinen Nutzen, nur Schaden haben könne. Ueberhaupt finden wir bei Herrn Jörg eine durchgehende Uebereinstimmung mit der Politik Bismarck's, und die Vorausverkündung gewisser Schritte gerade der preußischen Politik — wie des neuesten preußischen Reformprojekts, der Antwort Preußens gegen Oesterreichs Anträge am Bundestage — beweist eine überraschende Vertrautheit mit den Geheimnissen des Berliner Schwindelgeistes. Freilich, große Geister finden sich zusammen! Von Recht oder Achtung des Rechts ist keine Rede mehr, nur von gesunder Realpolitik; die Entrüstung des deutschen Nationalgefühls findet bei ihm keine Spur von Anklang, ihm erscheint sie als eine Dummheit deutscher Ideologen; Herr Jörg steht auf einem höhern Standpunkt, er geht mit Bismarck und Napoleon und schaut mit ihnen höhnend über die Köpfe der kurzsichtigen Erdenbewohner.

Wie Schade, daß ein solcher Mann nicht an seinem Platze ist! Wäre Herr Jörg an Graf Mensdorf's Stelle, so würde Oesterreich keinen Heller für Kriegrüstung gegen Preußen ausgegeben und überdieß sogar noch einen Gewinn gemacht haben. Der ganze Fluch also, welcher selbst von seinen eigenen Landsleuten auf das Haupt Bismarck's geschleudert wird, muß nach Herrn Jörg auf die Verblendung der Wiener Regierung fallen. Nun eine Frage: Herr Jörg gilt für einen Vertreter der wirklichen ultramontanen Partei in Deutschland; darf

man nun auch annehmen, daß seine politischen Ansichten in der deutschen Sache für die Partei maßgebend sind? Das wäre seltsam, sehr seltsam! Eine Politik, welche sehr angesehene und achtungswerthe protestantische Prälaten in München und Stuttgart als eine unsittliche verurtheilt haben, unter dem Schutze der Ultramontanen! Nein! hier muß etwas Anderes im Spiele seyn.

Zwei Monate vorher hat derselbe Mann, dessen Intentionen und Integrität, wie vorstehend zu lesen ist, beurtheilt zu werden vermochten, einem österreichischen Diplomaten, auf dessen Verlangen und zu dessen Privatgebrauch, ein „Promemoria die schleswig-holsteinische und die Bundesreform-Frage betr." übergeben. Indem ich dasselbe jetzt wieder lese, um es hier abdrucken zu lassen, erschrecke ich fast darüber, wie alt wir in der kurzen Zeit von zehn Jahren politisch geworden sind. Was damals von allen deutschen Federn besprochen und bearbeitet wurde, tönt heute wie eine ausgestorbene Sprache über das Grab hingeschiedener Generationen herüber. Indeß will ich es doch wagen, die Leser noch einmal vor die „Verhältnisse des entscheidenden Jahres 1866" hinzuführen!

München, den 15. April 1866.

Deutschland befindet sich in einer Säkular-Krisis, die es mit den schwersten Gefahren bedroht. Bürgerkrieg und Revolution oder noch wahrscheinlicher beides zumal. Gewinnen wird dabei nur die revolutionäre Partei, und um so gewisser wird Deutschland seine ganze Zukunft verlieren. Es ist die heiligste Pflicht derer, welche die Macht haben, kein Mittel unversucht zu lassen, wodurch das furchtbare National-Unglück noch beschworen werden könnte.

Kann Oesterreich den Krieg wagen, bloß um das Programm der mittelstaatlichen Partei in Schleswig-Holstein auszuführen, oder was könnte es sonst sogar in einem siegreichen Kampf zu gewinnen hoffen? Nichts; denn sobald nach ein paar siegreichen Schlachten das Kriegsziel höher gesteckt werden wollte, so würden nicht nur die fremden Mächte, es würden namentlich auch die kleineren Staaten Deutschlands, Bayern

voran, sich in's Mittel werfen, damit ja Preußen nicht zu wehe geschehe und Oesterreich nicht ein bedrohliches Uebergewicht erlange. Wer sich im „Reiche“ genauer auskennt, wird an der Wahrheit dieser Aussage nicht zweifeln.

Was könnte aber Oesterreich gewinnen im Frieden mittelst des Parlaments? Es würde abermals nur verlieren. Preußen ist bereits daran, die Mainlinien-Politik mit der Trias-Politik zu combiniren und den Bundes-Oberbefehl im Reich mit Bayern zu theilen. Oesterreich wird dadurch militärisch ausgeschlossen aus Deutschland. Bayern ist ferner ausgesprochener Maßen bereit der preußischen Forderung des Alternats im Bundespräsidium beizustimmen. Was bleibt dann noch von der Machtstellung Oesterreichs in Deutschland?

Welchen Vortheil hat überhaupt der Kaiserstaat aus der bisherigen Art des Verbands mit Deutschland gezogen? Ich habe vor Jahr und Tag einen hervorragenden österreichischen Staatsmann gesprochen, der die vielen Millionen, die Oesterreich seit 1815 für Deutschland ausgegeben, an den Fingern hergezählt hat; um den Ersatz für alle diese Opfer zu berechnen, dazu hat er keinen einzigen Finger gebraucht; denn es war nichts. Oesterreich ward im Stiche gelassen 1854, 1859, 1863, 1864 und soeben wird es wieder im Stiche gelassen von denen, über die es 50 Jahre lang seinen schützenden Schild gehalten.

Das Parlament wird wie gesagt diese nachtheilige Stellung Oesterreichs nicht bessern; es wird dieselbe unbedingt verschlimmern. Schon dadurch, daß Oesterreich von Neuem und noch tiefer in die deutschen Verwickelungen hineingezogen würde, in einem Augenblicke wo in seinem Innern und ringsum an seinen wichtigsten Grenzen die größten Aufgaben seine ungetheilte Aufmerksamkeit verdienten. Oesterreich würde Zeit und Kraft in Masse nicht nur ohne allen Erfolg, sondern auch stets durch Intriguen absorbirt und von Friedensstörungen bedroht in einem Moment verschwenden, wo seine Zeit und Kraft kostbarer sind als je.

Oder sollte Oesterreich vielleicht versuchen, den Parlamentsgedanken zu vereiteln oder zu hintertreiben? Ich glaube, wenn es nicht allen Boden bei uns verlieren will, so dürfte

es eine solche Absicht nichteinmal vor sich selbst eingestehen.

Nun aber die Hauptfrage: kann Oesterreich überhaupt an einem deutschen Parlament ernsthaft theilnehmen? Nämlich ohne den Hintergedanken, es würde ja doch abermals nichts daraus werden. Und könnte es auch nur vorerst seinen Beitritt erklären, ohne daß auf seine innern Verfassungs-Fragen, namentlich die ungarische, die bedenklichste Rückwirkung sofort eintreten würde? Ich glaube nicht.

Aber man sagt: dann schlöße sich Oesterreich ja selbst aus von Deutschland, wenn es im Parlament und folgerichtig in der künftigen deutschen Centralgewalt nicht vertreten wäre! Das wäre freilich schlimm, wenn nur diese Wahl existirte und kein Drittes. Aber ist es denn so?

Auf der Grundlage aller bisherigen Partei-Plane zur Bundesreform ist es unbedingt so. Es fragt sich nur, ob es nicht auf einem anderen Wege möglich wäre, einerseits den nöthigen Verband Oesterreichs mit Deutschland aufrecht zu halten, andererseits aber sich den unaufhörlichen deutschen Händeln zu entziehen, und davon nicht länger mit seiner besten Kraft nutzlos absorbirt zu werden.

Gäbe es einen solchen Weg, dann wäre die Ergreifung desselben offenbar von der glücklichsten Tragweite. Ohne seinen wahren Beruf in Deutschland zu opfern, bekäme Oesterreich seine Eine bis jetzt unlösbar gefesselte Hand frei. Ein bisher ungekanntes Gefühl der Sicherheit und des Friedens würde von dieser Seite her auf die innere Lage zurückwirken. Die einheimischen Verfassungsfragen wären nicht länger durch die Gedanken an Frankfurt unaufhörlich contrecarrirt. Nach Außen wäre Oesterreich ein nicht weniger, sondern ein mehr gefürchteter Feind, nicht ein weniger, sondern ein mehr geschätzter Bundesgenosse. Denn die Mißverhältnisse zu Deutschland waren bis jetzt immer die bekannte Blöße Oesterreichs. Ein starkes Oesterreich — das ist aber Alles, was die Zukunft Deutschlands bedarf, mit einem hilfsbedürftigen ist weder uns noch ihm selbst geholfen. Die Erfahrung hat das überflüssig

bewiesen. Unter allen Umständen ist es die oberste deutsche Aufgabe Oesterreichs sich zu conserviren auf bessere Zeiten.

Ich sage: es gibt einen solchen Weg. Ihn zu betreten bedarf es aber eines neuen Geistes deutsch-österreichischer Politik, neuer Männer, die Hinlegung mancher hohlen, aber veralteten Vorurtheile. Man hat sich bis jetzt in engen Paragraphen-Knoten gleichsam eingekapselt und außerdem für nichts Aug und Ohr gehabt. Auf diesem ausgetretenen Wege findet sich die Rettung allerdings nicht.

Aber qui bene distinguit, bene docet. Die Hauptfrage ist die: gibt es für Oesterreich kein anderes Band mit dem neuen, zu reformirenden Bunde als unter der Bedingung, daß österreichische Abgeordnete in das Parlament eintreten und der Kaiser als constitutionelles Mitglied in der collegialen Centralgewalt sitzt? Ich sage: ja, es gäbe noch eine dritte Stellung Oesterreichs in Deutschland.

Ich behaupte sogar: Oesterreich kann im Ernste weder an dem Parlamente theilnehmen, noch kann es in der constitutionellen collegialen Centralgewalt sitzen, es kann in dem neuen Bunde nicht mitregieren und verwalten. Aber der Kaiser kann **oberster Richter in Deutschland** seyn. Das ist meine Lösung des Knotens.

Geraume Zeit ehe die Reformakte erschien, hat Graf Rechberg bei Vertrauten die Einführung eines **Bundesgerichts** für die wichtigste und entscheidende Reform im Bunde angesehen. Seitdem haben die Ereignisse diese Ansicht nur bestätigt. Parlament, Centralgewalt, Bundesgericht: auch die nordamerikanische Verfassung besitzt diese hierarchische Ordnung. Wie nun, wenn der Kaiser Parlament und Centralgewalt denen überließe, die beides haben wollen, dafür aber das Bundesgericht sich vorbehielte?

Das ausschließliche Präsidium in Frankfurt war — es wird jedenfalls verloren gehen — eine kostbare historische Reminiscenz, aber ohne reellen Werth. Das Bundesgericht des Kaisers wäre ein kostbares historisches Monument von sehr reellem Werthe. Das Kaiserthum ist im Andenken des deutschen Volkes geblieben als letzte Quelle des Rechts. An-

sehen und Arbeit für das Bundesgericht würden die Parteien im Parlament und in der Centralgewalt hinreichend besorgen. Wer bezweifelt das? Nur daß Oesterreich nicht mehr selbst ein wesentlicher Theil dieser Balgereien wäre, sondern denselben in majestätischer Ruhe zusehen würde.

Im Uebrigen blieben die Bundesgesetze natürlich aufrecht, soweit sie die Garantie des Besitzstandes der Bundesländer nach innen und außen betreffen. In Bezug auf die erübrigenden Rechte Oesterreichs in Deutschland könnte dem Kaiser auch das Veto nicht verweigert werden.

Mein Projekt ist also eine Combination des kleindeutschen und des großdeutschen Gedankens. Aber Oesterreich käme dabei nicht zu kurz. Unsere mittleren Kabinette haben bis jetzt mit thätiger Erkenntlichkeit gegen den Kaiser sehr gespart, denn sie sagten sich: „Oesterreich muß ja!" Das würde bald anders werden, wenn Oesterreich nicht mehr „müßte." Man ist immer angesehener, wenn man gesucht wird, als wenn man sucht; und an dem Gesuchtwerden würde es unter dem Uebergewicht Preußens im Parlament und in der Centralgewalt nicht fehlen.

Ich würde aber doch nicht verzweifeln, daß Preußen das Projekt acceptire. Es würde sich in Berlin plausibel machen lassen. Der hauptsächlichste Vorwurf Preußens fiele dabei weg: daß Oesterreich immer von Bundes-Reform spreche, während es doch selber die Bedingungen derselben — Parlament und Centralgewalt — nicht erfüllen könne.

Oesterreich käme so im Frieden und durchaus ehrenhaft über die schreckhafte Krisis hinüber. Das Einzige aber, was Oesterreich bedarf, ist der Friede, vor Allem der Friede in und mit Deutschland.

Man schlage in Berlin folgende Vermittlungs-Basis vor: Oesterreich erhebe keinen Einspruch gegen die Einsetzung des deutschen Parlaments und einer Centralgewalt; aber es werde sich selbst weder hier noch dort betheiligen, und sich nur das Veto in Bezug auf seine erübrigenden Rechte im Bund vorbehalten. Oesterreich sei ferner bereit, seinen Rechtsantheil an Schleswig-Holstein gegen Entschädigung für seine Kosten

und Opfer an Preußen abzutreten, es dieser Macht überlassend, über die künftige Stellung der Herzogthümer mit dem deutschen Parlament sich zu vereinbaren. Oesterreich verlange aber die Einsetzung eines Bundesgerichts. Es werde die Organisation desselben mit dem Parlament und den Kabinetten vereinbaren und behalte sich seinen Einfluß bei Besetzung dieses höchsten Gerichts in der Weise vor, daß der Kaiser den Präsidenten, Vicepräsidenten und die Hälfte der Bundesrichter frei ernenne, die andere Hälfte auf Vorschlag Preußens, resp. der neuen Centralgewalt. Ebenso behalte sich der Kaiser die Leitung der eventuellen Exekution vor. Daß eine solche Einrichtung ganz besonders geeignet wäre, das Princip von der Theilung der Gewalten und von der Unabhängigkeit der Justiz im neuen Bunde zur Wahrheit zu machen, leuchtet ein.

Verfasser dieser Zeilen ist seit Jahren als warmer Freund Oesterreichs bekannt; er allein hat es gewagt, mit seinem Namen die großdeutsche Kaiseridee zu vertreten. Die Ereignisse haben ihm unter Schmerz und Qual jede Illusion ausgezogen; der letzte Rest von Hoffnung liegt in dem vorliegenden Projekt.

Es ist ein feierlicher Moment, in dem ich schreibe. Ströme des Bluts und der Thränen von Millionen unschuldiger Menschen hängen von der Entscheidung ab. Hätte ich das Glück Sr. k. k. apost. Majestät nahe zu seyn, ich würde zum ersten Male in meinem Leben fußfällig bitten, noch einen neuen und nicht schon abgenutzten Versuch zu machen. Es ist keine Rettung mehr, wenn Gott nicht in eilfter Stunde die Herzen zweier großen Monarchen rührt. Möge wenigstens das erhabenste dieser Herzen nicht ungerührt bleiben!

J. Edm. Jörg.

XLIV.

Pro Rheno.

In einer den „Parteien der Staatsomnipotenz“ gewidmeten Betrachtung der Historisch-politischen Blätter wurde jüngst der Satz aufgestellt, daß der unter den Deutschen so weit verbreitete und so tief eingewurzelte Bedientensinn wohl am stärksten auftrete in dem von Haus aus vorherrschend slavischen Altpreußen, am wenigsten in Westfalen, Schleswig, Hamburg und Altbayern. Rheinländer von Geburt, inmitten des rheinischen Volkes lebend und seit einem Lustrum den Herzschlag dieses rheinischen Volkes belauschend, möchte ich Verwahrung dagegen einlegen, daß unter den dem staatsomnipotenten, knechtischen Wesen am wenigsten geneigten Theilen deutscher Erde nicht auch die Rheinlande eine Stelle gefunden haben.

Den richtigsten Maßstab für den Freiheitssinn und das Selbstgefühl, welche ein Stamm sich bewahrt hat, bietet doch wohl die Stärke des Widerstands, den er dem gegenwärtig in Deutschland zur Herrschaft gelangten System undeutscher Centralisation und byzantinischen Staatskirchenthums entgegenzusetzen vermag, und in dieser Beziehung darf der rheinfränkische Stamm die Führung beanspruchen. Seit Beginn der sog. Culturkampfs-Aera haben die rheinischen Katholiken in ihrer überwältigenden Mehrheit klar und bestimmt Stellung genommen, und schon die ersten Wahlen zum Reichstage entlockten der liberalen Presse den Schmerzensschrei, daß der blühendste, aufgeklärteste, heiterste und regsamste Theil Deutschlands zur Fraktion des Centrums das Hauptcontingent gestellt

habe. Während der letztvergangenen Jahre hat dann das katholische Volk am Rhein keine Gelegenheit vorübergehen lassen ohne zu bekunden, daß es in seiner oppositionellen Frontstellung zu verharren gedenkt.

Für die Rheinlande charakterisirt sich der Widerstand gegen die neupreußische Politik recht eigentlich als ein Kampf für die rheinische Eigenart. Es geht ein russisch-absolutistischer Zug durch diese Politik, mit dem sich der freie, frische Sinn, welcher von Alters her am Rhein zu Hause war, nimmer befreunden kann. Der Rhein ist deutsches Urland, eine alte Stätte deutscher Gesinnung und Gesittung, und diese seine weltgeschichtliche Bedeutung erwuchs aus dem Boden seiner katholischen Vergangenheit. Vom Rhein aus drang das Christenthum, drang literarische Entwicklung und feinere Bildung nach dem Osten; hier lagen, in langgestreckter Linie die sogenannte Pfaffengasse ausfüllend, die ältesten Bischofssitze, hier Mainz der deutsche Primatialstuhl, hier die Pfalzen der Kaiser, hier Aachen die Krönungsstadt und Frankfurt der Wahlort, hier Straßburg und Worms und das reiche Köln, die Sitze freien Bürgerthums. Noch mahnen uns die zerfallenen Burgen, die hochragenden romanischen und gothischen Dome an die Tage, in denen hier das Centrum Deutschlands lag. Es lebt — wie die Adresse der Stadt Coblenz und der rheinischen Landschaft an den König Friedrich Wilhelm III. aussprach, welche Görres im J. 1818 dem Fürsten von Hardenberg überreichte — „es lebt eine dunkle Erinnerung im Geiste des rheinischen Volkes fort von dem, was der Rhein in der deutschen Geschichte bedeutet: wie in den Zeiten vor der Geschichte die Trevirer aus der Mitte Belgiens bis an die Schweiz geherrscht, wie von Austrasien her das alte Gallien bezwungen worden; wie Rheinfranken in den Karolingern der Welt ihre Herren und Deutschland ein großes Kaisergeschlecht gegeben; wie die rheinischen Kurfürsten Deutschland stark gemacht, indem sie durch kluge Wahl ihm Jahrhunderte lang eine Reihe der trefflichsten Kaiser ausgefunden; wie am Rhein alle Künste gediehen und das Haupt, die geistige Höhe und Blüthe des Reiches sich entwickelt hatte, als in den Extremitäten Avaren und

Hungern nach Oesterreich überzogen, und Wenden und Slaven bis zur Elbe in Preußen herrschten; wie in allen Jahrhunderten große Fürsten und Kirchenprälaten, Staatsmänner und Feldherrn, Schriftsteller, Dichter, Baumeister, Maler und Künstler jeder Art von dort ausgegangen."

In dem Maße wie in den letzten Jahren das specifische Borussenthum nach der politischen und der kirchlich-religiösen Seite hin sein eigenthümlich Wesen rücksichtsloser und unduldsamer hervorgekehrt hat, ist der Widerstreit der rheinischen Eigenart gegen dasselbe erstarkt, und eine der unausbleiblichen Folgen des sog. Culturkampfes war die, daß das Mißtrauen in die Instinkte der preußischen Staatsseele, welches 25 Jahre inneren Friedens fast beseitigt hatten, am katholischen Rhein mit verdoppelter Stärke neu erwachte. Es wird viel Klugheit und weise Schonung erforderlich seyn, um dasselbe wieder zu bannen.

Jeder aufrichtige Freund des Vaterlandes muß wünschen, daß die Umkehr von den verhängnißvollen Bahnen, welche die preußisch-deutsche Politik eingeschlagen, bald erfolge. Unter allen Umständen aber werden, so darf man hoffen, die Rheinlande der herrlichen Mahnung eingedenk seyn, welche Görres im Athanasius an das Volk seiner Heimath richtete: „Euer Glaube, Ihr habt wohl gethan, Euch um ihn zu sammeln; es gibt kein Band, das fester und sicherer und unlösbarer einigte, denn dieses. Euere Urväter, die Franken, waren, als die anderen deutschen Stämme entweder dem Heidenthume anhingen, oder alle insgesammt dem Arianismus sich zugewendet, die Ersten, die zur katholischen Lehre sich bekannt; und von der Reformation nur an seinen Extremitäten berührt, ist der Stamm durch anderthalb Jahrtausende ihr unverbrüchlich treu geblieben, und seine Physiognomie wird wesentlich davon bedingt. Euere Art und Euer eigenthümlich Wesen in allen anderen Dingen, die sonst noch werth sind, daß der Mensch nach ihnen strebe, laßt sie Euch nicht rauben noch verfälschen: bildet sie vielmehr fort in Euerer Weise, und laßt die Anderen auf ihren Wegen gehen. Euer Stamm ist einer der Kernstämme des deutschen Volkes; er

darf nicht verloren gehen, sondern muß sich anderen Zeiten aufbewahren, wo das jetzige Confusorium vorübergegangen und in einer besseren Ordnung der Dinge jedes seine rechte Stelle findet. Stoßt daher von Euch aus, was Euerem Naturell ungemäß, ihm von Außen angeflogen, und eignet Euch dafür Alles an, was ihm entsprechend es zu nähren, zu erhalten und zu stärken diensam ist. Wehrt mit Beharrlichkeit das Fremde ab, was sich feindlich und untergrabend einzudrängen versuchen wollte; denn es kann nur Störung herbeiführen und Irrung auf den Wegen, die Ihr zu gehen habt. Haltet zusammen eng und fest, denn Ihr habt Alle ein und dasselbe Ziel, und dieß Ziel ist: die ganze und volle Realisirung der gewährten Religionsfreiheit und der zugesagten politischen und bürgerlichen Gleichheit der Confession in ihrem ganzen Umfange ohne Gefährde und Hinterhalt. Es wird Euch gewonnen seyn, wenn Ihr mit Beharrlichkeit darauf besteht."

Der Appell an den rheinischen Partikularismus im guten und berechtigten Sinne findet heute wieder lebhaften und verständnißvollen Widerhall im rheinischen Volke; deß war die Coblenzer Görres-Feier am 25. Januar 1876 Zeuge. Warm und innig klang dieser Ton insbesondere aus den Schlußsätzen heraus, in welchen Dombechant Heinrich von Mainz — selber ein glücklicher Repräsentant rheinischer Individualität — an das Wort eines alten Rechtsbuches über die rheinischen Franken erinnerte. „Das edele Volk der Franken, durch Gott gegründet, tapfer in den Waffen, fest in des Friedens Bund, tiefsinnig im Rath, vor jeder Irrlehre bewahrt, da es noch die Barbarei umfing schon durch Gottes Anhauch der Weisheit Schlüssel suchend, nachtrachtend nach Gerechtigkeit, in ihrer Sitten Eigenthümlichkeit, und alle Zeit in Frömmigkeit." Möge dieses alte Wort Geltung behalten, so lange die grünen Wellen des Rheins fließen und Gottes Sonne über ihnen scheint.

XLV.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Siebentes Capitel: Erste Reise nach Italien (1817—18).

1. Bis Neapel und Aufenthalt dortselbst.

Da auch nach dem Verlust der zwei schönen Alpenstädte an der Salzach und am Inn Kronprinz Ludwig noch immer nicht in der Hauptstadt, sondern bald in Würzburg, bald in Aschaffenburg lebte, so konnte ich erst drei Tage vor dem Abgang aus München ihm meine Aufwartung machen. Die Erwählung zum Reisearzt verdankte ich vorzüglich der Freundschaft von Loe, welcher als zweiter königlicher Leibarzt neben seinem Schwiegervater Hartz am Hofe aus- und einging, sodann Hartz's eigenem Wohlwollen und endlich der Gunst des Staatsraths Egid von Kobell. Diese hatten, weil Medizinalrath Distlbrunner bei der Kronprinzessin bleiben mußte, mich dem Könige vorgeschlagen und da mein ärztlicher Ruf Geltung besaß, so war die allerhöchste Genehmigung leicht erlangt worden. Ich weiß nicht, ob der Prinz sich noch erinnerte, daß er meine Anstellung in der Armee befördert und in Paris mich in Audienz empfangen hatte; wenn ich aber unterwegs von dieser und jener bekannten Persönlichkeit redete, so fiel ihm auf, daß mein Name von verschiedenen Seiten schon ihm genannt worden, woraus sich denn sogleich Berührungspunkte ergaben. — Der Prinz hat uns öfter mit sarkastischem Humor erzählt, daß der norddeutsche Arzt, den man eigens berufen, um ihn auf seiner ersten Reise nach Italien (im J. 1805)

zu begleiten, zugleich den ministeriellen Auftrag erhalten hatte, drei Monate vor der Abreise in München einen Cursus — der Veterinärkunde durchzumachen!

Zwei Tage darauf ward ich dem Könige vorgestellt, der in seiner bekannten natürlich-einfachen und wohlwollenden Art mich sehr gnädig empfing. Denselben Tag erhielt ich auf Kobell's Verwendung meinen Gehalt für acht Monate vorausbezahlt und fuhr am Abend nach Nymphenburg, wo ich nebst den anderen Herren des Gefolges übernachtete, um früh Morgens zum Aufbruche bereit zu seyn.

Die Reisegesellschaft des Prinzen bestand aus dem General der Hartschiergarde Grafen Seeverras Testaferrata, dem Regierungsrath Grafen Karl von Seinsheim, dem Inspektor (nachmaligen Direktor) der königl. Bildergalerie Georg Dillis und meiner Wenigkeit. Als Dienerschaft begleiteten uns zwei Hoflakaien und je ein Kammerdiener der beiden Grafen.

Als wir im Vorzimmer uns versammelten, bemerkte Dillis dem Kronprinzen, ich sei einer seiner eifrigsten Galeriebesucher. Schon früher, wenn ich vorübergehend nach München gekommen, war ich ihm durch mein häufiges und anhaltendes Erscheinen in der Sammlung aufgefallen; wenn er Fremde durch die Säle geführt, pflegte ich mich so weit anzuschließen, daß ich von seinen Erklärungen Nutzen zog, und endlich hatte ich ihm selber meine Aufwartung gemacht. Vergnügt klatschte der Prinz in die Hände, daß er nun auch in seinem Arzt einen Kunstliebhaber mit sich führe.

Gleich bei der Abfahrt zeigte der Prinz, daß er auf der Reise sich nicht an die Etikette zu binden denke, indem er nicht Graf Seeverras, den Vornehmsten, zu sich in die Kalesche rief, sondern, seinem Herzen folgend, Graf Seinsheim, seinen Jugendfreund und früheren Reisegenossen. Doch ermangelte er nicht, am nächsten Tag den General, ein andermal Dillis, endlich auch mich an seine Seite zu nehmen, und von da an nach Belieben frei zu wechseln.

Graf Seeverras war einer jener vielen Italiener, die unter Karl Theodor, wie früher unter Max Joseph III. in bayerische Dienste getreten sind, von welcher Einwanderung noch heutzutage verschiedene Familiennamen Zeugniß geben. Er war im Ganzen ein gutmüthiger Mann und galt als tapferer und unterrichteter Offizier. Durch obige Anordnung am ersten Tage mochte er sich betroffen und vom Platze gerückt fühlen, da er nun mit uns zwei Bürgerlichen den zweiten Wagen zu theilen hatte, mochte wohl auch fürchten, es werde dabei sein Bewenden haben. Daher suchte er uns — jedoch ohne Unfreundlichkeit — seine Stellung und Bedeutung klar zu machen. Längst war zu merken gewesen, daß der Prinz ein Aug' auf ihn geworfen. Da waren die Fragen des hohen Herrn über „la Sicile que je connais comme ma poche"; da hatte auf einem Hofballe Höchstderselbe, um sich zum Tanze zu stellen, ihm, dem General, sein Casquet zur Aufbewahrung anvertraut! Und nun beim Abschied, was hatte Graf Thürheim, der Minister, zu ihm gesprochen? „Ihnen übergeben wir den Kronprinzen, Sie tragen die Verantwortung." Dillis, welcher längst des Prinzen selbstständigen und auf Selbstständigkeit eifersüchtigen Charakter kannte, schmunzelte still in sich hinein; wenn der Minister solches gesagt, dann schwerlich anders denn als satyrischer Schalk. Ueber unsere Rollenvertheilung äußerte zu verschiedenen Malen Graf Seeverras, der bald französisch, bald italienisch mit uns sprach, sich folgendermaßen: „Il conte Seinsheim sovra la cassa, il pittore sovra l'arte, il dottore sovra la salute, ed io sovra tutto." Der Prinz, dem wir diese Anordnung später erzählten, fügte dem sovra tutto bei: „Si si, come il vento"[1]) und sprach nun häufig von ihm als vom „*Anemos*", dem über Alles hinweg-

1) „Graf Seinsheim über die Kasse, der Maler über die Kunst, der Doktor über die Gesundheit und ich über Alles." „Ja ja, über Alles, wie der Wind."

brausenden Wind, ein Ausdruck, welcher ihm aus seinem stillen Begleiter Homer geläufig war.

Der Graf hielt sich also für den Reisemarschall, der Prinz aber hatte ihn lediglich um Siciliens willen geladen. Da geschah es unterwegs einmal, daß wir Abends auf einer Station anlangten, von welcher Niemand unter uns zweifelte, wir hätten hier über Nacht zu bleiben. „Halten, aussteigen, abladen", befahl der Graf zum Wagen hinaus. Augenblicklich streckte auch der Kronprinz den Kopf hervor und rief lachend: „Sitzenbleiben, umspannen, weiterfahren!" Wir bekamen nun statt des guten Nachtquartiers ein schlechtes, aber der Prinz hatte gezeigt, daß er nicht über sich verfügen lasse.

Mit des Grafen Kenntniß de la Sicile wie seiner Tasche hatte es übrigens gute Wege. Obschon (wenn ich nicht irre) selber Sicilianer, kannte er nur ein paar Küstenstädte, in die er auf seinen Pflichtreisen als Malteserritter gekommen war, dagegen nichts vom Innern der Insel, verstand nicht den Dialekt der Leute, brachte den Prinzen, der sich auf ihn verlassen hatte, zusammt der ganzen Gesellschaft in manch' peinliche Lage und hatte überhaupt keinen Begriff von dem was ein im ernsten Sinne des Wortes wißbegieriger Reisender wie Kronprinz Ludwig unter Kenntniß eines Landes, seiner Geschichte, Sitten, Gesetze, Dialekte u. s. w. versteht.

Zu den Wichtigkeiten, die der Graf sich beilegte, gehörte es, daß er der Erste in Europa von Napoleons Ueberfahrt nach Egypten Kenntniß erhalten; nach Malta reisend, wollte er das Schiff Bonaparte's erkannt haben, wußte zwar nichts zu melden von einer geschichtlichen Folge der großen Entdeckung, aber — „Je le dirai à l'Europe, oui à toute l'Europe", fügte er dann hinzu.

Des Grafen Karl Seinsheim, nachmaligen langjährigen Finanzministers, natürlich-liebenswürdige und leutselige Heiterkeit, die ihn bis in's hohe Alter begleitet hat, ist noch Vielen in freundlicher Erinnerung. Mit dieser

hervorleuchtenden Eigenschaft verbanden sich klarer Verstand, Vielseitigkeit des Unterrichts wie der künstlerischen Theilnahme, sogar tüchtige Kenntniß der verschiedenen Kunstschulen, und machten seine Gesellschaft behaglich, lehrreich und unterhaltend. Im Alter hatte er zwei Jahre vor dem Kronprinzen, eines vor mir voraus.

Dillis, gleich dem Grafen Seeverras schon in den Sechzigen, war ein ruhiger freundlicher Mann, hatte längere Zeit in Italien gelebt und war als Fachmann in Sachen der Kunstschulen sowie als selbstthätiger Künstler zur Reise geladen. Daß er Priester sei, erfuhr ich erst spät. Zwar las er von Zeit zu Zeit die Messe, doch weiß ich nicht, welches seine religiösen Gesinnungen gewesen.

Dem einen der beiden Hoflakaien und dem wackern Italiener Ghecco, langjährigem Kammerdiener des Grafen Seinsheim, oblag auch Dillis' und meine Bedienung.

Meine Reisebriefe gingen mit den Kurieren des Prinzen nach München, wo die Freunde sie lasen und über Landshut nach Schwarzhofen beförderten.

Fano am adriatischen Meer, den 22. Oktober 1817. Abends.

Theuerste Mutter! Liebste Schwestern! Verehrteste Freunde und Freundinen!

Seien Sie mir auf's Herzlichste gegrüßt aus dem himmlisch schönen welschen Lande, vom Ufer des mondbeleuchteten adriatischen Meeres, und empfangen Sie gleich von vornherein die freudige Versicherung, daß ich von Herzen vergnügt bin. Der erste Tag heute, an dem ich ein wenig meine Gedanken sammeln und Ihnen niederschreiben kann... Am 15. Morgens fuhr die ganze Reisegesellschaft um 5 Uhr in zwei Wagen von Nymphenburg ab... Es regnete und wir schmeichelten uns, daß die Thränen der Zurückgelassenen sich mit jenen schweren Tropfen gemischt... Unser Wagen (dem des Kronprinzen folgend), vortrefflich ausgerüstet und groß wie ein Haus, war vollgestopft mit vielen Flaschen guten Weins und mehreren Nahrungsmitteln, und mit dankbarem Innern

segneten wir oft auf der Reise die vorsorgende Güte Sr. Excellenz des Herrn Hofmarschalls.

In Italien, wo man im Laufe der Jahre besagten großen Wagen oftmals hat hin- und herziehen sehen, nannten ihn die Leute „Il Bastimento di Baviera“ (das bayerische Schiff).

Schon am ersten Tag, an welchem wir über Kufstein bis Rattenberg in Tyrol gingen, zeigte mir ein kleiner Zug einerseits das Maß, welches der Prinz in seinen Ausgaben hielt, andererseits die Meinung, welche sich darüber gebildet hatte. Sein eigener Wagen kam Nachts um 10 Uhr an, der unserige erst um 2 Uhr nach Mitternacht, theils weil er für sechs Pferde etwas schwer, theils weil er — nach der Ansicht wenigstens von Graf Seeverras — „zu wenig geschmiert“ war. Es erhielt nämlich jeder Postillon einen Kronenthaler Trinkgeld; so viel pflege er, der Graf, zu geben, wenn er auf eigene Rechnung reise; einem Kronprinzen also gezieme mehr. Schon hatte der hohe Herr Bedeutendes für's allgemeine Beste zu leisten begonnen, allein das war erst im Werden und zog als Solches mehr die spottlustige Kritik und Zweifelsucht auf sich als ermunternde Bewunderung. Noch ahnte man nicht die staunenswürdige Leistungsfähigkeit, für welche jenes sparsame in's Kleinste Berechnen ihm den zuverlässigen und unentbehrlichen Grund und Boden schuf. Noch wußte man nicht, daß dieß haushälterische Sparen, das allerdings hie und da an's Komische und darum Unfürstliche streifte, nicht Selbstzweck war, sondern höchst fürstlichen Zwecken und Absichten sich unterordnete; und gewöhnt an die überfließende Freigebigkeit seines Vaters, mißdeutete man häufig — von manchen Seiten mit Bosheit — des Sohnes so ganz eigenartige Weise.

Den 16. weiter über Schwatz, wo noch starke Spuren von unseren Landsleuten, nach Innspruck und über den Brenner. Um halb 12 Uhr Nachts führten unweit der höchsten Spitze, über der Wolkenregion die nachlässigen Post-

knechte unseren schweren Wagen in den Straßengraben; obwohl acht Pferde zogen, obwohl wir ausstiegen und schieben halfen, obwohl die Postknechte aus Leibeskräften fluchten, wollt' es doch nicht vorwärtsgehen. Es war gar nicht behaglich, in bitterer Kälte, bei heftigem Schneien, seit Morgens nichts Warmes im Leib. Erst nach 2 Uhr, nachdem aus einem benachbarten Dorfe noch zwei Pferde herbeigeholt waren, gelang es den Wagen aus dem Dreck zu ziehen, wir fuhren den Rest des Berges hinauf, auf der anderen Seite herunter und holten nach Vier den zeitlich angelangten ersten Wagen in Sterzing ein, wo wir eilig, jedoch fröhlichen Muthes, um halb 5 Uhr Früh des 17. Oktobers die Hauptmahlzeit für den 16. einnahmen, aber gar nicht mehr zu Bett gingen. Nun weiter nach Mittenwald, wo die Sachsen so zugedeckt wurden, über Brixen nach Botzen. Hier ließen wir bei einem fröhlichen gutbesetzten Abendessen uns wohl seyn.

Wir feierten mit köstlichem alten Rheinwein, welchen der Prinz zu diesem Zwecke eigens mitgenommen, den Vorabend zum vierten Jahrtag der Völkerschlacht zu Leipzig, da wir den 18. selber nicht mehr auf deutschem Boden seyn sollten.

Ein komischer Auftritt, den wir in Ala erlebten, mag aus dem Tagbuch meiner zweiten Italien-Reise, in welchem ich in fröhlichem Erinnern ihn verzeichnet habe, seinerzeit auferstehen. Ueber Verona, wo mir die Arena zuerst einen Begriff von der erstaunlichen Großheit römischer Bauten gab, den 19. nach Mantua. Hier und damals, meine ich, sei Folgendes geschehen, was mir, dem nicht Anwesenden, nachher erzählt worden. Der Herzog von Dalberg, welcher in Napoleons Diensten seinem deutschen Vaterland mancherlei Schaden zugefügt, weilte zufällig im nämlichen Gasthaus wie der Kronprinz und begehrte ihm aufzuwarten. Vielleicht wollte er dem deutschgesinnten Fürsten gegenüber sein Deutschthum betonen, jedenfalls gebrauchte er die Muttersprache, während der Prinz, was sonst seine Liebhaberei nicht war, sich des Französischen bediente. Zum Nachgeben gezwungen, antwortete der Herzog französisch, augenblicklich

wechselte der Prinz und sprach nun deutsch. Wie fließend die Conversation gewesen, läßt sich denken[1]).

Am 2. Oktober über Modena nach Bologna, wo die Gemäldesammlung mich erfreute, den 21. nach Cesena, dem Geburtsort der Päpste Pius VI. und VII., den 22. über Rimini, Pesaro, beständig dem Ufer des adriatischen Meeres entlang nach Fano, im Vordergrund die gewaltige Fläche des Meeres, im Hintergrund gegen Osten schneeweiße Wolken, Eisgebirgen ähnlich, von verschiedener seltsamer Gestalt, ein ungemeiner Anblick, mächtige Brandung am Gestade. Von Fano auf- und immer aufwärts in das apenninische Gebirge, durch die schönsten mannichfaltigsten Gegenden, über Fossombroni, Cagli nach Cantiano, schon fast in der Wolkenhöhe; den 24. Morgens noch ein wenig aufwärts auf die Ostseiten-Spitze des Apennins, wo man an heitern Tagen zugleich gegen Westen das mittelländische und gegen Osten das adriatische Meer sieht; dann abwärts an den Seitenwänden der schönsten Berge hin über Nocera, Foligno mit seiner Rafaelischen Madonna, nach Spoleto, wo wir noch um halb neun Uhr des Urbinaten Anbetung der hl. drei Könige besahen. Den 25. über Terni — der Wasserfall in der großartigen Natur eines der gewaltigsten Schauspiele, die ich bis dahin gesehen hatte — nach Otricoli als letztem Nachtquartier vor Rom.

Der Kronprinz ist bisher außerordentlich vergnügt gewesen. Er ist unter uns der unermüdlichste und freut sich über allen Ausdruck, Rom und Sizilien zu sehen[2]). Vor Freude ißt, trinkt und schläft er kaum. — Seine vier Gefolgsherren

1) Görres hat mir nachmals erzählt, der Herzog habe sich einst bei Minister von Stein anfragen lassen, ob er, Dalberg, den Freiherrn besuchen dürfe. „Kömmt er in Geschäften", erwiderte Stein, „so werde ich ihn empfangen, kömmt er aber als Herzog von Dalberg, so schmeiße ich ihn die Treppe hinunter."

2) Rom zum zweiten-, Sicilien zum erstenmale.

betreffend hat er bemerkt, daß wir sämmtlich mit gewaltigen Nasen bevorzugt sind. Da der Wagen, in dem ich mit meinen zwei Reisegefährten saß, sehr groß und ansehnlich ist, so haben die Leute, welche häufig nach der Dicke und Breite urtheilen, den Kronprinzen in diesem Wagen gesucht und mich als den Jüngsten dafür gehalten und begrüßt, wogegen ich mich denn immer sehr gnädig verneigte.

Für die eisenbahnlose Zeit konnte unsere Reise ein bloßes Durchfliegen des Landes genannt werden; immerhin genoß man die Gegend auch so noch unvergleichlich besser als heut. Erst die Ebene mit ihren baumdurchpflanzten Feldern, diese Bäume durch Rebgewinde gleichwie durch Bänder in einander geschlungen; dann die Arme des Apennin uns umfangend und je höher tragend bis etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche; die Straßen zumeist hinlaufend auf dem Kamme, die Ortschaften liegend auf den Spitzen dieser bis oben hinauf fruchtbaren Berge, die, nicht hoch wie die Alpen, dem Auge dennoch gleich hoch erscheinen, weil sie dem Meere näher und somit tiefer liegen. Die Linien jedoch viel sanfter und geschwungener, und schon die Fruchtbarkeit es verrathend, daß ihre Höhe nicht wirklich Alpenhöhe; die einzelnen größeren Ortschaften durch unzählige Häuser und Villen in Verbindung, daher fast nirgends eine häuserleere Gegend, so daß mir ganz Italien wie eine zusammenhängende Stadt erschien; die Gebäude durchgehends aus Stein, in einem edleren größeren Styl, fast in allen auch in den Dörfern Architektur, allenthalben Säulengänge, in den Städten prächtige Straßen mit köstlichen Palästen, überall gewaltige Spuren des alten Roms, als herrliche Landstraßen, aus ungeheuren Quadern erbaute Brücken, Wasserleitungen, das ganze Land ein reich geschmückter Garten ... Lauter bekannte Dinge, die jedoch dem Eisenbahnreisenden schwerlich mit solcher Deutlichkeit sich darstellen.

Aber in dieser schönen Natur und zwischen dieser stolzen Architektur, welche Menschen! Gern gebe ich zu und bin es

überzeugt, daß in Italien eine Menge der vortrefflichsten Leute und Talente seien, wie aber kann ich ein würdiges Porträt entwerfen derjenigen, die uns auf unserer Reise vorzüglich begegnet sind, der Kutscher, Postillone, Wirthe und des Gassenpöbels! Solch' ein Gesindel, solche Lumpen, solche Spitzbuben, solche Diebe, solche Bettler sind mir noch nicht vorgekommen. Auf zehn Schritte weit von ihnen ist man schon bestohlen und wenn man sie nur ansieht, jucken einen die Läuse am ganzen Körper... Industriös sind sie, die Italiener, das muß man sagen, sehr industriös. Kaum ist der Fremde in einem Ort oder im Gasthof angekommen, so sind im Augenblick zehn bis zwanzig Personen, von der Gasse her, bereit, ihn zu bedienen — Menschen von allen möglichen Costümen, Männer und Weiber, Große und Kleine; drei bieten sich an, einen guten Gasthof zu zeigen, drei andere die Merkwürdigkeiten des Ortes, vier bis sechs thun, als wollten sie den Wagen ins Haus hineinschieben helfen, den die Pferde ohnehin ziehen, —

und wenn sie selber mit unvergleichlicher Unbefangenheit Ort und Umstände nehmen und brauchen, wie sich's trifft, so ist ihre Dienstfertigkeit um so erfinderischer, dem Fremden Alles zu weisen und bis ins Einzelnste darzubieten, was bei den Forderungen der Alltäglichkeit nur immer wünschenswerth und reinlich erscheinen kann — Alles für ein Trinkgeld natürlich.

Um hier sowohl dem Land als meinen damaligen Eindrücken gerecht zu werden, muß ich daran erinnern, daß in der That Italien das Mißgeschick hatte, dem Extrapostreisenden gegenüber sich in seinen allerjämmerlichsten Individuen darzustellen. Wenn es wahr ist, daß Habsucht und Verschmitztheit nun einmal besondere Klippen im Charakter des Italieners sind, so begreift es sich, daß in diesem meistdurchwanderten Land Europas, wo der Verkehr auf schmalgestrecktem Gebiet sich drängt, jene pfiffige Habsucht besonders den Reisenden zum Gegenstand nahm und durch eben den vielen Verkehr genährt und immer neu gereizt wurde. Ebenso be-

greift es sich aber auch, daß der Reisende im fortwährenden Kampf mit ihm ganz neuen und durch die fremde Volksart besonders abstoßenden Typen der Gemeinheit nicht sogleich Zeit und Laune zu billigen Betrachtungen fand, im besten Fall nur die gute Laune, dem Spektakel seine komische Seite abzugewinnen. (Das Eisenbahnwesen mag Vieles ausgeglichen haben, wennschon es bezüglich der Einzelkenntniß der kleineren Orte dem Wanderer gewiß nicht zum Vortheil gereicht.)

Wüßt' ich es nicht von Anderen, so konnte ich auf meiner dritten Italienreise mich selber überzeugen, daß abseits von der Heerstraße oft die lieblichste Einfalt wohnt, und selbstverständlich läßt auch an den besuchteren Orten immer nur ein Bruchtheil der Bevölkerung sich in jenes lästige Getümmel ein.

In Rom, von wo ich meinen ersten Brief absandte, hielten wir uns für diesmal nur ein paar Tage auf. In einer Wohnung am spanischen Platz angekündigt, wurden wir im eingebrochenen Dunkel von einer wunderlieblichen Frauenstimme begrüßt; wie war ich am nächsten Morgen enttäuscht, zu der Engelsstimme einen alternden Engel zu finden!

Rom, 27. Oktober. Ich habe heut nichts gesehen, als die Aeginetischen Kunstwerke[1]); sie sind von ausgezeichneter Schönheit, die Gesichter ausgenommen[2]), Eines soviel werth als alle mit einander gekostet haben, und von Thorwaldsen vortrefflich ergänzt. Man wird erstaunen, wenn man diese Statuen zusammen sieht, die allein schon eine Galerie bilden. München wird in Zukunft in Kunstsammlungen der erste Ort nach Rom seyn. Der Kronprinz ist ganz entzückt. Morgen sehe ich noch die Peterskirche ... Aus Palermo bald mehr. —

1) Der Kronprinz hatte sie kürzlich erworben.

2) Es scheint, daß der große Künstler, dem diese Meisterwerke ihre Entstehung verdanken, es nicht wagen durfte, den herkömmlichen, ohne Zweifel religiös geheiligten Gesichtstypus zu ändern.

Bei meist trübem, theilweise Regenwetter legten wir den Weg nach Neapel zurück, den ersten Tag (29. Oktober) über Albano nach Velletri, den zweiten durch die pontinischen Sümpfe, wo alle Menschen, die wir trafen, ein blasses, gelbes, krankes Aussehen hatten, nach Terracina, dem alten Anxur, von großartigem Eindruck, da man von Süden und Norden schöne Vorgebirge erblickt. Von da wollten wir über Fondi nach Molo di Gaeta, also schon ins Neapolitanische. Aber was begegnet uns in Fondi? Wir kamen um halb vier Uhr Nachmittags an. Unsere Pässe mußten unterschrieben werden; der Kronprinz, dem das zu lange dauert, geht zu Fuß mit Dillis und mir voran, wir wandern fast eine Stunde, es kommt kein Wagen nach; wir vermuthen Hindernisse und kehren um; eine halbe Stunde darauf, schon sechs Uhr Abends, kommt uns Graf Seeverras im Wagen des Kronprinzen entgegen und erzählt, halb athemlos, fiebernd vor Zorn, daß der Polizeikommissär zwar die fünf Herrschaften, aber keineswegs die zwei Bedienten passiren lasse, weil diese keine Gesundheitspässe hätten. (Die zwei andern Bedienten hatten wir unwohl in Rom zurückgelassen, damit sie den nächsten Tag in einem langsam fahrenden Wagen uns folgten.) S. Kgl. Hoheit fuhren nun mit Graf Seeverras und Dillis nach Molo ab, und ich ging nach Fondi zurück, wo Graf Seinsheim bei unserm Wagen und den zwei Beanstandeten geblieben war. — Was ist Schuld an diesem Ereigniß? Hat der neapolitanische Gesand in Rom gewußt, daß es so streng gehalten wird, warum gab er nicht das Erforderliche? Er, der täglich Pässe aussertigt, muß doch wissen, was nöthig. Am nämlichen Abend wurde auch ein Engländer aus derselben Ursache aufgehalten. — Man hat uns in Fondi selbst gesagt, das sei Absicht vom Gesandten, damit die Leute Hindernisse finden und sich dann mit Geld abkaufen, wovon er auch sein Theil bekommt. In der Nacht um zwei Uhr indessen kam ein Kurier mit einem Schreiben des Gouverneurs der Festung Gaeta an den Polizeikommissär, uns sogleich zu entlassen, und so brachen wir auf.

Im Neapolitanischen fanden wir, in Entfernungen von

hiesigen Meilen, d. i. von starken Viertelstunden, militärische Pikete von 5—8 Mann auf der Straße aufgestellt, der Straßenräuber wegen; und dennoch geschehen Angriffe auf die Reisenden im Zwischenraume von zwei Piketen. Wie muß es um den moralischen Zustand eines Volkes aussehen, wo solche Maßregeln nothwendig sind? In Deutschland, das doch unendlich mehr gelitten hat, reist der Fremde sicher, unter dem Schutze deutscher Treue und Redlichkeit. D'rum sei du mir gepriesen, deutsches Vaterland! Rauher bist du wohl, aber freundlicher und herzlicher, als dieser warme leuchtende Himmel, der Schlangen und Basilisken hegt.

Obwohl Schinderhannes und Comp., sowie verschiedene andre berühmte Helden dieses Schlags nicht eben neapolitanische Basilisken waren, so bleibt es freilich richtig, daß das Räuberunwesen gerade in Italien tief in Nationalfehlern und Verhältnissen wurzelt und darum bei jeder günstigen Gelegenheit auf's neue lustig emporwuchert. Aber abgesehen davon, daß es auch im Neapolitanischen später wieder sich besserte, als die Nachwehen des Krieges mehr verschwunden waren, so ist es überhaupt ein ganz falscher Schluß, den ich — allerdings gemeinsam mit Vielen — aus dem Vorhandenseyn einer größeren Menge Räuber auf den moralischen Zustand des übrigen Volkes zog. Es ist ungefähr das Nämliche, wie wenn ich aus dem Vorkommen vieler Cretinen in gewissen Gegenden, z. B. der Schweiz, auf ein niedriges Geistesmaß der Nichtcretinen dortselbst zu schließen mir erlaubte, oder — um auf dem moralischen Gebiet zu bleiben — als wenn ich von jenen zahlreichen Deutschen, welche heutzutage den Erfolgen der Gewalt ihre kriechende Huldigung darbringen, auf Verkommenheit der übrigen Theile der Nation einen Rückschluß beliebte. Auch hier berühren sich eben die Gegensätze.

Neapel, das prächtige, empfing uns mit seinem Volksgebrause und seinen Naturherrlichkeiten, seinem Himmel voll Sonnenschein, seinen amphitheatralischen Bergen voll bunter Pflanzenpracht, seiner lachenden Bucht voll Segel, seinem

köstlichen Gegenüber von Inseln — das Schönste und Größte, was ich bis dahin gesehen. Auf der Chiaja am Ufer des Meeres wohnend, genoßen wir vom Haus der schönsten Aussicht auf die Bucht, links der Vesuv, der uns Nachts wie eine große Kohlenpfanne leuchtete, rechts der Posilipp mit seinem weltberühmten Durchgang. Der Prinz war fortwährend seelenvergnügt und meine Wenigkeit trotz Schlangen und Basilisken nicht minder. Unsere kranken Bedienten waren genesen rasch nachgefolgt, aber das Schiff, das uns nach Palermo bringen sollte, war Windstille halber noch gar nicht eingelaufen, und die aufgezwungene Frist genoßen wir in vollen Zügen. Unsere Wanderungen durch die Stadt, ihre Kirchen, ihr herrliches Museum u. s. w. wechselten mit Ausflügen. So fuhren wir nach Puzzuoli, sahen den Tempel wo der hier gelandete Apostel Paulus zuerst gepredigt, die Trümmer des gewaltigen Serapistempels — jenseits der Bucht von Bajä den durch Erdbeben 1540 entstandenen Monte Nuovo, den düsteren Avernersee, einer der Eingänge in die Unterwelt; wurden bei Fackelschein in der schauerlichen Grotte der Sibylle von Cumä auf Menschenrücken durch das Wasser getragen, schauten die aus Stein gehauenen Bäder des Nero, unmittelbar am Ufer, — die Ruinen der Venus-, Merkur- und Dianentempel, die vielen aus dem Meere hervorragenden großen Trümmer der Brücke, durch die einst Kaiser Caligula Bajä mit Puteoli verbunden, u. s. w. Daß wir dabei versäumt hatten Proviant mitzunehmen, und uns bei schlechtem Wein begnügen mußten mit elenden Fischen, angemacht in übelriechendem Oel, das erhöhte nur die fröhliche Stimmung; mit großem Appetit verzehrten wir das schlechte Zeug und waren guter Dinge; am meisten Spaß machte es dem Kronprinzen. — Dann Pompeji, dann die Villa des Duca di Gallo, von wo vielleicht die schönste Ansicht von Neapel und Umgegend, endlich am 6. November Besteigung des Vesuv.

Nicht nur meiner Mutter und meinen Schwestern, auch

dem Münchnerkreise konnten zu jener Zeit, da noch nicht so viel gereist und beschrieben wurde, ausführliche Berichte willkommen seyn; aber ich mußte die Augenblicke mir erstehlen, in solcher Hast lebten wir. Wechselte doch täglich die Stunde der Hauptmahlzeit; genoßen wir sie um fünf, halb sechs Uhr Abends, so brachen wir um sechs, halb sieben Uhr schon wieder auf; oder wir kamen erst um acht oder neun Uhr zu Tisch. Dazu das betäubende Gebrause. Wie Alles sich regte, sich drängte, sich schob, wie Alles rannte und schrie, daß mir beständig die Ohren gellten; es klang von fern nie anders als ob ein Aufruhr tobe, als ob der Vesuv losbräche; aber Neapel zählte, obwohl weit kleiner als Wien, damals schon über 400, nach Einigen gegen 500 Tausend Einwohner. Nirgends, auch in Italien, hatte ich nur annähernd eine Lebendigkeit des Wesens gefunden wie hier und in Capua. Angebettelt, hatte ich Miene gemacht etwas zu geben, da sah ich mich schon von 20—30 anderen Bettlern, besonders Buben umringt, welche waren „wie junge Teufel".

Als ich mich mit ihnen einließ, machten sie Sprünge, Purzelbäume, Grimassen aller Art, daß unsere ganze Gesellschaft sich ausschütten wollte vor Lachen; darunter die gescheidtesten, aber verschlagensten Gesichter. Obwohl ich ihnen geschenkt hatte, kamen sie doch wieder, und machten mir neue Fratzen vor. Von der Unverschämtheit dieser Art hat ein Deutscher keinen Begriff. Und wie die Bettelbuben, so die meisten anderen Menschen, mit denen wir auf unserer Reise in Berührung gekommen; die früher bemeldeten Herren (die Postillone, die Stallknechte, die Wirthe, die Kellner, die Stiefelwichser, die Lohnlakaien), wenn sie auch schon gut bezahlt waren, immer kamen sie wieder und verlangten noch etwas darüber für Branntwein. Manche Reisende haben es versucht und das Doppelte, ja Dreifache des Taxmäßigen gegeben, es half nichts, um noch etwas für Branntwein kamen sie doch. Und wenn man ein Pferd ihnen schenkte, so würden sie auch noch das Zeug dazu verlangen.

Uebrigens ist bemerkt worden, daß dieses Wiederbe-

gehren nicht nach der Summe des Erhaltenen sich richtet; der auf zweimal zwei Soldi erhält, ist vergnügter als der auf einmal drei bekommen; es scheint also diese Lust des Erbettelns und Durchsetzens nicht bloße Habsucht zu seyn. Aehnlich liegt bei uns dem Wilderer oft weniger am Wild, als an der Lust des heimlichen Erjagens. Auch beim Bettler wurzelt in Italien die Unverschämtheit häufig mit in Muthwillen und Humor.

Der eigentliche Diebstahl, auf der übrigen Halbinsel damals selten, blühte doch üppig in Neapel. Daß mir am ersten Tag ein seidenes Sacktuch aus der Tasche gestohlen wurde, war bei der Sorglosigkeit, mit der ich meist und zum mindesten einen Zipfel heraushängen ließ, nicht wunderbar, aber auch die anderen Herren — man sah uns ja gleich an, daß wir Fremde seien — wurden auf der Gasse gewarnt: „Geben Sie Acht, daß Sie die Sacktücher nicht verlieren"![1])

1) Zu Ernst von Lasaulx sagte in Neapel ein schon länger dort weilender Deutscher, als von der Fertigkeit der Taschendiebe die Rede war: „Bei mir wollt' ich es keinem rathen; — eine fremde Hand in meiner Tasche, die drehte ich ihm um! (mit entsprechender Pantomime) abdrehen würd' ich sie ihm!" Sie schreiten weiter, da ruft hinter ihnen eine Stimme: „Signori, Signori!" Und umblickend sehen sie in einiger Entfernung einen Mann ein Sacktuch schwingen. Der deutsche Landsmann wird bleich und roth, der Kerl aber wirft das Tuch verächtlich hin und ruft: „Ma che vergogna! Un Signore, un Signore come lei, portar seco un fazzoletto di cotone! E una vergogna! (Aber welche Schande, ein Herr, ein Herr wie Sie, baumwollene Sacktücher zu tragen, es ist eine Schande!) — Freund Schlotthauer, den auch schon unliebsame Erfahrungen gewitzigt hatten, wurde auf einem Gang durch die Hauptstraße von Neapel, den volkreichen Toledo, von einem Landsmann unterrichtet, er solle gleich den Einheimischen das Sacktuch auf der Brust tragen. Soeben wird der Belehrende von der andern Seite der Straße gegrüßt, erwidert den Gruß durch Schwingen des Hutes — und kömmt mit leerer Hand zurück . . . Ein Vorübereilender hat ihm den Hut entrissen. — Jüngst noch bemerkte ein Deutscher

Ein vornehmer Neapolitaner, der längere Zeit in München und am Hofe König Max I. gelebt und vor einigen Jahren der Königin Caroline hetrurische Vasen in mehreren Kisten zum Geschenk gemacht hatte, bot dem Könige seine „berühmte“ Gemäldegalerie gegen eine Leibrente an. Nach Neapel gekommen, wollte der Kronprinz sie sehen. Der Besitzer meldete auf Befragen, er sei zwar in hohem Grade leidend und liege zu Bett, dieß aber sei kein Hinderniß, die Dienerschaft habe Befehl, alle Säle zu zeigen, auch bitte er um die Gnade, nach vollendetem Besuch der Galerie S. Kgl. Hoheit sehen und sprechen zu dürfen. Beim Durchwandern der Säle erklärte Dillis die Gemälde der „berühmten Meister“ für lauter Copien. Hierauf besuchten wir den Besitzer, fanden ihn im Bett liegend und elend hustend; er „fürchtete“ kein Jahr mehr zu leben, der Kronprinz sprach ausweichend. Im Nachhausefahren erzählte Dillis, wie es sich mit erwähntem Geschenk antik-hetrurischer Vasen an Königin Caroline verhalten habe. In sämmtlichen Kisten hatten sich nichts als Scherben vorgefunden. König Max hatte sofort den Auftrag gegeben, unter Dillis' Leitung die Herstellung der einen oder andern Vase aus den Trümmern zu versuchen, aber trotz der peinlichsten Mühe war die Zusammensetzung nicht einer einzigen gelungen. — Die Befürchtungen aber des kranken Besitzers für sein Leben sind gottlob nicht in Erfüllung gegangen.

Die Neapolitaner sind größer als die übrigen Italiener, man sieht nicht selten, besonders auf dem Lande, häufiger bei dem schönen Geschlecht und bei Kindern, blonde Haare und blaue Augen. Die Weiber finde ich im Ganzen hier nicht

---

in Neapel im Augenblicke der That die Entwendung seines Sacktuches; er setzt dem Diebe nach, einem unerwachsenen Buben — da vertritt ihm ein Polizeimann den Weg: „Was er mit dem armen Kinde denn wolle;“ bis der Deutsche (selbst ein lebhafter Südtyroler und Zuave) zornig die Sache auseinandersetzt, ist das „arme Kind“ natürlich im neapolitanischen Volksgewimmel verschwunden.

schön, nur die Augen groß und feurig. Die Römerinen aber haben etwas Edles in ihrem Wesen ... Hier im Neapolitanischen scheint mir schon ein orientalischer Zug in die Mischung des Charakters eingegangen; auch ihre Kleidung erinnert daran, das Bunte (Roth, Grün, Blau), das Tragen der Mäntel. Menschen, so original zerlumpt und zerrissen, habe ich nie gesehen; die Fetzen hängen oft wie Eiszapfen und so reich wie die Borsten beim Igel oder Stachelschwein von ihnen weg, und doch darüber oft noch ein eben so lumpiger über die Schulter geschlagener Mantel, ein runder Hut auf dem Kopf, ein Schnurrbart im Gesicht, kein Schuh an den Füßen.

In den Kirchen geht es nicht sehr heilig her; es herrscht bei uns wenig Erbauung; aber hier, so viel ich bis jetzt sah, noch weniger; sie halten schier Markt darin[1]).

So eine herrliche Stadt Neapel ist, so schmutzig erscheint es in den Häusern und Straßen, alles voll Auskehricht, Unrath, todten Viehes. Man hat es recht bequem hier, ... nicht bloß auf Gassen und in Winkeln, selbst auf den Treppen und Seitengängen von Palästen; häufig, wenn man schnell einem Wagen ausweicht, tritt man hin, wo man nicht gerne hingetreten ist.

Als ich z. B. das große Spital besuchte, stieß ich in drei Winkeln eines ausgedehnten Krankensaales auf je eine Sammlung höchst mannigfaltigen Datums von 50—60 solcher Schätze, die man anderwärts den Sinnen zu verbergen strebt. Der mich umherführende Arzt, den ich von Wien her kannte, bemerkte meinen staunenden Blick. „Ja bei uns kann man es nicht so einrichten, wie in Deutschland", meinte er, und in der That, das Volk liebt seine Gewohnheit.

---

1) Beiläufig bemerkt, fiel mir auf, daß ich wenig Rosenkränze sah. Was die Erbauung bei uns betrifft, so konnte sich dieß nicht auf unser Volk beziehen, das im Ganzen recht andächtig war, sondern auf die höheren Stände, die jedoch bekanntlich in einer nachfolgenden Epoche sich sehr gebessert haben. Leider ist diese Epoche vorüber, aber die Unerbaulichen meiden jetzt großentheils die Kirche, was seine guten Seiten hat.

Daher auch die ungeheure Menge Ungeziefers hier, und wer behauptet, er hab e in Italien keine Läuse und Flöhe bekommen, der ist nicht dagewesen; wir wissen Alle davon zu sagen. Die Betten, die wir in Fondi hatten, waren zwar weiß überzogen, aber unter dem Weißen steckte das Braune; ich und Graf Seinsheim sahen am ganzen Leib aus wie gesottene Krebse. Ich fragte den Kellner, es müßten Scorpione im Bette gewesen seyn, er aber versichert zu unserm Trost, es wären nur Wanzen und Flöhe, ich vermuthe noch ein drittes Insekt. Aber das war nur ein Spaß gegen das was wir hier, in Neapel selbst, von dem Thier, das man im Italienischen Pulci nennt, zu leiden haben. Der Kronprinz bezahlt täglich 25 Scudi, d. i. über 60 Gulden bloß für die Wohnung, und dennoch solche massive Unreinlichkeit; auch hier sehen zwar die Betten sehr rein und ordentlich aus, aber auch hier müssen sie jenes dicke roth punktirte Unterfutter haben, denn wir litten gleich in der ersten Nacht erstaunlich und trugen die Abdrücke desselben eingeätzt an unserm Leib. Solche . . . . sind die Italiener.

Einen Theil der blutdürstigen kleinen Bestien muß man freilich auf Rechnung des Klimas setzen, ebenso einen Theil der Unreinlichkeit, der thätigen sowohl als der faul leidenden.

Eines Morgens, da ich noch im Bette lag, stund Dillis vor seinem auf dem Tisch ausgebreiteten Mantel und bearbeitete denselben mit einem Hammer in kräftigen Schlägen. „Was thun sie denn?" fragte ich verwundert. „Etwas, das ich dringend auch Ihnen rathe; in den Nächten sammelt sich das Ungeziefer, da schlag' ich es zu Schaaren todt." —

Am Tag vor unserer Abreise geschah die Vesuvbesteigung und nicht ohne Fährlichkeit. Die Esel hatten uns von Portici aus zwischen den Weinbergen des Lacrymä-Christi und vorüber an der Eremitenklause zum steilsten Abhang gebracht; hier stiegen wir ab und klommen in der bekannten Weise hinauf, Jeder von uns in seinen Bemühungen unterstützt durch ein gerollt um den Leib gebundenes Tuch, an dem sein voranschreitender Führer ihn nachzog.

Es war schon dunkel und das Steigen sehr beschwerlich über die vielspitzigen Lavaschlacken, die zum Theil unter unseren Tritten wegrollten, und durch die viele Fuß hohe und nachgebende Asche; doch ermunterte uns der von Zeit zu Zeit in sprühenden Funken auflodernde Krater, der glühende Steine auswarf, so daß ich wider meine Gewohnheit den Hut aufsetzte, damit allenfalls die Schlacken ihn durchbrännten, eh's mir an den Schädel ginge. Nun kamen wir in einen seit Langem ausgebrannten Krater von 5—600 Fuß im Umfang, doch rauchte es noch aus mehreren hundert uns umgebenden Oeffnungen und wir unterschieden deutlich den Geruch von salzsaurem Gas, — der Boden unter uns und die ganze Atmosphäre wie in einem Dampfbad. Noch hatten wir eine Höhe von 7—800 Fuß vor uns, die erst seit wenigen Jahren durch einen der letzteren Ausbrüche entstanden war. Die Führer fragten, ob wir weiter verlangten, wir dachten nicht anders, als das müßte so seyn um auf einer anderen Seite hinabzukommen, denn wir verstunden — selbst Graf Sceverras — den Dialekt der Leute nur sehr wenig und so sagten wir Ja. Hierauf nahm einer der Führer Reißaus. Die andern geleiteten uns bei Fackelschein über eine große Fläche von erst vor 8 Tagen ausgeworfener Lava, noch brennend heiß, und bloß fußtief unter unseren Sohlen so glühend, daß einer der Führer seine Fackel daran anzündete, ganze große Spalten in Lavafelsen breiteten einen schreckhaften Schein durch die Nacht hin. „Gott sei Dank, daß dieß vorüber ist", athmete der Prinz auf, als wir an eine bessere Stelle gelangten, aber wie groß war unser Befremden bei der Nachricht, wir müßten den nämlichen Weg wieder zurücklegen. Zornig fuhr der Prinz den Hauptführer an, den selber ein Grausen befallen zu haben schien, warum er uns so gefährliche Pfade leite: „Der da hat's ja gewollt", entschuldigte sich der Mann, auf Graf Sceverras deutend; das Mißverständniß war geschehen, es half nichts, wir mußten zurück, von wo wir ge-

kommen; aber Gottlob, wir langten, wenn auch mit verkohlten Stiefelsohlen, so doch mit heiler Haut, wieder drüben an. Jenesmal tafelten wir erst um zehn Uhr Nachts, eine Speisestunde, die an Vornehmheit nur durch die nachmitternächtliche in Sterzing überboten wurde; um so plebejischer mag unser Hunger gewesen seyn. Der Kronprinz aber wünschte, daß wir von dem Abenteuer des Tages nach München nichts vermelden sollten.

XLVI.

Vom neuesten Cölibats-Sturm.

Casta placent superis; pura cum veste venite
Et puris manibus sumite fontis aquam.

Tibullus.

Herr von Schulte hat sich jüngstens gegen den Cölibat und für die Priesterehe ausgesprochen und das Haus der Abgeordneten in Oesterreich, einem der Mehrheit seiner Bevölkerung nach katholischen Lande, fand es für gut, dem Antrag seines Ausschusses, daß jeder aus den geistlichen Orden scheidende Mönch sofort zur Verehlichung schreiten könne, beizupflichten. Mit Einem Wort, es geht eine starke Strömung gegen die Ehelosigkeit des Klerus, und selbst kirchentreue Katholiken werden hie und da in Anbetracht dieser heiklen Materie irre und wünschen, daß sich die Kirche in diesem Punkt nachgiebig erweisen möchte. Der Umstand, daß die Ehelosigkeit des geistlichen Standes aus keinem göttlichen Ausspruch, aus keiner Evangeliumsstelle hergeleitet werden kann, kömmt der Agitation gegen den Cölibat zu Hilfe und vermindert die Energie der Vertheidigung. Man kann

schlichten katholischen Laien nicht zumuthen, daß sie sich auf die verschlungenen Irrpfade der Gegner verstehen, daß sie den Feind aus den Laufgräben vertreiben, Gegenminen anlegen und alles das ins Werk richten, was eine geschickte Vertheidigungskunst vorschreibt. Vielleicht liegt in diesem Stand der Dinge eine Entschuldigung, wenn wir es unternehmen, ein Wort zur Sache zu sprechen und weit entfernt von theologischer Discussion einige allgemeineren Betrachtungs- und Erwägungspunkte aufstellen.

Vor allem müssen wir darauf aufmerksam machen — und Herr von Schulte sollte das am besten wissen — daß die katholische Kirche nicht bei dem geschriebenen Wort Gottes stehen bleibt, sondern, die fortdauernde Mitwirkung des heiligen Geistes behauptend, fortfährt die göttliche Wahrheit zu entwickeln, daß sie neben den schriftlich überlieferten Glaubenssätzen noch die mündliche Tradition als maßgebend und entscheidend gelten läßt. Der Umstand, daß ein Gebot oder Verbot nicht aus den Evangelien und kanonischen Schriften nachweisbar sei, schließt die Rechtsbeständigkeit solcher Gebote und Verbote keineswegs aus. Der Schluß, ein Gebot sei in dem Maße seiner Unnachweislichkeit und Unableitbarkeit aus den kanonischen Schriften unverbindlich und ungiltig, ist geradezu unstatthaft. Wenn Christus und die Apostel auch die Lehre vom Cölibat undefinirt ließen, so hat sie doch die vom heiligen Geist inspirirte Kirche ertheilt, so wurde sie doch von Päpsten und Concilien als rechtsverbindlich hingestellt, so darf sich doch der Katholik ihren Wirkungen nicht entziehen oder sie als etwas Gleichgiltiges oder gar Antiquirtes behandeln.

Aber es ist, wie angedeutet, nicht unsere Absicht, uns auf den wissenschaftlichen und theologischen Standpunkt zu stellen; ist es ja gerade dieser, den man verneint, und geschieht es ja eben im Namen der Billigkeit und des gemeinen Menschenverstandes, daß man der Kirche Verzichtleistung auf den Priestercölibat zumuthet. Versuchen wir es

daher die Ehelosigkeit des katholischen Klerus unter rein menschlichem Gesichtspunkt zu betrachten.

Die Haupteinwendungen gegen die priesterliche Ehelosigkeit dürften sich in folgenden Sätzen zusammenfassen. Man behauptet: „Die anbefohlene Ehelosigkeit, als methodische Unterdrückung eines der mächtigsten Naturtriebe, verstoße gegen das Naturgesetz, lege dem Menschen eine unmögliche Bedingung, eine Verbindlichkeit auf, die er nicht erfüllen könne, und führe darum statt zur Erhebung zur Erniedrigung, statt zum reinen Aether empor in den qualmenden Pfuhl hinab; daß dieß so sei, bezeuge die Culturgeschichte auf jedem Blatt. Wie viele geschlechtliche Verirrungen, in deren Gefolg Laster und Verbrechen jeder Art einhermarschirten, habe man nicht von Seite der Geistlichkeit zu verzeichnen gehabt? Man prüfe nur die Gründe, aus welchen selbst unzweifelhaft fromme Katholiken zu verschiedenen Zeiten Reform an Haupt und Gliedern geheischt hätten, man erinnere sich doch des unwiderlegten Vorwurfes, daß so viele Seelsorger ihren Stand durch Unterhaltung von Concubinen entehrt hätten, und man denke nicht, daß gewisse euphemistische Bezeichnungen den Zustand wesentlich änderten; der Krebsschaden währe und fresse fort, das böse Beispiel sei einmal gegeben; und daran trage lediglich der Cölibat die Schuld. Auch in diesem Falle habe der Zweck, obgleich unheilig genug das Mittel heiligen müssen. Die Ehelosigkeit werde dem katholischen Klerus aus politischen Gründen zur Pflicht gemacht. Es geschah, um ihn aus der organischen Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft loszulösen und zum gefügigen Werkzeug theokratischen Ehrgeizes zu erniedrigen; er sollte keine anderen Interessen kennen als die specifischen des päpstlichen Stuhles, als die der römischen Hierarchie. In dem Grade als der Kleriker von jeder Fessel des Familienlebens befreit sei, gehöre er auch gar und ganz jener Gewalt, welche sich das Verfügungsrecht über seine Person vorbehalten habe."

Ferner: „Diese Lostrennung von der bürgerlichen Gesell-

schaft, von den Banden der Familie, diese Ausnahmsstellung verhärte das Herz des Priesters, mache ihn menschlichen Regungen unzugänglich, ja beraube ihn selbst der Urtheilsfähigkeit über gewisse Verhältnisse. Dem katholischen Priester — hier bietet man die positive Kehrseite der Medaille — dem vom Stamme des reinen Menschenthums losgetrennten Reis steht der lutherische Prediger, der reformirte Minister oder Pastor gegenüber. Er ist wie jener ein Diener Gottes, aber er nimmt keine bevorzugte oder vielmehr abnorme Stellung ein, er kennt die Leiden und Freuden der Menschen aus eigener Erfahrung, er vermag, da er das menschliche Herz an sich und den Seinigen zu studiren täglich Gelegenheit hat, auch den Schmerz Anderer zu fassen, zu mildern, zu heilen. Die Pastorsfamilien bilden in protestantischen Ländern die Aristokratie des Geistes, die Söhne dieser reformirten Priester, die Töchter dieser protestantischen Landpfarrer tragen Aufklärung und Humanität in die entferntesten Kreise und dürfen als die eigentlichen Begründer der geistigen Ueberlegenheit des Protestantismus bezeichnet werden."

Nicht wahr, das klingt gut? Diese Melodie ist geeignet manch unbewachtes Ohr zu berauschen? Auf der einen Seite tiefe Schlagschatten, auf der anderen volles Sonnenlicht. Dort historische Zeugnisse gegen den Cölibat, hier der Hinweis auf die glücklichen Wirkungen der Priesterehe; dort Widerspruch, hier Uebereinstimmung mit der herrschenden Ansicht. Für das „Laissez aller“ der menschlichen Leidenschaften hat Jedermann das klarste Verständniß, für das „sustine et abstine“ nur der gläubige Katholik.

Vielleicht gelingt es uns dort, wo Mangel jeglichen Verständnisses bei gutem Willen und Wahrheitsliebe den wirklichen Stand der Dinge verdunkelte, durch nachstehende Berufung an ein unparteiisches Urtheil einen Umschwung der Sinnesweise zu erzielen.

Es ist eine Thatsache, deren Vorhandenseyn Niemand zu läugnen die geringste Ursache hat, daß viele Menschen

aus verschiedenen Beweggründen erlaubten Bequemlichkeiten und Genüssen entsagen und sich bei dieser Entsagung wohl befinden. Es ist ferner Thatsache, daß die Welt, weit davon entfernt jene Akte der Selbstverläugnung zu mißbilligen, an diesen Wirkungen der menschlichen Willenskraft vielmehr Wohlgefallen äußert. Man nennt es verständig, wenn sich der Kränkliche von Genüssen enthält, die ihm schaden könnten, und heißt es weise, wenn der vollkommen Gesunde seinen Körper abhärtet. Niemand behauptet, daß es die Pflicht jedes Menschen sei, sich aller ihm zu Gebote stehenden Bequemlichkeiten zu bedienen, Niemand, daß er in den weichsten Betten ruhen, sich in die feinste Seide kleiden, mit den raffinirtesten Gerichten nähren müsse, Niemand fordert aber auch das Gegentheil, Niemand hält die Ascese für allgemeine Menschenpflicht. Was über das Normalmaß hinausgeht, beruht auf Freithätigkeit des Menschen, er kann, aber er muß nicht, ja er soll nicht einmal.

Es haben sich Vereine gebildet, um dem Genuß von Spirituosen zu steuern, und wieder andere, welche statutengemäß ihre Mitglieder auf vegetabilische Kost beschränken. Es ist Niemanden eingefallen diesen Leuten das Aufgeben des Vereinszweckes zuzumuthen, und doch würde hier manch geschädigtes Standesinteresse den Widerwillen gegen den Vereinszweck und die zu seiner Erreichung angewandten Mittel erklären. Die Gegner gebrannten Wassers nehmen nur solche als Vereinsmitglieder auf, welche sich verpflichten dem Genuß von Spirituosen zu entsagen, und die Vegetarianer nur diejenigen welche sich mit Pflanzenkost begnügen.

Wer hat je über diese Mäßigkeitsvereine geklagt? Wer hat sie beschuldigt gegen ihre Mitglieder unnöthige Strenge zu üben? Wer hat in der Beschränkung auf Pflanzenkost und alkoholfreie Getränke eine der menschlichen Natur zuwider laufende Maßregel erblickt? Niemanden ist es eingefallen die Mäßigkeitsapostel wegen Beleidigung aller Bier- und Weintrinker und Fleischconsumenten in Anklagestand zu ver-

setzen. Die Mäßigkeitsvereine erklärten dagegen nie, daß sie den Genuß geistiger Getränke und fleischlicher Nahrung, je nach der Neigung und besonderer Anlage des Individuums, für zweckmäßig hielten.

Was aber den Individuen und einzelnen Vereinen mit Leichtigkeit und unbedenklich zugestanden, was an ihnen gelobt und bewundert wird, das tadelt man an der Kirche; sie soll auch nicht einmal für den Eintritt in den geistlichen Stand eine gewisse Enthaltsamkeit als Bedingung aufstellen. Die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, von fleischlicher Nahrung darf der Mäßigkeitsapostel ohne Anstand predigen, ohne Anstand zur Bedingung des Eintrittes in den Verein machen, aber die Kirche soll in die Beschränkung ihres Organisationsrechtes willigen und jene uralte und wohlerwogene Bedingung des priesterlichen Amtes — den Cölibat aufheben und alle jene Verfügungen welche die weisesten Päpste und die das religiöse Bewußtseyn der Christenheit zum Ausdruck bringenden allgemeinen Kirchenversammlungen getroffen haben, außer Kraft setzen. Das verlangen aber solche Menschen, die sich ihren nächst besten Vorgesetzten oder irgend einer Respektsperson einen wirklichen Irrthum, einen thatsächlichen Fehler nachzuweisen wohl hüten würden. Es ist aber ein charakteristischer Zug unserer Zeit, daß moralische Personen für nichts gerechnet werden, während man gegen das physische Individuum ängstlich alle Zeichen der Ehrfurcht an den Tag legt.

Ist etwa die Verzichtleistung auf die Ehe unmöglicher als die auf Fleisch und Wein? O, viel unmöglicher! „Das unehliche Leben widerstrebt der menschlichen Natur und diese muß sich, zurückgedrängt, jene Ventile, welche das Sittengesetz mit den schimpflichen Worten: Unzucht und Heuchelei bezeichnet, gewaltsam öffnen."

Sehr gut oder vielmehr sehr schlimm! Unsere Jünglinge und Jungfrauen sind also wohl insgesammt Heuchler, zuchtlose Blödsinnige? Die ihre Gatten Ueberlebenden, wenn sie

zu keiner zweiten Ehe schreiten, Gottlose, Verbrecher oder Thoren? Die Unverheiratheten ohne Ausnahme Unzüchter? Und was waren jene hellen Leuchten des Christenthums, welche auch von den Ehelosen Reinheit des Herzens und Keuschheit des Leibes forderten? Was waren jene heiligen Männer, welche der menschlichen Natur Gewalt anthun wollten und die Uebertretung des sechsten Gebotes selbst mit Strafe belegten? Ihr zuckt die Achsel, euch scheint unsere Bezeichnung zu hart, zu streng, zu grausam? Ach, wir haben sie euch abgelauscht und nicht selbst erfunden. Ihr seid es, nicht wir, die außerhalb der ehelichen Gemeinschaft nur Laster und Schande erblicken, welche an die fleckenlose Reinheit nicht glauben können und doch wieder jede geschlechtliche Verirrung zum Gegenstand einer Haupt- und Staatsaktion aufspauschen.

Wir haben eine bessere Meinung von unserer Jugend und dem Menschen überhaupt, wir glauben an so viele Enthaltsamkeit und an so viel Tugend, daß nicht jeder Brautkranz, wie das lucus von non lucendo, die schöne Stirne nur darum schmückt, um als Symbol eines Mangels zu dienen; wir halten dafür, daß das Moralgesetz im Verhältniß zur Befolgbarkeit der gestellten Forderungen stehen müsse, wir sind nicht der Ansicht, daß Moses und die Propheten darauf ausgingen die Menschheit zu beschwindeln, daß unsere Philosophen, welche sich in häufigen Widersprüchen zu den Lehren des Christenthums bewegten, dennoch wieder in geheimem Einverständniß dieselben ethischen Grundsätze aufstellten, welche sich in der Christuslehre finden; wir können nicht annehmen, daß auch die Philosophie sich mit den Asceten verband, um von den Menschen zu verlangen, was ihnen bei dem besten Willen zu leisten unmöglich ist. Mit Einem Wort, wir wagen noch an Unschuld und Unbeflecktheit zu glauben und die Erhaltung dieses Zustandes für wünschenswerth zu halten. Wir meinen, daß der Unverheirathete nicht mit Naturnothwendigkeit dem Laster anheimfallen müsse und

daß es auch dem Priester möglich sei sein Gelübde zu halten. Euere Universaltinktur, euere Panacee, euer Kanon der Sittlichkeit ist die Ehe. Ihr könnt die Ehe nicht höher und heiliger halten als wir selbst; der Unterschied unserer beiderseitigen Werthschätzung liegt nur darin, daß wir, Feinde des bloßen Formalismus, nur die reine fleckenlose Ehe so hoch erheben, daß wir aber dem Worte selbst keine Zauberkraft beilegen, welche das menschliche Herz schuß- und hiebfest macht.

Wenn die Ehe als Schwimmgürtel auf den hochgehenden Wogen der Leidenschaft oder als Fallschirm während romantischer Luftfahrt durch die gefährlichen Regionen zügelloser Phantasie dienen könnte, wir würden das garstige Wort „Ehebruch" aus unsern Wörterbüchern streichen können. Leider ist die Ehe kein Specifikum gegen schädliche Miasmen der Seele, sie mag den Kampf mit der Leidenschaft und den Begierden erleichtern, den Ausgang unzweifelhaft machen kann sie nicht. Es ist ein Grundirrthum, den Traualtar für einen sogenannten Rettungsplatz anzusehen, der uns, wenn wir ihn einmal betreten, jeder Gefahr entrückt. Die kirchliche Trauung gewährt keine Assecuranzpolice menschlicher Tugend und die Ehelosigkeit überantwortet uns keineswegs allen Lüsten. Man kann unter beiden Verhältnissen tugendhaft bleiben, das letztere heischt aber einen höheren Grad von Seelenstärke und Opferfähigkeit. Und dennoch Aufhebung des Cölibates! Welches Cölibates? O nicht des freiwilligen der Hagestolzen, des unfreiwilligen der Militia vaga — sondern der Ehelosigkeit des katholischen Priesters. Laßt diese oder jene Aktiengesellschaft erklären, daß ihre Beamten unverheirathet seyn müßten, laßt diese oder jene Herrschaft ihr Dienstgesinde nur unter Bedingung der Ehelosigkeit annehmen, laßt den Staat Ausnahmen statuiren, so viel er mag, die Kirche soll von ihrer Ansicht abgehen und — ich weiß nicht — dem Candidaten für ein kirchliches Beneficium den Trauschein abfordern, ja ihm vielleicht die Zahl der

Kinder vorschreiben, die ihm behufs Erlangung einer Pfründe bereits geboren seyn müssen.

„Aber die geschlechtlichen Verirrungen der Cölibatäre überhaupt und der Priester insbesondere! Die Priesterehe in der vorgregorianischen Zeit und der Priesterconcubinat in den darauffolgenden Jahrhunderten und die Ausschreitungen in der Jetztzeit!“ — Wir haben nichts vergessen und sind bereitet Rede zu stehen. So lange die Welt steht, Menschen geboren werden, leben und sterben, hat es in jeder Sphäre des Sittengesetzes Uebertretungen, Irrthümer und Fehler gegeben; solange der Mensch freithätig handelt und nicht unwiderstehlich nach einem bestimmten Ziele getrieben wird, steht es noch in seiner Macht zu irren, zu fehlen, zu sündigen. Weßhalb soll „einer der stärksten Triebe der Menschennatur“ davon ausgeschlossen seyn? Zugegeben, daß der Fall eines Priesters, der dazu berufen scheint der Laienwelt mit gutem Beispiel voranzugehen, daß die Verletzung eines feierlichen Gelübdes noch viel schwerer wiegt, als der Fehltritt profaner Menschen, so ist der Geweihte des Herrn, der durch die Weihen ja nicht den Bedingungen des menschlichen Daseyns, dem Stachel des Fleisches und der Gewalt der Versuchung entrückt wird, so fehlbar, so sündhaft, so sehr dem Irrthum unterworfen, wie jeder andere Sterbliche. — Ja, Priester haben sich in Widerspruch mit der kirchlichen Satzung verheirathet, Priester haben Concubinen unterhalten, Priester verfallen noch heute dem gleichen Irrthum, dem sie vor tausend Jahren unterlegen sind. Es gab unter den Dienern des Altars verruchte Gesellen, Missethäter, Bedrücker der Wittwen und Waisen, hoffärtige Thoren und Blutmenschen, welche das Schwert besser zu handhaben verstanden, als den Krummstab, warum sollte es unter ihnen nicht Verführer, Unzüchtige, Weiberknechte geben? und was meint man mit diesem Geständniß gewonnen zu haben? Etwa die Gewißheit der Unerfüllbarkeit der Keuschheitsgelübde? Mit dem gleichen Rechte könnte man aus der Thatsache, daß täglich gestohlen, geraubt, getäuscht

und betrogen wird, auf die Unmöglichkeit, sich des Diebstahls, Raubes, Betruges und der Täuschung zu enthalten, schließen, mit dem gleichen Recht könnte man behaupten, daß der Trieb zu stehlen, zu rauben, zu täuschen und zu betrügen, so unwiderstehlich, so innig mit der menschlichen Natur verbunden sei, daß jedes Verbot dieser Ausschreitungen aufzulassen und, um uns technisch auszudrücken, zu aboliren wäre.

Was wißt ihr ferner von den Fehltritten und Tugenden der Kleriker? Ihr wisset von jedem Scandal, denn der Scandal kommt zu den Ohren der Welt, ihr erfahrt jeden Bruch des Gelübdes, ihr höret nur von Niederlagen, aber von keinem einzigen Sieg; der Sieg, der Triumph der Willenskraft, der Entsagung, der Tugend entzieht sich eueren Augen und euerer Kenntniß. Die zahllosen Priester, die ihrem Gelübde treu geblieben, sie sind nicht zu euch gekommen und haben die Versicherung ertheilt, daß sie ihre Pflicht treu erfüllt; die Bischöfe haben den Zeitungsredaktionen keine Listen pflichttreuer Seelsorger zu beliebiger Veröffentlichung eingesandt. Würde man euch aber auch sagen, daß dieser und jener Priester im weißen Taufkleid der Unschuld vor dem Herrn erschienen sei, würde man die Sittenreinheit des Priestergreises mit einem Eid erhärten und vierzehn oder achtundvierzig Eideshelfer vor euch in Reihe und Glied stellen, ihr würdet dennoch die Achsel zucken und ungläubig lächeln, denn „ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift"; ihr haltet die Entsagung, weil ihr sie selbst nicht zu üben versteht, für eine Ungeheuerlichkeit, für physisch unmöglich, für ebenso thöricht als sinn- und zwecklos.

„Der Cölibat der Priester beruht aber nur auf rein menschlicher Erfindung, das Urchristenthum kannte diese Einrichtung nicht und wir könnten selbst dann, wenn wir die Erfüllbarkeit des Gelübdes zugeben wollten, die Zweckmäßigkeit und Güte der Institution nicht anerkennen." — Muß ein Gebot, um gerechtfertigt zu erscheinen und Gehorsam zu finden, auf göttlichem Ausspruch beruhen? Ach wie vielen

Geboten fügt ihr euch willig, die nichts Göttliches an sich haben, wie vielen Gesetzen hat die Menschheit schon gehorcht, welche das Gegentheil des göttlichen Ursprunges bekundeten! Nein! Der Cölibat gehört nicht zu den Dogmen der katholischen Kirche, weder Christus noch seine Apostel haben die Ehelosigkeit zu einer Bedingung der Priesterwürde erhoben, aber die Evangelien und Aussprüche der Apostel enthalten eine Anzahl unzweifelhafter Andeutungen, welche für den priesterlichen Cölibat sprechen. Die Kirche hatte in der Folge nichts anderes zu thun, als jene Andeutungen fort zu entwickeln, und diese Entwicklung mußte naturgemäß zur Festhaltung der Ehelosigkeit führen.

Die alte Welt war in der Werthschätzung und Bewunderung jedes Aktes der Selbstüberwindung einig. Nur ungewöhnliche Seelenkräfte sind im Stande die Fesseln der Materie zu lockern, nur außerordentliche sie zeitweilig abzuschütteln, die Alten hatten mit ihrer Werthschätzung und Bewunderung recht.

Wie übt man nun die Werke der Selbstüberwindung und Befreiung? Wenn man sich das schlechthin Gestattete nicht gestattet, wenn man die Bedürfnisse verringert, indem man sich die Befriedigung derselben versagt; wenn man entbehren lernt, indem man sich Entbehrungen auferlegt; wenn man Hitze erduldet, da man sich doch in kühlen Lauben ergehen könnte, und Kälte leidet, da man die Glieder doch in lauen Fluthen zu baden vermöchte. Die Entsagung ist der Weg, der zur Unabhängigkeit und folglich auch zur Freiheit führt. Ein sich selbst verläugnender Mensch ist auch ein freier Mensch.

Wir bemerkten, daß die alten Völker in der Anerkennung dieser Selbstbeherrschung, dieser Entsagung, dieser Sieghaftigkeit über die Materie einig waren; wir können noch hinzusetzen, daß sich die außerordentlichen Menschen des Alterthums zu ihrem Beruf durch Thaten der Selbstverläugnung vorbereiteten, daß sie die Einsamkeit suchten, sich von

den Fesseln der Gewohnheit loslösten, beteten, fasteten, sich harte Entbehrungen auferlegten und dann erst ans Werk schritten. Diese Propädeutik der antiken Welt verhält sich aber zur christlichen Auffassung, wie sich die Volksweisheit zur Wissenschaft verhält. Was in der vorchristlichen Zeit dunkel geahnt und instinktiv angestrebt wurde, trat mit der Sonne des Christenthums in's volle Bewußtseyn der Menschheit. Der Gedanke an Läuterung und Erlösung wurde erst im Christenthum völlig ausgetragen und ausgedacht, denn erst die Jesuslehre constatirte den Dualismus der menschlichen Natur, den Unterschied zwischen Geist und Materie und wollte jenen dieser übergeordnet wissen.

Hier ist der Schlüssel zum Leben der Einsiedler und Anachoreten, zum Martyrium der Heiligen, zur frommen Entzückung gläubiger Seelen, zu den Erscheinungen der Ekstase, Stigmatisation und all der unbegreiflichen Mysterien, für welche das Verständniß der heutigen Generation abhanden gekommen ist.

Wenn der Glaube Berge zu versetzen vermag, wenn dem Gläubigen nichts unmöglich ist, wenn selbst die Vernichtung der körperlichen Existenz nicht gescheut wird, wenn die Kraft der Seele so außerordentliche Triumphe über das widerstehende, zuckende Fleisch erficht, wenn die Blutzeugen sich zum Martyrium drängten und nach den Qualen des Körpers so inbrünstig verlangten, wie der dürstende Hirsch nach Wasser, dann müßt ihr von eurem Standpunkt bekennen, daß diesem Verhalten etwas Wunderbares, euch vollkommen Unverständliches, Unfaßbares zu Grunde liege.

Aber fordert die Kirche etwa, daß jeder Gläubige sich die gleichen Opfer auferlege, will sie die Welt mit Einsiedlern bevölkern, heischt sie von ihren Bekennern, daß sie ihre Habe vertheilen und zum Bettelstab greifen, daß sie sich ihrer freien Entschließung begeben, daß sie ihre Frauen von sich weisen, ihre Söhne und Töchter dem Altare widmen? — Eines kann besser seyn als das Andere, aber das Andere hört

darum nicht auf gut zu seyn, Einer mag die Gabe der Opferfähigkeit in höherem Grade besitzen als ein Anderer, aber dieser Andere wird von den Strahlen der Gnadensonne so wohlthätig durchwärmt, wie derjenige welcher sich selbst dem Herrn darbringt. Der Mensch erfreut sich verschiedener Begabung und wer sich der Gabe der Selbstbefreiung und Selbstentäußerung bewußt ist, der soll sein Pfund nicht vergraben und damit soviel zu gewinnen suchen, als er vermag. — Je weniger der Mensch der Materie unterthan ist, desto freier wird sein Geist, desto erhabener sein Gedankenflug, desto mehr vermag er göttliche Dinge zu erfassen, desto mehr sich dem Himmel zu nähern. Kein Wunder, wenn die Kirche solche Vorzüge anerkannte, nicht befremdlich, wenn sich schon die unmittelbaren Schüler des Heilandes zu Gunsten jener von irdischen Schlacken losgelösten Gläubigen aussprachen.

Aber Schulte behauptet das Gegentheil und will die Kirche eines Widerspruches überführen. Wer nun der Geschichte des Christenthums völlig fremd gegenüber steht, den mag die Kühnheit, mit welcher der Mann die kirchliche Praxis, wenn auch in seltsamem Contrast mit seinen eigenen Ansichten einer früheren Epoche, verurtheilt, verblüffen, während ihn ein selbst nur oberflächliches Studium der Quellen des Gegentheils überzeugen müßte.

Die Urkirche erkannte die Vorzüglichkeit des Cölibats und der Jungfräulichkeit laut, unzweifelhaft und wiederholt an. Nicht nur war diese Anerkennung schon in vorchristlicher Zeit vorhanden, der Mittelpunkt der Lehre von dem Gekreuzigten, der Gekreuzigte selbst trug die Merkmale der Jungfräulichkeit an sich. Um ihn gruppirten sich Johannes und Maria. Die Apostel und Jünger des Erlösers konnten gar nicht anders und mußten denjenigen, welche dem Beispiel des Gottsohnes folgten, Beifall spenden. Durch diesen Beifall sollte nicht getadelt werden, was sich unter das Joch des Naturgesetzes fügte, höher stand aber doch, was nach

dem Vorgang des Mittlers und seiner jungfräulichen Mutter sich über das Naturgesetz gestellt hatte.

Herr von Schulte begeht einen großen Fehler, indem er den sehr einfachen und natürlichen Umstand außer Acht läßt, daß alle Dinge einen Anfang nehmen müssen und daß auch das Christenthum von dieser Nothwendigkeit nicht ausgeschlossen blieb. Christus und seine Schüler trafen auf gewisse vorhandene Zustände, fanden eine bestimmte Lage der Dinge vor, jene Zustände konnten nicht ignorirt, diese Lage nicht weggezaubert werden. So geschah es denn auch, daß einige Männer, welche sich vortrefflich zur Ausbreitung der Christuslehre eigneten und vom feurigsten Glaubenseifer beseelt schienen, bereits in den Stand der Ehe getreten waren. Hätte nun der ersten Kirche die Form mehr gegolten als das Wesen, sie würde auf die Mithilfe und Arbeit jener frommen Männer verzichtet haben; sie verzichtete damals eben so wenig auf diesen Beistand, als sie heute denjenigen welcher nach der Weihe verlangt, nur darum vom Sacerdotium ausschließt, weil er, noch ehe ihn der Glaubenseifer erfaßt, in den Stand der Ehe getreten. Oder hätte der Herr den Felsenmann nur darum von sich stoßen sollen, weil er, lange bevor er berufen war, sich in den Stand der Ehe begeben? Petrus war verheirathet, aber er that, was die Kirche heute noch von den Verehlichten, welche dem Altare dienen wollen, fordert, er begab sich des wesentlichen Inhalts des ehelichen Lebens, und so thaten alle jene verehelichten Christen, die zu Priestern und Bischöfen berufen wurden.

Aber freilich kann man mit geringem Aufwand von Geschicklichkeit die Lage verschieben und sagen: „Paulus selbst constatirt, daß es ein eigenes Eherecht der Apostel gab, da er doch ausdrücklich I. Kor. 9, 5 behauptet: ‚Haben wir nicht das Recht, uns gleich den übrigen Aposteln von unseren Frauen begleiten zu lassen?‘ und derselbe Paulus macht uns selbst mit einem Statut dieses Eherechtes vertraut,

indem er lehrt, daß der Bischof Eines Weibes angetrauter Gatte seyn müsse."

Was weiß nun der Laie — freilich sind wir mit dieser Unwissenheit entschieden nicht einverstanden — von dem wahren Wortlaut der angeführten Schriftstelle, was von der Exegese der alten orthodoxen Kirche und der Auslegung, welche ihr moderne Neuerer zu theil werden ließen? Paulus hat das Wörtchen „unseren" nicht und will eben so wenig sagen, daß der Bischof verheirathet seyn müsse. Aber ist denn irgend eine Gefahr bei den gewagten Insinuationen moderner Exegese? Von tausend Gläubigen, die jene sinnreichen Versuche der Verbesserung Jesu Christi und seiner Apostel lesen, verlangt kaum Einer Rechtfertigung und Beweis, ist kaum Einer im Stande, den winzigen Irrthum des Verbesserers zu entdecken oder ihn zu Widerruf und Eingeständniß seines Irrthums zu verhalten. Die Gegner des Cölibats brüsten sich viel damit, daß Bischöfe und Priester der ersten Kirche notorisch verheirathet waren, wenn sie auch zugeben müssen, daß diese verehlichten Priester die Ehe nicht fortsetzten: „Siehe", ruft Petrus bei Matth. 19. 27 aus, „siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir gefolgt" — aber sie verschweigen sorgfältigst, daß Bischöfe und Priester unter keiner Bedingung eine Ehe eingehen durften, daß die Priesterehe in der ersten Kirche so wenig gestattet war, als zur Zeit Gregors VII. oder Pauls III., im Jahre 300 nach Christus sowenig als 1876. „Was Anfangs als freier Akt der Enthaltsamkeit betrachtet wurde, konnte es nicht in späteren christlichen Jahrhunderten zur kategorischen Forderung erwachsen und der evangelische Vorzug zum Förderungsmittel rein hierarchischer Interessen erniedrigt werden?" Ach ja! etwas Aehnliches mag wohl unterlaufen seyn, etwas Aehnliches, aber nicht gerade das was ihr im Auge habt, nicht gerade etwas Tadelnswerthes und Sträfliches. Unsere Schuld ist es gewiß nicht, wenn ihr auf ein persönliches Feld und auf den Kampfplatz materieller und egoistischer

Interessen hinüberzieht, was zum Vortheil und im Interesse der Kirche und unter der Voraussetzung der beständigen Mitwirkung des heiligen Geistes angeordnet wurde. Wir können nicht dafür, wenn ihr Concilien und Päpsten Beweggründe des Eigennutzes unterschiebt und in der naturgemäßen Entwicklung eines großen Principes nichts als ein Taschenspielerkunststück, eine geschickt geschlagene Volte, einen Pfiff erkennt.

Dieser Anschauung liegt zweifellos eine absichtliche oder unabsichtliche Verwechslung zu Grunde. Die Gegner der katholischen Kirche lieben es die Grundlage des Christenthums und die daraus abgeleiteten Sätze von einander zu trennen, den Zusammenhang willkürlich aufzuheben, den Prämissen allein Werth zuzuerkennen, den Folgerungen und Schlüssen aber jeden solchen abzusprechen. Was in dem Munde des Evangelisten oder Apostels unzweifelhaft wahr und richtig erscheint, hört im Munde eines Papstes oder Bischofes auf dieselbe Wahrheit und Richtigkeit zu besitzen. Wenn die Evangelisten und Apostel nicht mißzuverstehende Winke über den Vorzug des Cölibates fallen lassen, so läßt man diese Winke gnädig gelten; wenn sich aber die Kirche die Fortentwicklung dieser Anschauung angelegen seyn läßt, so fröhnt sie nur theokratischen Gelüsten und der ungemessenen Herrschsucht der Priester.

Aber acceptiren wir selbst den Ausdruck der Mißbilligung. „Die Kirche sollte im Cölibat ein Mittel zur Förderung hierarchischer Interessen erblickt haben!“ Bevor der Kirche in diesem Satze ein strafwürdiges Vorgehen nachgewiesen werden könnte, müßte uns gezeigt werden, daß es schädlich und tadelswerth sei, hierarchische Interessen zu fördern. Würde es v. Schulte wohl wagen Monarchen und ihre Minister deshalb mit Vorwürfen zu überhäufen, weil sie Regierungsinteressen fördern? Wie nun aber jeder Staat regiert werden muß und in der Förderung des Staatsregimentes auch eine Förderung der Staatsinteressen liegt, so wird auch die Ver-

vollkommnung des Kirchenregimentes der Kirche selbst zum Heil gereichen. Mit dem Vorwurf, daß der Cölibat der Förderung hierarchischer Interessen dienlich war, ist also gar nichts gesagt, weil jene Förderung ja wieder der Kirche zum Heil gereichen konnte und in vorliegendem Falle wirklich gereichte.

Wollte man eine solche Einwendung begründen, so müßte man zeigen, daß die Hierarchie ein der Kirche entgegengesetztes Interesse verfolgte, daß das Priesterthum kein integrirender Bestandtheil der Kirche sei und daß der Gedanke der Ehelosigkeit spontan im Kopfe irgend eines Papstes entsprungen sei, ohne daß das Urchristenthum schon den Vorzug jungfräulichen Lebens anerkannt hätte. Für die Gegner der Ehelosigkeit der Priester ist diese eine res judicata, eine abgethane Sache und diese Annahme verführt sie eben zu Fehlschlüssen und Irrthümern ohne Zahl. Wie könnten sie sagen, daß der Cölibat einzig und allein im Interesse der Hierarchie eingeführt wurde, wenn sie nicht von vorneherein das Urtheil über diese Einrichtung der katholischen Kirche gesprochen hätten?

(Schluß folgt.)

XLVII.

Geschichtliche Charaktere.

II. Canning.

Bulwer läßt auf Talleyrand Mackintosh und Cobbett folgen, obwohl er sie nicht viel anders denn als politische Abenteurer behandelt, hat aber wahrscheinlich diese Ordnung in der Absicht getroffen, damit sich die hohe Gestalt Canning's, der die Reihe der geschichtlichen Charaktere schließt, imponirender abhebe. Er behandelt nämlich Canning's Andenken mit fast trauernder Pietät, denn zu keiner Zeit sei ein hervorragender Mann in wenigen Jahren nach seinem Tode so vergessen worden wie Georg Canning, findet jedoch selbst, seit 1830 sei „in den Ideen der Gesellschaft eine solche neue Ordnung der Ideen geschaffen worden, daß die vorausgegangenen Jahre einem anderen Jahrhundert anzugehören scheinen." Dem ist allerdings so, namentlich in England, denn hier hat es die liberalisirende Schriftstellerei, Journalistik und Rednerei so weit gebracht, daß die jetzige Generation Englands Riesenkampf mit der ersten französischen Republik und dem ersten Kaiserthum fast bedauert und der Meinung ist, es wäre besser gewesen, wenn die englische Regierung schon 1793 die 1859 angenommene Zuschauerpolitik inaugurirt hätte. Darum ist Pitt kein gefeierter Name mehr und Canning theilt sein Schicksal, der durch Pitt emporkam und dessen Politik in der ersten Hälfte seiner Ministerlaufbahn fortsetzte.

Er war 11. April 1770 geboren als Sprößling einer herabgekommenen adeligen Familie, machte den gewöhnlichen

Gang durch eine Privatschule nach Eton und darauf nach Christ Church in Oxford, war in jeder Beziehung ein Prachtexemplar von einem englischen Studenten und machte sich schon damals einen Namen als Correspondent der humoristischen Wochenschrift „Mikrokosmus", deren Mitarbeiter lediglich Studenten waren. Von der Universität weg begab er sich nach Lincoln's Inn und machte Rechtsstudien, half nebenbei alten Freunden Pamphlete und Zeitungsartikel schmieden, erwarb sich den Ruf eines geistreichen jungen Tory, auf den Pitt aufmerksam gemacht wurde. Die Folge war eine Einladung und das Anerbieten eines Sitzes im Unterhause, wenn Canning mit der Politik der Regierung übereinstimme. Es wurde angenommen, weil sich Canning überzeugt hatte, daß ihm die exclusiv-aristokratischen Whigs nur eine untergeordnete Rolle zudachten.

Am 31. Januar 1794 hielt er seine erste Rede im Unterhause ohne besonderen Erfolg, besser gelang ihm das folgende Jahr die Unterstützung der Adresse, und das auf seinen Betrieb und unter seiner Mitwirkung herausgegebene Blatt „Antijakobiner" leistete für Pitt's Politik mehr als irgend eine parlamentarische Beredsamkeit. Pitt trat 1801 zurück, nachdem er die Union Irlands durchgesetzt hatte; aber die versprochene Emancipation gab er auf, nach Bulwer's Meinung, weil er den am Rande der Geisteskrankheit stehenden König, der über die Katholikenfrage verzweifelte Skrupel hatte, nicht vollends in Wahnsinn stürzen wollte. Er gab sich sogar den Anschein, als unterstütze er das unfähige Ministerium Addington, während Canning demselben die entschiedenste Opposition machte, glänzende Reden hielt, wie alle Parteien glaubten als Pitt's Sprachrohr, denn jedermann war überzeugt, daß Pitt das Steuer nur für kurze Zeit aus der Hand gegeben habe. Im Mai 1804 stand er auch bereits wieder an demselben, brachte die dritte Coalition gegen Frankreich zu Stande, aber seine Lebenskraft war aufgerieben, die Nachricht von der Schlacht bei

Austerlitz gab ihm den Tod und machte seinem Ministerium, in welchem Canning wieder als Unterstaatssekretär gedient hatte, ein Ende. Das hierauf folgende aus Torys und Whigs combinirte Ministerium verlor, als Fox schon im September 1806 starb, seinen Halt. Canning setzte ihm in dem Unterhause am heftigsten zu, Bulwer hörte jedoch von einem Manne, der über die Ereignisse jener Zeit genau unterrichtet war, Canning habe auf das Anklopfen des Ministers Grenville insgeheim mitgetheilt, er wünsche sich von der Opposition zu trennen, und habe das Versprechen eines passenden Platzes erhalten, als aber die Lage kritischer und er an sein Versprechen erinnert wurde, habe er kurz erwidert, es sei zu spät.

Im April 1807 wurde er im Ministerium Camden Staatssekretär (Minister) des Auswärtigen und blieb es bis 1810. In diesen Zeitraum fallen die Intervention auf der pyrenäischen Halbinsel gegen Napoleon, die Bombardirung Kopenhagens und die Wegnahme der dänischen Flotte, welche Bulwer ganz in der Ordnung findet, weil Dänemark neutral und sich nicht unter englischen Schutz begeben wollte. Die dritte Unternehmung aber mißlang vollständig, nämlich die Expedition nach der Insel Walchern, welche England 20 Millionen kostete. Canning, der mit seinem Collegen Castlereagh, dem Kriegssekretär, ohnehin zerfallen war und beständig klagte, daß jedes Projekt des auswärtigen Amtes mißlinge, sobald dasselbe dem Kriegsministerium zur Ausführung überlassen werde, trat zurück, Castlereagh gleichfalls und forderte Canning auf Pistolen, der aus dem Duelle eine ungefährliche Schußwunde davontrug.

Bis 1816 verzichtete er auf einen Sitz im Kabinette, betheiligte sich jedoch als hervorragendes Mitglied des Unterhauses an der Entscheidung wichtiger Fragen, z. B. der Bank- und Regentschaftsfrage, ohne mit den Ministerien Parceval und Liverpool zu brechen, als aber durch die Schlacht bei Waterloo und den zweiten Pariser Frieden die

Periode der gewaltsamen Erschütterungen geschlossen und das europäische Staatensystem auf neuer Grundlage errichtet war, trat er in das Ministerium-Liverpool, dem er sich seit Napoleons Katastrophe in Rußland Schritt für Schritt genähert hatte. Er erhielt das Departement für Indien (Board of Control), war wieder College Castlereagh's und lieh seine Beredsamkeit zur Vertheidigung von Maßregeln und Gewaltakten, durch welches dieses Toryministerium das englische Volk erbitterte. Bulwer „kann nicht ohne tiefes Bedauern über Canning's Verhalten während dieser Jahre zurückblicken; der antirevolutionäre Staatsmann borgte nur von dem revolutionären Apostel. Was bedeuten einige Aristokraten, würde Danton sagen, gegen die Wohlfahrt einer Nation? Nieder, nieder! nur Schrecken kann die Republik retten. Vor solchen Principien, die Freiheit, Friede und Ordnung zerstören, muß ein gerechter Mann Schauder empfinden, und der dunkle Schatten gehässiger Erinnerungen schwebt über der Partei, welche die Excesse jener Tage gut hieß, und über der Laufbahn des Staatsmanns, welcher sie vertheidigte.“ Der Biograph folgert aber aus der Erbitterung, welche Canning gegen seine damaligen Gegner zeigte, daß er mit sich selbst unzufrieden war, denn er war „vermöge seiner höheren Bildung zur Freisinnigkeit geneigt und war mit Männern verbunden, die er im Allgemeinen verachtete, die ihm mißtrauten, weil sie glaubten, er sei nur aus Liebe zu dem Amte in ihre Mitte getreten.“ Diese Männer hatten auch vollständig Recht und Bulwer's Phrase, es gebe Naturen die, ohne durch niedrige und gemeine Motive bestimmt zu werden, mit dem Erfolge in Harmonie zu stehen sich bestreben, und eine solche Natur war Canning — besagt weiter nichts, als daß Canning nicht der Besoldung wegen (er hatte eine reiche Frau heimgeführt) in das Ministerium Liverpool eintrat und als Anwalt desselben im Unterhause die Vertheidiger der Freiheiten Altenglands mit leidenschaftlicher Erbitterung bekriegte, sondern daß er diese Rolle nur

darum spielte, weil er Minister seyn wollte und die Whigs damals keine Aussicht hatten im Namen des Königs das großbritannische Reich zu regieren. Die Führer der Whigs durchschauten auch Canning, und Lord Grey verhehlte seine Gesinnung nicht im geringsten.

Georg IV. bestieg 1820 nach dem Tode seines Vaters endlich den Thron, und das Ministerium gab von dem königlichen Wüstling gedrängt seine Einwilligung zur Anklage der Königin Karoline, zu einem Skandal vor ganz Europa, zum schweren Aergerniß des englischen Volkes, das die Königin als das Opfer betrachtete, welches ein serviles Ministerium dem Hasse des Königs gegen sein längst verabschiedetes Weib darzubringen bereit war. Canning hatte zu den Vertrauten Karolinen's gehört, aber er nahm wohl keinen Antheil an dem Verfahren gegen sie, that dagegen nichts zu ihrer Vertheidigung, und als im November der Prozeß zur Schmach des Königs und seiner Minister endete, gab Canning im Dezember seine Entlassung und trat in den Jahren 1821 und 1822 nur dreimal im Unterhause auf, das letztemal zur Unterstützung seines Antrags auf Zulassung katholischer Peers in das Oberhaus. Als Präsident des Controlamts für Indien hatte er so viel Einsicht und Eifer bewiesen, daß ihn die Direktoren der ostindischen Compagnie zum Generalgouverneur Indiens erwählten, und seine Abreise aus Europa stand bevor, als Castlereagh, jetzt Lord Londonderry, am 12. August 1822 durch Selbstmord seinem Leben ein Ende machte.

Dieser Mann hatte als Minister des Auswärtigen mit ansehen müssen, wie die Mächte der heiligen Allianz ohne Rücksicht auf Englands Einspruch auf dem Continente walteten und ihre Mißachtung nicht einmal zu verhehlen für gut fanden; er sollte zum Congresse nach Verona abgehen, um da gegen Akte zu protestiren, die er nicht verhindern konnte, hatte darüber Ruhe und Festigkeit verloren und erlag jetzt einer schändlichen Verschwörung, die unter der Drohung ent-

ehrender Angriffe Geld erpressen wollte. Das Ministerium Liverpool war in schwerer Verlegenheit; der Nationalstolz bäumte sich gegen die fortwährende Demüthigung durch die Continentalmächte; die Leitung der Angelegenheiten mußte daher einem Staatsmanne von erprobter Einsicht und Energie anvertraut werden, und ein solcher war unter den Hochtorys nicht zu finden. Der Premier Liverpool war gegen die Emancipation der Katholiken, die Canning zur Versöhnung der Mehrheit des irischen Volkes für unerläßlich erachtete, aber sonst wie Liverpool jeder Verfassungsänderung widerstrebte, welche eine Verstärkung des demokratischen Elements zur Folge haben würde; beide stimmten in ihren Ansichten über die nachtheilige Wirkung der Prohibitiv- und übermäßigen Schutzzölle überein, und sahen eine Propaganda für Ausbreitung der constitutionellen Ideen als ein Mittel an, den politischen Einfluß Englands und seinen Handel zu fördern.

Der Premier kannte überdieß Canning's Biegsamkeit, wenn es sich für ihn um den Sitz im Ministerium handelte, er bestand daher darauf demselben das Staatssekretariat des Auswärtigen anzubieten, überzeugte auch den Herzog von Wellington von der Nothwendigkeit dieses Schrittes, und dieser übernahm es die Einwendungen des Königs zu besiegen, denn dieser verzieh es Canning nicht, daß er ihn im Prozesse gegen die Königin „im Stiche gelassen hatte". Bulwer erfuhr aus dem Munde eines Mannes, welcher Vertrauter des Königs und Herzogs gewesen, einige Sätze: „Guter Gott, Arthur, Sie denken doch nicht mir den Burschen zum Sekretär des Auswärtigen vorzuschlagen? Das ist unmöglich. Ich habe auf meine Ehre als Gentleman ausgesprochen, daß er nie wieder einer meiner Minister werden soll. Gewiß stimmen Sie mir bei; ich kann nicht thun, was ich zu thun bei meiner Ehre als Gentleman versprochen habe." „Verzeihung, E. Maj., ich bin darin durchaus nicht gleicher Meinung; E. Maj. ist nicht Gentleman." Der König stutzte. „E. Maj., sage ich, ist nicht Gentleman,

sondern der König von England, mit Pflichten für Ihr Volk, die weit über alle gegen Ihre Person hinausgehen; diese Pflichten fordern gebieterisch, daß Sie in dieser Zeit von den Fähigkeiten Canning's Gebrauch machen." „Gut", erwiderte endlich der König mit tiefem Seufzen, „wenn ich muß, so muß ich."

Canning hatte also auf seinem neuen Posten mit der Ungunst des Königs, mit dem Argwohn seiner Collegen und mit der Feindschaft der fähigsten und beredtesten Whigs zu kämpfen, und er brachte es in kurzer Zeit dahin, daß der unpopulärste Mann und dem König mißliebigste Minister das Idol des Volkes und der Liebling des Königs wurde. Es traf sich für ihn allerdings sehr glücklich, daß gerade jetzt Handel und Industrie die mehrjährige Flauheit überwunden hatten, doch verdankte er sein Principat in der öffentlichen Meinung und in der Gunst des Souveräns unstreitig der Geschicklichkeit und Kühnheit, mit welcher er in die hohe Politik eingriff. Der Congreß von Verona, auf welchem Wellington, wie Bulwer in einer ihm mitgetheilten vertraulichen Correspondenz Metternichs las, „die große Puppe" figurirte und der Einfluß Englands als hingeschwundenes Phänomen behandelt wurde, gestattete und begünstigte bekanntlich die französische Intervention zur Wiederherstellung des absoluten Königthums unter Ferdinand VII. und nahm die Niederwerfung der amerikanischen Republiken, die sich aus dem spanischen Colonialreiche zu bilden begannen, in Aussicht. Es war und bleibt nach Bulwer ein Axiom der englischen Politik, daß Frankreich weder unter der weißen noch unter der dreifarbigen Fahne Spanien mit seinen Häfen am atlantischen und mittelländischen Meere occupiren darf, aber England war damals zu einem Kriege nicht gerüstet, Canning konnte deßwegen nur seine Mißbilligung der französischen Intervention aussprechen. Den Anlaß nahm er von der französischen Thronrede, welche die Intervention mit dem von Gott verliehenen Rechte der Monarchen rechtfertigte, und

wie er in seinen Ausdrücken nie wählerisch war, so erklärte er, „er empfinde Ekel und Abscheu vor einer solchen knechtischen Behauptung.“ Zugleich erklärte er, England werde eine dauernde Occupation Spaniens durch eine französische Armee nicht dulden, einen Angriff auf Portugal nicht zugeben, eine Abtretung spanischen Gebiets in Amerika an Frankreich als casus belli aufnehmen; zugleich deutete er auf die Anerkennung der Unabhängigkeit der aufgestandenen Colonialländer hin. Durch eine solche Sprache, die dem englischen Nationalstolze unendlich behagte, wurde er urplötzlich der Mann des englischen Volkes.

Wie Bulwer erzählt, hat Canning durch seinen Verkehr mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten nicht wenig zur Erklärung der Munroe-Doktrin, „daß die Vereinigten Staaten den Versuch einer europäischen Macht, sich auf dem amerikanischen Continent festzusetzen, nicht gleichgiltig ansehen würden“, beigetragen, und als durch diese Erklärung die Allianz Nordamerikas für England für den Fall der Einmischung der Continentalmächte in den Kampf Spaniens und dessen amerikanischen Colonien gesichert war, that Canning den entscheidenden Schritt durch die Anerkennung der Unabhängigkeit von Buenos Ayres, Columbia und Mexiko. Ihr folgte die Anerkennung Brasiliens und die Vermittlung zwischen Brasilien und Portugal. Nun war die Reihe an den nordischen Mächten, sagt Bulwer, dem englischen Kabinete Vorstellungen zu machen, das dieselben ebenso behandelte, wie diese Mächte früher mit den englischen Vorstellungen verfahren waren.

Als Canning's größte That preist Bulwer die englische Intervention zu Gunsten der von Dom Pedro für Portugal aufgestellten Regentschaft und Constitution, welche sonst von einer portugiesischen Gegenpartei, an deren Spitze der Infant Don Miguel stand, mit Unterstützung des Königs Ferdinand VII. von Spanien unfehlbar gestürzt worden wäre. Es war der 12. Dezember 1826, als Canning dem

Unterhause die Intervention ankündigte und jene Rede hielt, die in Europa und der ganzen civilisirten Welt wiederhallte. Bei den Sätzen: „wir ziehen hin, das Banner Englands auf den wohlbekannten Höhen Lissabons aufzupflanzen; wo dieses Banner weht, dahin wird die Fremdherrschaft nicht dringen ..... Ich rief die neue Welt zu selbstständiger Existenz auf, um das Gleichgewicht der alten wieder herzustellen" — erhob das Unterhaus schmetternden Beifallsruf. Zugleich ließ Canning den Continentalmächten andeuten, England werde, wenn die englische Intervention von ihnen als Kriegsfall erklärt werde, alle Freunde der Freiheit in Europa unter seine Fahne rufen und die revolutionären Elemente entfesseln. Dieß that seine Wirkung und Canning gewann sein gewagtes Spiel. „Seitdem galt Canning als erster Staatsmann seiner Zeit und Großbritannien nahm in den Augen der Welt eine noch höhere und edlere Stellung ein, als sogar zu der Zeit, da Napoleon von Waterloo floh und die britischen Trommeln in den Straßen von Paris wirbelten", bemerkt Bulwer, und es war dem so, wie sich unsereins wohl noch erinnert. Die jetzige Generation kann sich keine Vorstellung von den Zuständen machen, welche damals auf dem Continente herrschten: von den blutigen Orgien des königlichen Absolutismus in Spanien, von der Hetze, welche die preußische und österreichische Regierung gegen freigesinnte Männer wie Görres, Arndt, Jahn xc. und die schwärmerische Jugend der Universitäten veranstalteten; von dem Servilismus, mit welchem das deutsche Beamtenthum diese Hetze betrieb; von dem eckelhaften Bediententon der censurirten deutschen Presse — da wurden allerdings Canning's Reden so freudig begrüßt als Wetterleuchten und ferner Donner, wenn schwüle mephitische Luft Wochen lang den Athem engte. Man sagte sich nicht, daß die große Mehrheit des portugiesischen Volks zu Dom Miguel gestanden sei; daß Canning nur darum das englische Banner auf den Höhen von Lissabon und Oporto aufge-

pflanzt habe, um Position gegen das mit Frankreich verbündete Spanien zu nehmen; daß nicht Canning die neue Welt zur selbstständigen Existenz aufgerufen habe, sondern daß die Hispanoamerikaner schon vorher von England zum Aufstand gereizt, mit Geld und Kriegsbedürfnissen unterstützt wurden, weil die englische Politik dadurch der spanischen Macht einen schweren Streich versetzen und der englischen Industrie einen großen gewinnreichen Markt öffnen wollte. Die letzten Motive gesteht Bulwer zu, findet es aber ganz in der Ordnung, wenn der eigensüchtigsten Politik ein liberaler Mantel umgehängt wird, und dieß verstand Canning vortrefflich.

König Georg IV. hatte seine Freude daran, daß seine Regierung und seine Person wieder zu solchem Respekt gekommen waren, denn er war bei aller Schlaffheit eine ehrsüchtige Natur, und Canning wußte ihn so zu manipuliren, daß er sich immer tiefer in die Täuschung verrannte, er habe seinen Minister inspirirt und derselbe sei das Werkzeug, durch welches die königlichen Gedanken ausgeführt werden. Daher war ihm Canning lieb geworden, und nur dadurch wurde es diesem möglich, nach dem Hingang Lord Liverpools (März 1827) den Herzog Wellington auszustechen, dem der König die Neubildung des Ministeriums übertragen hatte. Canning wollte endlich der Erste seyn und hüllte seinen Ehrgeiz in die öffentlich ausgesprochene liberale Phrase: „ich kann nie zu einem militärischen Premier stimmen.“ So wurde er Premier, es war ihm aber nicht gegönnt sich seiner stolzen Höhe lange zu freuen. Er bekannte sich zu der freieren Handelspolitik seines Freundes Huskisson, und war entschlossen in dieser Richtung zu wirken; er war von der politischen Nothwendigkeit der Katholikenemancipation überzeugt und bereitete sich zu diesem Schritte vor; er erkannte, daß die christliche Mit- und Nachwelt einen ewigen Fluch über die Staatenlenker aussprechen werde, welche der Ausmordung des griechischen Volkes durch die Türken zu-

sehen, und nachdem 1826 im Mai die griechische Regierung die guten Dienste Englands angesprochen hatte, ging er auf die Vorschläge der russischen Regierung ein und zog Frankreich zu. Am 6. Juli 1827 wurde die Tripelallianz unterzeichnet: Morea, ein Stück von Rumelien und die Cykladen sollten in die Stellung der Donaufürstenthümer versetzt werden, keine der alliirten Mächte einen Vortheil für sich erhalten, und sollte der Sultan nicht einwilligen, so war bewaffnete Intervention beschlossen.

Am 20. Juli hatte sich Canning, völlig erschöpft, zur Erholung in reinerer Luft nach Chiswick in die Villa des Herzogs von Devonshire begeben; am 3. August zeigten sich die Symptome einer tödtlichen Krisis; am 8. verschied er in demselben Gemache, in welchem Fox seine stolze Seele ausgehaucht hatte.

Canning hat, wie Bulwer ihm nachrühmt, in seiner letzten Periode der Reform die Bahn gebrochen; wenn aber der Biograph klagend ausruft, was gilt der Ruhm Canning's nach zwei Generationen bei seinen Landsleuten? so hätte er mit mehr Berechtigung über Canning's Epigonen seufzen dürfen. Wohin hat Palmerston durch seine cynisch muthwillige Politik England gebracht? wie klein stehen Gladstone und Disraeli da? Bulwer gehört selber in diese Gesellschaft, wie er denn auch seinem Premier Palmerston in „Life of Lord Palmerston" ein Denkmal zu errichten unternommen hat. England ist wie Frankreich an großen Männern verarmt.

XLVIII.

Laacher Conciliensammlung.

(Dritter Band.)

Acta et decreta ss Conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis. auctoribus presbyteris S. J. e domo b. v. Mariae ad Lacum. Tomus tertius. Acta et decreta ss. conciliorum, quae ab episcopis Americae septentrionalis et imperii Britannici ab a. 1789 usque ad a. 1869 celebrata sunt. Friburgi. Herder 1875. 4. 1496 col. Preis 20 Mark.

Wiederholt haben wir auf dieses, der wissenschaftlichen Tüchtigkeit und Thätigkeit der deutschen Jesuiten, vornehmlich dem trefflichen Pater Schneemann, zur hohen Ehre gereichendes Quellenwerk aufmerksam gemacht und den vielseitigen Werth desselben für die neuere Kirchengeschichte hervorgehoben[1]). Was von den früheren Bänden galt, gilt in gleichem, oder vielmehr noch in höherem Grade von dem vorliegenden Band, der die Concilien Nordamerika's und des gesammten englischen Reiches (in Canada und Neuschottland, in Australien und Brittisch-Westindien, in England und Irland), also die kirchlichen Versammlungen derjenigen Länder umfaßt, in welchen die Kirche völlig vom Staate getrennt ist. Es bildet dieser Band darum einen förmlichen und vollständigen Codex des modernen Rechtes, wie sich dieß in keinem anderen Quellenwerke vorfindet.

Auf den hier vor Augen geführten kirchlichen Versamm-

1) Vergl. Band 70 S. 939 ff. und Bd. 72 S. 309 ff. d. Blätter.

lungen, siebenundvierzig an der Zahl, entwickelt sich unter ganz neuen Verhältnissen, auf Grund der ächten alten kirchlichen Grundsätze, denen nicht im geringsten derogirt wird, ein so großartiger Gesetzgebungsproceß, wie ihn die Kirche auch in ihren blühendsten Zeiten nur je gekannt. Es ist ein wahrhaft erhebendes Schauspiel, zu sehen, in welcher Weise die Kirche sich in die schwierigsten Verhältnisse zu fügen weiß und gegen die schlimmsten Uebel Heilmittel ersinnt, wie sie unabhängig von jedem politischen System existirt und ebenso sehr in Republiken als in Monarchien gedeiht, wofern sie nur nicht mit Gewalt geknebelt und niedergehalten wird. Man empfängt hier Belehrungen über ihr Verhalten gegenüber dem atheistischen Staate mit seinen modernen Erfindungen der Civilehe und der confessionslosen Schule, über die Betheiligung der Geistlichkeit und des Volkes an den politischen Wahlen, über die Presse und das ganze Zeitungswesen, kurz über alle brennenden Fragen der Gegenwart, über welche bei den älteren Canonisten wenig oder gar nichts vorhanden ist. (Vergl. Stimmen aus Maria-Laach 1876, S. 105—109).

Darum nicht bloß als Coder des modernen Kirchenrechts, sondern auch als ein treues Spiegelbild des gesammten kirchlichen Lebens ist der vorliegende Band von äußerster Wichtigkeit. Das darin dargestellte Wachsthum der Kirche in den Vereinigten Staaten, aus einem kärglich gegründeten Bisthum in Baltimore im Jahre 1789 bis zu eilf blühenden Kirchenprovinzen der Gegenwart, erfüllt mit Erstaunen und Freude, und man kann wohl sagen, daß ohne die aus der Trennung von Kirche und Staat hervorgehende Freiheit des kirchlichen Lebens ein derartiges Wachsthum gar nicht möglich gewesen wäre.

Aber das System der Trennung hat andererseits auch, was besonders aus den Hirtenbriefen hervorgeht, seine großen Schattenseiten, vorzüglich aber doch nur dort, wo es nicht ehrlich und vollständig durchgeführt wird.

Und hier möchten wir auf eine gewichtige Thatsache

aufmerksam machen, die gemeinlich nur zu viel übersehen oder wenigstens nicht in ihrer ganzen Schwere gewürdigt wird[1]). Nach der ersten sorgfältigen Zählung der deutschen Katholiken Amerika's, welche der Jesuit Reiter (in seinem „Schematismus der katholischen deutschen Geistlichkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's", Regensburg bei Pustet 1869) veranstaltet hat, wurde im Jahre 1869 die Zahl dieser Katholiken auf 1,044,711 und nach diesem Resultate die gesammte katholische Bevölkerung auf 3,354,706 geschätzt, während zur selben Zeit nach dem officiellen Census die Gesammtbevölkerung der Union auf 38,925,598 angegeben wurde. Die Katholiken machten demnach nur ein Zwölftel aller Bewohner aus, während sie, wenn alle Nachkommen der katholischen Einwanderer ihrem Glauben erhalten geblieben wären, mindestens die Hälfte der Bevölkerung bilden müßten. Bereits Herr von Löher hat in seinem Werk über „die Deutschen in Amerika" darauf hingewiesen, daß ein großer Theil der alten Yankees von Irländern, also von Katholiken abstamme. Das katholische Irland lieferte zu der colossalen Einwanderung nach Entstehung der Union das größte Contingent, und auch die deutschen Einwanderer stammten in sehr beträchtlicher Zahl aus katholischen Gegenden: aus den innern Gegenden Badens, der Eifel, Westfalens und Oldenburgs. Auch aus England wanderten zahlreiche Irländer ein, die dort das erträumte Glück nicht gefunden, und ebenso sind die Einwanderer aus Frankreich und dem französischen Canada katholisch. Katholisch war auch der Grundstock der Bevölkerung der früheren französischen und spanischen Colonien (Florida und die beiden Louisiana), sowie die der mexikanischen Gebiete, zur Zeit als dieselben in die Union eintraten. Von den Nachkommen

1) Wir würden uns freuen, wenn wir uns in diesen Aufstellungen irrten und von sachkundiger Seite gründlich widerlegt würden.

aller dieser Katholiken gehören vielleicht 15 Millionen nicht mehr der Kirche an. Das ist eine Schattenseite des amerikanischen Kirchenwesens, vor der man nicht die Augen verschließen sollte. Nehme man doch einmal eine annähernd genaue Schätzung vor über Gewinn und Verlust der dortigen Kirche.

Ein großer Theil der Verluste rührt aber nicht aus dem System der Trennung zwischen Kirche und Staat an und für sich, sondern aus der Untreue gegen dieses System her. Die Bischöfe führen auf den Concilien Klagen darüber, daß man in der schändlichsten Weise die in den öffentlichen Schulen befindlichen Kinder zum Abfall vom Glauben zwinge, besonders aber beklagen sie, daß das in den Staatsschulen herrschende confessionslose Erziehungswesen seiner Natur nach dazu angethan sei, die Kirche ihrer Mitglieder zu berauben. Die Volksschule erzieht, wie die Concilien mit Recht behaupten, nothwendig zu einer bestimmten religiösen Richtung, mag sie confessionell oder confessionslos seyn. Will also der Staat, wie das Princip jener Trennung verlangt, den verschiedenen Religionsgesellschaften indifferent gegenüberstehen, so darf er selbst auch nicht confessionslose Primärschulen halten und die confessionellen Primärschulen von aller staatlichen Unterstützung ausschließen. Denn das heißt nichts anderes, als den Unglauben zur Staatsreligion erheben. Dieß geschieht aber in fast allen Ländern, deren Synoden die Laacher Sammlung vorführt, nur England macht eine rühmliche Ausnahme. In England nämlich wird jede Primärschule, die confessionelle ebenso wie die confessionslose, staatlich unterstützt, wenn sie den Bedingungen des Gesetzes genügt. Freilich sträuben sich dagegen alle diejenigen, die ihren Unglauben für die alleinseligmachende Religion halten und denselben deßhalb von Staatswegen durch die öffentlichen Schulen verbreiten wollen. Die Unterrichtsfrage ist somit auch in der amerikanischen Union eine der brennendsten Fragen. „Was sollen wir thun?“, fragt Dr. Gilmour, der Bischof von Cleveland, „unsere Hände in den Schooß legen und dem Uebel

ruhig zuſehen? Sollen unſere Kinder in der Nacht der Unwiſſenheit aufwachſen und auf der Rennbahn dieſes Lebens beſiegt werden? Werden wir ſie den Staatsſchulen anvertrauen, in welchen nicht allein ihr Glaube, ſondern auch ihre Tugend Gefahr läuft unterzugehen? Nein, hundertmal nein; katholiſche Schulen überall zu bauen, zu unterhalten, ſie auf gleicher Höhe mit den Staatsſchulen zu erhalten: das iſt unſere Aufgabe. Feierlichſt verordnen wir, daß jede Kirche ihre Schule habe, und jedem Katholiken unſerer Diöceſe legen wir als ſtrenge Pflicht auf, die Schulen zu unterhalten, und die Eltern fordern wir auf, ihre Kinder nur katholiſchen Schulen anzuvertrauen."

Aber welche Schattenſeiten auch das kirchliche Leben Amerika's darbietet, das dort vorhandene Syſtem der Trennung von Kirche und Staat, wenn auch an ſich gewiß kein Ideal, iſt dort wie anderwärts aller Joſephiniſchen Bevormundung und aller deutſch-liberalen Knebelung der Kirche bei weitem vorzuziehen und wird ohne Zweifel auch bei uns durch die Macht der Verhältniſſe eingeführt werden. Jedenfalls haben in allen civiliſirten Ländern die modernen Zuſtände ſich ähnlich entwickelt wie die amerikaniſchen und brittiſchen, und aus dieſem Grunde iſt der vorliegende Sammelband mit ſeiner vollſtändigen und umfaſſenden Darſtellung der kirchenrechtlichen Regelung dieſer Zuſtände von ſo eminentem praktiſchen Werthe. Für Theologen und Canoniſten gehört er zu den wichtigſten Werken der neueren Zeit. Curatgeiſtliche, die ihr Studium nicht auf Predigtmagazine und katechetiſche Handbücher beſchränken, finden darin eine reiche Fundgrube für ihren ebenſo wichtigen als ſchwierigen Beruf. Auch für Hiſtoriker und Staatsmänner, nicht bloß für katholiſche, ſondern auch für akatholiſche, die das Weſen und Wirken der Kirche aus ihren eigenſten Quellen kennen lernen wollen, iſt das Werk von höchſter Bedeutung.

Die Sammlung der Quellen iſt vollſtändig und correkt und das ganze Material durch muſterhafte Regiſter über-

sichtlich und bequem geordnet und zurechtgelegt. Auf diese Register ist ein erstaunlicher Fleiß verwendet worden, und eine Sorgfalt, wie sie sich wohl kaum in einem ähnlichen Werke nachweisen läßt. Die gehaltvollen englischen Hirtenbriefe sind vom Pater Esseiva in ein gewähltes, fließendes und wohltönendes Latein übersetzt, welches die steifen Elaborate mancher deutscher Philologen wahrhaftig beschämt.

Nach dem Prospectus der Verlagshandlung ist der nächste Band des Werkes, welcher die orientalischen Concilien umfaßt, im Drucke nahezu vollendet, und für die beiden letzten Bände, deren Bearbeitung sofort in Angriff genommen wird, alles Material bereits vollständig gesammelt. So geht denn das Unternehmen — wir wiederholen, eines der schönsten kirchlichen und wissenschaftlichen Ehrendenkmale der deutschen Jesuiten — seinem Abschluß entgegen, freilich ohne bisher in Deutschland die nöthige Verbreitung gefunden zu haben. Die protestantisch-englische Zeitschrift „Academy" sprach sich dahin aus, daß das Werk für größere Bibliotheken unentbehrlich sei, aber die „Stimmen aus Maria-Laach" glauben zu wissen, daß in Deutschland sogar manche Universitätsbibliothek, die zu den größeren sich rechne, zwar für die Acta und Decreta der Ronge'schen und Reinkens'schen Plenarconcilien, aber nicht für katholische Werke von der Bedeutung des vorliegenden die nöthigen Fonds besitze. — Die Ausstattung des Werkes ist der Verlagshandlung würdig, und der Preis verhältnißmäßig ein ungewöhnlich billiger.

XLIX.

Zeitläufe.

Das „Bischen Herzegowina".

Die Note des österreichischen Ministers Grafen Andrassy hat allerdings Einen Erfolg gehabt, nämlich den, welchen sie nicht haben wollte. Als es dem ungarischen Staatsmann nach achtwöchentlichen schweren Nöthen gelungen war mit dem russischen Kabinet den Text seines Receptes zur Beruhigung der südslavischen Paschaliks zu vereinbaren, hat er in seine Note auch noch einen Satz darüber aufgenommen, was dann geschehen würde, wenn das Recept bei den streitenden Parteien nicht sofort anschlagen sollte. Dieser Satz hat denn auch dem Herrn Grafen den Ruhm eines guten Propheten verschafft. Insoferne sind die augenblicklich sich abwärts überstürzenden Curse der europäischen Börsen, und die ängstliche Stimmung, die sich des großen Publikums, trotz der officiellen Beschwichtigungen, überall bemächtigt hat, laute Zeugen für seine politische Voraussicht.

Der fragliche Satz in der Note vom 30. Dezember v. Jrs. lautet wie folgt: „Der Winter hat dem Aufstand einen theilweisen Stillstand geboten; der Frühling wird ihn wieder aufleben sehen. Die Ueberzeugung, daß mit dem Kommen des Frühjahrs neue Elemente den Aufstand verstärken, daß die Bulgarei und Kreta die Bewegung vergrößern werden, ist unter den Christen der Türkei eine allgemeine. Wie dem auch seyn mag, jedenfalls ist vorauszusehen, daß die Regierungen von Serbien und Montenegro,

welche sich bis zu diesem Augenblicke nicht ohne Mühe außerhalb der Bewegung hielten, alsdann nicht mehr im Stande seyn werden, der herrschenden Strömung Widerstand zu leisten, und schon jetzt scheinen sie sich unter dem Eindruck der Ereignisse und der öffentlichen Meinung in ihren Ländern mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, beim Schmelzen des Schnees in den Kampf einzutreten."

Vom Sultan sind die Reformvorschläge des Grafen Andrassy im Wesentlichen angenommen, also speciell für die aufständischen Provinzen den allgemeinen Verheißungen des Irade vom 2. Oktober und des Ferman vom 12. Dezember v. Jrs. hinzugefügt worden. Wir waren von Anfang an der Meinung, daß eine eingehendere Betrachtung aller dieser Schriftstücke das Papier nicht werth wäre, das sie zum Druck gekostet hätte. Graf Andrassy vermag selbst nicht der türkischen Rajah ihr trostloses Mißtrauen zu verargen; das sagt er in der Note mit dürren Worten. Wenn nun alle Reform-Verheißungen des Sultanats seit 1839 unerfüllt geblieben sind und eine wesentliche Besserung nicht herbeigeführt haben, zu einer Zeit wo der osmanischen Herrschaft wenigstens noch der Glaube an ihre Macht und Lebensfähigkeit zu Gute kam — wie sollte ein solches Werk jetzt möglich geworden seyn, wo der türkische Staat dem finanziellen Bankerott und der offenkundigen Demoralisirung rettungslos verfallen ist. Wir wollen daher im Folgenden nur noch einmal andeuten, auf welchem Wege allein der „verbesserte Statusquo" durch den Drei-Kaiser-Bund in der Türkei zu erzielen gewesen wäre, und zwar soll uns dieß abermals von Männern gesagt werden, welche ihre Kenntniß der türkischen Verhältnisse nicht bloß aus Zeitungen und Büchern geschöpft hatten.

Als im Juni 1861 im englischen Oberhause die Thronbesteigung des neuen Sultans zur Sprache kam, ergriff der Earl of Hardwicke das Wort und sagte: „Er habe in seiner Jugend viele Jahre in der Türkei gelebt und die Ueberzeugung gewonnen, daß die Türkei, als ein theokratischer

Staat, nur durch eine dem Koran entsprechende Regierungsweise gestärkt werden könne; wenn man dem Sultan christliche Rathschläge aufdränge, so schwäche man ihn und mache ihn in den Augen der Muhamedaner zum Ungläubigen; Englands Gesetze und Gebräuche seien unendlich besser als die türkischen, aber um sie mit Erfolg in die Türkei zu verpflanzen — müßte man die Türken erst zu Christen machen." Diese Ansicht erklärte Lord Redcliffe, der altliberale Diplomat und langjährige Machthaber Englands bei der Pforte, sofort für so gefährlich als möglich[1]). Aber den Beweis blieb er schuldig, wie es anders zu machen wäre; und damals schon ging unter den Tories die Rede über den fatalen Irrthum des Krimkrieges: „wir haben da den unrechten Mann niedergeschlagen." Heute ist dieß so ziemlich die allgemeine Meinung in England.

Einige Jahre später wird von der Aeußerung eines serbischen Staatsmannes berichtet, welche vom entgegengesetzten Standpunkte aus mit der Anschauung des englischen Lords übereinkommt. Er sagte: „Was die orientalische Frage bedeute, weiß man allgemein gar nicht, und in den wenigen Orten wo man diese Bedeutung kennt, schweigt man sie den eigenen Völkern gegenüber todt. Europa hat das allergrößte Interesse im Orient einen Staatskörper zu erhalten, der das Gleichgewicht zwischen dem slavischen Norden und dem romanischen Westen zu erhalten vermag. Ein solcher Staatsorganismus ist die Türkei, d. h. die staatliche Einigung aller Völker, welche den osmanischen Staat ausmachen ... Darin stimmen wir mit den west- und centraleuropäischen Kabineten überein. Allein worin wir von diesen letztern abweichen, das ist die Form[2]); d. h. wir wünschen, daß im Osten der Reichskörper, der dem Frieden Europa's als Grundsäule

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 2. Juli 1861.

2) Der Ausdruck „Form" bleibt unter der Bedeutung der Sache freilich weit zurück.

dient, ein christlicher sei, während gewisse Kabinete denselben auch ferner als muselmanischen sehen möchten. Der Reichskörper, der jetzt besteht, mag weiter existiren, nur als christlicher und föderativ organisirter ... Wenn in der europäischen öffentlichen Meinung dergleichen Ansichten nicht die vorherrschenden sind, so liegt die Ursache in dem Verkennen des Wesens der orientalischen Frage, das in nichts Anderm besteht als im Wechsel des Regierungs-Elements, nicht aber im Aendern der Länder-Configurationen auf der Balkan-Halbinsel und längs des mittelländischen und ägeischen Meeres wie am Bosporus"[1]).

Eine solche Idee der banalen Diplomatie zuzutrauen, welche über die Auszirklung einer neuen Karte Europa's nicht hinauskommt, gehört zu den baaren Unmöglichkeiten. Denn die Idee würde allerdings sogar noch eine höhere Gemeinsamkeit und völkerrechtliche Verbindung der europäischen Mächte, ein tieferes Gefühl für diese höchsten Güter der civilisirten Nationen Europa's voraussetzen, als Alles war, was seit 1870 bis auf den letzten Rest vernichtet und durch den unseligen Zustand der Macht-Präponderanz ersetzt worden ist. Heute handelt es sich bei der orientalischen Frage keineswegs darum, was mit der Türkei um der Türkei willen und der das Osmanen-Reich bewohnenden Völkerschaften wegen zu geschehen habe; sondern die orientalische Frage bedeutet heutzutage die Frage: was jede einzelne der europäischen Mächte bei einem Zusammenbruch des türkischen Staatskörpers zu gewinnen oder zu verlieren haben werde. Das ist es; und darum ist es auch die ständige Rede der Diplomatie wie der Presse, daß die Unmöglichkeit den Statusquo der Türkei mit ihrem muselmanischen Regierungs-Element aufrechtzuerhalten eine Zukunft voll der äußersten Verwicklungen und kriegerischen Erschütterungen über Europa herbeiführen würde. Auch in der Note des Grafen Andrassy fehlt daher

1) Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 31. Dezember 1866.

die Phrase nicht: daß die anarchischen Zustände in der Türkei „eine große Gefahr für den allgemeinen Frieden" im Gefolge haben und „mit jedem Tage mehr das Vertrauen des Publikums in der Erhaltung des Friedens erschüttern."

Wäre auch nur entfernt der Wille und die Absicht vorhanden auf eine Vereinigung der europäischen Mächte zur Umgestaltung der Türkei um der Türkei willen, dann brauchte die Diplomatie nicht eine so untröstliche Sprache zu führen und die socialen Zustände der Panik preiszugeben. Aber allerdings, wie sollte das vom modernen Liberalismus, Nationalitäten-Politik, Militarismus und Raçenhaß beherrschte Europa zu einer völkerrechtlichen Gemeinsamkeit und Intimität gelangen, um noch dazu eine christlich-politische Großthat zu vollbringen? Früher war die orientalische Frage wenigstens in den Augen einiger Mächte, namentlich Oesterreichs, doch noch von einem Princip, nämlich dem der Legitimität, beherrscht. Es ist dagegen mit Recht eingewendet worden, daß hiemit ein Grundsatz des Rechts, der nur innerhalb des Kreises der christlichen Staaten Sinn habe und Gültigkeit haben könne, auf einen Staat angewendet sei, der einem ganz andern Cultur-, Ideen- und Religions-Kreis angehöre[1]). Aber es war doch immerhin noch eine Idee. Heute, wo die Legitimität aus ihrem letzten Asyl auf deutschem Boden ausgejagt ist, entscheidet nur hochpolitische Selbstsucht und der Macht-Eigennutz über die orientalische Frage und bedeutet die Aufrechthaltung des Statusquo der Türkei nichts weiter, als daß zwischen ein Paar der waffengewaltigsten Mächte noch kein Einverständniß über die Theilung der türkischen Beute erzielt ist. Bis dahin sollen, wenn es nun einmal nicht anders geht, Länder, die unmittelbar an einen civilisirten Staat gränzen und von allen türkischen Provinzen dem westlichen Europa am nächsten liegen, der

1) Wiener „Vaterland" vom 16. Oktober 1861.

grauenvollsten Anarchie erbarmungslos preisgegeben seyn, weil man noch nicht einig ist, wem sie dereinst in die Tasche geschoben werden sollen.

Dieß ist eben der verherte Kreislauf, in welchem sich diese Diplomatie bewegt: sie will, sei es aufrichtig oder scheinbar, einen „verbesserten Statusquo" in den Türkenländern, aber sie will und kann die unerläßliche Bedingung der Verbesserung nicht anstreben, nämlich den Wechsel des Regierungs-Elements in der Türkei. Denn in ihren Hintergedanken sucht jede Macht nur das Ihrige in der türkischen Frage, während ein in Wirklichkeit und Wahrheit verbesserter Statusquo, wie er nur mit vereinten Kräften des ganzen Abendlandes durchgeführt werden könnte, so auch nur der Gesammtheit der europäischen Völkerfamilie zu Gute kommen und jedes selbstsüchtige Macht-Interesse ausschließen würde. Zu dem Zwecke eines solchen gemeinsamen Werkes, das uns sofort in eine neue Welt versetzen würde, müßte, um es mit Einem Wort zu sagen, etwas von dem Geist der Kreuzzüge über die moderne Welt kommen, und bei dem bloßen Gedanken an eine solche Inspiration würde der gesammte europäische Liberalismus buchstäblich aus seiner Haut fahren. Darum besteht bis jetzt nur die Alternative: entweder Aufrechthaltung des wesentlichen Statusquo unter dem Halbmond, oder Auseinanderfallen und Theilung des Türkenreichs unter der Gefahr eines allgemeinen Kriegs.

Auf diesem Standpunkt ist es auch selbstverständlich, daß der Untergang des türkischen Reiches gleich dem in's Wasser geworfenen Stein seine Kreise über einen großen Theil Europa's verbreiten müßte. Denn die Mächte sind territorial nicht so gruppirt, daß bei der gewaltigen Veränderung das Interesse einer jeden allein schon mit türkischem Grund und Boden beglichen werden könnte. Es müßten zu diesem Ende nothwendig weitere Verschiebungen sich anschließen, und noch ganz andere Landkarten als die türkische neu redigirt werden. Sonst würde namentlich Preußen leer

ausgehen müssen. Das liegt auch schon ausgesprochen in dem Axiom der preußischen Politik: daß man in Berlin kein „direktes Interesse" an der orientalischen Frage habe. Es liegt ebenfalls ausgesprochen in dem bekannten Bonmot des Fürsten Bismarck von dem „Bischen Herzegowina". Der Kanzler konnte dem Gedanken kaum einen drastischeren Ausdruck geben, daß es für Preußen sehr gleichgiltig sei, was mit der Türkei um ihrer selbst und der das Osmanen-Reich bewohnenden Völkerschaften willen zu geschehen habe. Aber das „Bischen" würde riesengroß anwachsen, wenn es sich einmal um die anderweitige Verfügung über die Türken-Länder unter den Mächten handeln würde. Dann wäre das Reichs-Interesse an der obern Donau augenblicklich berührt durch die Aenderungen an der untern Donau. Das ist sogar mehr als politische Logik, es wäre die Nationalitäten-Politik in ihrer Vollendung.

Der erste Plan zur Theilung der Türkei datirt, unseres Wissens, aus dem Jahre 1828, wo der russische Czar während seines Krieges gegen die Pforte auf die Vernichtung des türkischen Reiches ausging, und sich deßhalb mit Frankreich, aber auch mit den Höfen von Wien und Berlin zu verständigen suchte. Man kann das Nähere im 6. und 8. Bande der „Geschichte des 19. Jahrhunderts" von Gervinus nachlesen. Auch damals war bereits eine territoriale Abänderung im größten Theile des Continents in den Plan einer Zertrümmerung der Türkei und in die dadurch veranlaßten territorialen Verschiebungen einbezogen. Nicht nur die Rheinlande, sondern auch Belgien und die Niederlande — durch deren Zutheilung Preußen zu einem Seestaat gemacht werden sollte — waren als Compensations-Objekte in's Auge gefaßt für die Umgestaltung am Bosporus. Die betheiligte Diplomatie behandelte den Continent kurzweg wie ein Kaleidoskop. Der Plan wurde indeß nicht weiter verfolgt, weil Preußen die Schwierigkeiten der Theilung bei den widerstrebenden Ansprüchen der Liebhaber und Theilhaber erkannte und es

deßhalb für räthlicher hielt, den Schatten des türkischen Reichs noch ferner bestehen zu lassen.

Ohne Zweifel ist die Sache durch die politischen Umgestaltungen seit 1866 und 1870 nur noch schwieriger, weil die Ansprüche gewisser Liebhaber dadurch nothwendig gesteigert, aber auch das gegenseitige Mißtrauen genährt und das Gefühl europäischer Gemeinsamkeit völlig ausgelöscht werden mußten. Die neue Lage fand ihren Ausdruck im Drei-Kaiser-Bund. Man hat diese Allianz als die Wiederherstellung des heiligen Bundes von 1815 und als die sicherste Garantie des Weltfriedens gepriesen. Als Sonderbund ist sie in Wahrheit das Zeichen des europäischen Unglücks gewesen, und zugleich trug der Sonderbund abermals einen Sonderbund in seinem Schooße, für jeden Fall, wo die Allianz der Kaiser von ihrem rein negativen Standpunkte zu einem positiven Bündniß sich erheben, wo die Verbündeten nicht mehr bloß verhindern, sondern auch schaffen sollten. Es war von vorneherein mathematisch gewiß, daß dann je zwei Kaiser gegen den dritten stehen würden, und es fragte sich nur welche? Ebenso gewiß war und ist es, daß die orientalische Frage, sobald sie sich nicht mehr vertuschen ließe, über diese Rechnung die Probe liefern würde.

Es hat jüngst verlautet, daß Czar Alexander abdanken und die Regierung Rußlands dem, wie man glaubt, wenig deutsch-freundlichen Großfürsten-Thronfolger abtreten wolle. Die Nachricht hat bei uns wie ein Sturzbad auf alle von dem Gang der hohen Politik abhängigen Kreise gewirkt. Es offenbarte sich in diesem Schrecken die instinktive Erkenntniß von der schwer wiegenden Bedeutung, welche für das neue deutsche Reich aus einer Abwendung Rußlands erfließen würde. Das ministerielle Blatt in Berlin hat sich darüber geärgert und erklärt: man dürfe die Freundschaft Rußlands weder unter- noch überschätzen. Zugleich hat das Blatt in Abrede gestellt, daß eine Aenderung oder Schwenkung der Politik in St. Petersburg zu besorgen sei. Aber

so viel scheint an den bezüglichen Gerüchten denn doch wahr zu seyn, daß der Czar der Demaskirung des Drei-Kaiser-Bundes nicht assistiren, daß sein Gefühl ihm nicht gestatten würde, gegen einen der Souveraine Krieg zu führen, mit welchen er so feierliche, demonstrativ in die Welt hinausposaunte Freundschafts-Versicherungen gewechselt hat; und das macht dem Monarchen alle Ehre. Man ist nicht überall so zartfühlig.

Nachdem nun die Mißerfolge der Schritte, welche Graf Andrassy im Auftrage des Drei-Kaiser-Bundes zur Pacifikation im Orient unternommen hat, offen zu Tage liegen, kann man Eines mit voller Sicherheit behaupten. Daß nämlich die Dinge in den südslavischen Ländern anders liegen würden, wenn es Rußland mit jenen Schritten wirklicher und voller Ernst gewesen wäre, denn der russische Einfluß ist dort ein unbegrenzter. Uebrigens ist ja auch das beliebte Doppelspiel gegen Ende des vorigen Jahres sozusagen amtlich angezeigt worden, als die inspirirten Organe in St. Petersburg einerseits bedeuteten, daß man in die Absichten des Sultans und in die geplanten türkischen Reformen vollkommenes Vertrauen setzen müsse, andererseits aber erklärten, daß Rußland die Sympathien der türkischen Slaven-Welt niemals zum Opfer bringen werde. Augenscheinlich kann nur das Eine oder das Andere Ernst seyn, nicht beides zumal. Die gesammte Aktion der Nordmächte erinnert mich denn auch in ihrem Verlaufe lebhaft an die diplomatischen Vorgänge zur Zeit des Kretensischen Aufstandes. Damals hatte Frankreich, bis es zu spät einsah, daß damit nur der russischen und preußischen Politik in die Hände gearbeitet würde, in den türkischen Fragen dieselbe Linie eingehalten, auf der dann seit den Zeiten Beust's die österreichische Diplomatie blindlings fortwandelte, bis Graf Andrassy jüngst plötzlich wieder die rauhe Seite hervorzukehren gezwungen war. Wir wählen zur Vergleichung absichtlich ein Blatt, das sich nachher in der Begeisterung für den Drei-Kaiser-

Bund nahezu überschlagen hat, nämlich die Wiener „Neue Freie Presse". Dieselbe schrieb unter dem 19. Dezember 1868, wie folgt:

„Mit einer Zuversicht ohne Gleichen wurde uns Tag für Tag aus allen großen Mittelpunkten der europäischen Politik gemeldet, daß es zwischen der Türkei und Griechenland zu keinem Conflikt kommen werde, und daß auch dann, wenn ein solcher ausbrechen sollte, das Einschreiten der Mächte genügen werde, um die kampfgerüsteten Parteien auseinander zu halten und denselben das Gesetz des Friedens zu diktiren. Aber dieß Alles war nichts als eitle Prahlerei und nichtswürdiger Humbug. Das Conzert, anfänglich der Schutzmächte, dann der Vertragsmächte von 1856 hat thatsächlich keinen Augenblick bestanden. Rußland gab gleich zu Anfang die höchst zweideutige, fast höhnische Erklärung ab, daß es auch eine Schutzmacht Griechenlands sei und als solche mitthun werde; aber es ist jetzt klar, daß es in Athen bis zur Stunde zum Widerstande aufmuntert und alle Friedensbemühungen der andern Mächte consequent vereitelt hat. Die Gemeinsamkeit der Anschauungen, das Conzert der Mächte war also vom Anfange an nichts als Lug und Trug; ja nichteinmal die Westmächte waren und sind unter einander einig; denn wären sie es, so würde ihr Machtwort genügt haben, den trotzigen Sinn Griechenlands zu brechen." U. s. w.

Die schmähenden Ausdrücke lasse ich auf der Rechnung des Wiener Blattes stehen; aber die Sache selbst scheint sich allerdings geradeso wieder abgespielt zu haben. Für Rußland war damals wie immer die Zeit gelegen zur fortschreitenden Schwächung der Pforte, aber nicht zur Stärkung Griechenlands, dessen hochfliegende Pläne daher im Stiche gelassen wurden. Die Aufmerksamkeit Rußlands war überdieß nach einer anderen Weltgegend hin gerichtet, und darauf deuten auch die neuerlich veröffentlichten Depeschen des türkischen Gesandten in Wien vom September 1870, also aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges. Die Veröffentlichung hat in Oesterreich geradezu erschütterndes Aufsehen gemacht.

Es ergibt sich daraus, daß Montenegro und die Südslaven damals von Rußland zur bewaffneten Schilderhebung aufgehetzt und ausgerüstet wurden für den Fall, daß die russischerseits begehrte Modifikation des Pariser Vertrags auf Widerstand stoßen würde, insbesondere gegen Oesterreich. Der Schluß hieraus liegt allerdings nahe, was die Ursache der auffallenden Hartnäckigkeit bei den südslavischen Insurgenten von heute betrifft. Aus den fraglichen Aktenstücken ergibt sich ferner, daß der damalige Reichskanzler von Beust sich von allen diesen Dingen nichts träumen ließ. Auch hier kann man vielleicht annehmen, daß ein weiterer Schluß nahe liege.

Endlich läßt sich aus diesen Dokumenten nunmehr mit Gewißheit ersehen, daß Graf Andrassy nicht aus der ungarischen Art geschlagen und dazumal vom tiefsten Mißtrauen gegen Rußland erfüllt war; er hätte damals sogar einen Krieg gewagt. Die dringendste Aufgabe für Oesterreich im Bunde mit der Türkei erkannte er darin, „Preußen von der russischen Allianz loszulösen". Erst als dieses nicht gelang, scheint er das Dogma von der „gebundenen Marschroute" angenommen zu haben, und nach den vorliegenden Enthüllungen muß man den Grafen als einen ganz unfreiwilligen Proselyten des Drei-Kaiser-Bundes ansehen. Als er im September 1870 dem preußischen Gesandten in Wien seine Ideen vortrug, um Preußen gegen die russische Politik einzunehmen, ließ sich Herr von Schweinitz das Alles gutwillig gesagt seyn; „aber immer mit dem stereotypen Zusatz: Indessen behalten wir unsere Freundschaft mit Rußland bei." Andererseits war dem Herrn von Beust auf seine Mediations-Vorschläge im deutsch-französischen Kriege von St. Petersburg das Wort des Czaren mitgetheilt worden: „Wenn ich rüste, so wird dieß für alle Fälle nicht gegen Preußen seyn."

Die Uebereinstimmung dieser Antworten mit dem Bismarck'schen Allianz-Anerbieten vom 14. April 1867 fällt beim ersten Blicke auf. Der Zwei-Kaiser-Bund war der feste Kern,

der sich im Drei-Kaiser-Bund mit einer zerbrechlichen Schale umgab. Sollte heute ein Versuch „Preußen von der russischen Allianz loszulösen“, bessere Aussichten haben? Das ist allerdings eine entscheidende Frage. Manche Leute glaubten es. Ich glaube es nicht.

Dann wäre aber das Loos des österreichisch-ungarischen Ministers wirklich ein beklagenswerthes. Er hätte dann wider Willen die Dienste Rußlands in der türkischen Angelegenheit gethan, und dafür die Interessen Oesterreichs, einschließlich Ungarns, schwer compromittirt. Gerade dadurch, daß er im Namen des Drei-Kaiser-Bundes an die türkische Verwicklung Hand anlegte, anstatt das Geschäft den Russen zu überlassen, hat er für die russische Diplomatie den unschätzbaren Dienst geleistet, daß er ihr jene reservirte Rolle ermöglichte, welche sie bis heute mit dem besten Erfolge fortspielt, während er sich die Finger böslich verbrannt hat. Er wäre dann das Opfer einer neuen Auflage „dilatorischer Politik“.

Die russische Presse selbst bietet das sprechende Bild eines Doppelspiels, wie es allerdings nicht mehr in Rußland allein möglich ist. Kaum war constatirt, daß der diplomatische Schweiß der mehrmonatlichen Bemühungen des Grafen Andrassy umsonst vergossen sei und seine Reformvorschläge in den Wind gesprochen seien, so fing die russische Presse darüber zu höhnen an, wie glücklich der österreichische Minister auf das Eis geführt worden sei. Der ungarische Graf hatte getreu seinem Programm strenge Maßregeln gegen die armen und elenden Flüchtlinge auf österreichischem Boden angeordnet, er hatte Alles gethan, um die Insurrektion von ihren auswärtigen Verbindungen abzuschneiden. Das geschah im offiziellen Einvernehmen mit Rußland als Mitglied des Drei-Kaiser-Bundes. Die russische Presse aber, obwohl nach oben jeder Unabhängigkeit entbehrend, durfte ungestraft höhnen: nun habe man Oesterreich auf dem Punkte, wo man es gewollt habe und sein Benehmen nur

mehr das Resultat haben könne, daß seine künftige slavische Stellung, die vor einem halben Jahre auf dem Boden der Balkan-Halbinsel noch möglich erschienen wäre, gegenwärtig unwiederbringlich verloren sei; geradeso wie Oesterreich seinerzeit seine Stellung in Italien und Deutschland verloren habe, so habe es sich nun auch im Osten fertig gemacht. Nebenher gingen aber die amtlichen Versicherungen unausgesetzt fort, daß die Einigkeit der drei Mächte vollständig gewahrt und der Drei-Kaiser-Bund ganz intakt sei. Während die russische Presse sich bis zur Stunde in Hetzereien gegen Oesterreich erschöpft, läßt man im Kabinet die drei Mächte erscheinen als drei Herzen und Ein Schlag.

Im Publikum, ohne Unterschied der Parteien, finden diese amtlichen Versicherungen über die innere Harmonie des Drei-Kaiser-Bundes allerdings kaum mehr einen Glauben. Aber sie scheinen auch nur die Bestimmung zu haben, dem österreichischen Minister auch noch die letzte Consequenz seiner Dienste als Prokuraträger Rußlands zu empfehlen. Der mißlungenen papierenen Intervention sollte auch noch die bewaffnete Intervention Oesterreichs gegen die aufständischen Türkenländer folgen. Ein meisterlicher Coup wäre das. Hinein könnte ja Oesterreich leicht kommen im Namen und Auftrag des Drei-Kaiser-Bundes; wieder heraus zu kommen, bliebe aber der österreichischen Diplomatie allein überlassen; der hülfreiche Arm Rußlands würde anderen Zwecken gehören.

Für Oesterreich gibt es, wie ich glaube, heute nur Eine richtige Stellung zur orientalischen Frage. Es müßte mit allen Mitteln dahin streben dieselbe von den Fesseln des nordischen Sonderbundes und seiner Zweideutigkeiten zu befreien, und die große Angelegenheit unter die Obsorge aller europäischen Mächte zum Behufe eines eventuellen Congresses, wenn man will, zu bringen. Wollte eine solche Hinüberwälzung im Sinne einer Theilung der Türkei geschehen, dann wäre das allerdings die Zumuthung an die

Mächte, die Quadratur des Zirkels zu erfinden, und ein solcher Congreß wäre wahrscheinlich nur die Vorbereitung zum allgemeinen Krieg. Aber anders steht die Sache, wenn die Bahn der Vermittlung betreten wird im Sinne der Erhaltung der Türkei in ihrem Gesammtbestande mit und durch Veränderung des Regierungs-Elements. Ein christlicher Fürst unter allgemeiner Protektion und Controlle der europäischen Mächte: darin läge die wahre Lösung der orientalischen Frage, die Lösung um der Türkei selber und der das Osmanen-Reich bewohnenden Völkerschaften willen.

Die Berliner „Kreuzzeitung", welche als deutsches Organ der russischen Angelegenheiten betrachtet werden darf, hat allerdings vor Kurzem die bemerkenswerthe Aeußerung gethan: „Vor allen Dingen möchte keine europäische Großmacht die eigentliche orientalische Frage in ihrer drastischen Form — nämlich Constantinopel — auftauchen lassen. Besonders Rußland nicht!" Das ist bis jetzt leider Thatsache, da alle Mächte die größte Frage des Jahrhunderts noch immer nur im Lichte ihrer Sonderinteressen betrachten. Ich habe selbst die schweren Hindernisse angeführt, welche einer andern Betrachtungsweise entgegenstehen, und zwar entgegenstehen im Geiste jener überlieferten Politik, welche in unserer Zeit immer noch nicht die Kabinete allein, sondern auch die herrschenden Parteien regiert. Aber gerade die orientalische Frage dürfte bestimmt seyn allen diesen ruinenhaften Traditionen ein Ende zu machen; und wenn die vor Allen hiezu berufene Macht den neuen Weg betreten wollte, so könnte sie sich möglicherweise bereits eines ganz neuen und sehr mächtigen, demnächst vielleicht die Kabinetspolitik aller andern Mächte überragenden Bundesgenossen getrösten. Ich meine das zahllose Heer der leidenden socialen Interessen. Gerade die moderne Gesellschaft scheint außer Stand, die ohne Aufhören sich fortsetzenden Schrecken der orientalischen Frage noch lange zu ertragen. Dahin ist es aber mit dem Zustand der Türkenherrschaft gediehen, daß nichteinmal

mehr längere Pausen der Beunruhigung erwartet werden können.

Vor einem Lustrum hat das conservative Hauptorgan in Wien eine Betrachtung über die orientalische Frage mit folgendem Satz geschlossen: „Für Oesterreich ist es geradezu die Frage um die Existenz als Großmacht, ob die seit bald einem Jahrhundert verfolgte negative Politik die einzige sei, die wenigstens den Sturz so lange als möglich hinausschiebe, oder ob nicht eine positive Politik gefunden werden könne"[1]). Graf Andrassy hat sich mit seinen jüngsten, abermals auf negativer Basis stehenden, Abmachungen im Drei-Kaiser-Bund an alle anderen Mächte um ihre Zustimmung gewendet. Zugestimmt haben alle, abgesehen von den Hintergedanken. Warum könnte das aber nicht als erster Schritt gelten und derselbe Weg mit einer Politik betreten werden, welche die Hintergedanken von vorneherein ausschließen würde? Nur im erstern Falle trägt die orientalische Frage den europäischen Krieg unbedingt in ihrem Schooße, und die außerordentliche Zeit fordert außerordentliche Mittel, die im vorliegenden Falle gerade die ordentlichsten wären.

L.

Die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Als im vorigen Jahre der Gedanke zuerst auftauchte, den hundertjährigen Geburtstag von Joseph Görres in seiner

1) Wiener „Vaterland" vom 16. Oktober 1871.

Vaterstadt zu begehen und die katholische Presse namentlich am Rhein diesen Gedanken lebhaft aufgriff, brach sich alsbald die Ueberzeugung Bahn, daß das Andenken an den 25. Januar 1876 nicht in dem flüchtigen Jubel einiger Festestage verrauschen dürfe, sondern daß es der Bedeutung des Coblenzer Geistesriesen allein entspreche, durch ein dauerndes Denkmal die Erinnerung an die Gedenkfeier und damit an den Gefeierten selbst zu verewigen. Von einem kleinen Kreise katholischer Gelehrten ging die Anregung aus, unter dem Namen „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" ein solches Monument für Görres und im Geiste von Görres zu errichten, und auf einer am 9. Oktober vorigen Jahres zu Coblenz abgehaltenen Versammlung von Vertrauensmännern aus verschiedenen Städten der Rheinprovinz wurden in eingehender Darlegung des Privatdocenten an der Bonner Hochschule und Reichstags-Abgeordneten für Coblenz-St. Goar Dr. Georg Freiherrn von Hertling die Grundzüge der Organisation des geplanten Unternehmens entwickelt.

Im Anschluß an die Coblenzer Berathung bildete sich ein provisorisches Comité, welches in einem vertraulichen Cirkular die leitenden Gedanken zur Kenntniß einer größeren Anzahl deutscher Gelehrten brachte. Schon in den nächsten Wochen liefen nahezu hundert zustimmende Erklärungen ein, darunter diejenigen der namhaftesten katholischen Docenten an den deutschen Universitäten; nicht minder sprach sich fast der gesammte deutsche Episcopat auf die an denselben ergangene Anzeige von dem gehegten Plane in sympathischer und anerkennender Weise aus.

Unter diesen Auspicien ließ das provisorische Comité durch das Centralcomité für die Görresfeier auf den 24. Januar 1876 eine Versammlung behufs Gründung der Görresgesellschaft anberaumen, zu welcher etwa zweihundert Gelehrte und Freunde der Wissenschaft sich einfanden. Die anregende Diskussion bewegte sich auf der Grundlage eines vom Comité vorgelegten provisorischen Statuten-Entwurfs und führte zu dem Beschlusse, die Gesellschaft zu constituiren

und mit der Einberufung einer Generalversammlung das erweiterte provisorische Comité zu betrauen. Bei der großen Festversammlung im Görresbau am Abend des 25. wurde dann die erfolgte Gründung der Görresgesellschaft proklamirt und bereits am gleichen Abend belief sich die Zahl der Mitglieder auf fast dreihundert.

Das Comité — bestehend aus den Herren: Jul. Bachem (Köln), Dr. Binder (München), Dr. Haffner (Mainz) Dr. Heinrich (Mainz), Dr. Hergenröther (Würzburg), Dr. Frhr. von Hertling (Bonn), Dr. Hopmann (Köln), Dr. Janssen (Frankfurt), Kaufmann (Bonn), Dr. Simar (Bonn), Dr. Stöhr (Würzburg) — hat inzwischen die neue Redaktion des provisorischen Statuts unter Berücksichtigung der in der constituirenden Versammlung vom 24. Januar gefaßten Beschlüsse vorgenommen und sich mit einem öffentlichen Aufruf zum Beitritt an alle Gesinnungsgenossen gewandt. An die Spitze, gewissermaßen als Devise des Vereins, stellt das Statut den durch das Vatikanische Concil feierlich verkündeten Satz, daß zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen wahrer Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen könne, und bezeichnet als den Zweck des Vereins: „wissenschaftliches Leben im katholischen Deutschland im weitesten Sinne und nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern.“ „Er will“ (wie es in dem Aufrufe heißt) „namentlich jüngeren katholischen Gelehrten Anregung geben und zugleich die nöthige materielle Unterstützung gewähren zur Bearbeitung wichtiger Fragen aus dem Gebiete der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Geschichte, der Rechts- und Social-Wissenschaft. Er gedenkt ferner wissenschaftliche Unternehmungen in's Leben zu rufen, welche die Kräfte eines Einzelnen übersteigen und nur auf dem Wege der Association ausgeführt werden können, wie die Herausgabe hervorragender Werke älterer kirchlicher Schriftsteller oder auf die Geschichte der Kirche bezüglicher Urkunden, wie die Abfassung einer die gesammten Fragen des politischen und socialen Lebens umfassenden Encyklopädie u. a. m. Er bezweckt nicht minder durch Anregung und Beförderung gediegener

populär-wissenschaftlicher Werke dem Ueberwuchern einer seichten Modeliteratur entgegenzutreten, welche einseitige Spekulationen und grundlose Hypothesen unter dem Namen der Wissenschaft in Umlauf zu bringen geschäftig ist. Er beabsichtigt endlich, durch jährliche Generalversammlungen den katholischen Gelehrten und Freunden der Wissenschaft den lange entbehrten Vereinigungspunkt zu bieten." Die Görresgesellschaft soll aber darum kein bloßer Gelehrten-Verein seyn. „Sie hofft vielmehr auf die Unterstützung aller Katholiken und ist sich bewußt, nur dann Dauerndes leisten zu können, wenn es ihr gelingt, im Boden des Volkes Wurzel zu fassen. Nur durch einmüthiges Zusammengehen Aller, nur durch wirksame Unterstützung von den verschiedensten Seiten her wird sich das Werk in einer Weise durchführen lassen, welche seiner großen, schon jetzt in den weitesten Kreisen gewürdigten Bedeutung entspricht."

Was im Einzelnen die Organisation der Görres-Gesellschaft anlangt, wie das provisorische Statut sie entwickelt, so soll dieselbe einen einzigen von einem Vorstande geleiteten Verein bilden. Innerhalb dieses Vereines werden entsprechend den Hauptrichtungen wissenschaftlicher Thätigkeit, welche in der Gesellschaft eine Stelle finden, nach Bedürfniß verschiedene Sektionen gebildet, deren jede einen Sektions-Vorstand hat. Die Gesellschaft wird bestehen aus Theilnehmern (Jahresbeitrag 3 Mark), aus Mitgliedern (Jahresbeitrag 10 Mark), aus Ehrenmitgliedern (mit einem einmaligen Beitrag von mindestens 300 Mark). Mitglied einer Sektion kann jedes Gesellschaftsmitglied werden, welches entweder in der Ausübung wissenschaftlicher Thätigkeit seinen Beruf besitzt, oder sich auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete schriftstellerisch bethätigt hat. Der Gesellschafts-Vorstand soll gebildet werden aus den Sektions-Vorständen; aus Mitgliedern des Gesammtvereines, welche durch die Generalversammlung gewählt werden, und aus einem geschäftsführenden Sekretär.

Das Comité beabsichtigte in der Pfingstwoche d. J. nach Frankfurt a. Main die erste Generalversammlung einzube-

rufen, auf welcher zunächst die endgültige Feststellung der Statuten vorzunehmen seyn wird. Bis dahin ist es Sache insbesondere der katholischen Presse auf das neue Unternehmen hinzuweisen und für dasselbe zu werben. So wenig die großen Schwierigkeiten zu verkennen sind, welche zu beseitigen bleiben, so einleuchtend ist die eminente Bedeutung einer solchen freien Akademie der Wissenschaften, wie die Görresgesellschaft sie darstellen soll. Recht eigentlich aus dem Bedürfnisse der Zeit wuchs der Gedanke heraus, der am 24. Januar einen ersten Schritt zur Verwirklichung machte. Die deutschen Katholiken sehen sich mehr und mehr von den officiellen Pflanzstätten der Wissenschaft verdrängt, welche der Geist des Unglaubens und der Verneinung in steigendem Maße beherrscht. Nur mit den schwersten Opfern vermögen junge katholische Gelehrte in der akademischen Laufbahn auszuharren, ohne Aussicht auf Beförderung unter einem System staatlicher Omnipotenz, welches auch die Pflege der Wissenschaft monopolisirt und Luft, Licht und Bewegung für sich allein in Anspruch nimmt. Der Plan der Gründung einer freien katholischen Universität scheint seiner Verwirklichung ferner denn je: die Staatsschule duldet keine fremden Götter neben sich.

Und doch dürfen die Katholiken das Feld der Wissenschaft den Gegnern nicht räumen und auf die Bundesgenossenschaft der gewaltigen Macht, welche die Wissenschaft im Geistesleben der Gegenwart ausübt, nicht verzichten. Wie die Zeitverhältnisse die parlamentarische Tribüne vielfach zur außerkirchlichen Kanzel umgestaltet haben, so muß die Pflege der Wissenschaft in freier Vereinigung der katholischen Gelehrten Ersatz bieten für die systematische Ausschließung derselben von den Lehrstühlen unserer Hochschulen. Die so gedachte neue Gesellschaft wird in Wahrheit das schönste Denkmal für den Meister seyn, dessen Namen sie trägt, aus seinem Geiste geboren und der eigenartigen Stellung entsprechend, welche er als Mann der Wissenschaft einnimmt. Görres war kein sogenannter Schulgelehrter. Je höher er die Wissenschaft hielt, um so freier wollte er bei ihrer Pflege seyn. Die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, welche sein ganzes Seyn erfüllte, war mit dem Formenzwang

und dem Zunftwesen der Fakultät schwer vereinbar. Als er im Jahre 1805 mit dem Freiherrn von Aretin behufs Uebernahme einer Professur an der Akademie oder der Universität München unterhandelte, schrieb er: „Im Grunde bin ich nicht allzu sehr für das Universitätsleben geeignet. Das einseitige gelehrte Wesen, was meistens dort herrscht, der kleinstädtische Ton, die Brodconcurrenz, das alles zieht mich wenig an. An der Akademie würde ich mehr arbeiten können, ich würde weniger eingepreßt seyn."

Görres war auch der Mann, der klaren Blickes in dem Streite, den Glauben und Wissen durch alle Zeiten streiten, die innerste Wurzel des Zwistes erkannte, der jetzt wie immer die Welt entzweit, und den ersten Grund aller Bewegungen, die sie in allen ihren Elementen aufgeregt. In seiner unnachahmlich markigen Sprache sagt er darüber in „Europa und die Revolution": „Was wieder im Gebiet des Glaubens den Protestantism von der alten Kirche geschieden hält, was im Wissen den Skepticism vom Dogmatism trennt, was im Verhältniß beider die Rationalisten mit den Supernaturalisten entzweit, ist ein und dasselbe schon im Ursprung innerlich verschiedene zwiefache Princip, das in verschiedenen Bildungen verlarvt, doch immer das gleiche bleibt, und zugleich auch in den politischen Parteiungen als das innerste Ferment erscheint. Das ist der doppelte Januskopf, unter dessen zwiefacher Signatur alle Dinge dieser Welt ausgehen, und in ihrer irdischen Befangenheit sich nie des eingebornen Zwiespalts entschlagen mögen. Das eine Haupt bergend unter dem Sternenschleier, der Sibylle Antlitz in edlen, ernsten, strengen Zügen; das dunkle, begeisterte Auge gegen höhere Welten aufgehoben, deren Licht aus seinen Tiefen widerstrahlt; der Mund geöffnet zu jenem gewaltigen Chorale, in dem sie in schweren, dunklen, feierlichen Tönen, die langsam durch die Gewölbe des Himmels gleich fernen Donnern rollen, die Apokalypse des Alls und der Geschichte singt. Das andere Haupt unter Helmes Dach, fest, keck, scharf in allen Zügen, die Augen trotzig in eigenem Lebensfeuer sprühend, in Blitzschlägen die innere Gedankenwelt entladend, von den Lippen

fließend Heldengesang, das große Epos der Geschichte. Von beiden Erbregenten gebührt jenem sonder Zweifel die erste Würde, denn sein Gebiet ist das Wesenhafte, das wahre, auf sich selbst begründete Seyn; das Schauen der Seherin ist jenes ewige Wissen, das nicht gewußt werden kann, und dessen stille Genüge sich selber unbegreiflich und unfaßlich ist; und was sie davon in Symbolen ausgesprochen, ist der Same jener ewigen Wahrheit, aus der alles Leben sich entwickelt, und die darum für alle Zeiten sich bewährt, weil sie das Gesetz der Zeiten selber in sich beschließt. Der Andere aber ist, tief im trüglichen Schein des Daseyns verstrickt, über wandelbare Schemen zum Regenten bestellt; dort muß er in Mitte der Luftgefechte spielender Gegensätze mühsam die Herrschaft führen, und mühsam Gedanken zu Gedanken fügend, allgemeine Begriffe zusammensetzen, die innen der Wurm des Irrthums nagt; nur bedingte Wahrheit ist daher sein Theil, und nur in dichterischer Freiheit mag er das Unbedingte sich gestatten."

Aber Glaube und Wissen stehen nicht im unversöhnlichen Gegensatz zueinander, sie sind berufen einander wechselseitig zu fördern und zu ergänzen. „Die Vernunft, wenn sie des Hochmuths sich entschlagend im lauteren Streben, dem angeborenen Freiheitstriebe bis zum Ende folgt, wird am Ziele sich an der Stätte wiederfinden, wo sie ausgegangen, und Glauben und Wissen wird in der rechten Ueberzeugung sich als eins bewähren."

April 1876.

LI.

Papst Pius IX. an die Erben des Namens Görres.

Pius P. P. IX.

Dilectae in Christo Filiae salutem et apostolicam Benedictionem. Quum memoriam illustris avi vestri religio et doctrina qua floruit Nobis apprime commendaverint, acceptissimam habuimus oblatam a Vobis effigiem, quam ipsi simillimam esse affirmatis. Est enim hoc a natura inditum, ut quorum nos delectat nomen et recordatio eorum imagines libenter intueamur. Officium autem vestrum, et obsequiosae litterae quas adjecistis, alia etiam de causa voluntatem nostram vobis conciliant, quia nimirum declarant, vos et dilectos Filios quibus conjunctae estis, illius pietatem et obsequium in Apostolicam Sedem imitari, cujus nomine et ornamentis merito gloriamini. Hoc itaque avitum decus constanter et sedulo retinete, hoc maxime tempore, quo studium catholicae religionis eo majorem parit laudem quo plures et validiores sunt qui illi adversantur. Pignus vero caelestis auxilii in hoc certamine, simulque testem paternae dilectionis Nostrae habete Apostolicam Benedictionem, quam vobis aliisque familiae vestrae conjunctis peramanter impertimus.

Datum Romae apud S. Petrum die 5. Aprilis anno 1876, Pontificatus Nostri Anno Tricesimo.

Sign.

Pius PP. IX.

LII.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

VI.

Wie die sichtbare Welt ein organisch gegliedertes lebendiges Ganze, so ist es nicht minder die Geschichte; sind ja beide nur die zwei Seiten, in welcher die Gottheit sich offenbart, und waltet doch das Eine Gesetz in beiden Welten, wenn auch in jeder in anderer Weise, da es von dem Einen Absoluten stammt und im Ideal sich abspiegelt. Damit ist für Görres der Standpunkt gegeben, die Geschichte als Weltgeschichte aufzufassen; indem aber diese nach beiden Seiten von Einem Gesetze beherrscht wird, mußte in der Natur schon die Entwicklung der geistig-sittlichen Welt vorgebildet seyn. Insofern sucht er auch eine Naturgeschichte in der Entwicklung der Formen und Bildungen der Geschichte nachzuweisen, wie er denn ja schon in seinen frühesten Schriften auf eine Naturgeschichte des Staates wie der Religion hingewiesen hat.

Einen Beleg für diese seine Anschauung eines Zusammenhangs der Natur und der Geschichte bieten die gelegentlichen geographischen Erörterungen. Wir können es uns nicht versagen, einen Blick auch auf diese seine geographischen Studien zu werfen, zumal er selbe schon von Jugend auf lieb gewonnen[1]) und sie bis an sein Ende fortgesetzt, und

1) Guido erzählt in diesen Blättern (27, 125) eine Anekdote, an die

gerade dieß Gebiet jene mittlere Region bildet, in der Physik und Geschichte sich begegnen. Unabhängig von C. Ritter hat er anfangs schon die Geographie wissenschaftlich mit der Geschichte zu verbinden gesucht. Schon in der genannten Abhandlung in Daub und Creuzer's „Studien" hat er dahin sich ausgesprochen: „Die ersten Gewächse, welche die Natur hervorgetrieben, sind die Gebirge. In ihnen ist die Geschichte der Naturkraft selbst in plastischen Bildern angeschrieben und so divinatorisch die höhere Menschengeschichte angelegt." Wie die Erdveste in Kerngebirgen sich angeschlossen und sich in bestimmter Folge und in großen Ramifikationen die Gebirgszüge an die Urform angeschlossen, so gingen auch die Völker von einer Urform aus, und ergossen sich zunächst in drei Strömungen gemäß der Configuration der Erdveste. Auch hier gibt es primäre, sekundäre und tertiäre Völkerschichten, die aber alle auf eine primitive Einheit zurückweisen (l. c. III. 473 ff.). Ausführlicher entwickelt er diesen Gedanken in seiner Mythengeschichte (1810), zu welcher er bereits 1808 die Mythencharte in diesem Sinne radiren ließ[1]). Im „Heldenbuch von Iran" (1820) hat er neuerdings die Idee aufgegriffen und hiebei ausdrücklich das Verhältniß seiner Studien zu C. Ritter besprochen[2]).

---

zu erinnern hier am Platze seyn dürfte. Schon als Schulknabe schrieb sich Görres aus den vielen Reisebeschreibungen, die er las, eine Geographie zusammen, um das Büchel, natürlich auf Kosten seiner Sparpfennige, drucken zu lassen!

1) Mythengeschichte der asiatischen Welt S. XXXIV.

2) S. XIX: „Damit es nicht scheint, als ob diese Darstellung nachbetend auf fremdem Fußsteig gehe, soll hier erinnert werden, daß sie in ihren wesentlichsten Ideen schon vor zehn Jahren in der Mythengeschichte niedergelegt worden, die gründliche Ausführung im Einzelnen verdankt sie gern Ritters vergleichender Erdbeschreibung, einem Buche, das vor allem zuerst der Weltgeschichte ihr unentbehrliches Fundament gelegt und das in Hinsicht auf die vorherrschende Anschauung, die es ausgedacht, die geistreiche Behandlung, die es gestaltet hat, und den unermüdlichen Fleiß und die

Wie er selbst persönlich an seiner Heimath wie verwachsen hing und schon in Heidelberg Heimweh fühlte und vor jeder Berufung Sorge hatte, so hat er auch eine Wahlverwandtschaft zwischen den bestimmten Völkern und den Ländern, in die sie in der Urzeit eingewandert, anerkannt[1]), ein Gedanke, den auch Schelling in seiner „Philosophie der Mythologie" ausgesprochen.

Am ausführlichsten jedoch hat er seine geographischen Studien 1844 in den beiden akademischen Abhandlungen: „Die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimath" und „die drei Grundwurzeln des celtischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung" verwendet und damit begonnen: „Den Völkerstämmen sind ihre Sitze zum voraus von der Natur bereitet und den ihnen eingegebenen Instinkten ist es überlassen die bereiteten aufzusuchen, wie der Zugvogel in ihnen immer wieder seine alte Heimath sucht und findet" (S. 5). Beide Abhandlungen zeigen, wie er nicht bloß all den neueren geographischen[2]) und ethnographischen Forschungen bis in's Detail nachgegangen, sondern auch die Urwanderungen der Völker wie die späteren gleichsam Schritt für Schritt verfolgt hat, wobei er eine wahrhaft staunenswerthe Kenntniß der ethnographischen Angaben der Alten wie der bezüglichen späteren Literatur beurkundete.

Görres hat seine Ideen über die Geschichte zuerst in der schönen leider unvollendeten Abhandlung „Religion in der Geschichte" (Daub und Creuzer's Studien III. 313—480) niedergelegt. Wie schon dieser allgemeine Titel zeigt, daß er

---

gelehrte Forschung, die den Stoff gesammelt, nicht ausgelobt werden kann." Auch in einem Brief an Jakob Grimm (1819) kommt er auf Ritter zu sprechen und stellt Grimm's „deutsche Grammatik" der „vergleichenden Geographie" Ritter's zur Seite, und wie das Buch ihn ergötzt, und wie er aus ihm einmal etwas Rechtes zugelernt habe (Ges. Briefe II. 579).

1) S. diese Blätter Bd. 27, 14.

2) In der ersten S. 5—45; in der zweiten S. 24 ff.

die Geschichte von Anfang central erfaßt habe, so der specielle Titel der ersten und auch allein erschienenen Abtheilung: „Wachsthum der Geschichte", daß er in der Geschichte auch eine nach einem inneren Naturgesetze verlaufende Entwicklung erblicke. Trotz seines damaligen in dem idealen Pantheismus ruhenden Standpunktes und mancher irrthümlichen Auffassung auch im Einzelnen, bietet sie eine solche Fülle von Ideen und Anschauungen, daß sie auch jetzt noch ebenso dem Historiker als dem Apologeten zu empfehlen seyn dürfte. Ist auch das Christenthum in seinem objektiven Wesen und seiner ewigen übernatürlichen Bedeutung noch nicht erkannt, so bietet die Abhandlung doch genug Momente, welche dem Bedürfniß, das Christenthum in seiner welthistorischen Stellung zu begreifen, entgegenkommen. Kann doch alle Apologetik in erster Linie nur die Aufgabe haben, es als die eigentliche und höchste, als die Grundthatsache der Weltgeschichte nachzuweisen, ohne welches die ganze Geschichte ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist.

Die Geschichte, sagt nun Görres charakteristisch, „hat nicht in hohlen, leeren Formen, sondern sinnig im ewig heitern Gleichmuth das wahrhaft Lebendige in allem Werden und das wahrhaft Ganze und Gediegene in aller Erscheinung zu ergründen" (314). Die Geschichte kann also nur erkannt werden, wenn das Ganze anerkannt und das Einzelne im Ganzen erkannt wird. Um nun die Annahme eines Naturgesetzes auch in der Geschichte und ihren Bildungen zu rechtfertigen, äußert er sich: „Sagt nicht, es schließt das Wesen der historischen Welt, innerhalb dem Gebiete der geistigen Freiheit gegründet, den Eingriff jedes solchen Gesetzes aus, das jedesmal eine zwingende Nothwendigkeit über der Sphäre jener Freiheit hinaus festsetzt. Wir erkennen gleichfalls Freiheit vom Naturmechanism als charakteristisch, obgleich nichts weniger als ausschließend bezeichnend die Natur des Geistigen an, wir statuiren keine Nothwendigkeit über jene Freiheit hinaufgerückt und sie beherrschend, aber es empört nichts-

destoweniger unsern Sinn, die Geschichte als ein Aggregat blos zufälliger Willkürlichkeiten anzuschauen, als ein Infusorium blos beweglicher Gestalten, die ohne Ziel und Zweck nur zur Lust und Unlust durcheinander wirbeln." „Alle Willkürlichkeiten müssen in einem höhern Willen seyn, sie werden dabei, unbeschadet ihrer Freiheit, nur in die höhere Freiheit aufgenommen." Darum „erkennt er höhere Gedanken durchgreifend die Gedankenwelt", er sucht „einen Weltgeist in der Geschichte", und verfolgt die bildende Natur auch in der neuen Gestalt, die sie angenommen; er glaubt nicht, „daß sie heraustretend aus dem Reiche ihrer unorganischen Schöpfungen im Gebiete des Lebens ferner nimmermehr nach der Totalität gestrebt, sondern in ein leeres gedankenloses Fermentiren sich verloren" (S. 317—319). Da im Menschen eine Doppelnatur sich geeint findet, in der zwei Töne zu einem einzigen Accord zusammenklingen, so ist was in dunklen Affekten und Wahrnehmungen sich geltend macht, wohin die höhere Willenskraft nicht hinabreichen kann, von der Natur befangen; was dagegen in lichter Besonnenheit sich im Menschen bildet, der Gedanken Blitzschlag, alle Begeisterung 2c. 2c. gehört der höhern Natur an, die von des Himmels klarem Raum herabgekommen. Es ist aber also geordnet, daß beide sich in die Herrschaft des Menschen theilen. Nur im Schlafe soll der Naturmensch wachen, aber wenn die klaren Lichter in dem Tage untergehen, soll der andere Mensch im Innern sich aufrichten. So herrscht Schlaf und Wachen auch in der Geschichte. Aber auch progressiv zwischen Geburt und Tod soll die Geschichte sich fortbewegen, indem die Individuen und Geschlechter, jedes seine Entwicklung nimmt, nun zuerst im Sinnlichen befangen zum Uebersinnlichen sich erhebend, um dann, wenn es seinen Scheitelpunkt erreicht, mehr und mehr zu welken und in sich zu sterben, und einem andern Geschlechte, das in ihm als Fötus lag, das Fortschreiten der Entwicklung zu überlassen (324—29).

Zwischen Schlaf und Wachen, Erzeugung und Tod entwickelt sich so das Leben der Geschichte; und auch der Staat ist nach dem gleichen Ebenmaß gegründet. Nun sucht er in einem wahrhaft großartigen Ueberblick die ganze Geschichte von ihrem Uranfang bis zur damaligen Gegenwart (1807) herab in ihrem Wechsel, in ihrem periodischen Steigen und Fallen und nach ihrer immer höhern Integrirung darzustellen [1]). Aber diese Naturnothwendigkeit bedingt keinen Fatalismus; denn die Freiheit ist es, welche die Geschichte wirkt, und nur da wo die Freiheit nicht eingeht in die Aufgabe, welche eine höhere Ordnung ihr gestellt, macht sich die Nothwendigkeit der Natur geltend: „Alle Nothwendigkeit im Menschen ist des Menschen eigen Werk oder vielmehr Nicht-Werk; es ist ein Unterlassen, was sie herbeigeführt, sie wird ihm zugerechnet und die Verantwortung liegt auf ihm." Wenn die Lebendigkeit in einer Zeit erschlafft und stumpf wird, dann tritt allerdings bewältigend die Natur hervor und umfängt mit ihren Schatten die gesunkene Kraft, wie der Schlaf herauftretend aus dem untern Organismus gleichfalls die freien Triebe umspinnt [2]).

Es gibt aber auch ein ethisches Gesetz in der Geschichte das noch heiliger als das Gesetz der Natur. Dieß hebt er namentlich in den beiden Aufsätzen: „Ueber den Fall Deutsch-

---

1) K. Rosenkranz sagt in der schon gedachten Schrift (S. 29) von dieser Abhandlung: „sie sei voll von genialen Gedanken, treffendsten Ausdrücken und großartigen Uebersichten."

2) S. 401. Klarer noch und bestimmter kehrt dieser Gedanke in „Deutschland und die Revolution" (IV. S. 70) wieder: „Wohl haben alle großen Weltbegebenheiten ihre innere Naturnothwendigkeit, ihre Durchgänge, Umläufe und Wiederkehren; wohl hat auch der Wahnsinn dieser Zeit seine Stadien, sein periodisches Steigen und Fallen und seine kritischen Augenblicke, und insofern läßt sich durch alles Mühen nichts ändern im Laufe der Dinge. Aber nur die Leidenschaften fesseln an diese Naturgewalt; so viel hingegen von lichten Gedanken und besonnenen Willenskräften in den Begebenheiten wirkt, so viel Freiheit ist in ihnen."

lands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt" und „über den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt" hervor, in welcher er gerade die Ideen, welche er in einer 2. Abtheilung der Abhandlung: „Religion in der Geschichte" behandeln wollte, zum Theil verwendet zu haben scheint. Da heißt es: „Physische Kräfte walten in der physischen Welt, moralische in der geistigen, sie schaffen die Ereignisse. Menschenkraft ist nur der kleine Wirbel im großen Strudel und durch denselben bedingt; sie muß gehorchen der großen Schwungkraft, die alles im Kreise um sich herumreißt" (Pol. Sch. I. 86). „Nicht die Planetengesetze sind sicherer, als jenes ethische im Reiche der Erfahrung, daß jede Sünde hienieden, wo sie geboren wurde, ihre Strafe treffe. So im Gleichgewicht ist die ethische Welt gegründet, daß wenn frevelhaft störend eine Kraft ausschweift zum Schlechten hin, sogleich und durch einen Naturtrieb alle andern gemeinsam dagegen verbunden sind" (l. c. 167).

Ueber der Naturnothwendigkeit und Freiheit steht aber der Gottheit Walten. Hat Görres in dieser Abhandlung, weil sie unvollendet blieb, nicht die Gelegenheit gehabt sich ausführlicher darüber auszusprechen, so ist die Voraussetzung eines höheren Waltens durch die ganze Anlage wie durch seine Grundanschauung bedingt; denn auch die geistige Welt der Geschichte ist ihm ja eine Offenbarung Gottes und „das große Ziel der Zeiten ist, daß die Endlichkeit, wie sie uns verbunden ist, Theil nehme an der Seligkeit des Unendlichen." Dieß aber ist nur möglich durch die Rückwendung zur Gottheit[1]). Doch gelegentlich hat er auch dieß höhere Walten der Gottheit und zwar da, wo er die damalige Gegenwart bespricht, in erhabener Weise geschildert: „Hat die Generation auch in ihrem Wahn von Gott sich abgewandt, er hat sein Antlitz nicht von ihr gewendet; an ihrer Ruchlosigkeit hat er freilich keinen Theil, sie gehört dem

1) Glauben und Wissen 147.

Richtigen an, und nachdem sie sich selbst gestraft und sich selbst vernichtet hat, fällt sie auch ins Nichts zurück: aber in Allem, was Tüchtiges gebildet wird, bildet die Gottheit fort in dieser Zeit, wie in jeder anderen, immer baut sie aus den Trümmern, die Alter oder Wahn zerstört, sich eine neue Kirche wieder" (l. c. 412).

Wir können nicht umhin, aus dem Nachweis des innern an ein Naturgesetz gebundenen Entwicklungsganges und ihrer fortwährenden Integrirung einige Momente herauszuheben, die, wie sie seinen offenen Sinn für die Wirklichkeit beurkunden, zugleich zeigen, wie seine spätere großartige Behandlung der Geschichte schon in dieser Abhandlung ganz sich vorgebildet findet. Die Religion war ihm keine Erfindung, sie ist ihm das was den „begeistigenden Lebensäther *bereitet*, dessen die Geschichte für ihre Fortentwicklung bedurfte. Sie war, ehe die Geschichte war, und dem werdenden Geschlechte wurde sie unmittelbar eingeboren, sie war Kind mit ihm und wuchs jugendlich mit der Jugend in's reifere Leben auf"[1]. Alle Religion begann aber mit Naturreligion, alle Mythologie erscheint unmittelbar erst im Elementenreich und dann im Sternenreich begründet (351—52). So sucht er nun *aufsteigend* gemäß der Entwicklung des Kosmos die verschiedenen Religionssysteme zu verfolgen. „Das Naturhistorische ergoß sich in das Welthistorische und die Kosmogonie trat als Theogonie hervor", ein Gedanke welcher, wenn er auch näherer Klarstellung bedarf, den wirklichen Verlauf des mythologischen Processes ungleich klarer stellt, als all die modernen geist- und religionslosen mythologischen Theorien. Diese Auffassung hat schon das für sich, daß sie eine innere Entwicklung bedingt und insofern historisch ist im höchsten Sinne, als sie wie ein Naturprodukt erscheint, während die

1) Höchst bezeichnend sagt er anderswo: „Nur solchen leeren gedankenlosen Zeiten ist die Religion entfremdet, die vergessend was vergangen und was kommen soll, sich in enger Gegenwart zerstreut." Polit. Schriften I. 135.

Modernen die ganze Mythologie rein auf den blöden Zufall stellen, wobei man überhaupt nicht weiß, wie die Menschheit zu Göttern gekommen, noch wie diese Göttervorstellungen den übermächtigen, das ganze Leben der Völker beherrschenden und jedes einzelne anders bestimmenden Einfluß üben konnten.

Allerdings war nun nach Görres auf seinem damaligen Standpunkte auch die jüdische Religion und selbst das Christenthum nur ein Glied dieser rein natürlichen, aber deßhalb nicht ohne Gott vor sich gehenden Entwicklung. Im Judenthum erhob sich der menschliche Geist „zum Dogma der Einheit des göttlichen Wesens." Großartig schildert er in der „Asiatischen Mythengeschichte" die Religion der Hebräer. „Ergreifend und bei allem poetischen Colorit porträtmäßig wahr ist die große Schilderei von dessen Schicksalen und großen Lehren", sagt hievon Creuzer (Ges. Briefe II, 152); ja die Darstellung der großen Propheten bietet eine meisterhafte Charakteristik derselben und gehört auch sprachlich zu dem Schönsten, was deutsche Prosa aufzuweisen hat. So wenig übrigens Görres damals die eigentliche Natur des Christenthums als eine übernatürliche Offenbarung erkannt hat, so hatte ihn doch sein Sinn für die ganze Wirklichkeit dasselbe nach Außen hin in seiner ganzen Bedeutung und Wirkung würdigen lassen. Hatte auch der Satz: „die Macht des alten Schicksals war gebrochen, eine Vorsehung hatte die Zügel nun ergriffen" (364) zunächst nur subjektive Bedeutung, so reichte dieß doch schon hin, im Christenthum den Wendepunkt der Zeiten zu erkennen und in großen Zügen die Wandlung darzustellen, die es nach Innen in Bezug auf Gesinnung und Leben, nach Außen auf Gesellschaft und Staat herbeigeführt. „Das Wesen des Christenthums war es, über dem Erdenreich der alten Welt eine neue höhere Gottesstadt tief in dem allgemeinen Volksglauben zu begründen." „Es offenbarte sich jetzt der bestimmte Gegensatz zwischen Staat und Kirche auf eine Weise, wie er in der alten Geschichte nirgend so entschieden sich ausgesprochen hatte." Dadurch habe „das

öffentliche Leben sich in ein zweifaches gespalten, in das politische im Irdischen und das kirchliche im Ueberirdischen. Oben bildete schwebend ein Sonnenreich sich aus, ein Himmelsstaat allerdings durch irdische Naturen repräsentirt, die aber immer nur als Symbole dessen, was höher war, sich geltend machten, ein Nachbild jener Hegemonie, in der die göttliche Weisheit das Universum aller Dinge gebildet hatte; eine Organisation zum Göttlichen, durch die ganze Gesellschaft greifend, ein Wunderstaat, der nun auch nach abwärts die ganze sichtbare Endlichkeit durchrankte und erdenhaft selbst auch alle Erdenhaftigkeit bestimmte und alle menschlichen Interessen regelte" (370—71). Schon damals war sich Görres völlig klar über das Verhältniß von Kirche und Staat. Da das Christenthum einen Gottesstaat gegründet, hat die Kirche zum Haupte in dem großen Riesen-Organism sich gerundet und das Haupt war in die himmlische Welt hinein geöffnet und die reinsten Geister stiegen als Heilige in's Empyreum auf; abwärts aber fügten diesem Haupte die untern Gliedmassen der europäischen Staatsvereine sich an. So stand „der Titan des Mittelalters in der Geschichte da; nicht mehr von unten herauf von der alten Mutter allein gekräftigt, sondern jetzt in der Gnade des Himmels stark, und bekämpfte nun selbst den feuersprühenden Typhon des Moslemism, die letzte Ausgeburt des alten Heidenthums" (378). Wie eine Kirche die ganze Christenheit umfaßte, so sollte ein Kaiserthum die ganze politische Welt umschließen. Wenn das Riesenwerk nach der Idee der großen Päpste dieser Zeit nicht so ganz ausgeführt wurde, „dann war es vorzüglich das Ungeschick und der plumpe Ungestüm einer Reihe deutscher Kaiser, die für das Große keinen Sinn besaßen, was in der Darstellung sie verkrüppelte." Die schwachen Kaiser hätten mit dem ersten Grundsatz, der das Ganze beleben und erhalten mußte, sich in Opposition gesetzt, mit dem der Suprematie der Kirche über den Staat, oft durch Uebermuth gereizt, häufiger aber in Folge kleinlichen Egoism und pedantischen

Mißverstehens der Idee (379). Das Band war überhaupt zu leicht geschlungen, das die europäischen Staaten band, nur durch die öffentliche Meinung von der Kirche herab, nicht durch politische Veranstaltungen begründet. Der Trieb nach Unabhängigkeit lösste Deutschland von den andern Staaten und in ihm selbst hat das blöde Hängen an der Besonderheit dazu geführt, und jeder Stein des großen Gebäudes in seinem Steinverstande von dem Ganzen sich losgesagt. Die fortschreitende Desorganisation mußte zuletzt in die Reformation ausschlagen, welche Görres damals schon als eine religiöse und politische Revolution bezeichnet; von der neuen Zeit aber sagt er, daß „sie herausgetrieben aus dem Paradiese, weil sie gegessen von der Erkenntnißfrucht“ (385 u. 417 [1]).

Nachdem er nun die Folgen auch für das politische Leben ebenso drastisch als wahr geschildert und wie die Kirche nun zu einem Element des Staates geworden sei und zum Werkzeug seiner Zwecke, und wie der Erdtitan nun Berg auf Berge wälzt, frägt er nun, ob der Lauf des Christenthums damit nun geschlossen sei? Er glaubt, daß nur ein Anderes aus ihm geboren werde. Die Periode der Begeisterung des Mittelalters habe geendet und die der Nüchternheit und Reflexion sei eingetreten. Alle Ereignisse der Gegenwart sind ihm nur Naturprodukte, die ganze neuere Geschichte nur irdisch (409 u. 419). Die Reformation habe daher nach vorwärts nur Bedeutung, nach rückwärts sei sie nur destruktiv. Mit ihr habe so die Periode des Christenthums als die des Glaubens geschlossen und aus ihr soll ein Anderes ausge-

---

1) Wenn in einem jüngsten Schmähartikel auf Görres im „Altkatholiken“-Journal von S. behauptet wurde, Görres habe in der Zeit und Umgebung Abels die Reformation einen „zweiten Sündenfall“ genannt, so ist dieser Ausdruck in „Europa und die Revolution“ enthalten und stammt also vom Jahre 1821; den Gedanken jedoch sprach Görres nach Obigem zuerst schon 1807 aus, wie er denn auch in dem Aufsatz: „der Fall der Religion“ (I. 177) dieselbe mit dem Abfall der zehn Stämme Israels vergleicht.

boren werden und dafür waren die Reformatoren die Organe des Weltgeistes [1]). Die neue Zeit ist aber die der Einsicht, des klaren ungetrübten Wissens, was sich auf das Gottesreich des Glaubens gründen will (410). Der jetzt erwachte Enthusiasmus für Philosophie und Poesie, der jedoch sparsamer für höhere Reinigkeit und Sittlichkeit sich äußert, ist das Treibende der Zeit, nicht wie sie in Büchern stehen, sondern leben in der Begeisterung, wie sie auch nur gelebt in den wahrhaft Heiligen. Es ist nicht zu verkennen, daß hier die Hoffnungen der Romantik sich aussprechen, die er aber am ersten satt bekommen, wie er selbst in dem schönen Aufsatz: „Achim von Arnim" sagt [2]).

Indem er so sich über die Bedeutung der Gegenwart und das Wesen der Zukunft ausspricht, sucht er nun dieß auch historisch zu begründen und beginnt mit dem Ursprung der Mythe, der wesentlich religiös ist. Die Religion ist ihm die Bärmutter der Poesie, Ethik und Philosophie (422); „sie ist's, die in Allem wirkt und lebt, wie die Gottheit in allem Leben lebt." Hiebei leitet ihn der Gedanke, daß Alles, was werden soll, schon in früherer Gegenwart wirklich da sei, wie die Knospe des nächsten Jahres in dem Blattwinkel des laufenden. In der nun folgenden Darstellung ist von höchstem Interesse die überall den Kern erfassende Schilderung des Entwicklungsganges der Ethik und Philosophie bei den Griechen.

Stellt diese Abhandlung die Geschichte nur nach ihrer Naturseite dar, so liegt gerade darin ihr eigenthümlicher Werth. Denn nur dadurch, daß auch nach dieser Seite ein

1) S. 390. Man wird hier unwillkürlich selbst in dem Ausdruck an manche Gedanken der viel spätern „Philosophie der Geschichte" Hegels erinnert, nur daß das was bei Hegel mehr in abstrakten abgeblaßten Formeln sich bewegt, bei Görres viel unmittelbarer, frischer und lebendiger ist. Wir müssen es uns versagen, dieß hier näher nachzuweisen.

2) W. Menzel's Literaturblatt 1831, S. 109.

einheitliches, die ganze Geschichte in allen ihren Theilen durchwirkendes Gesetz aufgezeigt wird, kann die Geschichte zur Wissenschaft erhoben, wie zum Verständniß gebracht werden. Die Fruchtbarkeit dieses Gedankens erkennt man schon in der übersichtlichen Darstellung, welche ein so einheitliches Bild der Weltgeschichte entrollt. Es dürfte die Literatur wohl kaum ein früheres ähnliches Erzeugniß aufzuweisen haben, welches eine so großartige Auffassung des Allgemeinen in der Geschichte mit einer so plastischen Darstellung des Concreten verbände. Ist auch der Einfluß von Herders „Ideen“ nicht zu verkennen, so beschränkt sich derselbe nur darauf, daß er anregend wirkte. Lessing's Schrift: „die Erziehung des Menschengeschlechts“, gegen welche sich vom christlichen Standpunkt gleichfalls Vieles sagen läßt, von der aber doch anerkannt werden muß, daß sie in jener Zeit der Gottentfremdung ein entschiedener Versuch gewesen, für den inneren Zusammenhang der Geschichte unter der Leitung der Vorsehung einzutreten — dürfte doch gegen die Abhandlung: „Wachsthum der Geschichte“ nicht in Vergleich kommen. Gerade der lebensvolle Nachweis jenes Gesetzes der stets höheren Integrirung, der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit im Wechsel von Hebung und Senkung, Schlaf und Wachen ist für die tiefere Geschichtsbetrachtung von größter Tragweite. Die Geschichte hat hier ferner einen bestimmten Anfang, sie hat ihre Höhenpunkte, sie hat auch ihr bestimmtes Ziel und Ende in der Rückwendung zur Theilnahme am göttlichen Leben, während unsere Historiker davon kaum mehr eine Ahnung haben. Die Geschichte ist eben als ein Ganzes aufgefaßt, als welches sie erst Gegenstand wahrer Wissenschaft seyn kann.

Mag immerhin gemäß dem damaligen Standpunkt ihres Verfassers Manches irrig seyn und geht auch ein gewisser naturalistischer Zug hindurch — er hat seinen Grund darin, daß die absolute Freiheit Gottes nicht recht sich abhebt von der Nothwendigkeit, in welcher die Welt zu Gott steht —

so ist dieser Zug doch schon dadurch zu entschuldigen, daß gegenüber der geistlosen Behandlung, welche in der Geschichte nichts sieht, als ein Aggregat zufälliger Thatsachen, von vorneherein die Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit besonders betont werden mußte. Eigentlich anstößig ist nur, daß in Folge dessen selbst das Christenthum nur eine Periode der allgemeinen natürlichen Entwicklung bildet, welche mit der Reformation geschlossen sei, über die hinaus eine neue Religion die Geschichte ihrer höhern Vollendung entgegenführen soll.

Ist auch das Christenthum kein Moment eines bloß natürlichen Wachsthums der Geschichte, so läßt sich andererseits doch nicht läugnen, daß es in dieser nicht isolirt stehen könne, es vielmehr die ganze Vorzeit hindurch seine Schatten geworfen haben und diese nachweisbar seyn müssen, wenn es anders, die Geschichte als Ganzes betrachtet, deren Mittelpunkt und ihre Grundthatsache bildet. Nicht darin liegt so sehr der Fehler, daß das Christenthum im Ganzen der Geschichte thatsächlich als ein nothwendiges Moment sich ergiebt, ohne welches dieselbe unbegreiflich wäre, sondern darin daß die Geschichte als Ganzes nur von der natürlichen Seite und also doch nur einseitig erfaßt wird. In einer eingehenderen Betrachtung der Geschichte nach ihrer ganzen Wirklichkeit wird das Natürliche sich von selbst als solches ablösen und die Anerkennung der übernatürlichen Seite derselben eine nothwendige Folge seyn.

Damit hängt der Gedanke der Zukunfts-Religion auf's innigste zusammen. Hatte Görres auf seinem damaligen Standpunkt das Christenthum nur als Moment einer natürlichen Entwicklung betrachten können und mußte er deßhalb eine Zukunfts-Religion erwarten, die, wenn sie auch das Christenthum in sich aufgenommen, doch wesentlich eine höhere über es hinausgehende Epoche bildet, so mußte er auch die Elemente hiefür in der damaligen Gegenwart aufsuchen. Diese erblickte er nun gegenüber „dem brennenden Glauben

des Mittelalters" in der „freien Geistigkeit" (Daub und Creuzer 416), in dem Streben nach Einsicht und klarem ungetrübten Wissen, auf welchem der Wahrheit göttlich Reich gegenüber dem Gottesreich des Glaubens sich begründen will (410). Die treibende Kraft ist ihm, wie wir gesehen, der Enthusiasmus für Kunst und Wissenschaft, wie für höhere Sittlichkeit, welch' letzteren er aber weniger in der Neuzeit findet. Dieser dreifache Enthusiasmus aber ist nicht ein blos zufälliger Gedanke, sondern es liegt ihm eine naturnothwendige und geschichtliche Wahrheit unter, die hier nur mißverständlich angewendet wurde. Kunst, höhere Ethik und Philosophie sind an sich Strebungen des menschlichen Geistes, in welchen er über die äußere Welt hinaus nach dem Idealen, Ewigen und Göttlichen trachtet, das ihm die äußere Welt und das Thaten und Wirken in ihr nimmer gewährt; sie sind Versuche, über der Vergänglichkeit des äußern Weltlebens wieder des Göttlichen, Ewigen habhaft zu werden. Dieß zeigt sich namentlich schon im Alterthum. Wir sehen in dem Ursprung der Kunst ein Streben, dem äußeren Materiellen selbst den Charakter des Idealen und Ewigen aufzudrücken, dem Sichtbaren die Idee einzuhauchen; wir sehen ferner, daß der Mensch ob der Hinfälligkeit seines äußern Thuns und Ringens in der Askese von der Welt sich abwendet und durch ein auf innerer Einkehr ruhendes und dem Ewigen conformes sittliches Handeln des Göttlichen theilhaft zu werden sucht. Oder endlich, der Geist sucht mittelst der Abkehr vom äußern Wissen rein durch das Denken den letzten Grund alles Seyns, das Göttliche in der Erkenntniß zu gewinnen, wie in der Philosophie. In all dem drückt sich eine Umkehr, eine Rückwendung in die innere Welt zum letzten Ziele d. h. zu Gott aus. Die Aegypter mit ihren colossalen Bauten, die Inder mit ihrer Askese und Contemplation, die Griechen in ihrer Philosophie sind die Vertreter dieser Richtungen. In Kunst, höherer Ethik und Philosophie tritt das Bewußtseyn in ein Stadium zum Ewigen als dem

eigentlichen Ziel mit Bewußtseyn und in Freiheit zurückzukehren. Dieß ist nicht etwas Zufälliges, sondern in der Natur der sich selbst überlassenen Menschheit gelegen, und gerade die neuere deutsche Philosophie hat dieß zuerst in seinem innern Zusammenhang erkannt. Es ist das System des transcendentalen Idealismus Schellings, das darauf geführt[1]). Wenn die damalige Philosophie auf Grund dieser idealen Richtungen eine neue höhere Entwicklung, die zum Absoluten führt, erwartet hatte, so ist dieß aus der damaligen Gottentfremdung und Unkenntniß des Wesens des Christenthums begreiflich, aber zugleich ein Beweis dafür, daß auf dem Wege blos natürlichen Strebens jene drei Richtungen immer nothwendig hervortreten. Der Irrthum liegt nur darin, daß man, während sie als ein Ringen nach dem Unvergänglichen nur das Bedürfniß höherer Hilfe constatiren, mittelst derselben selbst schon das höchste Ziel erreichen zu können glaubt. Die Ernüchterung konnte freilich nicht ausbleiben, wie denn gerade diese idealen Strebungen immer und von je her nur die Ohnmacht des sich selbst überlassenen Menschen erweisen können. Die Ernüchterung blieb auch bei Görres nicht aus, wie gerade die politischen Schriften im Jahre 1817—1822 zeigen. Aber während Görres unmittelbar und praktisch der Kirche, die es ist, sich zugewendet, hat Niemand tiefer und geistvoller als Schelling in seiner „rein rat. Philosophie" gezeigt, wie gerade diese idealen Strebungen einerseits nothwendige Momente in der Entwicklung des sich selbst überlassenen Menschen sind, wie aber auch anderseits selbe nur das Bedürfniß nach dem Gött-

1) In Hegels Lehre vom absoluten Geist kehrt derselbe Gedanke, freilich nach seiner Weise wieder. Während aber Schelling früher die drei Richtungen als Kunst, Religion und Philosophie bezeichnete, hatte Görres damals schon die höhere Ethik als zweites Glied eingesetzt und die Religion als Värmutter aller drei erkannt (l. c. 422). Schelling hatte später gleichfalls in seiner „rein rat. Philosophie" (2. I. 556 ff.) für Religion die Askese und Contemplation gesetzt.

lichen beurkunden, es aber nicht selbst bieten können und nur von neuem die Ohnmacht des Menschen, der für sich seyn wollte, aufdecken[1]). Diese Erörterung soll übrigens nur zum Verständniß dieser Erwartungen damaliger geistiger Richtungen beitragen, da mit hochmüthigem Hinwegsehen über selbe als über unchristliche Philosopheme wahrlich nichts ausgerichtet wird.

Uebrigens hat Görres diesen Gedanken eines neuen Stufenalters der Religion, in welchem das Christenthum in seinem Wesen aufgenommen erscheint, in der Abhandlung: „der Fall der Religion und ihre Wiedergeburt", die überhaupt, wie schon angedeutet, eine Art Ergänzung zum „Wachsthum der Religion" bietet, weiter ausgeführt in einer Weise die so ganz seine durch und durch religiöse Natur beurkundet. Demnach übt schon, wenn auch bewußtlos, die Natur religiösen Dienst. „Der Religion gehört Alles an, und Alles hat sie dem Menschen zur Nutznießung hingegeben. Alles, die Natur, wie alles Thun des Menschen soll ein lauterer

---

1) Aller Pessimism tritt daher als eine Krankheit der Zeit erst dann ein, wenn auch das Ziel, durch die idealen Strebungen den Gott in seiner Wirklichkeit und dadurch wahre Beseligung zu gewinnen, als eine Täuschung sich erweist. Jene Strebungen zeigen wohl das Ziel dem Menschen dieser Welt, aber sie können die Vereinigung mit dem Göttlichen, das Leben aus Gott nicht selbst bringen. Hier drängt sich die Nothwendigkeit höherer Hilfe, die Nothwendigkeit der Offenbarung auf, die, wie sie selbst nur ein Akt der höchsten Freiheit ist, auch den sittlich freien Akt der Aufnahme und Unterwerfung fordert. Wird dieser nicht vollbracht, folgt mit Naturnothwendigkeit ob der bewußten Ohnmacht die Verzweiflung. Wenn Görres seiner Zeit damals schon weniger den Sinn „für Reinigkeit und höhere Sittlichkeit" zugetraut, so zeigt auch dieß seinen sicheren Blick. Wäre damals dieser Sinn lebendiger gewesen, und hätte die Zeit ihn im öffentlichen Leben wie in der Wissenschaft bethätigt, die Philosophie der Verzweiflung wäre nicht zu einer allgemeinen Krankheit der Gegenwart geworden.

Gottesdienst seyn"[1]). „Es preist die Natur den Vater durch die ewige Ordnung und Harmonie, die er in sie gepflanzt. Ihre Religion ist der Gehorsam; der gesammte Weltkreis ist ein großer Tempel, die Naturkräfte sind die Priester dieses Heiligthums, alle Naturerscheinung ist Symbol, Gebet und Gottesdienst. Der Mensch aber ist mit Freiheit in dieß Pantheon gesetzt, sei er gottlos, sei er heilig. Jenen großen Naturgottesdienst feiert er mit seiner Natur im Chore mit. Aber außer diesem bewußtlosen Dienste, der im eng umhegten Traumreich still verborgener Naturmacht gefeiert wird, ist auch eine andere Religion dem Menschen zugemuthet, die wie Seele ist in dieser Traumwelt und Geist, der sich selbst erkennt und durchschaut und ergründet. Gottes Gebot hat jene Natur in ihrem Bestand begründet, nicht sein Zwang, sondern seine Zulassung, nicht seine Furcht, sondern seine Liebe soll diese andere Welt in gleicher Vollendung ausführen. Dann erst ist Gottes Reich dargestellt, wenn das innere ethische Gebot herrscht wie Naturgesetz, und die Freiheit gebietet wie Verhängniß" (I. 172). Wenn alle zum Abbilde jener innersten Einheit werden sollen, so ist dahin nicht anders zu gelangen, als durch Heiligung des ganzen inneren Menschen. „Der Mensch soll nichts thun ohne Gott, seine Liebe soll ihn erfüllen, seine Begeisterung ihn zu allem Guten treiben." Mit den wärmsten, heißesten Worten schildert er nun den religiösen Dienst, der Gott so gebracht würde, wenn der Landmann säet, oder der Mächtige sein Reich pflanzen würde wie einen Garten, oder Philosophie und Kunst in diesem Geiste betrieben würden. Daran erst knüpft er dann die Aussicht der Wiedergeburt der Religion und Kirche, in der Alle sich finden sollen. Des Todes Volk ist nur die Schaar der Sünden, und ein Frevler, der irgend Gutes um

---

1) Es ist also zum Theil das was die Theologie als objektive Herrlichkeit Gottes bezeichnet.

seiner Ansicht willen herabreißt und vermengt mit dem, was vom Ueblen ist.

Wie Görres die Geschichte als ein organisches Ganzes und die Religion als ihr Innerstes erfaßte, so ging er auch hinauf bis in ihre Anfänge, auf die Mythologie, welche ebenso die Voraussetzung jeder Geschichte als Wissenschaft wie der Religionsphilosophie ist. Man glaube ja nicht, daß Geschichte und Religionsphilosophie möglich sind, ohne auf die Religionsformen der Heidenwelt einzugehen, oder daß es genüge selbe einfach mit der Phrase abzuthun: „der Polytheismus sei ein Irrthum", den jetzt zwar alle Kinder als solchen erkennen, aber an dem die Völker Jahrtausende hindurch gehangen. Gerade das ist das große wissenschaftliche Verdienst Görres', daß er zuerst den wissenschaftlichen Versuch im Großen gemacht hat, den Zusammenhang der Religionen einerseits und ihr inneres organisches Entstehen, und so ihre stufenweise Entwicklung darzustellen. Sind auch die Resultate jetzt vielfach überholt, da ihm überhaupt verhältnißmäßig wenige Quellen zugänglich gewesen, so namentlich in Bezug auf Indien[1]), die jetzt fast ins Unab-

1) Görres hatte damals als Hauptquelle für die indische Mythologie nur das Upnekhat (Vorrede zur Mythengeschichte XIV), unter welchem Namen Anquetil du Perron die 1657 in's Persische übersetzten indischen Upanishaden in's Französische übersetzt herausgegeben hatte (Sieh Friedr. Windischmann Sankara XIII, wie den Brief E. Burnouf's an Creuzer in seiner Symbolik 3. Aufl. I. 505; Max Müller Wissenschaft der Sprache I. 126). Görres hielt nun dafür, daß in denselben die eigentliche Lehre der Vedas enthalten sei, mit welcher Ansicht er übrigens damals nicht allein stand, da die eigentlichen Veden noch nicht bekannt waren. Nun sind aber die Upanishaden viel jüngern Ursprungs und mehr ein Produkt Brahmanischer Speculation. Diese beschäftigt sich aber bereits mit den drei Deiotas, Brahma, Siva und Vischnu, welche in den eigentlichen Vedas sich nicht vorfinden; denn Vischnu hat daselbst eine ganz andere Stellung und Bedeutung. Insofern war man auf dem damaligen Standpunkt allgemein der Ansicht, daß jene Speku-

sehbare sich gemehrt, und läßt auch der Standpunkt immerhin manches zu wünschen übrig, so liegen doch darin Gedankenkeime, welche ebenso der Historiker wie der Apologet verwerthen könnte. Sein Grundgedanke ist, daß in der Vorzeit der Menschheit „die höchste Natureinheit" sei; keine Falschheit und keine Lüge wird in ihr erfunden, wie in den physischen Gesetzen (S. 10). Dieser Satz darf nicht mißverstanden werden, es ist damit nur abgewiesen, daß die Religionen wie die Mythologien von den Menschen erfunden oder durch Priestertrug entstanden seien, sowie anderseits behauptet, daß dieselben unbewußt im Bewußtseyn, nicht zufällig, sondern mit einer gewissen Nothwendigkeit von selbst, wie Naturprodukte entstanden sind — ein Satz der den Sündenfall vorausgesetzt nicht sich abweisen läßt. „In den Reden, die der frühe Mensch führt, tönt die dumpfe Sprache der Elemente fort, eines jeden eigenthümlicher Accent läßt sich in ihnen unterscheiden. Nothwendig muß daher diese Geschichte der Uebergang der Physik in's Leben seyn; wenn irgendwo müssen in ihr die Gesetze des Himmels sich bewähren in einem Grade, daß sie sogar kritisch über Echtheit und Unechtheit gegebener Thatsachen entscheiden können" (X[1]). So ist ihm die Mythologie durch eine Art Som-

---

lationen das Aelteste enthalten und die drei Deiotas zur ursprünglichen Religion der Inder gehören. Als man jedoch die indische Literatur eingehender kennen lernte, erwies sich dieß als irrig. A. Weber hat denn auch in seinen „Indischen Studien" die Upanishaden im Original mit dem Upnekhat beziehungsweise der Uebersetzung Anquetils ausführlich verglichen.

1) So tief sah Görres bereits damals in das dunkle Gebiet der Mythologie. Denn sicher wird eine künftige Wissenschaft der Mythologie es dahin bringen müssen, wohin es die Paläontologie gebracht hat. Auch in ihr müssen die oft unscheinbaren mythologischen Reste bestimmt werden können, nicht bloß welchem System sie im Allgemeinen angehören, sondern in welchem besondern Entwicklungsmoment derselben sie ihren Platz haben.

nambulismus entstanden, „der Mensch wandelt seines Bewußtseyns unbewußt im tieferen Bewußtseyn der Welt umher; sein Denken ist ein Träumen in den tieferen Nervenzügen, aber diese Träume sind wahr; denn sie sind Offenbarungen der Natur, die nimmer lügt." Damit hat Görres nicht die Mythologie durch den Somnambulismus erklären wollen; dieser dient ihm nur als Beispiel; daß aber in ihr eine Art Naturekstase, ein Verzücktseyn in die Naturmächte, eine Fascinirung durch sie wirksam war, dürfte keine tiefere Mythenforschung leugnen. Auch der Gedanke ist hervorzuheben, daß sie eine „Fortsetzung der Kosmogonie in die Theogonie" im Bewußtseyn sei, sie also eine der Weltentstehung parallele Entwicklung habe. Dafür zeugt gerade die vergleichende Mythologie, welche die verschiedenen Religionen der Völker als in einer successiven Steigerung parallel der Natur entstanden erscheinen läßt. Wir müssen es uns versagen, näher auf die weitere Ausführung einzugehen[1]).

1) Leider hat man katholischer Seits diese Studien völlig vernachlässigt. Außer Lasaulx's „Studien" und besonders Windischmann's so gediegenen als musterhaft erkannten Arbeiten, die man aber katholischer Seits so ziemlich todt geschwiegen, wohl weil man nichts damit anzufangen wußte, haben wir so gut als nichts aufzuweisen, was der Erwähnung werth wäre.

(Fortsetzung folgt.)

LIII.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Siebentes Capitel: Erste Reise nach Italien (1817—18).

2. Nach Palermo und weiter bis Selinunt.

Den Tag nach unserer Vesuvinsfahrt, 7. November Mittags, brachte eine Barke uns zu dem Kriegsschiff Il Leone, Brigg von vierzehn Kanonen, zugleich gewöhnliches Packetschiff zwischen Neapel und Palermo.

Es war ein herrlicher Tag; kein Wölkchen am Himmel, glänzender Sonnenschein; noch am Nachmittag segelten wir zwischen den Inseln Ischia und Capri durch und hatten von diesem Standpunkt die wahrhaft bezauberndste Aussicht zurück gegen Neapel und seine Umgebungen — fast die ganze große Bucht in einer Ausdehnung von mehr als sechs bis acht Stunden an ihrem Ufer mit schönen Gebäuden bekränzt, welche besonders in der Stadt und deren Nachbarschaft reihen- und stufenweise übereinanderliegen, alle Bergeshöhen durch Villen belebt, dazwischen das reiche Farbengemälde der auch im November noch frischen Natur, im Hintergrund der dampfende Vesuv, zur Rechten die vielfach eingeschnittenen Buchten — die von Sorrento mir werth durch Tasso's Geburt (hatte ich doch schon als Knabe das befreite Jerusalem im Preisbuch erhalten), die von Salerno wichtig dem Arzt, die wunderschöne Insel Capri, die August und Nero so bevorzugten, links die liebliche Bucht von Bajä und die hohe Felseninsel Ischia; das Meer ruhig wie ein Spiegel, die Lüfte warm und duftig. So war das Wetter denn

herrlich, die Schönheit zu betrachten, aber nicht erwünscht für unsere Weiterförderung; nur ein gelindes Lüftchen wehte und dieses gelinde von dort, wohin wir wollten — es war Scirocco; wir mußten laviren, immer im Zickzack vorwärts streben, indem unser Schiff die Diagonale beschrieb der beiden Richtungen, welche ihm Ruder und Wind ertheilten. Geht es sehr günstig, dann segelt man in achtzehn Stunden von Neapel nach Palermo, in Einer leicht sechs und mehr zurücklegend. „Und wir", so schrieb ich am 11. Nov. vom Schiff aus, „schon im Angesicht der sicilianischen Küste, worüber Gott gelobt sei, wir bringen schon vier Tage und Nächte auf unserer Reise zu und es frägt sich, ob wir heute noch nach Palermo kommen."

Der Kronprinz hatte an drei Tagen dem Meergott geopfert, ich war ein paarmal nahe daran gewesen und begriff, was Einige sagen, daß ihnen ihr Leben um einen Strohhalm feil war, oder daß sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätten, diesen abscheulichen Zustand, falls er länger dauerte, los zu werden, wenn nicht bloß das Schiff zu schwanken scheint, sondern Zimmer, Himmel, Wasser und Alles drin, drauf und dran in Einem großen Schwindel durcheinander- und zusammenfällt.

Den 9. sahen wir nichts, als Himmel und Meer, auch den 10. An diesem ward ich Morgens, eh' es tagte, geweckt durch eine Woge, die durch mein rechts geöffnetes Fenster drang und mein Zimmerchen überschwemmte. Zugleich hörte ich heftigen Wind, starkes Schlagen der Wellen, über mir auf dem Verdeck ein lebhaftes Hin- und Herlaufen, Schreien und Rauschen der Segel und des Tauwerks. Ich stieg aus dem Bett, ward aber, wegen der gewaltsamen Schwankung des Schiffes, sogleich an die entgegengesetzte Wand geschleudert und konnte mich kaum auf den Füßen erhalten. So warf ich nur meinen Mantel um und eilte barfuß, weil meine Schuhe voll Wasser waren, an den Wänden mich anklammernd, auf das Verdeck. Hier fand ich das Schiffsvolk in starker Bewegung, die Richtung aller Segeln ändernd, den Kapitän am Hintertheil des Schiffes, der erhabensten Stelle desselben,

mit einem Sprachrohr Befehle ertheilend. Der ganze Himmel war überzogen, nur gegen Aufgang, weil die Sonne im Anzug war, feuerroth, die Wogen gingen hoch und majestätisch, und das Schiff eilte so rasch voran, daß es schien, das Meer ziehe wie ein ungeheuer schnell bewegter brausender Strom an uns vorüber. Wir fragten, ob das Sturm wäre, die Schiffleute sagten: nur „vento forte.“

Mir machte es viele Freude, diese heftigen Bewegungen zu sehen; es war, denk' ich, keine Gefahr zu fürchten. Jedoch mußt' ich mich stark anhalten, um nicht wie ein Ball hin und her geworfen zu werden. Selbst das am Bord befindliche, für den Kronprinzen von Neapel (Vicekönig von Sizilien) bestimmte Kalb von Sorrento schien sich nicht in einem seiner durchlauchtigsten Bestimmung entsprechenden Wohlsein zu befinden. (Die Kälber von Sorrento sind die wohlschmeckendsten, die ich je gegessen habe. Von Farbe grau.) Dieser heftige Wind war uns aber noch immer nicht günstig, noch immer Scirocco; um Mittag wurde er gelinder. Gegen Abend vor Sonnenuntergang entdeckten wir die zwei Inseln Felikud und Alikud mit ihren Felsenspitzen aus dem Meer hervorragend, beide nicht fern von der nördlichen Küste Siziliens.

Die vorige Nacht war die ruhigste, die ich auf dem Schiffe zugebracht, ich ward nicht so oft aufgeweckt. Heute Morgens, als wir auf's Verdeck kamen, sahen wir zu unser Aller großen Freude, außer den genannten Inseln, die hügliche Nordküste von Sizilien und nordwestlich davon die Insel Ustika. Aber das gelobte Land im Auge, wissen wir doch nicht, ob wir es heute noch erreichen; denn wir haben fast gänzliche Windstille. Daß das Mittelmeer eins der gefährlichsten und sturmvollsten sei, war schon den Alten bekannt.

Auf unsrem Schiffe, das 80 Fuß Länge hat — der mittlere Mast 100 Fuß Höhe — sind 85 Seelen. Das Schiffsvolk seltsam gemischt aus Menschen von allerlei Costümen und Gesichtern. Die Ordenstracht der Franziskaner und Kapuziner ist in Stoff, Form und Farbe noch immer die der niedersten Volksklassen Italiens, der Fischer, da ja der hl. Franz in seiner Demuth und Liebe das Kleid der Geringsten anzuziehen begehrte.

Die Luft den 11. November so mild, daß man selbst die Nacht ohne sonderliche Winterkleidung auf dem Verdeck unter freiem Himmel zubringen kann. — Unsere ganze Reisegesellschaft hatte einen wahren Abscheu vor Wein, auch dem besten; sehr gut bekommen uns scharfe und gesalzene Speisen. Ich aber fühle große Sehnsucht nach Milch, nach guter nämlich, und denke gerührt der vortrefflichen Schwabinger und des klassischen, von Herrn v. G. bereiteten Kaffee's. Seit wir in Welschland, habe ich keinen guten mehr getrunken; nirgends Rahm.

11. Abends. Seit ein paar Stunden sehr günstiger Wind, unser Schiff fährt wie ein Pfeil dahin, das sizilische, vielfach und lieblich eingeschnittene Ufer erscheint immer klarer, die Sonne geht feurig und golden unter in der Fluth, und unsere Freude, bald anzukommen, vergoldet Meer und Meeresufer besser als die Sonne. Wir werden zwar heute noch landen, aber die Nacht auf dem Schiffe zubringen. Singet, springet und schwinget! gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!

Den 12. Frühmorgens halb 3 Uhr, noch an Bord. Ich habe gestern eine dreimal gute Nacht gewiß von Herzen gewünscht, aber wir hatten eine dreimal herzlich schlechte; noch kein Auge zugethan von Abend bis zum Morgen. Ich schrieb Ihnen, daß uns der Wind so günstig; (zwar Südost, uns südwestlich Strebenden zum Theil entgegen, aber durch Stellung der Segel und des Steuerruders kann jeder, der nur nicht schnurgerade entgegen ist, den raschen Lauf fördern; ein und ein halber Wind, d. h. ein solcher von den 32 der Rose, welcher vom ganz entgegengesetzten nur um anderthalb Zweiunddreißigstel abweicht, ist schon ein günstiger; ja selbst beim schnurgerad widrigen kömmt man durch Laviren noch weiter als bei Stille.) Aber jener uns günstige ward, nicht in einer Minute, sondern einer Sekunde, somit plötzlich, für uns unterbrochen, als das Schiff auf gleicher Linie stand mit den beiden Vorgebirgen, welche die schöne große Bucht von Palermo bilden; der rasche Lauf des Schiffes ward eben so plötzlich gehemmt, die vorher schwellenden Segel sanken wie leere Beutel zusammen, wir hatten einige Minuten gänzliche Stille — dies alles nicht

etwa, weil die Vorgebirge, die zu beiden Seiten einige Stunden weit von uns entfernt lagen, die Richtung des uns hereintreibenden Windes auf unser Schiff unterbrochen hätten, nein, diese waren so gelegen, daß sie die Bucht völlig der Windrichtung geöffnet ließen, sondern weil die Wirkungssphäre des Seewindes oft haarscharf begränzt ist; letzterer wehte jenseits der Gränze gewiß mit gleicher Heftigkeit fort; aber wir waren nun unter die Herrschaft des festen Landes getreten und es erfolgte auch nach wenigen Minuten ein so heftiger Stoß des uns ganz entgegengesetzten Landwindes, daß ich glaubte, das Schiff falle um. Bei fortgesetztem guten konnten wir in einer Viertelstunde im Hafen seyn, aber nun mußten wir laviren, vier-, fünfmal die Richtung der Segel ändern, endlich bei ganz eingetretener Stille das Schiff in den Hafen bugsiren (durch kleine Boote ziehen) lassen. Das war ein Hin- und Herrennen, ein Auf- und Abwärtsklettern zu und von den Masten, ein Getrampel, ein Getrottel, ein Getrappel, ein Ziehen und Zerren an Seilen und Rollen, ein „oi, ui, oi" Brüllen der Matrosen, ein Dazwischencommandiren des Capitäns — alles über unsern Schlafkammern — von 9 Uhr Nachts bis halb 3 Uhr (und es hat noch kein Ende), daß es hieß: gute Nacht, Schlaf! Ich bin darum aufgestanden, Ihnen dieß alles zu erzählen. Nun spring' ich ein wenig auf's Verdeck, zu sehen was es gibt; dann leg' ich mich wieder in's Bett und lese in meinem griechischen Evangelium; denn ich werfe mich jetzt stark auf's Griechische, weil es eine schöne Sprache ist, behaupten die Gelehrten.

Ich komme vom Verdeck, da ist es stockfinstre Nacht, aber die Matrosen zerren und zappeln an ihren zehntausend Seilen noch immer fort, als wenn es helllichter Tag wäre; es ist an kein Schlafen mehr zu denken. St, St — daß ich nur Sie nicht aufwecke; denn es ist die beste Schlafenszeit.

4 Uhr. Wir sind im Hafen — zwischen zwei geraden schönen, aber sparsam beleuchteten Gassen Palermo's.

Den 13. Früh. Schönen guten Morgen nach einer, endlich wieder einmal, ruhig zugebrachten Nacht auf dem festen Land. — Gestern Morgens 8 Uhr, noch ehe wir unser Schiff verlassen hatten, war der Commandant der Marine in einer geschmückten Barke herangefahren, den Kronprinzen im Namen

des Vicekönigs zu begrüßen und in ein königliches Gebäude als Absteigquartier einzuladen. Der Kronprinz hat das abgelehnt. Als er hörte, daß mehrere Tausend Menschen schon am Ufer warteten, theils aus Neugierde, theils, unter verschiedenen Titeln zu betteln, so beschloß er nicht gleich in der Nähe unseres Quartiers auszusteigen, sondern an der entgegengesetzten Seite des Hafens, um von da den schönen dreispitzigen Monte Pellegrino, wo das Grab der heiligen Rosalia ist, zu besteigen. Dieser Berg, vielleicht 2000 Fuß hoch, besteht aus Kalkstein, der ein sehr eingeschnittenes, wie zerhacktes Ansehen hat, fast wie geschmolzenes und dann plötzlich erstarrtes Metall. Eine breite, mit Quadern belegte, über hohen Bogen fortgeführte Straße läuft hinauf, beständig im scharfen Zickzack, niedrige Mauern zu beiden Seiten. Es war sehr warm (etwa wie bei uns im Juni), heller Sonnenschein, wir sahen Schmetterlinge, hörten Lerchengesang und schwitzten am ganzen Leibe. Während wir aber Schatten suchten, sahen wir mehrere Eingeborne, welche ausdrücklich in die Sonne flüchteten, weil es „so frisch" wäre. — Schon an unser Schiff waren Morgens Bettelleute gefahren, auch eine Gesellschaft Musikanten, die unsern Ohren ein Frühstück brachte. Auf der Hälfte des Berges holte uns ein gutgekleideter, sehr höflicher, überaus höflicher Mensch ein und ging uns voran. Seine Höflichkeit machte uns schon vermuthen, daß er Absichten auf uns habe. Auf der Hälfte des Weges bekömmt man in einer Hütte gutes Brod und schlechten Wein, wir erquickten uns ein wenig und der überaus höfliche Mensch, der uns vorangeeilt war, blieb in einiger Entfernung barhaupt stehen. Wir fragten ihn, was er wolle, und er sagte, er gehe bloß zu seinem Vergnügen auf den Berg, allenfalls auch, Sr. Königl. Hoheit zu dienen. Wir sprachen noch mit ihm, als gleich neben uns — auf der halben Höhe des Berges, welche Industrie! — eine Gesellschaft Musikanten anfing aus Leibeskräften zu geigen und zu blasen. Wir schenkten ihnen etwas und jagten sie fort. Einige hundert Schritte weiter aufwärts gegangen, sahen wir schon einen anderen, großen, gutgenährten, glänzendfetten Mann keuchend uns nachlaufen. Wir fragten, was er wolle. Er sagte, als getreuer Unterthan

Sr. Maj. des Königs Ferdinand fühle er mit allen Unterthanen sich aufgefordert, Sr. königl. Hoheit zu dienen. Wir jagten ihn weiter. Nun kamen wir zur Grotte der heil. Rosalia, einer in Felsen gehauenen, durch eine Oeffnung im Berge von oben und durch Lampenlicht von innen erhellten großen Höhle, die zur Kirche umgewandelt ist. Unter einem der Altäre liegt die Statue der Heiligen mit freundlich lieblichem Gesicht. Unter großer Anstrengung stiegen wir nun auf die höchste Spitze des Berges und genoßen schöner Aussicht auf das Mittelmeer, auf die Stadt Palermo und ihr Thal im Westen, das wie ein geographischer Plan regelmäßig mit schönen Häusern, Wiesen und geradlinigen Wegen vor uns ausgebreitet lag. Bis auf diese so mühsam zu erklimmende Höhe war uns nachgestiegen eine Frau von 40 Jahren, mit Spuren ehemaliger großer Schönheit, in einem schwarzen langen, hin und wieder zerrissenen Kleid, mit schwarzem Kopftuch, wie man es hier trägt. Dem Kronprinzen eine Schrift vorzeigend, die er doch nicht las, gab sie an, daß sie aus einem ansehnlichen Hause von maurischer Abkunft — der maurische Adel wird hier und in Spanien sehr geschätzt — und durch Unglück herabgekommen sei. Ein sehr schöner Knabe von zwölf Jahren begleitete sie. Sie ward beschenkt und bedankte sich sehr anständig. Beim Heruntersteigen kamen uns nach und nach, zum Theil bis auf die Hälfte des Berges sechs bis acht Züge von Bettlern entgegen, unter mehreren gut aussehenden und gar nicht schlecht gekleideten auch viele in hohem Grad Elende, besonders Blinde, deren Zahl in ganz Italien ungeheuer ist (zum Theil Folge der grellen Strahlenbrechung). Welche Schmach für die Regierung, die in einem vor allen Ländern Europa's gesegneten Land die Müßiggänger nicht zu beschäftigen und die wirklich Bedürftigen nicht zu erhalten und zu unterstützen vermag, oder es gar nicht will.

Daß die neapolitanische Regierung ihre Schuldigkeit oft heillos versäumt und die materiellen Interessen des Landes so gut wie die geistigen vernachlässigt hat, werden wir noch öfter zu bemerken den Anlaß finden. Indessen muß man aus dem Umstande, daß der Bettel erlaubt ist und darum

nothwendig auch viele Müßiggänger lockt, nicht einseitig ungünstige Schlüsse ziehen. Wird denn das reiche und thätige England Herr über die stets wachsende Armuth der Geringen in seinen riesigen Städten? Und wird diese Armuth weniger drückend, weil keine Belästigung des Reichen durch den Bettel stattfinden darf?

Um 9 Uhr waren wir aus dem Schiff gegangen, um halb 5 Uhr kamen wir erst vom Berge zurück; ich war ungeheuer ermüdet und schläfrig, da ich die vorige Nacht gar nicht, die frühere nur wenig geschlafen hatte.

Der schwerhörige Kronprinz war fast nicht gestört worden und ahnte nichts von unserer Erschöpfung.

Die Wirthin in unserem Gasthaus ist eine Engländerin und darum diese Wirthschaft die beste, die wir in Italien gefunden. Vortreffliches Mittagsmahl, alles rein, schöne Zimmer, Betten — und alles viel wohlfeiler als in Rom und besonders Neapel.

In großem Ruf steht hier der königliche Bibliothekar Sterzinger, ein geborner Bayer, in mehreren Reisebeschreibungen (von Münter, Bartels, Stolberg) sehr gerühmt. Er ist Theatiner und Bruder des Theatiners in München, der gegen Pater Gaßner geschrieben hat. Ich freue mich ihn zu sehen und zu sprechen, einen Landsmann in so großer Ferne.

Palermo, zum Theil von Eingebornen, alten Sikanern, zum Theil von Griechen erbaut, ist auch nachher (wie das ganze übrige Sicilien) fast immer von Ausländern beherrscht worden, von Ostgothen (dem großen Theodorich), von Sarazenen, von Normannen (König Roger), vom deutschen Kaiser (Friedrich II. ist hier begraben), endlich von Arragoniern und Bourbonen.

Es ist heute ein herrlicher, sonnenvoller Tag und ich freue mich recht, ihn zu benützen. Dieser Brief geht um 12 Uhr ab, in 24 bis 30 Tagen können Sie ihn haben.

In einem späteren Briefe heißt es:

Palermo ist eine große, regelmäßig gebaute Stadt von 130,000 Einwohnern, und noch lebhafter als Neapel, die Gassen vollgestopft von Leuten, und da die Sicilianer, wie

alle Insulaner, sehr neugierig sind, so war um den Kronprinzen, der öfter zu Fuß mit uns durch die Gassen ging, das Gedräng ungeheuer. Wir besahen mehrere Kirchen, deren es 300 hier gibt, und wovon viele außerordentlich prächtig sind durch die Schönheit und Größe ihrer Säulen, durch den Mosaik-Reichthum des Fußbodens, der Seitenwände und der Altargeländer. Wir trafen mehrere Altärchen ganz von Lasur gemacht. Doch ist in der Architektur hier der Einfluß des sarazenischen Styls nicht zu verkennen, nicht mehr die einfache Größe des griechischen und römischen, sondern alles überladen.

An der Tafel des Vicekönigs äußerte ein Schiffscapitän aus Venedig: „Ich glaubte, die Geschichte meiner Vaterstadt gut inne zu haben, aber der Kronprinz von Bayern weiß davon mehr als ich.“ Des Prinzen historische Belesenheit war überhaupt sehr groß; so z. B. kannte er die Einzelgeschichte von Reichsstädten wie Hamburg und anderen mehr.

An eben dieser Tafel ward uns vom Vino di Faro, den die Sicilianer so gerne trinken, ein sehr alter Jahrgang vorgesetzt; dieser Wein hatte in der Länge der Zeit die rothe Farbe völlig eingebüßt und war bleich geworden.

Unser Wirth in Palermo, der uns sehr ehrlich schien, hat sich in seiner Rechnung um 25 Scudi zu seinem Vortheile verzählt; Graf Seinsheim entdeckte das Versehen; es wäre der erste ehrliche Wirth in Italien gewesen. Einen ähnlichen Rechnungsfehler beging unser Wirth in Rom.

Da ich in meinen Briefen gar häufig bald über das sicilianische Volk, bald über die Regierung mich entrüste, so dürfte hier eine kleine allgemeine Bemerkung am Platze seyn. Wahr ist es, daß seit Langem und noch heutzutage die Sicilianer des verhältnißmäßig schlechtesten Rufes unter den Italienern genießen. Als im J. 1871 ein Deutscher über ungebührliches Benehmen italienischer Soldaten in der unmittelbaren Umgebung des Vatikans Empörung äußerte, da ward ihm erwidert, es sei eben ein sicilianisches Regiment. Wir wissen, daß schon Großgriechenland in seiner Bevöl-

ferung dem Christenthum ein ungünstiges, weil sittlich und physisch verkommenes Material geboten. Noch ungünstiger scheint das saracenische Element gewesen zu seyn; denn wo es vorherrscht, im Westen und Südwesten der Insel, da hat das Volk den schlimmsten Credit von allen. Die Normänner brachten Kraft, aber auch Gewalt und Haß in's Land. Und daß die hohenstaufischen Deutschen, die Spanier, die Calabresen u. s. w. nicht eben ihre mindest abenteuerlichen Elemente hier abgelagert haben, das dürfte nicht zu bezweifeln seyn. Und bei solcher Bewandtniß welche unaufhörlich wechselnden Geschicke! Vermöge ihrer Lage und ihrer natürlichen Reichthümer ein Zankapfel der Nationen, hat diese Insel die Dynastien sich ablösen gesehen, ohne daß vielleicht eine einzige derselben ernsthaft den Willen gehabt hätte, des Landes bleibendes Wohl zu fördern. Betrachten wir die bedenkliche Volksmischung, so sind wir geneigt, die einzelne Regierung zu entschuldigen; betrachten wir die Sünden der Regierungen, so erfaßt uns Mitleid und Nachsicht für das Volk. — Eine besondere Sünde der Bourbonen war es, daß sie, die neapolitanischen gleich ihren Vettern in anderen Staaten, z. B. dem kirchebedrückenden Ludwig XIV. in Frankreich, nichts Besseres zu thun wußten, als den Klerus ihrer Länder möglichst unabhängig von Rom und möglichst abhängig von der Regierung zu machen. Die revolutionären Früchte sind ihnen nicht ausgeblieben. (Aehnliches geschah freilich auch in Deutschland von Seite katholischer, selbst geistlicher Landesherren.) Wo aber in einem organischen Körper der erforderliche Zusammenhang eines Gliedes mit dem Einheitspunkte gehemmt oder gar aufgehoben wird, da tritt mit Nothwendigkeit theilweise oder vollständig Fäulniß des Gliedes ein, und zwar nach dem Maßstab des „Corruptio optimi pessima“. Es gibt keine größere Beschränktheit, als wenn man die Stiftung Gottes, welche den Beruf hat, die auseinandergefallene Menschheit zu einigen, zur Nationalanstalt herabwürdigt; ich sage Beschränktheit, denn immer

ist es gerade die Nation, die Gefahr läuft, an solchem Versuche zu Grunde zu gehen; vide außer Neapel und Sicilien das gallikanische Frankreich und andere mehr. —

17/11. Auf den Trümmern des alten Segeste[1])
40 ital. Miglien südlich von Palermo;
Nachmittag um 3 Uhr.

Meinen herzlichsten Gruß und Kuß zuvor!

Eine schauerliche Oede, aus der ich Ihnen schreibe, und in der Dillis und ich allein zurückgeblieben, indem der Kronprinz mit den übrigen nach Trapani, 20 Miglien von hier vorausgegangen. — Eine Reihe sanft erhabener, lieblich gerundeter Hügel und höherer Berge, wechselnd mit muldenförmigen Thälern, in der Ferne das dunkelblaue Meer mit seinem schönen Busen, ein reiner blauer warmer Himmel, ein fettes, öliges klebriges Erdreich; alle mögliche Willigkeit der Natur, reichlich zu geben dem, dessen Fleiß sie befruchtete; — und doch in dieser so empfänglichen Gegend auf 30 Stunden gegen Westen hin kein Dörflein, weithin kein Mensch sichtbar, kein fröhlicher Ton aus den Lüften, kein Bäumchen auf den Höhen, kein frisches Gräslein im Thale; nur hie und da ein armseliges Häuslein; ein Kreischen, ein Grillen und Zirpen von niedrigem Gethier; zwischen den alten Gesteinen eilfertig und furchtsam hin- und herwischende Eidechsen; weithin ein Meer von dürrem Gras und Disteln; dieß Alles in der Gegend, in der einst das reiche, viellebendige Segeste gestanden! Aus dieser lebensleeren Oede erhebt sich auf dem Rücken eines sanft ansteigenden Hügels, in dessen Hintergrund ein höherer Berg emporragt, fast noch ganz erhalten seit dritthalbtausend Jahren, ein altgriechischer Tempel in seiner dorischen Säulenpracht, nebst wenigen Spuren eines alten Theaters, das einzige noch übrige Zeichen einer großen untergegangenen Herrlichkeit. Der Stein sog. Travertino, eine Art Tuff. Dillis macht eine Zeichnung vom Tempel, und ich leiste ihm freiwillig in der Einsamkeit Gesellschaft.

1) Eigentlich ist der Ausdruck unrichtig, denn der Tempel ist fast ganz erhalten, von der Stadt im Uebrigen sind selbst die Trümmer verschwunden.

Und in dieser Einsamkeit, so fern von der Heimath, wie rührte es mich, die Namen deutscher Handwerksburschen auf den Säulen eingekritzelt zu finden!

Diese Nacht blieben wir in einem ganz einschichtig stehenden, eine Viertelstunde vom Tempel entfernten Hause, Dillis und ich mit unseren zwei Mauleseltreibern und einem berittenen Soldaten (Campiere), der als Wache mit uns ist. Dieß Haus bewohnt ein Mann mit zwei Kindern das ganze Jahr; gleichwohl ist in demselben kein Tisch, kein Ofen, kein Herd, kein Bett, kein Glas u. s. w. — schlafen werden wir auf einigen Brettern, von unseren Mänteln und ich von meinem Rhabarberrock noch insbesondere zugedeckt. Wir brachten kalte Küche und Wein mit uns, und unser Wirth hat uns einen Vogel, den er geschossen, auf dem Ziegelfußboden des Zimmers gebraten.

Abends 7½ Uhr im Hause. Wir haben ein sehr herrliches Abendessen gefeiert; wie Könige vergnügt in unserem dickrußigen Zimmer auf Blöcken um einen höheren Block herumgelagert; auf diesem sogenannten Tisch brennt festgepappt ein von uns mitgebrachtes Wachslicht; dazu der Mond durch ein hohes Fenster scheinend. Wir gaben unseren Leuten und den Wirthen von unserem Braten und Wein und sie wurden kreuzfidel; unser Wirth blies auf dem Dudelsack, der Soldat dazu auf seiner Pfeife, die Eseltreiber tanzten einen Sicilianischen, und ich bekam große Lust, mitzutanzen. Wir tranken alten Rheinwein auf das Wohl aller unserer Lieben, recht von Herzen, um so herzlicher, da wir so einsam waren, und sangen das Rheinweinlied von Claudius —

„Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein &c."[1]).

1) Dieses Lied sang ich einige Zeit darauf zu München in fröhlicher Gesellschaft dem einfallenden Chore vor. „Ach", sagte ich am Schluß, „ich wüßte schon Einen, der traurig liegt, aber er braucht nicht den Wein, sondern das Geld", und erzählte von einem Kranken, den ich in großem Elend getroffen. Gleich gab mir Emil Herder einen Kronenthaler, aus allen Händen floßen mir Gaben zu und so hatte der alte Claudius denn richtig wieder mit seinem Rheinweinlied Einen froh gemacht.

18. Morgens. Aber auf Freude folgt Leid; nun kommt der Schatten in's gestern entworfene niederländische Gemälde. Nachdem wir eine Weile recht fröhlich zusammen gelebt und gesungen hatten, fing unser Wachslicht an zu Ende zu brennen, und da wir eben nicht unschläfrig waren, verlangten wir auf unser Lager zu gehen. Wir hatten unseren Wirth schon früher gefragt, ob er frisches gutes Stroh hätte, „paglia fresca, senza pulci, capite?“ (frisches Stroh ohne Flöhe, versteht ihr?) Er sagte: „Capito, eccellenze, capito, paglia fresca senza pulci.“ Wir besahen unser Lager; es war, statt Stroh, das was man bei uns Gehäcksel, Gesott nennt und was, damit es nicht in Staub aufgehen solle, mit einem sehr weitfadigen Grobtuch überzogen war, so einem ungefähr, wie bei uns die Bauern die Schweinchen brin auf den Markt tragen. Wir legten uns nicht ohne Besorgniß nieder. Nach einiger Zeit ward ich wach und hörte den kleinen Knaben unseres Wirthes aus Leibeskräften sich scharren und kratzen, ohne daß er jedoch zu erwachen schien. Ich spürte unwiderstehliche Neigung, ihm heftig Gesellschaft zu leisten, ein Eseltreiber that deßgleichen und Dillis machte das Quartett vollständig. Letzterer meinte, unser ganzes Bett sei lebendig, ich fürchtete, die Bestien möchten sich mit uns und dem Bette fortbewegen; solcher Braten muß dem kleinen Vieh lange nicht vorgekommen seyn; was wir Aehnliches in Fondi und Neapel erfahren, war nichts werth dagegen. Aber es scheint, die Flöhe seien ebenso gute Kameraden der Italiener, als die Wölfe und Läuse der Polen. Sie thun einander nicht sehr weh. Unsere Noth uns gegenseitig klagend, hörten wir unterm Stroh etwas mit Macht sich durcharbeiten, mit starkem Sprung auf die Erde gelangen und sofort mit sehr feiner Stimme ein Gespräch anfangen wie zwischen einer alten Rattenmutter und ihren zarten Jungen.

Wir trösten uns, daß es bald Tag werden wird; Dillis läßt seine Uhr repetiren; es schlägt 1, 2, 3, 4, 5 bis 12 und ¾. Das war schier zum Verzweifeln. O hätten wir noch ein Wachslicht! Ich stund auf, ging in's Freie und sah nach dem Siebengestirn, dahin, wo mein liebes Vaterland

liegt, und wo so Viele der mir Lieben jetzt schlummerten. Schlaft besser als wir, und der Herr schütze Euch gnädig!

Die Nächte sind hier sehr kühl. Ich kehrte auf mein Lager zurück und fügte mich geduldig, ja scherzend und großartig in das was ich nicht ändern konnte. Licht hatte ich nicht, sonst hätte ich mich lesend getröstet. Wir haben nun Alles gehabt, nur noch keine Skorpionen und keine F–lzl–se; aber wir sind auch noch nicht am Ende unserer Reise.

21. Nov. Mittags 12, nach ital. Zählung 18 Uhr. Meinen Brief setze ich fort am Ufer des afrikanischen Meeres, an der Südküste Siciliens, auf den ungeheuren Trümmern des alten Selinunt, schreibend auf einem Stück umgestürzten und abgebrochenen Säulenschaftes. Folgen einige Blümchen, die auf dem Schafte wachsen, eines für meine Mutter, das andere bleibt in München; wer es bei meiner Zurückkunft zeigen kann, soll mir eine große Freude machen.

Ich unterlasse noch die Fortsetzung meiner Reisebeschreibung von Palermo her, um etwas vom Eindruck auf's Papier zu bringen, den die nahe Gegenwart einer gewaltigen Umgebung hervorbringt. — Als wir heut Früh von Castel Veterano, sechs Miglien von hier auf dem Abhang eines Berges gelegen, hieher wanderten, glaubten wir auf dem Weg, eine Stadt vor uns zu sehen; näher kommend merkten wir, daß es die Ruinen, und bloß diese, von drei Tempeln des alten Selinunt seien. Trümmer von Säulenschäften, welche fünfe von uns nicht umklammern konnten, liegen, ohne Zweifel von einem Erdbeben so seltsam durcheinander geworfen, zu vielen Hunderten, ja Tausenden über- und nebeneinander, dazwischen ganze Kapitäler, Stücke vom Fries und einige Säulen, fast noch ganz, wie Thürme hervorragend. Wohl das kolossalste Trümmerwerk, das es gibt! Südlich das grünliche Meer, ringsum Wüste, nichts als Disteln und kurzes dürres Gestrüpp[1]).

In den nahen Buchten verbargen schon öfter afrikanische Seeräuber ihre Barken, sie selbst versteckten sich zwischen den

1) Einstens, zu Virgils Zeiten, palmengesegnetes Land: Teque datis linquo ventis. *palmosa Selinus.* — (A. d. R.)

Ruinen, überfielen die vorübergehenden Landleute und führten sie gebunden fort; ich sah die Abbildung eines ähnlichen Vorfalls. Gleichwohl bleibt Dillis, um bis zum Abend hier zeichnen zu können, diese Nacht hier, in einem nahen einzelnen Haus am Meer, und ich leiste ihm Gesellschaft. Wenn ich morgen diesen Brief fortsetze, so werden Sie daraus merken, daß wir nicht gestohlen sind worden. Damit es uns nicht wie bei Segeste ergehe, so haben wir uns Matrazen und Leintücher mitgebracht; die Folgen jener Nacht haben wir noch nicht ganz vom Leibe geschafft. Ein Campiere, wie sie in Sicilien die Reisenden zur Sicherheit begleiten, bleibt noch mit uns. Der Kronprinz, Graf Seinsheim und Sceverras fahren diesen Nachmittag wieder nach Castel Veterano, uns aber wird morgen eine von Mauleseln getragene Sänfte zugeschickt, und darin gehen wir nach Sciacca.

Abends 8 Uhr in unserem Nachtquartier. Wir haben ein lustiges Abend= (oder Mittag=) Essen vollbracht, unserem Wirth von unserer Küche mitgetheilt und ihn und seine Angehörigen dadurch sehr munter gemacht. Das Haus, worin wir wohnen, gehört dem Prinzen von Monte Leone, Herzog von Terra Nuova, der große Güter in Sicilien, Neapel, Spanien und Südamerika besitzt. Wir haben ein gutes Zimmer und scheinbar gute Bettstellen; aber morgen erst wollen wir die Nacht loben. Unser Haus steht unmittelbar am Meeresufer; der Mond scheint am Himmel durch trübe Wolken und beleuchtet sparsam und melancholisch die Riesentrümmer der drei Tempel; die Meereswoge, vom Nordwinde bewegt, schlägt brausend an's hohe Ufer, ferne höre ich noch Kühglockengeläut; unser Wirth, in seine Kapuze versteckt, geht mit einer Oellampe durch's Zimmer und ordnet noch manches; und ich schaue sinnend und der Heimath gedenkend, hinaus in's endlose Meer; ringsum Nacht und Stille; selbst Dillis ist schon zu Bett. Ich bin müde von dem vielen Herumsteigen. Gute Nacht, der Herr schütze Sie! Morgen früh will ich Ihnen von unserer Reise von Palermo bis hieher (Selinunt) erzählen. Gute Nacht!

22. Morgens. Es ist ein herrlich schöner Tag, daß

einem das Herz im Leibe hüpft und wir haben auch sehr gut geschlafen. Gestern Nachmittags 4 Uhr habe ich im salzigen bewegten Meer gebadet, was in diesem Monat kein hitzegewohnter Italiener thut. Ich hielt mich mit den Händen an Felsen an, um von den stark an's Ufer schlagenden Wellen nicht weggespült zu werden.

Nun zur Reisebeschreibung:

Den 16. zogen wir von Palermo aus mit acht Reitpferden und acht Mauleseln, welche theils unsere Sachen, theils zwei Sänften für je zwei Mann trugen. Zwei Stunden weit, bis Monreale ging's auf einer vortrefflichen Straße, die aber dann aufhört, weßwegen man in Sicilien kaum in Kutschen, sondern nur zu Pferd oder zu Esel reisen kann. Nachtquartier in Alcamo, dem Geburtsorte der Lais — schlecht, jedoch zu ertragen. Es ist zu merken, daß es fast in ganz Sicilien keine Gasthäuser gibt; selbst in Palermo war vor der Ankunft der Engländer, d. h. vor fünfzehn Jahren, noch keines. Es wird wenig gereist, und wer es thut, muß Empfehlungen haben und nimmt Quartier, wo er empfohlen wird, häufig in Klöstern. Den 17. kam unsere ganze Karavane um 9 Uhr beim Tempel von Segeste an, von wo der Kronprinz Nachmittag um 2 Uhr abging bis Trapani (dem alten Drepanum, wo Aeneas landete). Dillis und ich folgten erst den 18. Abends. Der Weg von Alcamo bis Trapani, 30 Miglien (12 Stunden) lang, ist der elendeste von der Welt, bei nassem Wetter gar nicht zu machen, eigentlich gar kein Weg, voll Steine und Schrollen, keine Brücken über die Bäche, rechts und links nichts angebaut, lauter Wüste, man kann unterwegs gar nicht einkehren, die Thiere zu füttern. Wir hatten nach Trapani keine Empfehlung; als daher Seeverras lange vergeblich ein Quartier gesucht hatte, kam der Befehlshaber der Festung und bot uns sein Haus an. Er hatte mehrere Offiziere und Generäle eingeladen, und die Tafel war auserlesen, nur konnte fast keiner von uns seinen Durst stillen, weil das Wasser schlecht und die aufgesetzten süßen Weine uns widrig. Bei Trapani ist der altberühmte Mons Eryx, auf dem Aeneas seines Vaters Anchises Leichen-

feier beging. Auf der Spitze dieses Berges, der fast immer in Wolken gehüllt ist, des höchsten nach dem Aetna, liegt eine Stadt San Giuliano, von 8000 Einwohnern; diese sind so eifersüchtig, daß nie eine Frau vor einem Fremden, überhaupt nie ohne Schleier sich zeigen darf. Kein Fremder, Keiner, der nicht aus San Giuliano, kann sich rühmen, eine junge gesehen zu haben, die alten gehen bisweilen aus den Häusern. Sie sollen sehr schön seyn. Auch im Haus unsers Governatore zu Trapani kam Keinem von uns ein weibliches Geschöpf vor Augen. So strenge Wache taugt nicht, keine Tugend ohne Freiheit; die deutschen und die englischen Frauen, die im Ganzen der größten Freiheit genießen, sind im Ganzen auch die sittlichsten, —

so meinte ich damals, aber der Ausspruch hat nur sehr bedingte Geltung. Man sagt häufig, in Italien werde die Jungfrauschaft bis zur Ehe besser gehütet, in den nordischen Ländern die Ehe heiliger gewahrt. Ich will davon absehen, wie es heutzutage in den großen nordischen Städten etwa mit der Heiligkeit der Ehe aussehen mag, ebenso davon, daß auch in den Städten Italiens die Ehe viel regelmäßiger gehalten wird, als manche Deutsche und Engländer in nationaler Befangenheit und manche Gegner des Katholicismus uns wollen glauben machen, letztere theils deßhalb, weil sie ein besonderes Interesse daran haben, die Unauflöslichkeit der christlichen Ehe als ein Uebel darzustellen, theils weil die katholischen, besonders die romanischen Völker systematisch und um jeden Preis heruntergesetzt werden müssen; jedenfalls ist in Italien so gut wie bei uns zu unterscheiden zwischen großen und kleinen Städten, zwischen Stadt und Land, zwischen dieser und jener Gegend. Mir erzählte einst der nachmalige Cardinal Reisach, er habe zur Zeit, als er Rektor der Propaganda gewesen, bei einem großen Kirchenfest in Albano ausgeholfen; unter 600 Beichten, die er hiebei gehört, enthielten nur Zweie die Selbstanklage wegen Vergehen wider die Sittlichkeit und die betreffenden zwei Beichtkinder waren nicht Landleute, sondern Römer. Freilich mag in den jetzigen

schlimmen Zeiten sich Vieles auch auf dem Lande verschlechtert haben. — In Sicilien waren es übrigens orientalische Einflüsse und Traditionen, welche jenes nicht eben christliche Absperren der Frauen beförderten. Man muß aber auch Rücksicht nehmen auf die leidenschaftlichen Naturen, welche diese Südländer, Männer wie Weiber, schon auf die Welt mitbringen.

Der Kronprinz hat auf San Giuliano (wohin er und die Anderen gingen, während ich durch Unwohlseyn gehindert war) einen Kopf von phönicischer Arbeit aus gebrannter Erde erworben — merkwürdig, weil selten.

Am 19. ging es beständig am Meeresufer hin, die Inseln Levanzo, Maritimo und Favignana vorbei, nach Marsala (dem antiken Lilybäum), wo wir die Höhle einer alten Sibylle besahen, von da nach Mazzara, beständig in großer Hitze durch ein wenig angebautes, häuser- und bäumeleeres Land, 32 Miglien weit. In Mazzara, wo wir zu Nacht ankamen und das neugierige Volk uns fast zu Tod gedrückt hat, wurden wir im Palast des abwesenden Bischofs einquartirt und befanden uns wohl darin. — Der Kronprinz wird überall mit Aufwartungen gequält.

Am 20. nach Campobello; in dessen Nähe besahen wir den großen Steinbruch, in dem die Säulen zum größten der Tempel von Selinunt gehauen wurden. Wir fanden mehrere Säulen, d. h. Theile derselben, ganz aus dem Felsen herausgearbeitet und nur auf ihrem Grund noch mit ihm zusammenhängend — sehr kleinkörniger und festverbundener Sandstein, wovon ich einige Stückchen mit mir genommen. Von Campobello nach Castel Veterano, wo wir im Palast des Herzogs von Terranuova beherbergt und herrlich bewirthet wurden.

Den 21. (gestern) fuhren wir hierher zu den Ruinen, wo der Kronprinz mit großem Vergnügen bis Abends verweilte. Noch vor unserem Abgehen (von Castel Veterano) erlebten wir einen Auftritt. Der Capitaneo der Stadt hatte uns bei unserer Ankunft gesagt, wir könnten die von Palermo mitgenommenen Thiere und Treiber zurückschicken, weil

wir ohne Anstand neue bekämen. Als wir gestern Morgens wieder fragten, wie es mit unseren von hier zu nehmenden Thieren und Treibern stände, zuckte er die Achseln und sagte, es würde kaum möglich seyn, welche zu bekommen. Nun haben wir die Spitzbuben von Beamten schon kennen gelernt in Italien[1]). Sie stehen mit Wirthen, Zoll-, Mauth-, Polizeibedienten, Mauleseltreibern ꝛc. in Verbindung und theilen den Gewinn oder Diebstahl. Es sollte uns nur recht bange gemacht werden, Thiere zu bekommen, wir sollten uns ein Weniges nicht in die Hand brennen lassen ꝛc. Aber der Capitaneo gewann nur, daß er höllisch ausgeputzt wurde, so daß er versprach, gewiß Maulthiere zu schaffen.

Es ist eine elende Regierung hier. Man will die Sache nicht besser haben; ist es nicht unverzeihlich, dieses so gesegnete Land halb ungebaut zu lassen? Aber der Bauer ist nicht Eigenthümer; warum soll er bauen, was seine Kinder und Enkel nicht genießen? — Dann sind die Beamten zu schlecht bezahlt; sie müssen niederträchtig werden, die Regierung weiß das, muß stillschweigend zugeben, daß sie betrügen; das Volk weiß es auch. — Man hat hier die schönsten Steinbrüche, die Steine liegen schon in brauchbaren Formen in denselben, und scheinen die Menschen zu bitten, daß sie so gütig seyn möchten, sie auf die Straßen zu setzen. Nichts; die elendesten Wege hier.

Morgen geht es nach Girgenti, dann nach Syrakus. Nun wird unsere Reise immer merkwürdiger.

---

1) Sollte heißen, im Neapolitanischen.

LIV.

Vom neuesten Cölibats-Sturm.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu den Nützlichkeits- und Schädlichkeitsgründen. Es handelt sich nicht mehr darum, ob der priesterliche Cölibat der Idee des Christenthums entspricht, ob er in Zusammenhang mit der Anschauung der Apostel und der ersten Jahrhunderte des Christenthums steht, ob die Päpste und Concilien, indem sie die höheren Weihen an die Bedingung der Ehelosigkeit knüpften, irrten oder nicht, es frägt sich nur mehr, was der gläubigen Christenheit mehr frommt, Priesterehe oder Cölibat. Es ist hart, wenn die kirchliche Autorität, wenn die Lehren großer Kirchenväter und Päpste auf den Probirstein der Opportunität nach ihrem Gehalt geprüft werden sollen, es ist hart für einen demüthigen Katholiken diesen Weg zu beschreiten, aber wir haben ihn nicht zu scheuen. Dennoch müssen wir uns feierlich verwahren, daß wir Werth und Reinheit der kirchlichen Anordnungen von dem Standpunkt der Opportunität beurtheilt wissen wollten; es könnte sonst jemanden einmal einfallen das Dogma der Trinität vom Nützlichkeitsstandpunkt einer Prüfung zu unterziehen oder die Frage aufzuwerfen, was der Menschheit größeren Vortheil gebracht habe, die Stiftung des Christenthums, die Entdeckung Amerika's oder die Erfindung der Dampfmaschine.

Wie es eine Thatsache ist, daß Verehelichte trotz des Vorzuges, welchen die Kirche dem jungfräulichen Leben zu-

erkennt, dennoch ein Gott wohlgefälliges Daseyn vollbringen und ihrer Bestimmung nachkommen mögen, so räumen wir auch gerne und freudig ein, daß es verheirathete protestantische Geistliche geben wird, deren Amtswaltung nichts zu wünschen übrig läßt, Diener der Kirche, die ihre Pflicht so gewissenhaft erfüllen, als es nur ein katholischer Priester zu thun vermöchte. Es kann uns nicht in den Sinn kommen einen ehrenwerthen Stand zu verurtheilen und ihm einen Vorwurf aus den Satzungen der Religionsgesellschaft zu machen, denen er zu folgen genöthigt ist. Aber wir können auch bei der Parallele, welche die Gegner des Cölibates zwischen katholischen und protestantischen Priestern zu ziehen beliebten, nicht schweigen, sondern müssen, so sehr wir es beklagen jemanden wehe zu thun, auf die Prüfung des angestellten Vergleiches eingehen.

An der Spitze der Einwürfe gegen den katholischen Cölibat steht der Gedanke, daß die Ehelosigkeit den katholischen Priester zu einem willenlosen Werkzeug der römischen Curie erniedrige, daß sie ihn vor einer Reihe von Wechselfällen, welchen der Verheirathete ausgesetzt bleibe, sicher stelle, und daß er dadurch in den Stand gesetzt werde, Opfer zu bringen, die man dem mit zahllosen Banden an den Staat und die Familie geknüpften Haus- und Familienvater nicht ansinnen könnte.

Weit entfernt die Richtigkeit dieser Ansicht in Abrede zu stellen, nehmen wir sie vielmehr als ein über jeden Zweifel erhabenes Zeugniß des Gegners, als eine von der Wahrheit diktirte Aussage, freudig an. Ja der Cölibat sichert dem katholischen Priester eine gewisse beneidenswerthe Unabhängigkeit, ja der Cölibat bewahrt ihn vor Fesseln und Banden, vor Herzleid und Zweifel, und versetzt ihn in die glückliche Lage seiner Ueberzeugung unbeirrt und rückhaltlos folgen zu dürfen. Der feindliche Einwurf beruht jedoch, näher betrachtet, auf dem was man in der Logik einen „circulus vitiosus“ nennt. Der Gegner ignorirt, daß die katholische

Ueberzeugung mit dem Mittelpunkt unseres religiösen Lebens, mit Rom und dem Primat, zusammenfällt, daß der katholische Priester nichts Anderes will und wollen darf als was der geistliche Gehorsam von ihm verlangt; daß das was jener für eine Kette hält, diesen weder drückt noch als Fessel gefühlt wird. Was die römische Curie, um uns des technischen Ausdruckes der Feinde zu bedienen, frommt, frommt der Kirche selbst; es gibt keinen solchen Gegensatz zwischen römischer Curie und römisch-katholischer Kirche, wie ihn die Phantasie der Protestanten erfunden hat; es gibt keine päpstliche Politik, welche mit den Interessen der Kirche im Gegensatz stünde, denn die so oft erwähnte Curie und der Primat sind ja wesentliche Bestandtheile der Kirche. Wenn Päpste und Concilien den katholischen Priester von den Banden der Familie loslösten, so lösten sie ihn nicht sich selbst, einem persönlichen Zweck, sondern für die Kirche, zum Wohl der Gesammtheit aller Gläubigen los. Der Priester sollte nicht den Herrn wechseln, sondern die Freiheit erringen. Der Dienst Gottes scheint mit irgend einem anderen Herrendienst unverträglich und es ist schwer glaublich, daß derselbe Mann, der seinen Kindern Brod schaffen soll, alle Kräfte auf einen Punkt vereinigen, unzerstreut und von irdischen Sorgen unabgezogen, nur Gott und den heiligen Interessen der Religion dienen werde.

„Aber die römische Curie? Das Cardinalscollegium? Der Episcopat?“ Sind das wohl Körperschaften, die außerhalb der Kirche stehen oder mindestens mit specifisch religiösen Interessen nichts gemein haben? Man sollte das meinen, wenn man die gegnerischen Einwendungen hört. So ist es aber nicht. Der Papst ist ein Priester, wenn auch der höchste Priester, die Cardinäle werden zu den Dienern des Altares gerechnet und die Bischöfe sind lediglich die priesterlichen Beaufsichtiger einzelner Kirchensprengel. Wenn das Vorhandenseyn von Obrigkeiten und Behörden hinreichenden Grund böte scharfe Gegensätze anzunehmen, wenn man statt

der Vermuthung, daß der Minister eines Staates das allgemeine Beste anstrebe, die praesumptio von Privatinteressen und höchst persönlichen Tendenzen setzen müßte, wo käme es mit dem Vertrauen der Völker hin? wo wäre da überhaupt noch die Existenz eines Staates möglich? Und doch fallen die Interessen der Päpste und Bischöfe weit inniger mit dem Gesammtinteresse der Kirche zusammen, als der Vortheil und Nutzen von Ministern und Kanzlern mit dem Staatswohl. Wenn der Cölibat zur Bedingung der Priesterwürde gemacht wurde, so geschah es, weil die Aufrechthaltung dieser Bedingung nicht den einzelnen Kirchenfürsten sondern die Kirche selbst stark und frei machte.

Fügsamer wird sich allerdings der verheirathete Priester der Außenwelt gegenüber verhalten; hat er doch nicht für sich allein zu fürchten und zu hoffen, zu streben und zu erwarten. Diese Fügsamkeit wird den Priester vielleicht zum friedlichen Bürger und sorgsamen Hausvater, gewiß aber nicht zum unentwegten Streiter der evangelischen Wahrheit qualificiren. Wie kann man dem Familienoberhaupt auch zumuthen, daß er, nach dem Ausspruch des Apostels, Alles, Haus, Hof und Kind verlassen solle? Wie kann man ihn einer solchen Collision des Gewissens und der Pflicht aussetzen? Am Kranken- und Sterbebett kann und darf der unverehelichte Priester ohne Zittern und Zagen erscheinen; sein Tod ist ein Tod, den er in seinem Beruf gefunden; er stirbt nur sich, nicht einer zahlreichen Familie; er schlägt, indem er seine Pflicht erfüllt, nicht eine liebende Gattin und geliebte Kinder; er macht nicht zehn Augen weinen, indem er die Thränen zweier Augen trocknet. Was er lehrt und wie er entscheidet, hat mit Menschengunst und Rücksicht auf Macht und Einfluß nichts zu schaffen. Er soll nicht nur wahr und gerecht seyn, er kann und darf es auch. Was will man dem katholischen Priester anhaben? Wo will man ihn treffen? Welches ist seine verwundbare Achillesferse? Wenn er Frau und Kinder hätte, dann würde man ihn in

diesen treffen; wenn irdische Neigungen seinem Pflichtgefühl die Wage hielten, dann wären es jene Neigungen, an denen man ihn faßte. Der Hausvater, das Familienoberhaupt trägt selten den Beruf zum Martyrium in sich; Schlafrock und Heiligenkrone sind keine verwandten Begriffe.

Selbst der unverehelichte Priester wird schwere Kämpfe zu bestehen haben, Kämpfe gegen das eigene Fleisch und solche gegen die Außenwelt. Diese Kämpfe erfordern den ganzen Mann, die völlige Hingebung an die Sache, die er verficht. Der verheirathete Diener des Altars ist weit schlimmer daran, hundert Gewichte ziehen ihn nieder, unzerreißbare Bande fesseln ihn an die Scholle. Weib und Kinder scheinen Zeit seines Lebens und Wirkens nur dazu vorhanden ihn zu hemmen und jeden höheren Aufflug zu erschweren. Wenn sich die Gläubigen je einer Illusion über die transcendentale Aufgabe ihres Seelsorgers überlassen wollten, Weib und Kinder sorgen dafür, daß sie rasch zerstört werde. Die beste Ehe hat doch so viel Menschliches an sich, daß jene helle Leuchte, als welche der Priester seiner Gemeinde erscheinen und gelten soll, rasch zum dürftigen Oellämpchen abgedämpft wird.

Die Reformation hat das Institut der Ohrenbeichte abgelehnt und, wie die Dinge einmal liegen, damit wohl gethan. Wie stünde es um das Beichtgeheimniß unter dem Einfluß der Familien-Concurrenz?.... Wie viele Auflagen müßten die auf die Geheimnisse des Beichtstuhls gegründeten Memoiren der Frau Pfarrerin von W.... erleben! Eine förmliche Sündenliteratur würde den Bücherschrank überfluthen, bis die Beichtstühle vereinsamt wären, und nur mehr von dem aufgesucht würden, der nach Veröffentlichung seiner Vergehen und Fehler verlangte.

Wie aber wäre es mit der Seelenführung weiter bestellt? Was könnte der Pastor von M... an dem Manne zu rügen haben, der zufällig der Vorgesetzte seines Sohnes wäre? Was an dem jungen Assessor S..., von dem man erwartet,



daß er die älteste Tochter des Hauses ehelichen werde? Glaubt ihr, daß dem Haus- und Familienvater in dem Augenblick, da ihn irgend eine weltliche Macht in die Alternative versetzt, sein Kreuz auf sich zu nehmen oder die eigene Ueberzeugung zu verläugnen, die Wahl so leicht fallen werde? Meint ihr, daß er Gattin und Kinder so gleichmüthig zum Martyrium verurtheilen werde, als er es mit seiner eigenen Person thäte?

Es mag einzelne Männer unter den Predigern und Dienern des protestantischen Cultus geben, welche nicht anstehen in der Entscheidungsstunde alle Bande des Familienlebens zu zerreißen, aber diese Individuen werden der Natur der Sache nach Ausnahmen bleiben. Es ist eine historische Thatsache, daß sich die Reformation der Fürstenmacht günstig erwies. Jene Männer, welche die Befriedigung ihrer eigenen Begierden höher schätzten als die Würde des Standes, dem sie angehörten, und die Zwecke, die sie vor Augen hatten, wie sollten sie die heilige Sache, welcher sie dienten, gegen äußere Gewalt vertheidigen und behaupten? Sie capitulirten also, noch ehe sie zur Uebergabe aufgefordert wurden, und vertauschten willig den Herrn, der ihnen Enthaltsamkeit auferlegt hatte, gegen einen Andern, der unbedingten Gehorsam in staatlicher Richtung heischte.

Ein schwächliches Seitenstück zur großen religiösen Bewegung, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts statt fand, sollte die zweite Hälfte des neunzehnten liefern. Ungewarnt von dem „non bis in idem" und dem nicht minder richtigen „si duo faciunt idem non est idem" wichen etliche Gläubige von dem durch die Kirche vorgezeichneten Weg unter dem Vorgeben ab, daß sie nicht abgewichen seien. Sie behaupteten, die Sonne marschire, während sie fest stünden, und die Sonne störe durch ihre Bewegung die natürliche Ordnung der Dinge, während sie dieselbe noch einigermaßen im Gleichgewicht erhielten. Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier das Lehrsystem der „Altkatholiken" einer eingehen-

den Kritik zu unterziehen, aber wir müssen doch über die altkatholische Meinung in Bezug auf den Cölibat ein Wort sagen.

Wenn die „Altkatholiken" behaupten keine neue Sekte zu seyn, sondern mit der Mutterkirche in Allem übereinzustimmen, was diese bis auf das Vaticanum gelehrt hat, so müssen sie natürlich auch an der alten Kirchendisciplin fest halten und den Cölibat für ihre Priester in Anspruch nehmen. Dieser Logik stellen sich aber gerade in den Trägern der neuen Lehre, welche die alte zu seyn Anspruch erhebt, erhebliche Hindernisse entgegen. Man wandert aus einem Staat, einem Land nicht aus, um anderswo unter den gleichen Gesetzen und denselben Existenzbedingungen zu leben. Wollte man das, so hätte man ja ruhig daheim bleiben können. Nur Selbsttäuschung oder die Absicht andere Leute hinter das Licht zu führen, konnte Männer von Einsicht bewegen von Rom wegzuziehen und nach vielen Tagreisen in den Ruf auszubrechen: „Siehe da, wir sind noch immer in der ewigen Stadt!" Die bei der Veränderung Interessirten und Aufrichtigeren drangen auf Reform und Fortentwicklung des Ferments, während die Anderen, welche nur vom Vaticanum nichts wissen wollten, hier die Grenze abstecken wollten. Der Circulus viliosus, in den man gerathen war, ließ sich indessen nicht länger ignoriren, so daß selbst die Gemäßigtsten, wenn auch langsamen Schrittes, auf der schiefen Ebene vorwärts mußten. Die radicalen Reformer wollten nun die Ehelosigkeit der Priester beseitigt wissen; hatten sie doch die alte Kirche aus Drang nach Neuerung verlassen und ihre frühere Stellung nicht aufgegeben, um die nämliche in der neuen Ordnung der kirchlichen Verhältnisse einzunehmen. Die Mitfortgerissenen aber vermochten sich nicht zu solcher Kühnheit und solchem Widerspruch gegen ihre erste Behauptung aufzuraffen, ebenso wenig aber auch den Fortschritt völlig zu negiren; sie blieben also bei dilatorischen Winkelzügen stehen, erklärten eine definitive Entscheidung für inopportun und die zeitweilige Beibehaltung des Eheverbotes für nothwendig.

Daß die schwankende Theorie gegen die Praxis im Nachtheil bleiben wird, läßt sich unschwer voraussagen. Ist es doch nur der erste Schritt, der kostet, und eine Fiction wie diejenige, man befinde sich noch zu Rom, während man sich hunderte von Meilen davon entfernt hatte, ist auf die Dauer unhaltbar. Noch unwahrscheinlicher wird aber der Sieg der conservativen Triarier des „Altkatholicismus“ durch die Bemühungen, das neue System zum Mittelpunkt abweichender Lehrmeinungen und Religionsgesellschaften, so zu sagen zum Friedens- und Versöhnungs-Medium zu erheben. Dieses Medium muß, wenn es seinen Zweck erreichen soll, das logisch Höhere seyn, das die Merkmale der anderen Lehrmeinungen in sich schließt und umfaßt. Der „Altkatholicismus“ wird also weite Räume in Bereitschaft setzen müssen und diese werden auch die Priesterehe nicht ausschließen und vor dem Thor warten lassen dürfen.

Uebrigens bezieht sich die „altkatholische“ Opportunität nicht auf Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Priesterehe, sondern lediglich darauf, ob die Abwerfung des Cölibats nach so kurzer Zeit des Bestehens der neuen Religionsgesellschaft deren Gedeihen nicht eher zu beeinträchtigen als zu fördern geeignet sei. Wie sollte man nach dem Losungswort: „Wir sind auch ohne Vaticanum Katholiken geblieben“ eine Bedingung des priesterlichen Instituts abschütteln, die so viele Jahrhunderte über das Vaticanum hinaufreicht? Und wie sollte man wieder, nachdem die Gewissenscollision angeblich zum Protest gegen die alte Kirche zwang, diesen Protest rechtfertigen, wie sollte man die eigene Berechtigung zur Sonderexistenz begründen, wenn man sich, abgesehen vom Infallibilitätsdogma, in den alten Räumen so wohl und behaglich befand? Und befanden sich denn auch wirklich alle die „altkatholischen“ Herren so wohl und behaglich bei der alten unveränderten Disciplin? — Sicher nicht, sonst hätten sie sich nicht so leicht zur Secession entschlossen. Gerade der Cölibat bildete ein Hauptmoment, das die Caravane weg-

ziehender Priester in Bewegung setzte. Durch das Vorhandenseyn dieses Momentes wird aber nichts Anderes bewiesen, als daß Zeitströmungen auch den Fuß der Altäre umspülen und wegspülen, was da nicht fest steht in heiliger Ueberzeugung und Glaubenstreue.

Es ist eben so bekannt, daß die den Reihen der Protestanten entnommenen Missionäre wenig ausrichten, als daß die katholischen Bekehrer große Dinge bewirken. Woher diese befremdliche Erscheinung? — Sicher brachten manche protestantischen Heidenbekehrer den besten Willen mit großartige Resultate zu erzielen, aber dieser Wille genügte so wenig, daß die protestantischen Missionäre weit öfter ihre Sache compromittirten als förderten. Wie auch anders möglich! Während der katholische Missionär die ganze moralische und physische Kraft seiner Persönlichkeit einsetzt, sich nur um den Erfolg seiner Sendung und nicht im geringsten um das eigene Wohl und Weh kümmert; während der katholische Bekehrer unverwandt und einzig den Zweck seiner Wirksamkeit, die Ausbreitung der Christuslehre, in's Auge faßt und weder Mühen und Gefahren noch den Tod selbst scheut; während der katholische Priester durch die Selbstlosigkeit seines Erdenlebens, durch die Ungetheiltheit seiner Interessen imponirt: bringt der Protestant das ganze Werkeltagtreiben des Kleinbürgers, alle die Quisquilien des Familienvaters, die Nichtigkeiten des häuslichen Herdes, den Klatsch der Gesindestube und eines Erziehungsinstitutes mit sich....

Es wäre aber mehr als ungerecht, wollten wir Eva alle Schuld aufbürden; wir wußten ja als zurechnungsfähige Männer, was unser warte. Es liegt eben an der Institution selbst und das Missionswerk zeigt nur, wie unvereinbar der eheliche Stand mit der Aufgabe die Lehren der Apostel in alle Welt zu tragen sei. Man kann aber ein nur sehr mittelmäßiger Heidenbekehrer, ein ziemlich erfolgloser Tröster am Krankenbett, ein nur wenig erbauender Gottesmann und doch an Wissen und Kennen allen Be-

lehrern und Tröstern weit überlegen seyn. Vielleicht wird es doch wahr seyn, daß die protestantischen Predigerfamilien die eigentliche Aristokratie des Geistes bilden und Alles übertreffen, was der katholische Klerus je an hochbegabten Geistern lieferte? Wir könnten einfach dagegen einwenden, daß dieser Maßstab des Priesterwerthes nicht unser Maßstab sei; daß wir wenig nach dem Geflunker mit Geistesbildung und Geistesgaben, welche weit mehr ihren Besitzern als der Gemeinde zu statten kommen, fragen; wir könnten die Bewunderer jener geistlichen Aristokraten darauf aufmerksam machen, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaft durchaus nicht zu den Bedingungen der Ausübung des Priesteramtes gehören, daß die Apostel schlichte Handwerker, Fischer, Zeltweber waren, und daß die Wahrheit durch sich selbst siegen müsse und keines Aufwandes von Wissenschaft und Kenntnissen bedürfe; wir könnten hinzusetzen, daß noch keine Martyrerkrone durch aristokratische Geistesallüren errungen worden und daß der Mangel an Ueberzeugungstreue und Glaubensmuth in der höchstgradigen allgemeinen Bildung kein Surrogat zu finden vermöge — wir dürften das behaupten und hätten es nicht nöthig ein Wort mehr beizufügen.

Aber wir sind bereit den Gegnern auch auf den von ihnen gewählten Kampfplatz zu folgen. Da es den katholischen Priestern untersagt ist Familien zu gründen, so wird man von ihnen allerdings nicht erwarten dürfen, daß Söhne und Töchter den Ruf hervorragender Bildung von einer Grenze Deutschlands zur anderen tragen werden; sie selbst aber, die katholischen Geistlichen, stehen ihren Collegen protestantischen Bekenntnisses in nichts an Gelehrsamkeit und Bildung nach. Sind die Benediktiner darum, weil sie einem Mönchsorden angehören und an gewisse Ordensregeln gebunden sind, minder gelehrt als die verheiratheten Prediger lutherischer oder helvetischer Confession? Soll das Wort von einer Aristokratie des Geistes gelten, welche Gesellschaft trüge

den Charakter eines solchen aristokratischen Zugs ausgeprägter und deutlicher als die Congregation der Jünger des heiligen Benedikt? Habt ihr nie von den Bollandisten gehört? von jenen eifrigen, fleißigen, ausdauernden Schriftstellern, welche trotz ihres Mönchshabits mehr Licht über die ersten christlichen Jahrhunderte verbreiteten, als alle profanen Forscher zusammen genommen? Ist der Ruf unserer gelehrten, kenntnißreichen Bischöfe nicht zu den Ohren derjenigen gedrungen, welche auf Seite der protestantischen Religionsgesellschaft nur Licht, auf katholischer Seite nur dunkle Schlagschatten erblicken?

Was hat aber Gelehrsamkeit und Wissenschaft mit dem Institut der Ehe zu schaffen? Wir meinen nichts, gar nichts, oder nur so viel, daß der Unverehelichte sich völliger der wissenschaftlichen Forschung hingeben könne als der Verheirathete; und doch wird protestantische Wissenschaft und Bildung für die Zweckmäßigkeit der Priesterehe in's Treffen geführt. Nun helfe, was helfen kann, aber das kann nicht helfen! Gleichviel, es gibt immer Leute welche das Nachdenken dem Autor allein überlassen und auf den Meister schwören, ohne seine Worte erst lange zu prüfen.

Und dennoch ist das Eine wahr und unwiderleglich, daß die Priesterehe nach protestantischem Lehrbegriff der realistischen Denkweise und Auffassung unserer Zeit besser zusagt, als der Idealismus der katholischen Kirche. — Zufällig wurde aber die Kirche nicht zu Nutz und Frommen eines gewissen Zeitabschnittes, nicht um den Beifall Einer Generation zu erringen, um das Huldlächeln einer Partei zu gewinnen, gegründet; zufällig handelt es sich nicht um eine käufliche Treibhauspflanze, die je nach der Wahl und dem Wunsch des Liebhabers roth, blau oder gelb schimmern soll, sondern um den Baum des Lebens, der Himmel und Erde verbindet, dessen Wipfel in den heiligen Aether hineinragt, während die Wurzeln in die Tiefe der finstern Erde dringen.

Die Kirche marktet und feilscht nicht; sie darf von

ihrer Gottesidee kein Jota, keinen Gedanken abgeben, denn sie ist die von der Vorsehung bestimmte Hüterin des göttlichen Funkens in der Menschenseele, sie kann nicht dulden, daß derselbe, von irdischen Schlacken erstickt, verlösche. Ihr Diener muß ein tauglicher, passender Träger der christlichen Idee seyn, je weniger Angriffspunkte er dem Sturm bietet, desto besser für ihn und seine Kirche. Ein mit Weib und Kindern beladener Mann wird aber mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als der kräftige Wanderer, der nur auf seine Person Bedacht zu nehmen hat. Die Kirche greift aber nicht willkürlich Den und Jenen heraus und heißt ihn Weib und Kind verlassen; sie sagt nur: Wer mir ausschließend dienen will, der muß unverehelicht seyn oder doch aus dem ehelichen Verhältniß treten. In diesem Ausspruch liegt nichts Hartes, keine Grausamkeit, er kündet nur eine Bedingung an. Wenn der Staat die Verehelichung der Militärpflichtigkeit halber zeitweilig verbietet, so scheint uns das ohne Vergleich härter, da die Erfüllung der Militärpflicht nicht von dem Belieben des Pflichtigen abhängt und Keiner sich der Ableistung entziehen kann.

Es erübrigt uns noch einem Vorwurf zu begegnen, dem Vorwurf der Inconsequenz. Man tadelt die katholische Kirche mit überlegener Miene, als ob man sie auf einem Unrecht ertappt hätte, weil sie bei den unirten Griechen duldet, was sie den semperkatholischen Mitgliedern verbietet. Wir Katholiken brauchten von unserm kirchlichen Standpunkt den Tadlern gar nicht Rede zu stehen, uns muß es genügen, daß ein ökumenisches Concil in der angedeuteten Weise entschieden hat. Die getroffene Entscheidung ist für uns bindend und unanfechtbar, aber sie läßt sich auch abseits jener unbedingten Giltigkeit für uns vertheidigen. So vorzüglich auch die Ehelosigkeit der katholischen Priester erscheint, so beruht sie doch, wie schon erwähnt, auf keiner göttlichen Anordnung; die Kirche hat voll Weisheit den Eintritt in den Priesterstand an die Bedingung der Ehelosigkeit geknüpft, sie fand

aber, als es sich um die Wiedervereinigung der schismatischen Griechen mit Rom handelte, die Priesterehe bei jenen als zu Recht bestehende Institution vor, sie hatte nur, wie sich die Alternative herausstellte, jene Praxis unter gewissen Einschränkungen fort zu dulden oder auf die Wiedervereinigung zu verzichten, Erwägungen zu pflegen, was mehr oder weniger frommte. Die Kirche versprach sich größeren Nutzen aus der Nachsicht mit der menschlichen Schwäche als von der strengen Durchführung ihrer Ansicht und sie willigte ein die griechische Priesterehe ferner zu dulden.

Wer ist denn hier inconsequent: ihr welche die Kirche mit Gewalt in den Staub niederziehen wollt, ihr die ihr mit Händen und Füßen zappelt, sobald von Entsagung, Abtödtung des Fleisches und Gottesidee die Rede ist, und wenn die Kirche je einmal gegen die menschliche Schwäche Geduld und Nachsicht übt, voll sittlicher Entrüstung laut aufkreischt — oder die altehrwürdige Heilsanstalt, welche zwischen göttlichen und kirchlichen Forderungen weise unterscheidend, Millionen Seelen durch eine mildere Observanz nicht für zu theuer erkauft hält? Nein, die Kirche hat ganz so gehandelt, wie ihr wünschtet, wenn sie zufällig das Gegentheil davon gethan hätte. Niemand wäre rascher bei der Hand, ihr unzeitige Härte, Erstarrung und Blindheit für den eigenen Vortheil vorzuwerfen als ihr. Nun sie aber, unbeschadet der Aufrechthaltung des Cölibates im engern Kreise, Duldsamkeit gegen eine verjährte Praxis übt, schreit ihr Zeter und Mordio.

Bliebe noch ein Einwurf — der freilich in unseren Tagen verstummen sollte — derjenige, daß der Cölibat der Priester den Staat an seiner Bevölkerung verkürze. Nun die Besorgniß, daß Macht und Einfluß eines europäischen Staates unter dem Abnehmen der Bevölkerung leiden könnte, wird heute wohl von Niemanden mehr gehegt und die sentimentale Anmerkung, wie viele glücklichen Familien gegründet werden könnten, wenn die Kirche nur von ihrer unglückseligen Hartnäckigkeit und Behauptung der Nothwendigkeit

des Cölibates in Ansehung des Klerus ablassen wollte, verdient wohl keine Berichtigung.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich, daß die Kirche keinem plötzlichen Einfall, keiner Laune, keiner persönlichen Ansicht gehorchte, indem sie ihren Dienern Ehelosigkeit vorschrieb. Die Apostel, Kirchenväter und Kirchenlehrer haben sich für die Vorzüglichkeit des jungfräulichen Lebens ausgesprochen und dieser Anschauung, mit welcher die der weisesten Menschen des Alterthums und in der die Völker der verschiedensten Abkunft und Zunge übereinstimmten, Ausdruck in ihren Lehren und Ermahnungen verliehen. Die Kirche that nichts weiteres als daß sie jene Vorzüglichkeit für ihre Diener in Anspruch nahm. Nichts billiger, als daß derjenige, welcher sich ausschließlich mit der Lehre vom Uebersinnlichen, vom allein Bleibenden und absolut Werthvollen beschäftigt, seine Beziehungen zum Sinnlichen, Veränderlichen und Werthlosen einschränke; daß wer den Dienst des ewig Reinen zu seiner Lebensaufgabe gemacht, sich selbst auch der Reinheit bestrebe. Dafür, daß heute als unmöglich gilt, was Jahrtausende hindurch als möglich und erfüllbar gegolten hat, kann die Kirche nicht; daran ist nur die Außenwelt schuld, deren Begriffe über die Fähigkeit zu entsagen, in Verwirrung gerathen zu seyn scheinen. Es fehlt nur wenig, daß man Griechen und Römern trotz des Beweises vom Gegentheil, nicht die Kenntniß und den Gebrauch des Tabaks oder Kaffees aufdrängte, da man sich nicht gut einbilden kann, wie es diese Völker des klassischen Alterthums ohne Kaffee und Tabak aushalten mochten. Wer nie an Botmäßigkeit und Gehorsam gewöhnt war, begreift freilich nicht, wie man sich auf Befehl von süßem Genuß ab- und saurer Arbeit zuwenden kann.

Der Staat vermeinte zwar ohne Frage nach Gabe und Beruf die Wehrpflicht auf alle männlichen Mitglieder des Gesellschaftsverbandes ausdehnen zu müssen, die Kirche überließ den besonderen soldatischen Gehorsam einzig den frei-

willig in ihren Dienst Tretenden. Es gibt daher keine Entschuldigung individueller und überwiegender Sinnlichkeit oder moralischen Zwanges. Die Kirche preßt keine Matrosen für das Schifflein Petri, sie wirbt nur solche an, die freiwillig kommen. Die Klage, daß die menschliche und individuelle Freiheit durch die Vorschrift der Ehelosigkeit beschränkt werde, ist folglich unbegründet und unhaltbar.

Derselbe Fall ist es aber mit den Einwürfen, daß der Cölibat nur den herrschsüchtigen Bestrebungen der Hierarchie zum Mittel diene, daß der Priester durch seine isolirte Stellung dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft entfremdet werden sollte. Jene großen Pioniere deutscher Cultur, jene Weisen im Mönchshabit, welche unsere Vorfahren den rationellen Ackerbau kennen lehrten, die Wälder roden, die Sümpfe austrocknen und ihr Haus vor Schaden bewahren halfen, jene heiligen Civilisatoren, welche als wahre Gesellschaftsretter der wilden Leidenschaft und rohen Gewalt Einhalt thaten, die Gemüther sänftigten und den Sinn für Edleres, als die Nation in ihrer Wildheit gekannt, erweckten, jene geduldigen Erzieher trotziger Völkerjugend, welche sie mit den unschätzbaren Mitteln alles Erkennens und jeder Firirung des Erkannten beschenkten, jene Wohlthäter der Menschheit — haben sie der liebevollen Aufmunterung einer Gattin oder des Hinblickes auf eigene Kinder zu so segensvollem Wirken bedurft? Oder war nicht vielmehr die Kirche ihre Braut, die Menschheit ihre Familie? Viel wahrscheinlicher würde sich ein Zug des Eigennutzes, der Ausbeutung, der Sorge um das eigene Fleisch und Blut in die civilisatorische Thätigkeit jener großen Männer gemischt haben, wenn die Kirche nicht jede derlei Versuchung von ihnen fern gehalten hätte.

Der Priester soll durch allgemeine Menschenliebe und ihr Correlat, durch unbegrenzte Opferfreudigkeit, seiner Heerde voranleuchten. Wenn sich die Strahlen in einem Brennpunkt sammeln, wo bleibt da noch die nöthige Herzenswärme für die Vielen, welche insgesammt die Nächsten des Priesters

sind, übrig? Wird das Capital an Liebe und Opferwilligkeit nicht von Frau und Kind verkürzt? Kann sich derjenige vollkommen und ganz der Menschheit hingeben, der an einzelne Individuen durch besondere Verträge geknüpft ist? Und wer bringt den Gläubigen mehr zu, der mit einem getheilten, oder jener welcher mit einem vollen und ganzen Herzen kömmt?

Die Ehelosigkeit soll den katholischen Priester dem Volk entfremden? Wir sagen, sie ist seine Beglaubigung, sein Ausweis, daß er im Herzen jedes Christen zu Hause sei. Seine relative Unabhängigkeit macht ihn erst recht alles Vertrauens fähig und erhebt ihn über den Verdacht Rang und Titel zu erschleichen oder Söhne und Töchter auf Kosten des eigenen Gewissens und mit Aufopferung der besseren Ueberzeugung zu bereichern.

Wenn der Familienvater spart und sammelt, so scheint dieß verzeihlich, und man wird gegen den verehelichten Prediger, weil er diesem natürlichen Zug des Herzens folgt, nicht minder nachsichtig seyn. Der Diener Gottes soll aber nur und zwar an sich für die Armuth sparen, so verlangt es das Ideal eines katholischen Priesters. Wenn dessenungeachtet in ein und dem andern Individuum verächtlicher Geiz sich offenbart, so ist diese Entartung eben nur Abfall von der Idee. Dieser Abfall ist aber gerade bei den katholischen Geistlichen nicht zu entschuldigen, während der gleiche Fehler protestantischer Seits von mildernden Umständen begleitet erscheint.

Es gibt ferner nichts, das den katholischen Priester einzuschüchtern vermöchte; hat er doch schlimmsten Falles nur das eigene Leben zu verlieren, die eigene persönliche Wohlfahrt einzusetzen. Von ihm darf wahrer Mannesmuth und selbst die blutige Besieglung der innersten Ueberzeugung erwartet, ja gefordert werden. Es hieße unnatürliche Härte üben, wollte man den verehelichten Priester, den Vater einer zahlreichen Familie zu gleichen Opfern verhalten.

Wenn deßungeachtet auf dem Gedanken bestanden wird,

mit dem Cölibat zu brechen, so wird der Zweck wohl nicht die Förderung des priesterlichen Ansehens oder der Fähigkeit das Amt eines Seelsorgers pflichtgetreuer zu verwalten, seyn. Man wird nicht glauben, daß das Sakrament der Ehe zur Vervollständigung der Priesterweihe unerläßlich sei. Welches ist nun aber die wahre Quelle jenes Dichtens und Trachtens nach Aufhebung des Cölibats?

Sie ist dieselbe, welche so vielen trüben Gewässern und schlammigen Pfützen ihren Ursprung gibt. Der Abfall von der Idee, der Götzendienst der Materie. Derselbe Wellenschlag, der gegen die ursprüngliche katholische Auffassung der Ehe brandet, derselbe Wellenschlag, der sich als mächtige Springfluth gegen die ursprüngliche Unterscheidung zwischen Gut und Bös, Geist und Materie zornig erhebt, tost und zischt auch gegen das Bollwerk des katholischen Priesterthums unaufhörlich heran. Es soll keine unauflösliche Verbindung geben, keine mit Gott, keine unter den Menschen; es soll nichts Bestand haben, das den Stempel der Unveränderlichkeit an sich trägt, weder unwandelbare Treue noch wechsellose Liebe. Nicht die ewigen Sterne sollen den Schritt der Creatur lenken, sondern das eigene Belieben, der thierische Instinkt, Vortheil und Laune.

Weßhalb dringt man auf die Löslichkeit der katholischen Ehe? und führt heuchlerisch Legionen von Gründen reiner Menschenliebe gegen die Grausamkeit, mit welcher die Kirche widerstrebende Herzen aneinander fesselt und bis in's Grab zusammengekettet hält, in's ungleiche Treffen? Weil man den Ernst gegen Scherz, die Fessel gegen Spinnegewebe zu vertauschen gesonnen wäre. Ewige Liebe! beständige Treue! das klingt wie Unkenruf oder Kirchenlied, wie eine Fastenpredigt mitten im Carneval des Lebens. Laßt uns die Ehetrennung zu und wir haben bald die civilisirte unserem Bildungsgrad angepaßte Polygamie! Doch nein, wir werden allerdings drei, vier bis sechs lebende Frauen haben, ohne jedoch die Unbequemlichkeit eines Harems erdulden zu müssen. Wir

fesseln nicht, wie wir auch nicht gefesselt seyn wollen. Mag sich zusammenfinden, was Lust hat.

Und warum soll dem Priester die Ehe gestattet werden? Weil es in Mitte so vieler Ungerechtigkeit lästig fällt, Aristides stets den Gerechten nennen zu hören. Der Zustand der Nüchternheit des Einzelnen wird für die Trunkenen zur Beleidigung. Alle höhere Sitte tönt dem Ungesitteten wie ein stiller Vorwurf in's Ohr. Darum mitgespielt! keine Ausschließung! nieder in dieselbe Tiefe! Weg mit den aristokratisch weißen Händen! weg mit den unbefleckten Kleidern! Kein aparter Seelenadel! kein Privilegium guter Sitten! Laßt uns Brüder seyn! Seid wie wir, wälzt euch in dem nämlichen trüben Gewässer, johlt mit derselben Stimme der Trunkenheit! So ist es recht! Keine Ausnahme — nur Eine Heerde, aber — Gott verhüte, ja nicht Ein Hirt!

Dr. G. E. Haas.

LV.

Der Kaiserdom zu Speyer[1]).

Jede ächte Culturperiode hat ihr Aufblühen durch großartige Monumente angekündet und in denselben sich für alle nachkommenden Zeiten das unwiderlegbare Zeugniß ausgestellt, daß geistiges Leben in ihr gewaltet und sich entwickelt

1) Schriften und Reden von Johannes Cardinal von Geissel Erzbischof von Köln. Herausgegeben von Karl Theodor Dumont, Doktor der Theologie, Domkapitular und geistlicher Rath zu Köln. Vierter Band. Der Kaiserdom zu Speyer. Zweite vermehrte Auflage. Köln 1876.

hat. Mit Abnahme oder mit Verirrung der Cultur zerfallen diese Denkmale, aber auch die Ruinen bleiben ein lautrufendes Zeugniß eines einst das Volk mächtig erhebenden Geistes und bitterer Vorwurf und harte Anklage der den Vätern untreuen Söhne und Nachkommen.

Ach, ein edler Volk hat hier gelebt!
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Solches Aufblühen der Cultur schaute Deutschland im Beginne und Verlaufe des 11. Jahrhunderts, nachdem die Furcht vor dem Untergange der alternden Welt mit Ablauf des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung verschwunden war. „Die warme Dankbarkeit des geretteten Menschengeschlechtes, der das Gefühl überstandener Angst das Gepräge der Frömmigkeit aufdrückte, sprach sich jetzt ... in der Erbauung jener herrlichen Dome und Kirchen aus, die, für ein neues Jahrtausend gegründet, seit Jahrhunderten die Zierden des Rheinthales, noch jetzt unsere Bewunderung erregen, oder im Laufe der Zeit gefallen, selbst noch in ihren Trümmern den ehemaligen Glanz bekunden."

An diese großartigen Denkmale der Cultur, als deren Urheber und Förderer nicht selten des römischen Reiches erlauchte Oberhäupter erscheinen, reihten sich insgemein Anstalten der Bildung in Kunst und Wissenschaft an, und diejenigen, denen die Monumente sammt diesen Anstalten zur Hut und Pflege überantwortet waren, standen an der Seite ihrer kaiserlichen Schutzherrn als ihre Rathgeber und als Theilnehmer an der Regierung des Landes. Das Monument mit dem, was mit ihm verbunden ist, wird zu einem integrirenden Theile des Landes, und seine Geschichte wird zu einem Stücke Reichsgeschichte.

Diese allgemeinen aus der Natur der Sache und aus der Erfahrung sich ergebenden Sätze finden ihre vollkommene Bestätigung in der vom genialen, geistreichen Cardinal von

Geissel beschriebenen Geschichte des Kaiserdomes in Speyer. Wir werden freilich kaum ein zweites Denkmal mittelalterlicher Cultur finden, das in dieser Beziehung so reichhaltigen Stoff bieten könnte, dessen Geschichte so ganz mit der Geschichte des deutschen Volkes verwachsen wäre, dessen Geschicke so tragische Momente böte, wie dieser Kaiserdom. Von Kaiser Konrad im J. 1030 gegründet, von seinem Sohne und Enkel, Heinrich III. und Heinrich IV. im Baue fortgesetzt und vollendet, zur Begräbnißstätte der deutschen Kaiser bestimmt, die Ueberreste einer größern Anzahl dieser Herrscher und der Ihrigen in sich bergend, als Grenzveste vom feindseligen Nachbarvolke fortwährend bedroht und endlich mit Vandalenwuth und unmenschlicher Bosheit zerstört, dann von einem katholischen Monarchen des Bayerlandes in früher nie gesehener Pracht und Kunst neu geschaffen — wo findet sich ein zweites Monument, das auch nur annähernd ähnliche Geschichts-Data bieten könnte. Unstreitig aber hat keines der unzähligen Denkmale Deutschlands aus der Zeit des Mittelalters einen Historiker gefunden, der mit solch jugendlichem Feuer, mit solch edler Begeisterung, mit solch classischer Durchbildung seine Beschreibung zu einem classischen Meisterwerke zu bilden im Stande gewesen wäre, wie es dem Geschichtschreiber des Kaiserdomes gelungen.

Mit Meisterhand zeichnet er die höchsten am Kaiserdome sich betheiligenden Herrscher, die im Dome waltenden Kirchenfürsten, dem Dome je nach Zeit und Umständen freundlich oder feindselig gestimmten Bürger der Stadt. Ergreifend werden die mannigfaltigen Drangsale und das vielfache Unheil, das über den Dom und die Stadt hereingebrochen, geschildert. Die Geschichte des Aufstandes der Bauern am Rheine ist mit solcher Anschaulichkeit und Naivität beschrieben, daß man mitunter Stücke aus der Ilias zu lesen meint, und doch ist's so urwüchsig deutsch, daß an eine Imitation gar nicht gedacht werden kann. Einen ergreifenden Glanzpunkt bildet die Beschreibung des ungeheuerlichen Bubenstückes, welches

die Franzosen auf Befehl ihres Königs an der Nemeterstadt und am Kaiserdome ausgeübt — des Niederbrennens von Stadt und Dom. „Was des Rheines schlagende Wogen nicht bezwungen, was die dreimal wiederkehrende Flamme nicht fraß, was der im Aufruhr schwärmende Pöbel geschont, was die junge Freiheit des Evangeliums in ihrer Ueppigkeit geehrt, was den Räuberhänden des Brandenburgers glücklich entgangen, was so lange gedauert, des wandelbaren Zeitenwechsels unwandelbarer Zeuge, das sollte endlich den Wechsel erfahren, das sollte an einem Tage, am Pfingstfeste des Jahres 1689 untergehen. Ein Krieg, wie seit des blutigen Attilas Tagen keiner an den Ufern des Rheines geführt worden, war dem allerchristlichsten Könige vorbehalten worden, und die Zerstörung des ehrwürdigen Kaiserdomes und die Entweihung der alten Kaisergräber sollte nur den Franzosen, den Vandalen des 17. Jahrhunderts gelingen." S. 361.

Solch ein Zerstörungswerk hatte die Staats- und Kriegs-Raison eines Herrschers gefordert, dessen oberste Maxime war: „der Staat bin ich".

Dieß Alles hat Cardinal Geissel in den J. 1826—1828 den deutschen Lesern als etwas großentheils Bekanntes mitgetheilt, nachdem er mit großer Mühe und unermüdetem Fleiße die Archive durchsucht, die Quellen ausgeschrieben, alle geschichtlichen Thatsachen erhoben und nur Wohlbegründetes mit Ausschluß alles Zweifelhaften aufgenommen hatte. Für jeden seiner geistreich dargelegten Berichte hat er seine Quelle angegeben, und es enthält das trefflich geschriebene Werk weit mehr Belege als Text. Wir haben eben darum hier nicht etwa Wahrheit und Dichtung, sondern durchweg historisch begründete Wahrheit. Daß in jenen Partien, wo der Kunsthistoriker zu urtheilen und zu berichten hat, Mängel und Verstöße vorkommen, wird Niemand auffallend finden, der bedenkt, daß diese Berichte vor fünfzig Jahren geschrieben wurden.

Soviel haben wir über das ursprüngliche Werk zu sagen, das früher allgemein bekannt, in neuerer Zeit in gänzlich unverdiente Vergessenheit gekommen zu seyn scheint. Wir haben hier eine neue, vermehrte Auflage dieses Originalwerkes. Herr Domkapitular Dumont hat nach Veröffentlichung der übrigen „Schriften und Reden" des seligen Cardinals auch dieses sein Erstlingswerk, durch welches der Name Geissel in ganz Deutschland berühmt geworden, herausgegeben. Das Werk hat in der neuen Auflage sowohl an Präcision als auch an Vollständigkeit gewonnen. Der Stiftsherr des Collegiatstiftes zu Aachen, Dr. Kessel, hat mit Benützung des reichen Materials, welches die handschriftlichen Quellen des Karlsruher Archivs boten, die dem Verfasser des Kaiserdomes nicht zugänglich gewesen, so Manches berichtiget, was ohne diese Quellen nicht klar gestellt werden konnte und eben darum einseitig gegeben ward. Jeder Bogen enthält solche Berichtigungen und nicht selten erhalten wir von dem einen oder anderen der Kirchenfürsten, die Geissel mit seinem gewandten Griffel gezeichnet, ein etwas verändertes Bild, und für manche Thatsache und für eine Menge von Begebenheiten, wird uns eine Begründung angegeben, die uns vollständig befriediget.

Dann ist die Geschichte des Kaiserdomes bis auf die Gegenwart fortgeführt worden. Die Restauration des Domes durch den für alles Große und Erhabene begeisterten König Ludwig I. in einer Zeit, in der ächte Cultur in freudigster Weise zu blühen begonnen und von diesem großen Herrscher in allen ihren Zweigen geschützt und gefördert wurde, wird in ihrer Veranlassung und in ihrem ganzen Verlaufe beschrieben. Wir lernen die Künstler kennen, die an diesem Werke sich betheiliget und durch dasselbe einen berühmten Namen gewonnen. Die einzelnen Kunstwerke dieser Männer werden beschrieben, und wir gewinnen ein Bild von all der Herrlichkeit und Pracht, welche dieser majestätische Tempel Gottes in sich birgt. Die begeisterte

Sorgfalt des edeln Bischofs Nikolaus, der während der ganzen Zeit der Restauration den Künstlern rathend und opferbringend zur Seite gestanden, erfüllt uns mit Ehrfurcht vor diesem Kirchenfürsten, dessen Lebensumriß in Kürze mitgetheilt wird. Vor diesem Berichte über die Restauration sind uns kurze Nachrichten über die Speyrer Bischöfe Manl, Richarz und Geissel mitgetheilt, und nachdem noch in Kürze des nur wenige Monate als Bischof lebenden Konrad Reither Erwähnung geschehen, findet diese Ergänzung ihren Abschluß in einem längeren Lebensabrisse des gegenwärtigen Bischofs Daniel Bonifazius von Haneberg, dem auch das Buch gewidmet ist. Als Anhang ist noch beigegeben „der Dom als Kaisergrab", ein Lobgedicht auf den Kaiserdom vom Canonikus Eisengrein aus dem J. 1564, und eine chronologische Reihenfolge der Bischöfe von Speyer von der Gründung des Bisthumes bis auf die Gegenwart.

Offenbar hat sich der Herausgeber durch diese Arbeit nicht allein um den Kaiserdom und dessen genialen Geschichtschreiber, sondern um die gesammten Mitlebenden in hohem Grade verdient gemacht; denn er hat uns ein Monument ächter Cultur in seinem Werden und Bestehen auf's neue vor Augen gestellt, er hat uns jene Aftercultur gezeichnet, welche solche Denkmale lachend und höhnend zerstören kann, er hat uns damit die Perspektive gezeigt, in der wir berechnend ermessen können, wie weit wir noch haben, bis wir bei demselben Vandalismus ankommen, den ganz Europa vor bald zweihundert Jahren und seitdem ohne Aufhören an den Vandalen in Speyer verabscheut und verflucht hat. Diese Zeit ist dann gekommen, wann die gesammte Menschheit ausrufen wird: „Die Staats-Raison ist das Höchste".

LVI.

Zeitläufe.

Abermals eine neue Epoche im neuen Deutschen Reich.

Erster Artikel.

Den 12. Mai 1876.

Endlich ist wieder ein Wort gesprochen worden, das wie ein Blitz am dunkeln Gewitter-Abend unsere Lage im neuen Reiche beleuchtet. Der Reichtags- und preußische Landtags-Abgeordnete Hr. Miquel, dereinst Hannover'scher Oberbürgermeister von Osnabrück, ist der Urheber des großen Wortes, und diese Vaterschaft gibt dem Worte, dem übrigens schon objektiv der Stempel der Wahrheit aufgedrückt ist, seine Bedeutung. Denn Hr. Miquel ist einer der gewichtigsten und ernsthaftesten Männer in der herrschenden Partei. Mit hellen Kenner-Augen sieht er den Verhältnissen auf den Grund, und er ist so wenig fanatisch, daß er ohne Zweifel selbst in kirchlichen Dingen streng conservativ wäre, von dem Augenblicke an wo das letzte Ziel seiner politischen Wünsche erreicht wäre. Allerdings dürfte zu dem Ende noch mancher Stein im Deutschen Reich nicht auf dem andern bleiben.

Herr Miquel, dereinst der zweite, wenn nicht geistig der erste Mann im „Nationalverein", hat nun in einer am 10. April zu Leipzig gehaltenen Rede zwei sehr charakteristische Aussprüche gethan. Er hat erstens gesagt: „Wir leben jetzt in einer Zeit der Revolution, aber wir merken es nicht, weil Alles so gemüthlich dabei abgeht. Als ein Glück müssen wir es betrachten, daß sich diese Revolution ohne Gewalt

und unter Führung der Monarchie vollzieht, und das dürfen wir dem Fürsten Bismarck als das größte Verdienst anrechnen." Er hat zweitens, gegen die partikularistischen Stellungen im Reiche gekehrt, auch noch geäußert: „der Moment der Ruhe im Reich sei seinem Ende nahe; die Verhältnisse seien dazu angethan, daß aus dem Centrum des Reichs demnächst einmal wieder eine Aktion erfolgen werde, wie sich die Einzelstaaten derselben kaum versähen."

Schon die kriegerische Zuversicht welche aus diesen Sätzen eines Mannes wie Miquel spricht, ist für die Situation sehr bedeutsam. Man muß sich nämlich erinnern, daß in den 12 bis 14 Monaten vorher die Sprache der nationalliberalen Organe von Zeit zu Zeit sich sehr kleinlaut anhören ließ. Ueber ein Jahr erhielten sich die Zweifel über die geheimen Absichten des Reichskanzlers bezüglich seiner Stellung zu den Parteien, und noch der letzte Reichstag sah die dräuende Gestalt einer Bismarck-Wagener'schen Allianz in seinen Reihen umher gespenstern. Zuerst tauchte sogar die Meinung auf, der Reichskanzler, seiner liberalen Freunde müde, und weil er in das unausbleibliche Fiasko der Partei nicht mit verwickelt werden wolle, sodann auch angeekelt von dem „Culturkampf" und seinen Gräueln, gedenke sich von den Geschäften ganz zurückzuziehen, und erst dann, wenn der Liberalismus abgewirthschaftet haben würde, an der Spitze einer neuen „conservativen Partei" an's Ruder zurückzukehren[1]). Seitdem hörten Furcht und Hoffnung nicht mehr auf bezüglich der neuen Parteibildung, die auf die zwei Namen „conservativ" und „Bismarck" getauft werden sollte, zu grassiren. In der Reichstags-Sitzung vom 9. Februar nahm der Kanzler seine, freilich ganz verfehlte, Exekution gegen die „Kreuzzeitung" vor, indem er erklärte, daß Jeder der dieses Blatt halte und bezahle — sich indirekt an der

1) „Kreuzzeitung" vom 25. Februar 1875.

Lüge und Verläumdung betheilige. Auch dieser Akt ist, und zwar von dem ministeriellen Organ ganz besonders, als ein Schritt zur Neubildung einer conservativen Partei, mit Ausschluß der „Extremen", gedeutet worden und diese Ansicht fand weite Verbreitung. Als z. B. bald darauf in der bayerischen Pfalz die Gründung einer „conservativen Reichspartei" versucht wurde, hieß es in dem vertraulichen Circular, womit das provisorische Programm begleitet ward: „Jedermann weiß, und die Liberalen wissen es am besten, daß die Reichsregierung mit ihnen jeden Tag brechen will, und nur das Entstehen einer starken gemäßigten Partei abwartet" [1]).

Allen diesen Täuschungen oder, wie es bei den einzelnen Persönlichkeiten der Fall gewesen seyn mag, allen diesen Selbsttäuschungen ist nun ein Ende gemacht. Die national-liberale Allianz des Reichskanzlers ist auf unbestimmte Zeit verlängert oder auch neu abgeschlossen. Das scheint uns die Zuversicht der Miquel'schen Rede zu bezeugen, und auch der Grund davon, daß diese Allianz so leicht nicht gelöst werden kann, ist in der Rede angedeutet. Denn die zu einer „Revolution", wie er sich ausdrückt, Verbündeten werden natürlich stets auf einander angewiesen seyn und sich gedrungen fühlen fest zusammenzuhalten, bis zur schließlichen Vollendung einer solchen „Revolution". Dann erst pflegen derlei Verbündete sich selbst in die Haare zu gerathen. Daß aber das letzte Ziel noch nicht erreicht sei, das sagt Hr. Miquel ebenfalls ganz ausdrücklich, und in dem Reichseisenbahn-Projekt liegt der thatsächliche Beweis vor, daß die oberste Leitung der Reichspolitik allerdings von dem gleichen Bewußtseyn beseelt ist.

Man wird überhaupt gut daran thun, bei den verschiedenen Seiten, welche das Reichseisenbahn-Projekt darbietet, auch nicht zu übersehen, daß es das Unterpfand der erneuerten

---

2) „Kreuzzeitung" vom 26. Februar 1876.

nationalliberalen Allianz des Reichskanzlers ist. Außer dieser Verbindung wäre der Gedanke an das ungeheuerliche Unternehmen von vornherein unmöglich gewesen. In ihrer Verbindung aber ziehen beide Theile ihren Vortheil aus dem Compromiß: die Nationalliberalen versprechen sich davon den Ausbau des Reichs zum Einheitsstaat oder, um bei dem Ausdruck des Hrn. Miquel zu bleiben, die Vollendung der „Revolution" unter monarchischer Führung. Zu diesem Behufe mußten sie aber dem Reichskanzler wieder einmal eines ihrer obersten Principien opfern, nämlich die Grundlehre des liberalen Oekonomismus. Dem Reichskanzler mußte diese Lehre vom Haus aus, und selbst abgesehen von der Wagener'schen Schule, antipathisch und unverständlich seyn. Mit der Annahme des neuen Projekts empfängt die sociale Idee des Liberalismus den Todesstoß, und es vollziehen die Nationalliberalen einen neuen und weittragenden Akt der Selbstentäußerung.

Einer der bedeutendsten Staatsmänner des neuen Reichs, bis dahin mit Recht als die rechte Hand des Reichskanzlers angesehen, hat sich der unter solchen Bedingungen erneuerten nationalliberalen Allianz sofort durch seinen Rücktritt entzogen. Der Schritt hat gerechtes Aufsehen erregt, und trotz der Betheuerung des Fürsten Bismarck, daß die Verstimmung nur eine körperliche sei, hat man nicht aufgehört sich über tiefer liegende Ursachen den Kopf zu zerbrechen. Auch ich glaube an solche Ursachen, und ich erblicke dieselben gerade in der Doppelnatur des erneuerten Bundes. Minister Delbrück hätte nicht nur wie der Reichskanzler die Eine, sondern zwei große Concessionen zu machen gehabt. Denn er ist erstens Manchester=Mann vom Kopf bis zum Fuß und der vornehmste Repräsentant des liberalen Oekonomismus in Preußen. Er stund aber zweitens zum Ausbau des Reichs oder der Durchführung der Miquel'schen „Revolution" in einer gewissen persönlichen Beziehung, welche allerdings noch stärker

auf seinen entscheidenden Schritt eingewirkt haben mag als selbst die ökonomische Theorie im neuen Eisenbahn-Projekt. Die nachstehende Mittheilung eines Berliner Blattes, dem nicht selten seine Nachrichten aus mysteriösen Quellen zufließen, können wir bezüglich der behaupteten Thatsache aus unseren bayerischen Erinnerungen bestätigen, und dieselbe wirft unzweifelhaft ein eigenthümliches Licht auf die ganze Lage. Hienach hätte sich Minister Delbrück einfach vor uns geschämt!

„Was die Eisenbahnfrage anbetrifft, so ist Herr Delbrück zwar kein Gegner des Reichseisenbahn-Systems, indeß nimmt er Anstand eine Politik zu vertreten, welche auf den Umsturz einer wichtigen Bestimmung der deutschen Reichsverfassung gerichtet ist. Herr Delbrück wurde seinerzeit an die süddeutschen Höfe geschickt, um dieselben zur Annahme der deutschen Reichsverfassung zu bewegen. Er verlangte, daß der Entwurf ohne Modifikationen angenommen werde, versicherte dagegen, daß die darin gezogenen Grenzen zwischen Einzelstaat und Reich in Berlin auf das Unverbrüchlichste gegen jeden Angriff zum Nachtheil der Einzelstaaten vertheidigt werden würden. Da man nun in Berlin in dieser Vertheidigung augenblicklich wieder einmal schwach geworden ist, und zwar betreffs der Eisenbahnfrage, so wünscht Herr Delbrück nicht wortbrüchig zu erscheinen"[1]).

Als der Abg. Richter (Hagen) von der Tribüne diese Frage als „eine eminent politische" bezeichnete, ebenso wie es Hr. Lasker bis zu dem Grade that, daß er von den wirthschaftlichen Rücksichten ausdrücklich abstrahirte: da hat zwar Fürst Bismarck sich die Einmischung der hohen Politik in die Frage, die er als eine rein volkswirthschaftliche hinstellte, ernstlich verbeten. Andererseits ist man aber sogar der Meinung, das Reichseisenbahn-Projekt sei eigentlich das politische Testament des Fürsten; er wolle damit eine Garnirung

---

1) Deutsche Eisenbahn-Zeitung vom 30. April 1876.

von eisernen Reifen um den Reichskörper schlagen, um für immer jede Lockerung des Verbandes unmöglich zu machen und die fortschreitende Condensirung nach innen auch für den Fall zu sichern, wo er nicht mehr mit der eigenen und eisernen Faust die centrifugalen Elemente im Reich zusammenhalten könnte.

So viel ist gewiß, daß die Vorlage, wie der Abg. Baron Schorlemer sagte, in ihrer ganzen Erscheinung den Eindruck der Ueberrumplung und des Gewaltthätigen macht; man weiß kaum zu ergründen, wo und wie der Gedanke zum erstenmale aufgetaucht ist, wie eine plötzliche Inspiration. Ebenso hat der Abg. Virchow recht, wenn er sie als das Gegentheil von dem bezeichnet, was die „alte Politik" gewesen sei. Um so mehr muß man aber annehmen, daß das plötzliche Auftreten des Phänomens auch seine ganz besonderen Gründe und seinen aparten Zweck in der innern Anschauung des Fürsten Bismarck habe; und um so näher liegt die Annahme, daß ihm die Früchte der „Revolution unter Führung der Monarchie" noch keineswegs so „gemüthlich" und für alle künftigen Fälle gesichert erscheinen, wie dem Abgeordneten Miquel.

Von der „alten Politik" der preußischen Monarchie sind auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in der That nur mehr dürftige Ruinen vorhanden. Diese Monarchie selbst ist im zeitgenössischen Bewußtseyn nicht mehr das, was sie ehedem war; und wenn der an ihrer Statt regierende Fürst-Kanzler dereinst am Abende seines Daseyns oder seiner Amtsführung noch einen vergleichenden Blick auf seine Thätigkeit zurückwerfen wird, so dürfte er sich sagen müssen, daß wirklich mehr zerstört als aufgebaut, mehr innerlich verueinigt als äußerlich geeinigt worden, und daß insbesondere das alte Preußen, seitdem es die großen Erfolge im Krieg und in der Diplomatie errungen hat, so sehr von Grund aus umgestaltet ist, daß man es kaum mehr kennt und der

monarchische Staat ihm fast nicht mehr angesehen werden kann. Der äußere Friede von einem Tag zum andern auf die Spitze des Schwertes gestellt; der innere Friede auf dem empfindlichsten Punkte, im religiösen Gefühle des Volkes, zerstört; der confessionelle Haß und der Kampf gegen die katholische Kirche sogar in die internationalen Beziehungen eingeführt; die eigene Landeskirche der Zerrüttung preisgegeben; Land und Reich mit einem confundirenden Strom neuer Gesetze überschwemmt; die socialen Zustände bebend unter dem Krach der Schwindler=Aera und der Unterbilanz in Handel und Industrie — und über das Alles nun „eine Centralisation, für die es noch kein Beispiel in Europa gibt" [1]). Für den Verlust der idealen Güter soll der baare Materialismus entschädigen, und der soll das Reich zusammenkitten mit den Mitteln brutaler Gewalt [2])!

Zwischen Versailles und dem ersten Reichstag in Berlin ist der Herkules eine Weile am Scheidewege gestanden. Die ganze Gestaltung und künftige Geschichte des Reiches hing davon ab, ob er geradeaus gehen oder nach links abweichen würde. Dort hätten die idealen Güter das Reich einwurzeln machen, gleiches Recht für Alle und Treue den Verträgen. Hier führte der Weg zum persönlichen Regiment verbunden mit wechselnder Parteiregierung. Aus diesen Faktoren kann sich aber keine andere Politik als eine leidenschaftliche ergeben. Ihr erstes Produkt war der „Culturkampf", und wie sich leicht nachweisen läßt, daß auf dem ersteren Wege Alles im Reich anders geworden und namentlich eine confessionelle

1) Abg. Richter (Hagen) in der Sitzung vom 26. April d. Js.

2) Als wir obigen Satz eben niedergeschrieben hatten, kam uns folgende Aeußerung des Abg. Hammacher (Sitzung vom 27 April) unter die Augen: „Was Preußen betrifft, so haben viel mehr als ideale Güter, die wirthschaftlichen Vorzüge und Berührungspunkte ihm Sympathien und die Anerkennung als Vormacht im Reiche erworben."

Verfolgungs-Politik unmöglich gewesen wäre; so ließe sich auch nachweisen, daß der „Culturkampf“ in viel näherem Causalnexus mit dem neuen Reichseisenbahn-Projekt steht, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Jedenfalls hat man ein Recht, der ersten Epoche im neuen Reich den „Culturkampf“ zuzutheilen, und die zweite Epoche als Fortsetzung der Gewalts-Politik auf dem materiellen Gebiet aufzufassen.

Man kann auch der Meinung seyn, daß in dem Reichseisenbahn-Projekt sich die Ruthe zeigt, welche die Einzelstaaten sich selbst auf den Rücken gebunden haben. Soweit diese Einzelstaaten noch einen Rest von Lebensfähigkeit in sich verspüren, schreien sie jetzt Ach und Weh. Aber sie haben nicht aufgeschrieen, als der preußische „Culturkampf“-Geist die idealen Güter der Nation zu zertreten begann, als er durch die grausame Gesetzgebung gegen die katholiichen Orden sich eine freie Gasse bahnte zur seinerzeitigen Invasion in alle andern Reichsländer. Seitdem einzelne Blätter von Nummer zu Nummer ihren „Culturkampf-Kalender“ veröffentlichen und jeder Tag in diesem Kalender roth angestrichen ist, wird es nur mehr Sache dicker Bücher seyn können, den „Culturkampf“ in seinem ganzen Verlauf zu beschreiben. Aber interessant ist es auch von Zeit zu Zeit zu notiren, wie das Reich in seiner Ganzheit von dem neuen Geiste durchdrungen, nicht nur nach innen, sondern vor ganz Europa und darüber hinaus erscheint.

Die „kirchenpolitischen Aktenstücke“ im Proceß Arnim sind bekanntlich sekretirt worden, weil das Gericht ihre Veröffentlichung als „eine Gefährdung der Sicherheit des Reichs“ erklären zu müssen glaubte. Man ist daher bezüglich der diplomatischen Versuche gegen die freie Besetzung des heiligen Stuhles fast allein auf Zeitungs-Nachrichten angewiesen. In Berlin hat man sich immer den Anschein gegeben, als bestehe hierin ein internationales Einverständniß unter allen

Mächten, mit einer einzigen Ausnahme. Als Herr Thiers, der seinen Sturz vom französischen Präsidentenstuhl nicht verschmerzen kann, im vorigen Herbst mit dem russischen Kanzler in der Schweiz zusammentraf, da wollte er auch wirklich vom Fürsten Gortschakoff folgende Erklärung gehört haben: „Nur Ein schwarzer Punkt bleibe am Horizont, der Klerikalismus nämlich, welcher sich mit den Regierungen Deutschlands, Rußlands und Italiens in offenem Kriege, mit dem österreichischen Hofe auf gespanntem Fuße und mit den österreichisch-ungarischen Kammern in dumpfem Kampfe befinde; nach der Anschauung der Kabinete von St. Petersburg, Berlin, Wien und Rom habe der Ultramontanismus im Vatikan bloß sein Haupt; seine Kasse, Arm und Schwert aber in Frankreich"[1]).

Bald darauf zeigte sich indeß, daß nicht Eine der großen Mächte ihre Diplomatie in solcher Weise vom confessionellen Haß beherrschen lasse wie das neue deutsche Reich. Von Berlin aus hatte man für die Juden gegen die Gesetzgebung Rumäniens intervenirt. Viel grausamer wurden die katholischen Armenier in Kleinasien von den türkischen Behörden in Folge der Hetzereien von Seite der sogenannten altkatholischen Armenier behandelt. Als es nun darüber, namentlich in Angora, zu den willkürlichsten Gewaltthätigkeiten kam, da erbarmte sich die gesammte europäische Diplomatie der Mißhandelten, nur nicht die Vertretung des deutschen Reichs. Die Augsburger „Allg. Zeitung"[2]) verräth selber eine Art

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 23. September 1875.

2) Kurz vorher hat dasselbe Blatt über die nationalliberalen Führer der armenischen Sektirer, Gebrüder Abdullah, Photographen in Constantinopel, folgende Notiz gegeben: „Ein Deutscher aus Preußen, Raback, führte hier vor etwa 30 Jahren die Photographie ein. Raback war aber nicht bloß Photograph, sondern auch Physiker, Chemiker und Philosoph, und die jungen Abdullahs, die bei ihm in die Lehre traten, lernten von ihm nicht nur sein Gewerbe, sondern

von Mißmuth, indem sie darüber berichtete: „Nun schritten sämmtliche Pariser Vertragsmächte ein, mit Ausnahme Deutschlands, dessen Vertreter von jeher die Bestrebungen der Anti-Hassunisten in der Türkei energisch in Schutz genommen hat, wie denn der deutsche Reichskanzler auch außerhalb Deutschlands ohne Wahl alle gegen die römische Kirche gerichteten Tendenzen sorgsam fördert. Selbst England und Rußland konnten dem Treiben der Anti-Hassunisten, das keine Spur eines Idealismus in sich birgt, nicht länger zusehen"[1]). Nur Preußen an der Spitze des Reichs machte, wie gesagt, eine Ausnahme.

Es ist in der That bezeichnend, daß sich die Reichspolitik überall da angezogen findet, wo der Idealismus bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Es hätte allerdings auch die Weisheit und Selbstverläugnung des ächten Staatsmannes dazu gehört, wenn die Dinge anders hätten kommen sollen, nachdem nun einmal das Reich aus der Ehe eines siegreichen Militärstaates mit der revolutionären Nationalitäten-Politik hervorgegangen ist. Dem Kinde mußte der Ideenkreis von Zwang und Gewalt — mit Einem Wort die materialistische Anschauung — angeboren seyn wie die Erbsünde; und diese Naturanlage hat mit Verschmähung aller Gnadenmittel ihren kurzen Ausdruck gefunden in dem modernen Begriff von „Staat", welcher in keinem Lande der Welt in solcher Weise auf die Spitze getrieben ist wie in dem Preußen, das an dem Ruder des neuen deutschen Reiches steht, und seitdem es diese Stellung einnimmt.

---

machten auch Bekanntschaft mit der deutschen Wissenschaft und Philosophie. Als Raback nach einigen Jahren Constantinopel verließ, verkaufte er ihnen sein Etablissement. Die Gebrüder Abdullah sind in erster Linie Patrioten im besten Sinne des Worts." Allg. Zeitung von 25 Dezember 1875.

1) Die liberalen Berichte über den Vorfall sind zusammengestellt Berliner „Germania" vom 23. Februar 1876.

Nun ist aber der Liberalismus dieses modernen Staats-Begriffs an sich schon der Antipode des Liberalismus von 1848. Auch die gesinnungsvollste Opposition ist diesem Staats-Absolutismus unerträglich, er muß unter allen Umständen darauf ausgehen alle seine Gegner zu vernichten; denn nichts ist ihm fremder als die — Freiheit. Dagegen hat er einen nächsten Blutsverwandten, den er gerne als Aschenbrödel behandeln möchte, aber auf die Länge unmöglich verläugnen kann, nämlich den Socialismus. Es ist thatsächlich begründet, wenn ein social-demokratisches Blatt jüngst mit dem Finger darauf hinwies, daß in Deutschland die socialistische Bewegung erst nach der Reichsgründung größere Dimensionen anzunehmen begann. „Und so", sagt das Blatt, „wird es auch überall seyn, wenn zur rechten Zeit die socialistische Culturbewegung den culturfeindlichen Nationalismus verdrängt"[1]).

Vor Kurzem hat ein liberaler Sprecher im österreichischen Reichsrath über die Staats-Metamorphose der Neuzeit, die nirgends gründlicher stattgefunden hat als in Preußen, sich sehr treffend geäußert. Im Jahre 1848, hat er gesagt, hielt man es für liberal, der Kirche ihre Freiheit zuzugestehen, heute ist es ein Postulat des Liberalismus die Kirche der Staatsgewalt unterzuordnen; früher hieß es liberal, alle Zölle freizugeben, heute weiß man, daß das Gegentheil den Interessen des Staats entspricht. Der Mann hätte gleich noch weiter fahren und sagen können: früher predigte der Liberalismus das Recht des passiven Widerstands gegen gesetzliche Bedrückung der Gewissen; heute spricht er dem Staate das Recht zu, alle Religionsdiener zum Gehorsam nicht nur gegen vorhandene, sondern auch gegen künftig zu erlassende Gesetze anzuhalten; früher protestirte der Liberalismus dagegen, daß der Unterricht im Rechnen ebenso Sache der Kirche seyn solle

1) Leipziger „Volksstaat" den 26. April 1876.

wie der Unterricht in der Religion, heute erklärt er den Religionsunterricht ebenso für Staatssache wie den Rechenunterricht. Und ebenso ereignet es sich nun bei uns, daß der Liberalismus in Bezug auf das Eisenbahnwesen dieselbe Volte schlägt. Früher schwärmte er für die private Thätigkeit zur Herstellung der neuen Verkehrswege, jetzt hat er — und zwar abermals zuerst im neuen deutschen Reich — eingesehen, daß es im Interesse des Staats liege alle Eisenbahnen als Staatseigenthum zu besitzen und zu verwalten.

Nun ist es aber logisch und thatsächlich ganz unwidersprechlich, daß solche Regierungs-Principien sich mit dem Begriff eines „Reichs" nicht vertragen können, sie sind schlechthin nur durchführbar im centralisirten Staat. Die föderative Basis eines Reichs muß zerstört werden, wenn solche Tendenzen durchgeführt werden sollen, sei es daß man damit anfange, die preußischen „Culturkampfs"-Gesetze auf das ganze Reich zu übertragen, oder daß man damit anfange, alle Eisenbahnen an das Reich zu kaufen und als Eigenthum verwalten zu lassen. Die Umformung einer Föderation in einen centralisirten Staat ist aber allerdings eine „Revolution", wie Hr. Miquel sagt, bei der es nichteinmal darauf ankommt, ob der Proceß mehr oder weniger „gemüthlich" verläuft. Der Umsturz bleibt Umsturz, und darauf läuft auch die Vorhersage des mächtigen Partei-Führers hinaus von der Aktion, die demnächst wieder „aus dem Centrum des Reichs" gegen die Einzelstaaten erfolgen werde, das heißt gegen die durch feierlichen Vertrag diesen Staaten vorbehaltenen Rechte.

In dem Zusammenhang der Dinge, in welchen der Gesetzentwurf „betreffend den Uebergang preußischer Bahnen an das Reich" wie ein Meteorstein plötzlich hineingefallen ist, hat das Wort, welches der Abg. P. Reichensperger bei der Debatte aussprach, einen tiefen Sinn. Er wies den Vorwurf zurück, daß man ihn überhaupt als „einen Unzufrie-

denen mit dem bisherigen Gang der Dinge im Reich" betrachte, indem er sagte: „Ich erinnere Sie daran, daß, anscheinend wenigstens, der aller unzufriedenste Mann im ganzen deutschen Reich kein anderer seyn kann als der preußische Herr Minister-Präsident selbst. Denn er ist es, der sich mit Allem was im deutschen Reiche besteht, unzufrieden erklärt. Er will Alles ändern: an der Verfassung, an der Verwaltung und an der Gesetzgebung dieses Reichs ohne Ende und ohne Ziel." Hr. Reichensperger hat hiemit eine praktische Beschreibung des Umsturzes auf dem gemüthlichen Wege der „monarchischen Führung" gegeben; und es fragt sich nur, ob auf diesem Wege nicht am Ende die Führung selbst bei einer ungemüthlichen Situation ankommen dürfte.

Bezüglich der wirthschaftlichen Seite des Projekts erklärte sogar der radikale Abg. Virchow gegenüber dem Minister Friedenthal: „Seine Ausführungen scheinen mir direkt zum Staatssocialismus zu führen", was der Abg. Richter (Hagen) durch lauten Zuruf bestätigte. Von der staats- und reichsrechtlichen Seite des Vorschlags aber und seiner Folgen hat Hr. Dr. Windthorst der Versammlung ein klares Bild vorgezeichnet, welches wir besser als mit seinen Worten nicht zu zeichnen vermöchten. Sie lauten, wie folgt:

„Was bedeutet die Uebernahme der Eisenbahnen an das Reich? Sie bedeutet, daß man in allen Einzelterritorien ein großes Stück des Territoriums selbst für das Reich annektirt. Nicht allein die Bahnkörper und ihre Umgebungen, sondern alle die Grundstücke und Gebäude, die dem Eisenbahndienste nützlich sind und ihm dienen; und wenn Sie das zusammenrechnen, dann ist das für jedes Land ein ganz erhebliches Stück des Territoriums selber. Dann würde das Reich, wenn es die Eisenbahnen hätte, auch alle Eisenbahn-Beamten anstellen; und es würde deßhalb in jedem einzelnen Lande, welches mit Eisenbahnen gesegnet ist, ein ganzes Heer von Reichsbeamten seyn. Endlich würde derjenige, der die Bahnen hat, die ganze gewerbliche Bewegung in seiner Hand haben,

und die Macht, welche die ganze gewerbliche Bewegung eines Landes in der Hand hat, hat die Macht, jeden Augenblick die Einzelstaaten aus den Angeln zu heben. Darüber kann Niemand zweifelhaft seyn. Es würde darum die Ausführung dieses Gedankens unzweifelhaft die Existenz der Einzelstaaten vernichten. Ich behaupte nicht, daß sie gleich morgen ohne weiters formell schon ausgestrichen würden aus dem Buche der Lebendigen; aber ich sage, es würde ihnen die Basis genommen und sie könnten auf die Dauer nicht mehr existiren. Es ist Methode in diesem Vorgehen. Die Militärhoheit der einzelnen Staaten wird im Wege der Verwaltung auf Null reducirt. Die Correspondenz zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim beweist, wie die Reichsgewalt das Gesandtschaftsrecht der Staaten auffaßt. Es ist das Civilrecht vollständig, und ganz über den ursprünglichen Sinn der Verfassung hinaus, zur Competenz des Reichs gezogen worden. Es ist die Reichsbank gegründet, welche freilich jetzt erst in der Entwicklung ist, aber sehr bald ihre Bedeutung, ihre politische Bedeutung im Reiche zeigen wird... Ich bin der Ansicht, daß, wenn der in dieser Vorlage enthaltene Plan durchgeht, die einzelnen Fürsten Deutschlands wohlthäten, ähnlich wie die Fürsten von Hechingen und Sigmaringen, bei Zeiten die Domänen in Sicherheit zu bringen"[1]).

Sicher nicht aus Sympathie für jene Fürsten, aber aus Rechtsgefühl hat der Führer der demokratischen Fortschritts-Partei, Hr. Dr. Hänel, in der gleichen Sitzung erklärt: „Ich muß sagen: das uns vorgeschlagene Mittel zur Durchführung der Reichsverfassung widerspricht der Reichsverfassung, der Grundconstitution unseres Reichs."

Der Reichskanzler hat sich seit einiger Zeit mit einer gewissen Leidenschaft auf die großen volkswirthschaftlichen Fragen geworfen. Beim letzten Reichstag hat er sein erstes Auftreten mit einer Rede über die Steuerreform gefeiert, die

1) Sitzung vom 2. Mai.

selbst unter den ergebensten Kreisen bedenkliches Kopfschütteln erregte. Mit festem Schritt ist er jetzt auch in das Thema des Eisenbahnwesens eingetreten, aber der Dilettant läßt sich in solchen Dingen doch nicht verkennen. Spitzig bemerkt die oben bereits citirte „Eisenbahn=Zeitung", in ihrer Abhandlung über die „Schulkrankheit" Delbrücks, hinsichtlich der neuen Studien des Reichskanzlers: „Nun gehören aber die wirthschaftlichen und finanziellen Fragen nicht nur zu den wichtigsten, sondern auch zu den schwierigsten und mühsamsten, zu deren Bearbeitung es nicht genügt einen geistreichen Einfall zu haben, zu deren Lösung es nicht genügt einen kühnen Griff zu thun oder sich eines politischen Kniffs zu bedienen, deren Erfolge vom — Glück abhängen."

Eines ist vorerst gewiß: der „Moment der Ruhe im Reich", wenn er je da war, ist gründlich verschwunden und die Aussicht auf innern Frieden entfernter als je. Krieg und nichts als Krieg! Während der Kampf der geistigen Mächte noch unentschieden forttobt, soll er nun auch auf dem materiellen Gebiet sich entspinnen. Warum flieht der Friede constant dieses Reich? Es muß sich endlich zeigen, ob der Grund des Uebels bloß in den Personen liegt oder in der Institution selbst und in der Natur der Verhältnisse.

LVII.

„Culturkampf" und Agrarier.

Eine Zuschrift aus Berlin.

Mit aufrichtiger Genugthuung theilen wir unseren Lesern nachstehende Zuschrift mit. Herr Stadtgerichtsrath Wilmanns in Berlin, der Verfasser der Broschüre: „Die goldene Internationale und die Nothwendigkeit einer socialen Reformpartei", steht hienach auf demselben conservativen Standpunkte und folglich in gleichem Gegensatze zu der Mai-Gesetzgebung wie wir. Die einzige Differenz besteht in seiner Annahme eines Ultramontanismus, d. h. einer **Partei** innerhalb der katholischen Kirche, welche eine Ueberordnung der geistlichen Macht über die weltliche in weltlichen Dingen erstrebe. Eine solche Partei existirt in Deutschland **nicht**, und sollte in den Köpfen Einzelner eine solche Auffassung wirklich existiren, so würde sie von der gesammten übrigen katholischen Welt ebenso bekämpft werden wie von der protestantischen. Hat doch der Papst selbst oft genug seinen Standpunkt nach dieser Richtung hin präcisirt. Die weltlichen Dinge stehen für uns zum kirchlichen Lehramt in keinem andern Verhältniß, als für den gläubigen Protestanten zur Bibel.

Die obengedachte Zuschrift lautet wie folgt:

Sehr geehrter Herr!

An die Besprechung der „Agrarbewegung in Preußen" auf S. 611 flg. Ihrer geschätzten Zeitschrift haben Sie eine Besprechung meiner Schrift „Die goldene Internationale" ge-

knüpft, welche mir die Gewißheit gibt, daß in katholischen Kreisen meinen Ausführungen über den sog. Culturkampf ein Sinn beigelegt wird, welchen ich damit nicht verbunden habe. Sie beziehen in der von mir gegebenen Definition des Ultramontanismus als „derjenigen Partei innerhalb der katholischen Kirche, welche den Supremat des Papstthums erstrebt und deshalb gegen die Machtstellung des deutschen Kaiserthums sich richtet", den Ausdruck Supremat auf die Stellung des Papstes innerhalb der Kirche und schließen daraus, daß ich alle Katholiken, welche an dem Supremat des Papstes festhalten, als Ultramontane und hingegen nur die sog. Staatskatholiken als auf dem Boden des Reiches stehend betrachte. Beides hat mir völlig fern gelegen, da ich vielmehr den Supremat des Papstes innerhalb der Kirche als einen essentiellen Theil des Katholicismus ansehe. Ich habe jenen Ausdruck auf die Stellung des Papstthums zum Kaiserthum bezogen und als Ultramontanismus diejenige Parteirichtung bezeichnet resp. bezeichnen wollen, welche die Lehre von der Lehnsherrlichkeit des Papstes über den Kaiser noch jetzt nach Möglichkeit und den veränderten Verhältnissen entsprechend zu verwirklichen strebt. — Ob der Ausdruck dieß Verhältniß correkt bezeichnet, und ob nach der obigen Deklaration die gegen meine Schrift erhobenen Bedenken wegfallen, lasse ich dahingestellt, da mir jede Polemik gegen Ihre im Ganzen wohlwollende Kritik fern liegt. Hingegen erlaube ich mir die Bitte, daß Sie obiger Deklaration Aufnahme in Ihrer Zeitschrift gewähren möchten, da ich mit Ihnen der Ansicht bin, daß eine Abhülfe gegen die bestehenden socialen Nothstände durch friedliche Beilegung der kirchlichen Kämpfe wesentlich bedingt ist, und ich deßhalb jedenfalls für meinen Theil nicht dazu beitragen möchte, die endliche Anbahnung eines gerechten Friedens zu erschweren. Hochachtungsvoll

Berlin den 28. April 1876.

Wilmanns.

LVIII.

J. J. Görres'

politischer und wissenschaftlicher Entwicklungsgang.

VII.

Hatte Görres so einerseits in der Abhandlung: „Wachsthum der Geschichte“ diese selbst auf wissenschaftlichen Boden gestellt und central als ein Ganzes darzustellen gesucht, ging er andererseits in seiner Mythengeschichte den ersten Grundlagen nach, auf welchen eine Weltgeschichte allein ruhen kann, so griff er nicht minder aus, um das Thatsächliche der Geschichte nach allen Seiten zu erobern.

Zunächst war es das Mittelalter, dessen Literatur- und Kunstschätze er zu heben suchte. In den „deutschen Volksbüchern“ hat er die Poesie des Volkes dem Bewußtseyn der Zeit wieder nahe gebracht. „Von dem Volke ist ja doch ursprünglich alle Poesie ausgegangen, auf dem das ganze Gerüste der höheren Stände gründet“ (daselbst S. 25). Durch den „Lohengrin“, den Brüdern Grimm gewidmet, hat er den Dichtungskreis der Gralssage und damit die Ritterpoesie des Mittelalters wieder an's Tageslicht gezogen[1]) und in einer auch jetzt noch beachtenswerthen Einleitung das große Sagengewebe auseinander gelegt. Noch im Jahre 1844 hat er in der „Wallfahrt nach Trier“ den

1) Der Text läßt allerdings manches zu wünschen übrig; derselbe wurde nach zwei Manuscripten der Vatikana durch Glöckle nachlässig besorgt (Ges. Briefe II. 524).

Sagenkreis des heiligen Gral wie den des Königs Orendel eingehend besprochen. Ein Jahr nach dem Verbot des Rhein. Merkur erfolgte die Herausgabe der „altdeutschen Volks- und Meisterlieder", seinem wackern Freunde Scharnhorst gewidmet, eine Ausgabe, die nach Gervinus mustergiltig ist.

Man hat Görres zu den Romantikern gezählt, theils ob seiner Verbindung mit dem Kreise derselben, theils ob seiner einflußreichen Thätigkeit auf dem Gebiete der germanistischen Literatur, wie ob seines Eintretens für das Mittelalter und eine lebensvolle Auffassung der Dinge überhaupt. Dieß genügt, auch deßhalb über ihn achselzuckend ob des künstlichen Enthusiasmus Einzelner hinwegzusehen. Allein Görres hielt sich von Anfang an vollständig frei von jeder Einseitigkeit; nicht einmal ein Durchgangspunkt war für ihn die Romantik, vielmehr hat er gleich anfangs schon von jeder künstlichen Begeisterung auf das ernstlichste gewarnt. Sie ist ihm zwar ein berechtigtes, aber nicht das allein berechtigte Glied in der Entwicklung der neueren Literatur. Dieß zeigt das schöne Schlußwort zu seinen „Volksbüchern", also gerade das Werk, mit welchem er seine dießbezügliche Thätigkeit begonnen[1]).

1) Nachdem er das bettelstolze Urtheil über das Mittelalter, das noch so fürchterlich hinter uns, während es so licht und unaussprechlich klar um uns her sei, gerügt, darauf hinweisend, daß es wohl verständig wäre, nicht ferner mehr so hoch zu pochen auf das was wir geleistet, und bei unseren Vätern anzufragen, daß sie in unserem Misere uns ihren Geist nicht vorenthalten und uns erquicken in unserer Noth mit dem was Gutes und Schönes sie gebildet, fährt er fort: „Sie sind immer die Nächsten uns und werden es uns nicht entgelten lassen, was wir in den Tagen unseres Stolzes gegen sie verbrochen haben. Auch das wird uns wenig ziemen, sie herabzusetzen so ganz und gar gegen die alte classische Zeit in Griechenland. Die Griechen möchten sonst, wenn wir so gar knechtisch von unserer Väter Naturelle denken, uns wohl für Heloten nehmen, die sich mit ihrer Herren Sitte und ihrer Art nach gemeiner Sklaven Weise blähen wollten, und das würde uns wieder sehr empfindlich

Aber auch die Geschichte des Orientalischen Alterthums zog er damals in seinen Kreis durch die Uebersetzung des

---

fallen.“ Hier nun schildert er und gewiß in trefflicher Weise den Gegensatz der classischen und christlich mittelalterlichen Zeit: „Es war wohl allerdings eine herrliche Zeit diese griechische, gerade deßwegen, weil sie Alles hatte, was uns nach und nach hingeschwunden ist: Lebensmark und Trotz und freie Besonnenheit im raschen Thun und Treiben; sie wußte Treffliches wohl zu bilden und das Trefflichste im engsten Kreise concentrirt mußte classisch werden. Diese Concentrirung war nicht in der neuen Zeit, dagegen trat das Unendliche ein in sie und mit dem Uebergang in's Geisterreich konnte nun physische Geschlossenheit nicht mehr bestehen; im Uebersinnlichen sind nicht mehr begrenzte scharf geschnittene Krystalle, aber es ist unendliche Krystallisirbarkeit, ein schwebend Formenreich, das nur mehr Magnet bedarf, um anzuschießen in die einzelne besondere Gestalt. So war die Aufgabe der neuen Zeit eine unendliche, ihr könnt von einem endlichen Zeitraum nicht fordern, daß er das Problem nett und wie auf einmal auch löse. Das Mittelalter hat kein reines classisches Werk hervorgebracht, aber es hat die Schnlschranken der alten sinnlichen Classicität durchbrochen und eine andere höhere begründet, an der alle Zeiten zu bauen haben, weil in keiner die Quadratur des Zirkels gefunden werden kann. Den herrlichen Torso der Kunst hat die alte griechische Zeit gebildet, aber blind war wie die alte Plastik die treffliche Gestalt, das tiefe schwärmerisch versunkene Auge hat erst die Romantik ihm gegeben und die nordische Schaam hat freilich dafür den schönen Körper in die Draperie des Gewandes verhüllt, das symbolisch nur die Formen der Gliedmassen anzudeuten hat.“ Dann schließt er so objektiv, als gerecht und billig: „Lassen wir so jeder Zeit ihr Recht, die Zukunft wird uns auch das unserige lassen; jede schnöde Herabwürdigung, jede einseitige Aufgeblasenheit ist verwerflich in sich selbst und muß endlich am eigenen Selbstmord sterben. Es würde kläglich seyn, wenn je die Achtung und die Liebe für griechischen Sinn und griechische Kunst unter uns aussterben sollte, besonders jetzt, wo beide Nationen sich wenigstens im Unglück gleich geworden sind: aber wenn wir selbst unsere Eigenthümlichkeit nicht geltend zu machen verstehen, dann laßt uns vor allem doch nicht so leichtsinnig das Andenken an die hingeben, die recht gut die Ihrigen zu vertheidigen wußten. Wenn wir wieder

Schah-Nameh des Firdussi, welche er in kürzester Zeit bereits 1812 vollendet hatte. Doch erschien das „Heldenbuch von Iran" erst im Jahre 1820, mit der bekannten Widmung an Freiherrn von Stein. Das Buch bietet namentlich in den letzten Partien mehr einen allerdings sehr umfangreichen Auszug; aber bei der orientalischer Ausdrucksweise verwandten Sprache Görres' dürfte auch jetzt noch die Uebersetzung unerreicht seyn, wie Julius Mohl schon sich geäußert. Er wußte nicht bloß für das Gewaltige und Erhabene, sondern auch für die zartesten Gefühle und Empfindungen das entsprechende Wort zu finden. Wir verweisen nur auf die herrliche Episode von Sehrab (I. 225). In der 250 Seiten starken Einleitung hat er ein auf dem damaligen Standpunkte der Quellenkenntniß erschöpfendes Bild der Geschichte der asiatischen Reiche gegeben. Sind auch die Ergebnisse und Combinationen, durch welche er die Lücken zu überbrücken suchte, jetzt überholt, so zeigen sie doch seinen geschichtlichen Scharfblick, und die Abhandlung selbst steht als

---

die Vorfahren aus dem langen Schlummer wecken, werden diese Wunder staunen, in welchem Zustand sie die Enkel finden; die kleine Schamröthe mögen wir immerhin über uns ergehen lassen. Und wenn sie dann nun wachen und wenn sie unserer sich angenommen haben, dann um's Himmels Willen! laßt uns das alte Affenspiel nicht wieder mit ihnen treiben und wie Knaben hinter ihnen ziehen und grimassirend voll Affektation und hohlem trüben Enthusiasm nachstümpern, daß es ein kläglicher Anblick für Götter und Menschen ist. Nimmer läßt sich, was eigentümlich einer Zeit und einer Bildungsstufe ist, in einer andern unmittelbar erreichen... Nicht daß wir das Alte umbilden nach uns selbst, wird von uns gefordert, sondern daß wir uns in etwas nach dem Alten bildeten, daß wir an ihnen aus der Zerflossenheit uns sammelten, in der wir zerronnen sind; daß wir einen Kern in uns selbst gestalten und einen festen Widerhalt, damit in uns nicht das eigene Selbst fernerhin verloren wird, das wird uns zugemuthet." (S. 298—308).

ein Denkstein da, welcher auf die großen Ziele hinweist, welche eine Geschichte des Alterthums sich stecken muß.

Außer den Arbeiten über die Geschichte Asiens und das deutsche Mittelalter begann er damals, wie er an die Brüder Grimm 1811 schreibt, auch das Studium der Kirchenväter, wie der Mystiker und Heiligen der mittleren Zeit. (Ges. Briefe II. 248).

Werfen wir nun einen Blick auf Görres' wissenschaftliche Thätigkeit zurück, so sehen wir ihn treu halten an seinem ersten Wahlspruch: „Nimmer scheide sich Empirie und Spekulation." Die Verbindung des Empirischen und Idealen und deren Gestaltung zu einem einheitlichen Bild ist der Grundzug solcher wissenschaftlichen Arbeiten, und während er nach allen Seiten die Gebiete der Erfahrungswissenschaften bebaute und auf manchem selbst bahnbrechend wurde, hat er es nie unterlassen, das Stoffisch-Empirische in seiner Mannigfaltigkeit auf die höhere Einheit zurückzuführen und seine Gegensätze im Ideal auszugleichen.

Lazarus sagt einmal in einer trefflichen vergleichenden Gegenüberstellung Hegel's und W. Humboldts von letzterem: „In Humboldt ist ein unparteiisches Suchen nach dem Rechte beider (der Speculation und der Erfahrung) und ein Streben die speculativen Begriffe voll und lebendig zu erfassen als eine concrete Erfahrung, und die Erfahrung tief und rein zu begreifen als eine Spekulation"[1]). Wenn von Einem, gilt dieß auch von Görres. Beide hielten daran fest, oder setzten vielmehr voraus, daß die eigentlich und zuletzt zu wollende Wissenschaft nur in der Einheit von Speculation und Erfahrung bestehen könne; beide wollten dieselbe aber auch gleich unmittelbar erreichen, wenn auch jeder in anderer Weise. Aber beide ermangelten noch jener Wissenschaft, mit der namentlich die damalige Zeit erst gerungen, und die, wenn gewonnen, erst eine Vermittlung des Empir-

1) Ueber die Ideen in der Geschichte S. 41. Note.

ischen und Idealen möglich macht. Freilich können wir diese nicht in der Wissenschaft erblicken, von welcher Lazarus sagt, daß sie Humboldt gemangelt habe, nämlich diejenige „welche die concreten Erscheinungen der Erfahrung in ihre Elemente und Prozesse zerlegt, um die Quellpunkte ihres Daseyns und die Gesetze ihres Werdens zu entdecken"; diese „Gesetze" können wohl in den Erscheinungen entdeckt, aber die eigentlichen Quellpunkte müssen über der Erfahrung liegen und können nur durch das reine Denken, d. h. durch eine Wissenschaft der reinen Vernunft gewonnen werden; diese hat aber der Zeit überhaupt noch gefehlt. Während aber Hegel die Wirklichkeit aus der logischen Idee ableitete und dadurch, wie Lazarus treffend sagt, „die Erfahrung durch die Speculation überwältigte", hatten Görres und Humboldt das empirisch Wirkliche und Ideale, Speculative wohl auseinander, aber ebenso die Nothwendigkeit ihrer Verbindung in der Wissenschaft festgehalten, ohne auf jene vermittelnden Prozesse einzugehen. Wenn man aber von W. Humboldt sagen könnte, daß er das Ideale vom Empirischen aus mehr nur erahnte und postulirte, dürfte von Görres gelten, daß ihm die Ideen selbst aus der intuitiven Anschauung überreich gequollen, und indem er so Ideales und Empirisches immer in Einem schaute, konnte er Letzteres durch Ersteres mühelos gestalten, weßhalb auch bei ihm nicht, wie es von Humboldt heißt, „Speculation und Erfahrung in einem end- und sieglosen Kampfe ringen." Zum sicheren Führer hiebei aber hatte er jenes schon erwähnte Grundgesetz alles Seyns, das ihm vom Anfang an schon klar gelegen und dem er wie seiner anderen Natur folgte, das Grundgesetz nämlich, daß wie alle Gegensätze im Ideal aufgehoben sind, sie auch in der Welt des Daseyns sich ausgleichen müssen und ihre Summe überall dieselbe sei. In diesem Grundgesetze hatte er das Mittel, das Empirische ideell zu gestalten und so eine einheitliche Weltanschauung, die ja als Bedürfniß der Zeit allgemein erkannt war, anzubahnen. Damit hängt auf's innigste zu-

sammen, daß er in allem was ist, auch eine höhere ideelle Nothwendigkeit erblickte, die er nicht induktiv, von einzelnen, zufälligen und zerstreuten Erfahrungen aus erschloß, sondern die ihm auf Grund jenes höchsten Gesetzes der idealen Einheit von vorneherein gegeben war. Da aber der Ausgleich der Gegensätze nur allmälig stattfindet, bedingte dieß die genetische Auffassung, welche die Dinge nach ihrem Werden und Entstehen vorführt.

Eine Wissenschaft aber, welche Empirism und Idealism vereinigt, muß von selbst dahin führen, auch die in eine bunte Mannigfaltigkeit zerfallenen und sich isolirenden Wissenschaften zu concentriren, d. h. sie muß Philosophie seyn. Wie er daher einst bemerkte, daß „die Philosophie in Allem gewonnen werden müsse", so hat er gerade der deutschen Philosophie die Aufgabe dieser Rückführung der Wissenschaften auf eine höhere Einheit zuerkannt. Er sagt deßhalb in dem Aufsatz über den „Fall der Religion": die neue deutsche Philosophie ist eine in ihrer Art ebenso historische Erscheinung, wie die Reformation, und durch sie begründet und herbeigeführt. Ihre Aufgabe ist, alle die abgefallenen, in eigener Eitelkeit befangenen, wie ein Polypenleben in tausend Gliedern zerstreuten Wissenschaften zu einer höheren geistigen Mitte und durch sie zur Religion zurückzuführen (Polit. Schr. I. 176). Die deutsche Philosophie hat auch gemäß ihrem Entwicklungsgang damals diese Aufgabe schon als „Wissenschaft der Wissenschaften" in Angriff genommen. Mögen auch die damaligen Versuche auf manche Irrwege gerathen seyn, die Aufgabe lag in der Zeit, den letzten Grund alles Seyns und Denkens und ein durch sich selbst gewisses Princip alles Seyns und Denkens anzustreben und so jene höhere Mitte auch für alle Wissenschaften zu finden. Ist aber auch die Entwicklung der deutschen Philosophie durch den Bruch, den die Reformation in die Christenheit gebracht, bedingt, so hatte dieß nur Einfluß auf die Art und Form derselben; die Aufgabe selbst, auch die Bedingungen

des Erkennens und Seyns zu untersuchen und so auch zum eigentlichen Princip vorzudringen, konnte ihr, wenn auch die Reformation nicht eingetreten wäre, nicht erlassen werden, so wenig als die andere Aufgabe, das weite Gebiet des Empirischen nach allen Seiten zu erforschen. Allerdings wäre der Verlauf ein anderer, minder negativer geworden, wie auch jene Zerklüftung in eine Unzahl von Wissenschaften und jene schroffen Gegensätze nicht wohl hätten eintreten können. Die deutsche Philosophie ist somit nicht eine bloß zufällige, sondern eine historische Erscheinung im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. eine durch den Entwicklungsgang der Geschichte nothwendig bedingte.

Aber die Wissenschaft ist nach Görres nicht um ihrer selbst willen, sie ist nicht Selbstzweck. Indem die Philosophie die einzelnen getrennten Wissenschaften auf eine höhere Mitte und Einheit zurückführt, kann sie dieß selbst nur, insofern sie, die in die Sonnenferne gerathen, selbst ihren höchsten Zweck erreicht; dieser ist aber kein anderer, als daß sie sich und mit sich die übrigen im freien Dienste der Religion unterordnet. Wie alle Philosophie und Wissenschaft und ebenso die Kunst ursprünglich in der Religion ihre „Bärmutter" haben, so kann die Wissenschaft und Kunst ihren höchsten Zweck nur erfüllen, daß sie der höchsten Aufgabe der Menschheit, der religiösen nämlich, sich unterordnet. Dadurch erst erhebt sie sich selbst zur höchsten einheitlichen Weltanschauung. Darum sagt Görres, daß die deutsche Philosophie, indem sie alle anderen Wissenschaften zur höhern Mitte führt, zugleich sie auch zur Religion zurückführen müsse; und wie das öffentliche Leben, so sollte auch die Wissenschaft ein Gottesdienst werden[1].

Aber dieser Dienst kann nur ein freier seyn; daher dringt Görres ebenso auf Freiheit der Wissenschaft. Unter dieser

1) Deutschland und die Revolution. Ges. Pol. Schriften IV. 232; vergl. I. 176.

versteht er aber nicht jene leere, bodenlose Freiheit, welche jetzt Bacchanten und Silenen aller Art die Rohrpfeife pfeifend umtanzen, und die im politischen Liberalism ihr Gegenbild hat; er meint nicht jene Freiheit, welche auf Grund eines sehr beschränkten Begreifungsvermögens, ohne an die Principien zu gehen, ja oft mit Verachtung gegen diese die Welt erklären oder besser ausklären möchte — Görres wollte die Freiheit der Wissenschaft, welche die ganze volle Wahrheit will, und die darum auch die freie Anerkennung einer höheren geistigen Autorität nicht ausschließt, sondern vielmehr fordert. Ist ja doch jede Existenz selbst schon eine Autorität, die ich nehmen muß wie sie ist, und nicht wie sie bloß subjective Verständigkeit sich gestaltet. Görres wollte eben die Freiheit der Wissenschaft als eine sittliche. Sie sollte einerseits wohl selbst vor keiner Untersuchung zurückschrecken, anderseits aber auch nicht durch enggezogene Schul- und Staatsschranken in ihrem Lauf gehemmt werden. Insofern sagt er: „Die Wahrheit behauptet überall siegreich sich selber und nur verworrenes Wissen trübt sie sich selbst zum Nachtheil, ein ganzes und gründliches sichert und bewährt sie immer; ebenso führt die Freiheit, halb gebraucht, wohl zum Irrthum, in voller Entwicklung aber, wenn sie nur aufrichtigen Herzens ist, gibt sie sich selbst wieder das Maß und ihre Grenze, indem sie selbst im Heiligthum die Fackel zündet, die mit der Finsterniß auch die Frivolität zerstreut, in die allein der Unglaube von je seine Wurzel geschlagen" (IV. 233). Ebenso ruft er in seiner Standrede an König Ludwig I. diesem zu: „Sei ein Pfleger der Wissenschaft; so tief der Geist einzudringen vermag in der Dinge Wesenheit, so hoch er athmen kann auf dem Gipfel der Gedankenwelt: überall sei ihm freie Bahn von Dir gestattet, und Du sollst nicht erschrecken, wenn er keck auf seinem Vorwärtsschreiten aus den gewohnten Kreisen weicht, aber" — setzt er höchst bezeichnend hinzu — „das Heiligthum des Glaubens und der Sitte soll er nicht mit entweihenden Händen anzutasten wagen; denn sie bewahren

ja der Einfalt schon Alles als freie Gottesgabe auf, was er mühsam auf allen seinen Wegen kaum zu erwerben die Hoffnung hegt" (Pol. Schr. V. 242). Er verkennt auch nicht die Ausartungen der Wissenschaft und ihren „Uebermuth" und er ist, obgleich er stets von aller gelehrten Polemik aus Grundsatz sich fern gehalten hat, doch wie aller Pedanterie so immer auch diesem entgegengetreten. Hiebei bemerkt er in einem Briefe an Adam Müller (Ges. Briefe II. 560): „Diese übermüthige Wissenschaft kann durchaus nicht durch regressive Richtungen, durch ein Zurückgehen, durch ein Unterkriechen, ein Ignoriren und ein Niederdrücken, sie kann allein durch sich selbst bemeistert werden." Darum fordert er namentlich vom Klerus, daß „er nirgendwo mehr die Resultate der Wissenschaft ins Große hin ignorire und dem allgemeinen Fortschritte der Bildung sich entziehe; denn der Geist ist eine Macht geworden, die fortan nicht mehr durch materielle Mittel, sondern allein durch sich selber sich bezwingen läßt" [1]).

Eine solche Wissenschaft aber, welche die großen Gegensätze Empirism und Rationalism vermitteln und die immer mehr sich isolirenden Wissenschaften zu einer höheren Einheit zurückführen soll, sollte nun auch im Leben, wie er hoffte, versöhnend wirken und beitragen, auch die religiösen Gegensätze auszugleichen, wie er dieß namentlich in „Deutschland und die Revolution" hervorhebt: „wenn die Wissenschaft wieder auf das höchste Mysterium der Philosophie und Religion zurückbezogen werde, dann würden auch die Confessionen in voller Freiheit sich wieder einander und dem Stamme nahen, und dann würden auch neue Kirchenväter sich erheben, die wie die alten das griechische Wissen, so und in noch größerm Maße die Weisheit der Zeit bemeistern, daß sie sich freiwillig vor ihrer Herrin beugt, und die Wissen-

1) „Die Kirchenverfolgung in Holland." Katholik 1826. Pol. Schriften V. 324.

schaften wieder ihr Haupt mit ihrer Sternenkrone kränzen" (IV. 234).

In solcher Weise hat Görres die Aufgabe der neueren Wissenschaft formulirt; aber er ist auch dadurch, daß er zur Lösung derselben nach allen Seiten hin mächtig beigetragen, ein Vorbild für Alle geworden, welche diese Aufgabe fördern wollen. Er hat wie Wenige des Wissens der Zeit sich bemeistert, er hat das Viele auf die höhere Mitte zurückzuführen gesucht, aber ebenso hat er auch ausgerüstet mit einer Wissenschaft seltenster Art freiwillig vor der Religion sich gebeugt, und indem er eine einheitliche Weltanschauung mächtig angestrebt, auch durch die Wissenschaft Gottesdienst geübt.

Sind damals immerhin Manche mehr oder weniger in gleichem allseitigen Streben ihm begegnet und gefolgt, so ist dieß Geschlecht allerdings jetzt leider so gut als ausgestorben. Und wenn auch Viele jetzt es gibt, welche die Wissenschaft der Religion dienstbar machen wollen, so haben leider diese doch kaum mehr davon eine Ahnung, daß man auch des Wissens der Zeit, wie Görres es gethan, allseitig sich bemeistern müsse. Denn nur in diesem Falle kann von einer Freiheit solchen Dienstes die Rede seyn.

LIX.

Der Bathybius-Urschleim.

Ein Nekrolog.

Der Bathybius-Urschleim, dem die gefeiertsten Namen der modernsten Wissenschaft Gevatter gestanden, auf den die materialistische Zeitströmung die größten Hoffnungen gesetzt hatte, ist ihr und der Wissenschaft durch ein vorzeitiges Ende entrissen worden. Bedeutungsvoll an sich muß das Ereigniß um so größeres Aufsehen erregen, als der eigene Vater — zum Mörder geworden ist.

Doch es ist nöthig, etwas weiter auszuholen. Seit den Tagen Epikurs gab es Naturforscher, welche in allen ihren Untersuchungen und Erklärungen von dem einen Wunsche geleitet wurden, die Menschen von der lästigen Furcht vor einer höheren Macht zu befreien. Jede Vorstellungsweise, wie seltsam und phantastisch, wie bodenlos und ungeheuerlich sie auch seyn mochte, war willkommen, wenn sie Hoffnung gab, das alte Wort von Gott und Schöpfung und Weltregierung zu beseitigen.

Aber es wollte nicht gelingen. Immer wieder stieß man auf Thatsachen, welche laut redend Zeugniß ablegten für die Lehre, der man entfliehen wollte. Mit dem Grade von Sicherheit, der ihr überhaupt zu Gebote steht, hat die Wissenschaft das Ergebniß festgestellt, daß nicht immer organisches Leben auf unserer Erde sich fand, daß es also zu irgend einer Zeit entstanden seyn müsse. Nicht minder aber hatte sich um die Mitte dieses Jahrhunderts und im

Gegensatze gegen frühere Meinungen bei der überwiegenden Zahl der Naturforscher die Ueberzeugung herausgebildet, daß jedes lebende Wesen das Erzeugniß eines anderen Lebewesens sei und die entgegengesetzte Lehre von einer sogenannten Urzeugung oder generatio aequivoca, einem allmähligen Hervorgehen des Lebendigen aus dem Leblosen, der Organismen aus dem todten Stoffe, aufgegeben werden müsse. Wie aber sollte man sich alsdann das erstmalige Auftreten des Lebens auf der Erde vorstellen? In ihm schien klar und deutlich ein Punkt aufgewiesen zu seyn, an welchem unvermeidlich das Eingreifen eines schöpferischen Princips anerkannt werden mußte.

In verschiedener Weise suchte sich die materialistisch gesinnte Wissenschaft mit dieser Lage abzufinden. Die Besonneneren erklärten, der Ursprung des Lebens liege jenseits aller Mittel wissenschaftlicher Erkenntniß, nur auf die Gesetze des Bestehenden könne sie sich beziehen. Andere halfen sich mit der Ausrede, was unter heutigen Verhältnissen niemals eintrete, könne doch gar wohl unter den außerordentlichen Bedingungen, wie sie die Periode der großen Erdrevolutionen mit sich brachte, eingetreten seyn. Einfacher noch erklärten Andere, trotz jeden Mangels experimenteller Beweise und trotz aller entgegenstehenden Beobachtungen sei die Annahme einer Urzeugung eine „logische Nothwendigkeit", ein „Postulat des gesunden Menschenverstandes", ein „unerläßlicher Bestandtheil der Entwicklungstheorie". So namentlich in neuerer Zeit das ganze Heer der deutschen Darwinisten.

Bei solcher Disposition der Gemüther mußte die Entdeckung Hurley's eine begeisterte Aufnahme finden. Freilich bestand auch sie nicht in dem experimentellen Nachweise einer wirklich sich vollziehenden Urzeugung, wohl aber in dem Ausweis des unvollkommensten Lebewesens, das seiner Beschaffenheit nach geeignet scheinen konnte, die klaffende Lücke zwischen Unorganischem und Organischem zu schließen. Nach Deutschland kam die erste Nachricht durch Häckel, der in

der zweiten Auflage seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1870) den wunderbaren durch Huxley entdeckten Bathybius Haeckelii folgendermaßen beschreibt (S. 165): „Dieser wunderbare Organismus lebt in den ungeheuren Abgründen des Meeres, welche uns im letzten Jahrzehnte durch die mühevollen Untersuchungen der Engländer bekannt geworden sind, und welche über 12000, ja an manchen Stellen über 24000 Fuß Tiefe erreichen. Hier findet sich zwischen den zahlreichen Polythalamien und Radiolarien, die den feinen kreidenartigen Schlamm dieser Abgründe bevölkern, auch massenhaft der Bathybius vor, theils in Gestalt rundlicher oder formloser Schleimklumpen, theils in der Form von maschigen Schleimnetzen, welche Steintrümmer und andere Gegenstände überziehen. Oft sind kleine Kalkkörperchen (Diskolithen, Cyatholiten u. s. w.) in diese schleimigen Gallertmassen eingebettet, wahrscheinlich Ausscheidungsprodukte der letzteren. Der ganze Körper des merkwürdigen Bathybius besteht, gleich den anderen Moneren, einzig und allein aus strukturlosem Plasma oder Protoplasma d. h. aus derselben eiweißartigen Kohlenstoff-Verbindung, welche in unendlich vielen Modificationen als der wesentliche und nie fehlende Träger der Lebenserscheinungen in allen Organismen sich findet." Uebereinstimmend damit berichtet der gleiche Gelehrte in seinem Aufsatze „Beiträge zur Plastidentheorie" (in der Jenaischen Zeitschr. Bd. V. Heft 4, S. 500): „Die wichtigste Thatsache, die aus Huxley's sehr sorgfältigen Untersuchungen des Bathybius hervorgeht, ist, daß der Meeresgrund des offenen Oceans in den bedeutenderen Tiefen (unterhalb 5000 Fuß) bedeckt ist mit ungeheuren Massen von feinem lebenden Protoplasma, und dieses Protoplasma verharrt hier in der einfachsten und ursprünglichsten Form, d. h. es hat überhaupt noch gar keine bestimmte Form, es ist noch kaum individualisirt. Man kann diese höchst merkwürdige Thatsache nicht ohne das tiefste Staunen in nähere Erwägung ziehen, und muß dabei unwillkürlich an den ‚Ur-

schleim' Okens denken. Dieser universale Urschleim der älteren Naturphilosophie, der im Meere entstanden seyn und der Urquell alles Lebens, das produktive Material aller Organismen seyn sollte; dieser berühmte und berüchtigte Urschleim ....., er scheint durch Huxley's Entdeckung des Bathybius zur vollen Wahrheit geworden zu seyn."

Noch anschaulicher weiß O. Schmidt das seltsame Gebilde zu beschreiben. „Viele tausend Kubikmeilen Meeresboden", erzählt er in seinem Buche „Descendenzlehre und Darwinismus" (S. 23), „bestehen aus einem seifig anzufühlenden Schlamme oder Schlick, zusammengesetzt theils aus offenbar erdigen, unorganischen Theilen, theils aus eigenthümlich geformten, ihrem Wesen nach vielleicht noch zweifelhaften Kalkkörperchen (den Coccolithen und Rhabdolithen), endlich, was die Hauptsache, aus einer eiweißartigen Substanz, welche lebt. Dieser lebende Schleim, der sogenannte Bathybius, zeigt nicht einmal Individualität oder Abgeschlossenheit des Einzelwesens, er gleicht den formlosen Mineralsubstanzen, von denen jedes Partikelchen die Merkmale der Gesammtmasse in sich trägt."

Schien somit die Wissenschaft durch den Mund ihrer lautesten Vertreter dem Bathybius Bürgerrecht zu gewähren, so war es ganz begreiflich, daß David Strauß in ihm eine wichtige Stütze seines „neuen Glaubens" erkannte.

Man konnte freilich zweifeln, ob jene so geschäftig verkündete Entdeckung Huxley's in Wahrheit zu allen den Folgerungen berechtige, welche der Materialismus daraus abzuleiten wußte. Auch wenn das erste Entstehen des Lebendigen nur das nothwendige Produkt des blind und mechanisch sich fortbewegenden Naturlaufs wäre und keinerlei Eingreifen eines höhern Princips nöthig machte, so muß doch der zeitlich verlaufene Gesammtprozeß der Natur einen Anfang genommen haben, es muß der Naturlauf von einem ersten Zustande, einer ersten Zusammenordnung der in ihm wirksamen Elemente ausgegangen seyn. Und so ist das Problem nur zurückgeschoben; mit

jenem Anfang und jenem ersten Zustande kehrt die Nöthigung zurück, ein höheres, den Mechanismus des Naturlaufs überragendes Princip zu statuiren. — Der hergebrachte Begriff vom Leben aber hätte allerdings eine starke Modifikation erfahren müssen, wenn es nöthig geworden wäre, ihn auf ein Ding anzuwenden, welches Schleim seyn sollte und weiter nichts, ohne Organisation, ohne individuelles Centrum, von dem die Lebensäußerungen ausgingen und das sich in ihnen bethätigte. Inzwischen wurden Einwendungen, welche jenen zuversichtlichen Schilderungen entgegengetreten wären, nur selten vernommen. Man schien anti-materialistischerseits weitere Mittheilungen über den lebendigen „Urschleim" abwarten zu wollen. Erst ganz kürzlich bemerkte K. E. v. Baer, der hochangesehene Petersburger Naturforscher (Ueber Darwin's Lehre in den Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, Petersburg 1876 S. 281), vorläufig müsse man „diesen Stoff als Produkt der Zersetzung von Thieren und Pflanzen, d. h. von organischen Stoffen ansehen." „Erst wenn die Geologie", fährt er fort, „wird nachweisen können, daß in der fortschreitenden Ausbildung des Erdkörpers ein solcher Stoff sich gebildet hat oder bilden mußte, hätten wir den Stoff zu den ersten Organismen, und es bliebe zu untersuchen, in welchen Formen und unter welchen Verhältnissen er Lebenserscheinungen darbieten kann, ob er in kernhaltige oder kernlose Zellen sich sammelt?"

Und nun? In den Annals of Natural History, im Oktoberheft des vorigen Jahres auf der letzten Seite, steht die Grabschrift. Professor Semper von Würzburg hat, wie es scheint, zuerst dem deutschen Publikum Nachricht davon gegeben. In einem Vortrage, den er in Hamburg gehalten hatte und den er sodann unter dem bezeichnenden Titel „Der Häckelismus in der Zoologie" veröffentlichte (Hamburg 1876) berichtet er darüber (S. 30): „Die naturphilosophische Lehre verlangt natürlich die Annahme einfachster Lebewesen, die

so einfach seien, daß man fast versucht seyn könnte, sie als im Zustande des Ueberganges aus dem Anorganischen in das Organische begriffen anzusehen. Häckel hat ein eigenes Reich für diese Wesen geschaffen, das der Protisten. Unter diesen sollte sich Eines, das Allereinfachste, befinden, das noch jetzt als riesiger Protist, ein echter Urschleim, einen großen Theil des Meeresbodens umspannte. Nur vergißt diese Urschleimhypothese, daß nach den vorliegenden sorgfältigen Beobachtungen die gut bekannten Protisten eine solche Menge complicirter Lebenserscheinungen, selbst vielleicht Individualität zeigen, daß ihre sogenannte einfachste Einfachheit eben nur für den besteht, der sie sehen will. Dazu kommt noch, daß der einzige Beobachter, welcher diesen Urschleim zuerst aus der Tiefe des Oceans hervorgeholt, frisch untersucht hat und auch damals Bewegungserscheinungen an ihm gesehen haben will, nun erklärt, der Bathybius — so heißt zoologisch dieser Urschleim — sei wohl nichts anderes, als in gallertigem Zustande niedergeschlagener Gyps."

Und die „sehr sorgfältigen Untersuchungen" des ersten Entdeckers? Und das „maschige Schleimnetz"? Und die „eiweißartige Substanz, welche lebt"? Es ist Alles nichts damit, und es bleibt von jenen ganzen, mit unqualificirbarer Dreistigkeit vorgetragenen Schilderungen nichts übrig, als die, nun freilich sehr erklärliche, Aehnlichkeit mit den „formlosen Mineralsubstanzen, von denen jedes Partikelchen die Merkmale der Gesammtmasse an sich trägt."

So hat H. Lotze wieder einmal Recht behalten. In einer seiner Vorreden entschuldigt er sich, wenn er nicht sämmtliche neueste physiologische Entdeckungen berücksichtigt habe. Statistische Beobachtungen hätten ihn gelehrt, daß solche allerneueste Entdeckungen der Regel nach die Lebenszeit von fünf Jahren nicht zu überdauern pflegten.

Die Sache wäre unendlich komisch, hätte sie nicht ihre

tief ernste Seite. Im Namen der Wissenschaft wagt man es, Jahrtausende alte Traditionen des Menschengeschlechts in Frage zu ziehen, aus denen Generationen um Generationen Trost und Stärke und freudigen idealen Schwung geschöpft haben. Man wagt es, auf dem Boden, wie man vorgibt, der exakten Forschung stehend, alle die mit rohem Hohne anzugehen, die an jenen Traditionen festzuhalten gesonnen sind. Und gleichzeitig steht man nicht an, in schmachvoller Leichtfertigkeit, angebliche, aber durch nichts begründete, aus einem bloßen Einfalle, aus den flüchtigen Beobachtungen einer unglücklichen Minute geborene Thatsachen, in's Ungeheuerliche vergrößert, der leichtgläubigen Menge vorzuführen.

Es ist wahrlich Zeit, daß die Richtung in der Naturforschung, welche in Prof. Haeckel ihren thätigsten Führer verehrt, sich besinne. Es könnte sonst die Geschichte vom Leben und Sterben des Bathybius-Urschleim zum Nekrolog auf jede wirkliche, ihres Zieles und ihrer Anforderungen bewußte Wissenschaft werden.

v. H.

LX.

Vorreformatorischer Mariencultus in England.

Dem aufmerksamen Studium der Kirchengeschichte kann unmöglich die Thatsache entgehen, daß allen Häresien eine instinktive Abneigung gegen die heilige Gottesmutter, ihre Privilegien und ihren Cultus innewohnt. Bei der einen Irrlehre tritt diese Deformität stärker hervor als bei der anderen, wie ja auch der Gegensatz, in welchen sie sich zur Offenbarung und deren gottbestellten Hüterin, der katholischen Kirche, stellen, ein bald mehr, bald minder schroffer ist; aber ganz frei von der genannten Krankheit ist keine der im Laufe der Zeit von der Kirche Gottes getrennten Denominationen. Bekannt sind die Irrthümer, welche die altgnostischen Systeme über die Mariologie aufstellten; die großen dogmatischen Kämpfe, welche im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert insonderheit die morgenländische Kirche bewegten, berührten die Lehre der Kirche über Maria zum Theil ganz unmittelbar. Im Zeitalter des heil. Dominikus ist die Pflege des Mariencultus ein ganz vorzügliches Mittel zur Niederkämpfung der an den Fundamenten des kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens rüttelnden Häresie der Albigenser. Endlich fanden beim Ausbruch des großen Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts die Privilegien der heiligen Gottesmutter an den Vertretern der traditionellen Theologie ebenso warme und scharfsinnige Vertheidiger, als an dem neuen Evangelium einen leidenschaftlichen Gegner.

Zu verwundern ist daher nach dem Gesagten nicht, wenn auch der neueste Abfall, von welchem man mit eben=

soviel Recht, wie von dem Protestantismus des 16. Jahrhunderts behauptet worden, sagen darf, daß er aus dem Connubium von Professoren und Fürsten geboren[1]), in dieser Beziehung von den Sekten verwichener Jahrhunderte eine Ausnahme gemacht haben sollte. Daher lautet die zehnte derjenigen Thesen, welche am 16. September 1874 in der unter dem Präsidium des Herrn von Döllinger zu Bonn abgehaltenen Conferenz von Theologen der altkatholischen, russischen und anglikanischen Kirche zu Stande kamen, also: „Wir verwerfen die neue römische Lehre von der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau als im Widerspruch stehend mit der Ueberlieferung der ersten 13 Jahrhunderte, gemäß welcher Christus allein ohne Sünde empfangen ist." Die negative Fassung dieses Satzes ist keineswegs geeignet, befriedigende Aufklärungen über den Glauben der Altkatholiken in dieser Beziehung zu liefern; zwar möchte es scheinen, als ob man sich auf das Tridentinum und dessen bekannten Beschluß über die heilige Gottesmutter zurückziehen wolle, wie ja gleich beim Anheben der neuen Bewegung der Umstand besonders betont wurde, man stehe auf dem Boden der Kirchenversammlung von Trient. Indeß angesichts der Thatsache, daß die oben angezogene These unter Mitwirkung anglikanischer Theologen zu Stande kam, welche sich auf das von dem Calvinismus durchsäuerte Common-Prayer-Book und das auf Königin Elisabeths Geheiß edirte Homilienbuch bei ihrer sogenannten Ordination feierlich verpflichtet haben, scheint es zweifelhaft, ob der Altkatholicismus sich auf tridentinischer Grundlage noch bewege.

Wie unbegründet nun der in der angezogenen These der alten Kirche entgegengeschleuderte Vorwurf eines Bruches mit der Tradition der Vorzeit sei, dafür soll an dieser Stelle ein direkter Beweis nicht erbracht werden. Wohl aber sei es uns gestattet, hier in Kürze das Unberechtigte einer

---

1) Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 421.

derartigen schwerwiegenden Anklage im Munde von Männern zu kennzeichnen, welche, wie die Altkatholiken, in religiöse Gemeinschaft mit dem Anglikanismus zu treten sich nicht scheuen, dessen Stifter zur Durchführung ihrer Neuerung im 16. Jahrhundert mit einer neunhundertjährigen Tradition, angefangen vom heiligen Augustin bis zu Erzbischof Warham von Canterbury, vorher gewaltsam zu brechen hatten. Denn was das alte, echte, mit dem Apostolischen Stuhl in Frieden und Gemeinschaft lebende England hinsichtlich der heiligen Gottesmutter geglaubt, gelehrt, geübt hat, darüber hat uns der gelehrte Redemptorist T. E. Bridgett in einem Buche voll der interessantesten und überraschendsten Detailangaben belehrt, welches er im verwichenen Jahre unter dem Titel veröffentlichte: „Unserer lieben Frau Witthum, oder wie England diesen Titel erlangte und einbüßte"[1]). Der Bischof von Salford trug kein Bedenken das genannte Buch als das in seiner Art vorzüglichste und interessanteste zu bezeichnen, welches die englische Sprache kenne, und gewichtige Stimmen in der englischen Presse feierten es als ein Ereigniß[2]). In der That hat sein Verfasser mit einem wahren Bienenfleiß gesammelt, was immer an Zeugnissen sei es in der Kunstsprache, sei es in der Schriftsprache aus dem alten katholischen England durch die Stürme der Reformation sich gerettet hat. Ausgestattet ist das Buch mit vier schönen Holzschnitten, darstellend die Marienkapelle im Dom zu Durham, einen mit den Standbildern der heiligen Gottesmutter und des Erzengels Gabriel geschmückten Bogen in Lincoln und die Ruinen der ehedem als Wallfahrtsort viel besuchten Abtei Walsingham in der Grafschaft Norfolk. Am meisten Interesse weckt zweifelsohne der dritte Holzschnitt,

---

1) Our Lady's Dowry, or how England gained and lost that title. A compilation by the Rev. T. E. Bridgett, of the congregation of the Most Holy Redeemer. Permissu Superiorum. London Burnsand Oates 1875.

2) Tablet. 1875. Vol. I, 9. 137.

der in Kreisform den mittlern Theil eines ehemals in der Abtei Whitby befindlichen, jetzt im Schloß Ruby aufbewahrten gebrannten Glasfensters wiedergibt, in dessen Centrum man das mit Dornen umflochtene Herz des Erlösers sieht, um welches sich ein Rosenkranz legt, dessen Körner zu je zehn durch die verwundeten Hände und Füße Jesu unten und in der Mitte, oben aber durch eine Blume getrennt werden. Um die Peripherie aber windet sich folgende Inschrift: Ave piissima Virgo Maria, quae es rubens rosa et super omnem creaturam indumento divini amoris induta.

P. Bridgett zerlegt sich seinen Stoff nach zwei Hauptgesichtspunkten, dem dogmatischen und praktischen, und handelt demzufolge in erster Linie von der Doktrin des alten katholischen England über die heilige Gottesmutter, wobei er aber nur jene Männer berücksichtigen will, welche, mochten sie auch nicht Engländer von Geburt seyn, in England lebten und lehrten. Im zweiten Theil betritt unser Autor das unabsehbare Feld der Devotion, wo der Gehalt des Glaubens in unendlicher Manichfaltigkeit der Form sich verkörpert. Wir stehen nicht an, diese Partie als die gelungenste zu bezeichnen, einmal wegen des erstaunlichen Fleißes, welcher zur Entdeckung des hier verarbeiteten Materials aufgewendet werden mußte, sodann auch aus dem Grunde, weil sie von hervorragender rechtsgeschichtlicher und culturhistorischer Bedeutung erscheint. Vorzügliche Dienste leisteten dem Verfasser hierbei die Resultate der von verschiedenen gelehrten Gesellschaften Englands auf Sammlung und Herausgabe werthvoller literarischer Denkmale gerichteten Bestrebungen, wie die Camden-Society, Parker-Society, Early-English-Text-Society. Im letzten Theile des Werkes entrollt Bridgett das herzzerreißende Gemälde des Unterganges des alten englischen Marienkultus durch Männer welche, wie Collier bemerkt, „nach Art der Gothen und Vandalen bei der Plünderung Roms ihre Reform betrieben."

In der Einleitung befaßt sich Bridgett mit der Wider-

legung mehrerer hinsichtlich des Mariencultus bei den Engländern im Schwange gehenden Irrthümer, von denen sich selbst ein Hallam in seiner englischen Geschichte nicht frei zu halten vermochte. Thomas Arundel, Erzbischof von Canterbury, schrieb im J. 1399 über Englands glorreichen Titel Witthum U. L. F. also: „Die Betrachtung des großen Geheimnisses der Menschwerdung hat zwar alle christlichen Nationen zur Verehrung derjenigen angetrieben, von welcher unsere Erlösung ihren Anfang nahm. Aber wir Engländer, die wir die Diener ihres besonderen Erbtheils, und wie man uns gemeinhin nennt, ihr Witthum sind, sollten alle übrigen durch das Lob und die Verehrung derselben übertreffen.“ Die modernen englischen Geschichtsschreiber und anglikanischen Theologen scheinen diese Worte eines mittelalterlichen Würdenträgers entweder vergessen oder gar nicht gekannt zu haben, sonst hätte Hallam unmöglich so unbegründete Vorwürfe gegen den Marienцult seiner Ahnen erheben können, und Liddon, der altkatholikenfreundliche anglikanische Domherr von St. Paul in London, ebenso wenig behaupten dürfen, „zu dem Grundsatz, alle Gebete an Gott allein zu richten, hätten die englischen Reformatoren mit unverrückbarer Treue gestanden, und vermittelst desselben hätten sie so zu sagen sich die Wege geebnet“ (Bridgett 6—12. 433). Wenn Hallam den mittelalterlichen Mariencult als zu vermessentlichem Vertrauen Anlaß bietend, ja als von einer ganz depravirenden und unmoralischen Wirkung auf das Volk darstellt, und sich zum Beweise dessen auf die mittelalterlichen fabliaux oder contes beruft, so zeigt Bridgett in eingehender Weise, daß die letztern bloße Romane für die höhern Schichten der Gesellschaft waren, auch zwar manchmal Marienlegenden enthielten, welche aber eben als solche aufzufassen sind, dagegen mit der von den großen Lehrern der Kirche gewährleisteten Auffassung des Mariencultus ebensowenig zu thun haben, als mit angeblich lucrativen Absichten der Priester und Mönche, welche nicht die Erfinder, sondern die Opfer

und Gegenstand der Satire jener Legenden sind. Auch darin zeigt Hallam seinen Mangel an Menschen- und Geschichtskenntniß, wenn er die Heiligen des katholischen Englands bloß als gutmüthige Intercessoren auffaßt und deßhalb seinen Tadel über sie ergießt, sie dagegen lieber als stramme Rachegeister (stern avengers) sich bethätigen sähe, eine Auffassung die der Bibel, in welcher Gott sich selber das Rächeramt vorbehält, wenig entsprechend seyn dürfte. Daß Liddon's angezogene Behauptung mit dem ganzen Verlauf der englischen Reformation und der Entstehung der rituellen Bücher der Hochkirche nicht übereinstimme, wird sich unten ergeben.

Die Doktrin der alten englischen Kirche bezeichnet Maria als die unbefleckte Jungfrau und Mutter Gottes. Ein in der Universitäts-Bibliothek zu Cambridge befindliches Manuscript, ehedem Eigenthum des Bischofs Ethelwald von Sherbourne (760) legt Zeugniß ab von dem Glauben der Angelsachsen. „Heilige Mutter Gottes, allezeit gesegnete Jungfrau, ruhmvoll und edel, keusch und unverletzt, Maria, unbefleckt, von Gott geliebt und erwählt, ausgestattet mit besonderer Heiligkeit, alles Lobes würdig, du bist die Patronin der Sünder.“ Controversen über die heilige Gottesmutter kannte die angelsächsische Periode nicht, daher die ihr angehörenden Schriftsteller eine unbefleckte Empfängniß Mariens allerdings ausdrücklich nicht erwähnen, aber auch ebensowenig förmlich leugnen. Kaum aber hatte die Controverse über diesen Punkt sich erhoben, als namentlich englische Theologen es waren, welche für dieses ausgezeichnete Privilegium der Gottesmutter in die Schranken traten und dessen Uebereinstimmung mit Schrift und Tradition nachwiesen. Von Alexander von Hales, welcher im 13. Jahrhundert blühte und unstreitig als der größte Theologe dasteht, den England je hervorgebracht, soll hier abgesehen, dagegen ein Engländer des zwölften Jahrhunderts angeführt werden, der die unbefleckte Empfängniß auf das wärmste vertheidigt. Kaum hatte nämlich der heilige Bernard seinen Brief an die Dom-

herrn in Lyon, worin diese wegen eigenmächtiger Einführung des Festes der Immaculata conceptio Tadel erfahren, geschrieben, als Nicolaus, Prior von St. Albans, sich gegen Bernardus erhob. Das Original seiner Entgegnung ist zwar verloren gegangen; jedoch hat sich noch ein Theil der zwischen ihm und dem Abt Peter von St. Remi, nachmaligen Bischof von Chartres, über den nämlichen Gegenstand gewechselten Streitschriften erhalten. Während Nicolaus den Satz aufstellte, daß die heilige Jungfrau alle Sünde überwand, nicht zwar durch den Kampf gegen dieselbe, sondern dadurch, daß sie nie einen Angriff erfuhr, ist Peter des Dafürhaltens, daß sie zwar nie einer Sünde zustimmte, jedoch nicht frei von Anfechtungen gewesen, was, ohne ihr eine Makel zuzufügen, nur zur Erhöhung ihres Verdienstes und Ruhmes beitrug. Uebrigens beugte sich Abt Peter zuletzt vor der consequenten Beweisführung des Engländers, dem er also schrieb: „Ich glaube, lehre, behaupte, schwöre, daß die heiligste Jungfrau mit einem besonderen Privilegium in ihrer ewigen Vorherbestimmung ausgestattet wurde und vom Momente ihrer Empfängniß an nicht die geringste Makel erlitt, sondern immer bis zum Ende in fehlloser Unversehrtheit verharrte, und wie über allen Menschen gesegnet war, so auch ihre Vollkommenheiten erhaben sind und alle menschliche Auffassung übersteigen.“ Von höchstem Interesse ist dabei die Art und Weise, wie Abt Peter seinem englischen Collegen mit einem Autoritäts-Argument begegnet. „Zweifelsohne stand es der Kirche, der Braut Christi, bisher immer zu und wird sie in alle Zukunft berechtigt seyn in Gemäßheit des Wechsels, welchem Zeiten, Personen und Sachen unterliegen, ihre Dekrete zu verändern, für neue Krankheiten neue Heilmittel zu finden und für ihre Heiligen neue Feste einzuführen. Aber Gold und Silber haben ihre Münze, in welcher sie ihre Präge empfangen müssen, den Stuhl Petri und die römische Kirche, welche den Vorrang und die Schlüssel des Himmels besitzt. Ihr steht es nach

göttlicher Anordnung zu, uns die Geheimnisse der göttlichen Rathschlüsse zu öffnen, und das Oel der Gnade träufelt nieder vom Haupte Aarons zum Saum seines Gewandes. Dieser Stuhl Petri, auf welchem Moses thront, d. h. auf welchem ruht das unbefleckte Gesetz welches die Seelen umstimmt, ist der Fels, der die Bestrebungen der Häretiker zerschmettert, allen profanen Neuerungen ein Ziel setzt, Ueberflüssiges entfernt, Unvollständiges ergänzt. Freuen würde ich mich, wenn diese Lehrerin und Leiterin der Christenheit auf Grund vorhergegangener gemeinsamer Berathung das Fest der unbefleckten Empfängniß gebilligt und von einem Meere zum andern verbreitet hätte. Wenn die Sonne, das ist der Papst, und der Mond, das heißt die römische Kirche, vorangegangen wären, so würde ich ebenso rasch wie sicher, ohne Furcht zu straucheln, gewandelt seyn" (Bridgett. 27. 27. 31). Peter von Blois, der gelehrte Archidiakon von Bath und London, zeigt, „daß Maria die Fülle der Gnade im Mutterschooße empfing", während der englische Dominikaner Joannes Bromyard in seiner Summa praedicantium den Satz aufstellt, „Maria sei geheiligt worden in ihrer Animation, d. h. der Vereinigung von Leib und Seele." (Bridgett. 33. 36).

Dem vorreformatorischen England war Maria die Mutter Gottes. Das Concil von Hatfield adoptirte den Beschluß der Lateransynode v. J. 649 über Maria, „welche im wahren und eigentlichen Sinne Mutter Gottes ist"; Oelfric, der berühmte angelsächsische Homiletiker, nennt sie Jungfrau vor in und nach der Geburt; ein Manuscript der Domkirche von Exeter, ein Geschenk des Bischofs Leofric v. J. 1046 enthält den Hymnus eines anonymen Schriftstellers, worin es heißt: „O Maria, reinste unter allen Frauen auf Erden; mit Recht rufen alle Menschen Dich an und nennen Dich die Freude der Seele, die Du die Braut des Allerhöchsten bist." Rührend sind die Auszüge aus den Schriften des Ehrwürdigen Beda und die vom Erzbischof Baldwin ver-

faßte Auslegung des Ave Maria, welche Bridgett wiedergibt. Von ganz vorzüglicher Schönheit aber erscheint ein Gedicht, welches ein in der reichsten Büchersammlung Schottlands, der Advokatenbibliothek in Edinburgh aufbewahrter Coder enthält, ein Marien-Hymnus, welcher eine Paraphrase des Ave Regina coelorum in sechs Strophen von je sieben Zeilen bietet. Hier wird die heilige Jungfrau genannt „voll der Weisheit", „Stern des Meeres", „Quelle der Gnade" (Bridgett 54).

Wenn die katholischen Engländer in den nachreformatorischen Jahrhunderten unter dem Drucke der Verfolgung sich der Verehrung der schmerzhaften Mutter besonders zuwandten, so sehen wir die Engländer des katholischen Mittelalters in auffallender Weise von der Andacht zu den Freuden Mariens angezogen. Bald finden wir sieben Freuden, Verkündigung, Geburt des Herrn, Erscheinung der Weisen, Auffindung im Tempel, Auferstehung, Himmelfahrt Christi und Mariä, wie in dem dem heiligen Thomas von Canterbury zugeschriebenen Hymnus Gaude Virgo mater Christi, bald nur fünf erwähnt, Verkündigung, Geburt des Herrn, Auferstehung, Himmelfahrt Christi und Mariä, wie in den Gebeten zu den fünf Freuden unserer lieben Frau in dem Ancren Riwle, einer in halbsächsischer Sprache verfaßten Sammlung von Regeln für Reclusen (Ancren = Anachoreten). Die Devotion zu den Schmerzen Mariä war dem mittelalterlichen England aber keineswegs fremd, sie fand vielmehr ihren beredten Ausdruck in den geistlichen Schauspielen, jenen dramatischen Behandlungen hervorragender Partien der heil. Schrift, welche ebensosehr wie das Wort der Predigt geeignet sind, in empfänglichen Gemüthern einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Drei Klassen dieser altenglischen geistlichen Schauspiele, welche ehedem vorzüglich in den drei Städten Coventry, Chester und Wakefield aufgeführt zu werden pflegten, sind neuerdings edirt worden. Bridgett theilt eine Probe mit aus dem geistlichen Schauspiel von

Chester „die Lamentation Mariä“, sowie ein Gebet, welches die zur Publikation altenglischer Texte gebildete Gesellschaft unter dem Titel drucken ließ „Wooing of the Lord“, welches eine Anrede der gottliebenden Seele an den sterbenden Heiland enthält (Bridgett 99. 101).

Da die lex credendi einen maßgebenden Einfluß ausübt auf die lex supplicandi, so mußte naturgemäß der Glaube der altenglischen Kirche über Maria sich in den Gebeten und andern frommen Uebungen gleichsam verkörpern. Zum Beweise dessen liefert Bridgett uns eine eingehende Untersuchung über die öffentlichen und privaten Gebete, Glocken, Kirchen, Fasten, Marienstatuen, Wallfahrten, heiligen Brunnen, Gilden in soweit sie mit dem Mariencult in Beziehung stehen, und über die Verehrung Mariens als Patronin der Sterbenden. In der officiellen Liturgie der Kirche fand der Mariencultus seine Bestätigung; die Votivmesse der heiligen Gottesmutter wurde in Dom- und Stiftskirchen täglich gesungen und reiche Vergabungen des Klerus und frommer Laien suchten durch Anweisung von Distributionen die Geistlichkeiten zur exakten Abbetung der marianischen Tageszeiten zu vermögen. Die Privatgebete sammelte man in dem Marien-Spiegel (mirror of our Lady) und dem Primer, einem Gebetbuch, welches neben einer Unterweisung in den Grundwahrheiten des Christenthums — daher der Name — das kleine Officium U. L. F. enthielt. Wie fleißig diese Bücher benützt wurden, darüber vernehme man den aus dem Jahre 1496—97 stammenden Bericht eines Sekretärs bei der venetianischen Gesandtschaft in London: „Sie Alle hören jeden Tag Messe, viele beten öffentlich den Rosenkranz, die Frauen halten lange Rosenkränze in ihren Händen und jeder der lesen kann, trägt das Officium U. L. F. bei sich, welches man abwechselnd mit einem Freunde, Vers für Vers mit gedämpfter Stimme nach Weise der Mönche in der Kirche zu beten pflegt.“ In diesem Cultus der heiligen Gottesmutter gingen die höheren Stände der Gesellschaft uner-

schrocken dem Volke voran, wie denn der Blutzeuge John Fisher, Bischof von Rochester, von der durch Stiftung von zwei Collegien in Cambridge berühmten Lady Margaret, Gräfin von Richmond und Mutter König Heinrichs VII. in seiner Leichenrede auf dieselbe bemerkt „... Jeden Tag erhob sie sich bald nach fünf Uhr Morgens und begann ihn mit gewissen Andachtsübungen, nach denen sie mit einer aus ihren Edelfrauen die Matutin U. L. F. recitirte.“ Auch von dem aus der Geschichte der Philosophie durch seine Commentare über die mystische Theologie des Areopagiten bekannten Bischof von Lincoln, Robert Großtest (Capito † 1253) theilt Bridgett einen Hymnus auf die Muttergottes mit (Bridgett 160. 161. 196).

Dem von unserem Autor reichlich dafür beigebrachten Material zufolge nährte Altengland eine ganz besondere Vorliebe für das Gebet des heiligen Rosenkranzes. Schon vor dem Auftreten des heiligen Dominikus scheint sich in England eine Art Rosenkranzgebet eingebürgert zu haben, da nach dem Berichte des Wilhelm von Malmesbury Lady Godiva, eine vornehme englische Dame des 10. Jahrhunderts, „ein Kreuz von aneinandergereihten Edelsteinen, an welchen sie ihre Gebete zu verrichten pflegte, mit der Bestimmung hinterließ, es solle um den Hals des Madonnenbildes in der Kirche zu Coventry gehängt werden.“ Eine venetianische Relation vom Jahre 1500 meldet über den Gebrauch der in Rede stehenden Gebetsform in England: „Oeffentlich beten sie viele Rosenkränze, von welchen die Frauen lange Schnüre tragen“ (Bridgett 203. 204). Bei der vornehmen Welt besaßen die Rosenkränze oft einen enormen Werth und gingen dann auf besonders geliebte und distinguirte Persönlichkeiten nach dem Tode ihres Eigenthümers über. Humphrey de Bohun, Earl von Hereford, vermachte seinem Neffen „ein Paar goldene Rosenkränze von fünfzig Stücken sammt einem Kreuze von Gold, in welchem sich eine Partikel vom wahren Kreuz unseres Erlösers be-

findet" (1361). Thomas Beauchamp, Earl von Warwick, verfügte letztwillig über „einen goldenen Rosenkranz, den die Königin mir zum Geschenk machte" (1369). Eleonore Herzogin von Gloucester hinterläßt 1399 ihrer Mutter „ein Paar corallene Rosenkränze", und William von Wykeham, der kunstliebende Bischof von Winchester, welcher zusammen mit dem heiligen Thomas von Canterbury und Sir Thomas More das berühmte Triumvirat der englischen Kanzler in katholischen Zeiten bildet, vergabt testamentarisch 1404 dem Erzbischof Thomas Fritzalan von Canterbury „ein Paar Rosenkränze befestigt an einem goldenen Bracelet, welches die Inschrift trägt I. H. S. est amor meus" (Bridgett 206. 207.) Das Jahrhunderte lang für England maßgebende Pontificale von Sarum (Salisbury) enthält ein eigenes Gebet zur Segnung des Rosenkranzes, der bald fünf, bald zehn Gesetze hatte. Sonderbar, daß bald Zeiten hereinbrachen, in welchen die Anschauungen und Gefühle der Menschen solche Wandelungen erfuhren, daß das was einem Zeitalter als Bekenntniß der Wahrheit, Freude des Geistes und Trost des Herzens erschien, im folgenden sich plötzlich in ein Anzeichen von Hochverrath und Rebellion verkehren mußte. Königin Elisabeth bedrohte mit den im bekannten Statut Praemunire festgesetzten Strafen diejenigen welche Agnus Dei, Kreuze oder Rosenkränze, die der Papst oder in seinem Auftrage ein Anderer gesegnet, importiren werden; ja 1616 wurde Thomas Atkinson, weil man in seinem Besitze einen Rosenkranz vorfand, für einen Priester gehalten, demzufolge zum Tode verurtheilt und die Todesstrafe in York an ihm vollzogen. (Bridgett 213).

Der Marienultus in Altengland knüpfte sich besonders an die marianischen Gnadenorte und heiligen Brunnen. In ersterer Hinsicht ragt hier namentlich hervor die berühmte Abtei Walsingham in Norfolk, gegründet zwischen 1146 und 1174 von Geoffroy de Favarsches, auf dessen Veranlassung regulirte Stiftsherrn vom heiligen Augustin die Leitung der

Anstalt übernahmen. Ueber das Datum des Beginnes der Wallfahrt fehlen alle Nachrichten, da Heinrich VIII. sämmtliche Register der Abtei vernichten ließ. Walsingham scheint aber das Ziel für die Wallfahrer aus den vornehmen Schichten der englischen Gesellschaft gewesen zu seyn. Bridgett zählt die gekrönten Häupter auf, welche der heiligen Gottesmutter dort den Tribut ihrer Verehrung darbrachten, an letzter Stelle Heinrich VIII, welcher zuerst 1505, dann 1519 sammt seiner Gemahlin Katharina von Aragonien hier erschien. Ja, das nachmalige Haupt der Kirche von England soll die letzte Strecke dieser Wallfahrt sogar barfuß zurückgelegt haben; bei dieser Gelegenheit machte er dem Madonnenbilde in Walsingham ein kostbares Halsband zum Geschenk, welches aber nach zwanzig Jahren sacrilegischer Weise wieder von ihm annectirt wurde. Auch Erasmus von Rotterdam, der große Humanist, pilgerte zweimal zum Heiligthum nach Walsingham, zuerst 1511, wo er der Mutter Gottes in griechischer Sprache einige Worte widmete, „in welchen er jenen größten Segen, Frömmigkeit des Herzens und freie Nachlaß seiner Sünden sich erflehte", sodann nachmals in Begleitung seines Freundes des Dechanten Colet von St. Paul in London. Der Prior von Walsingham und 21 Canoniker anerkannten 1534 die königliche Suprematie, während der Subprior George Aysborrar und sechszehn andere Insassen der Abtei ihre Unterschrift verweigerten und demgemäß als Hochverräther bestraft wurden. Damit war das Schicksal der frommen Anstalt besiegelt. Im Jahre 1536 erschienen die Commissäre des königlichen General-Vikars Cromwell und nahmen Besitz vom Kloster, welches sammt der Kirche dem größten Theile nach zerstört wurde, während man Grund und Boden um den Preis von neunzig Pfund an Thomas Sydney veräußerte. Neben Walsingham ragten Ipswich, Lincoln und Worcester als besondere Sanktuarien Mariens hervor. Lincoln hatte 1541 das Unglück, den Besuch König Heinrichs und seiner Gemahlin Katharina

Howard zu empfangen. Heinrich zog feierlich unter einem Baldachin zum Altare des heiligen Sakramentes um zu adoriren, warf aber auch zugleich seine gierigen Augen auf die ungeheuren Schätze des Domes, welche er kurz nachher als Eigenthum der Krone und, um vom Volke die Gefahr der Idolatrie, welche „ein gewisser Schrein mit falschen Reliquien und (echten!) Edelsteinen mit sich bringe“, fernzuhalten, confisciren ließ. Die Madonnenbilder von Walsingham und Ipswich wurden nach der Hauptstadt geschleppt und dem Feuer überliefert, ja als Forrest, der Beichtvater der Königin, wegen Nichtanerkennung der königlichen Suprematie den Feuertod erlitt, nährte man das verzehrende Element mit einem aus Wales nach London gebrachten Muttergottesbilde. (Bridgett. 307. 317.) London war ebenfalls im Besitze einer Menge von Kirchen, welche der Muttergottes geweiht waren, unter denen den ersten Rang die heute noch bestehende Church of All-Hallows unfern des Towers einnahm.

Einen höchst segensreichen Einfluß in socialer Hinsicht übte der Mariencultus in Altengland vermittelst der Zünfte aus, welche sich unter den Schutz der Muttergottes stellten und neben gesellschaftlichen und commerciellen auch insonderheit religiöse Zwecke verfolgten. Manche dieser Gilden haben sich, freilich mit mehr oder minder gründlicher Beseitigung des religiösen Elementes, bis zur Jetztzeit erhalten. Bei vielen derselben wog nachweislich das religiöse Element vor, wie z. B. die Feier des Frohnleichnamsfestes, Abhaltung eines geistlichen Schauspieles oder der tägliche Gesang der betreffenden marianischen Antiphon. So heißt es in der 1355 errichteten Zunft der Zimmerleute in Norwich: „sie wurde errichtet zum Zwecke der Vermehrung der Wachskerzen beim Sakramente des Leibes Christi auf dem Hochaltar.“ Die Statuten der Gilde zum heiligen Christopher in Norwich heben an mit den Worten: „Im Dienste Jesu Christi und seiner lieben Mutter und des heiligen Blutzeugen Christoph

und aller Heiligen eröffnen wir diese Zunft durch die folgenden Statuten." Aus dem alten katholischen Zunftwesen ist auch das heute noch wohlthätig wirkende umfangreiche Bethlehem-Hospital in London hervorgegangen, welches ursprünglich eine mit der Gilde der Tuchmacher verbundene Confraternität war, deren Statuten also beginnen: „Zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi und seiner süßen Mutter Maria, U. L. F. von Bethlehem, welch' heiligen Ort Christus zu seiner Geburt auswählte, zur Erlösung seines ganzen Volkes, wo der Stern den Hirten erschien und den (heiligen drei) Königen von Köln, die in Bethlehem ihre Gaben, Gold, Myrrhe und Weihrauch opferten, Licht spendete, beginnen wir unsere Confraternität." Auch das Skapulier, welches von dem englischen Carmeliten Simon Stock eingeführt wurde, und der Hosenbandorden, in dessen Statuten Eduard IV. bekennt, „daß sein Ahn Eduard III. (der den Orden um 1349 ins Leben rief) so gehandelt habe zur Ehre der seligen Jungfrau und daß er wegen seiner besonderen Andacht zu ihr sie auch von seinen Rittern besonders geehrt wissen wollte." Ueberaus rührend endlich sind die Zeugnisse, welche Bridgett über die in ganz England verbreitete Andacht zur Mutter Gottes als Patronin der Sterbenden liefert. Man darf sagen, fast Keiner, der sein Seelgeräth bestellte, unterließ es, der Mutter Gottes durch eine fromme Vergabung zu gedenken und sich ihr für die Stunde des Todes besonders anzuempfehlen. Von besonderem Werthe scheint das Testament des Erzbischofs Thomas Rotherham von York (1500), ein herrliches Zeugniß seines Glaubens und der Devotion dieses Kirchenfürsten, sowie dasjenige Katharina's von Aragonien, welche verfügte: „ich bitte, daß meine Hülle im Convente der Observanten beigesetzt, für meine Seele fünfhundert Messen gelesen werden und Jemand einen Bittgang für mich thue zu U. L. F. von Walsingham." Wie sehr täuschte sich die fromme Königin! Ihr Gemahl wußte bald, unterstützt von dem Beirath seiner Juristen, Mittel ausfindig zu

machen, um in den Besitz der von Katharina zur Deckung ihrer Schulden und Ausführung ihrer Legate bestimmten Summen zu gelangen, wofür ihn der Protestant Horace Walpole mit den niederschmetternden Versen züchtigt: „Katharinas Unglück war Quelle des Glanzes einer Nation, und Luthers Licht ging hervor aus Heinrichs gesetzlosen Ehen“[1]).

In der That war es dieser Monarch, welcher, wenigstens indirekt, eine Periode der Schmach und Finsterniß auch auf dem Gebiete des Mariencultus, den seine Ahnen und er selbst einen großen Theil seines Lebens gepflegt hatte, inaugurirte. Schon oben haben wir des unter seiner Regierung an einer Menge von Madonnenbildern ausgeübten Vandalismus gedacht. An der Doktrin der alten Kirche durfte, wie aus den unter Heinrich besorgten Ausgaben des Primer hervorgeht, nichts geändert werden; aber sein System war bei seinem Tode noch unvollendet; erst unter seinem Sohne Eduard, der als ein willenloser Spielball in den Händen seines Oheims Somerset mißbraucht wurde, und seiner Tochter Elisabeth sollte der Protestantismus, und zwar der in Genf und Zürich entstandene, auf den Schild gehoben werden. Unter Eduard wurde das ewige Licht vor dem heiligen Sakramente abgeschafft und das Angelusläuten untersagt, in vielen Kirchen die Heiligenbilder in empörender Rohheit zerschlagen und die Wände der Gotteshäuser, welche der Kunstsinn der Ahnen mit Gemälden bedeckt hatte, weiß gewaschen. Somerset, der die Steine aufgehobener Abteien sorgfältig nach London bringen ließ und dort den mit der Fronte nach der Themse gerichteten pompösen Palast aufführen ließ, veranlaßte als Vorsitzender des königlichen Geheimrathes die Abfertigung eines Schreibens an Erzbischof Cranmer, worin es unter Anderem heißt: „die lebendigen Bilder Christi dürften sich um todte Bilder nicht streiten“;

1) From Katharine's wrongs a nation's bliss was spread,
And Luther's light from Henry's lawless bed.

eben stand er im Begriffe die herrliche St. Margarethen-Kirche mit ihren schönen Fenstern, welche, wenn man aus dem linken Schiffe der Westminsterabtei heraustritt, dem Beschauer durch ihre zierlichen Formen auffällt, durch seine Schergen dem Boden gleich zu machen, als die „lebendigen Bilder Christi" in der Person vernünftiger Londoner Bürger sich mit Knitteln bewaffneten und dem Zerstörungswerke Einhalt boten. Die Edition des Primers aus dem Jahre 1551 kennt auch das Ave Maria nicht mehr. Während der kurzen Regierung Marias, auf welcher der Geist ihrer Mutter Katharina ruhte, ließ Bonner, römisch-katholischer Bischof von London, sein Homilienbuch erscheinen, welches durch eine gute Erklärung des Mariencultus und der üblichen Gebete zur Mutter Gottes den alten Glauben zu beleben suchte. Aber mit Elisabeths Thronbesteigung trat ein totaler Umschwung zum Schlimmern ein. Gleich im ersten Jahre ihrer Regierung befahl sie, „daß Niemand es wagen sollte irgend welche mißbräuchliche Bilder, Altäre, Gemälde und andere Denkmäler von fingirten Wundern, Wallfahrten, Götzendienerei und Aberglauben in seinem Hause zu bewahren." Bridgett gibt zahlreiche Beispiele über die Ausführung dieses Befehles an den Lettnern, Kanzeln, Kreuzen, Heiligenbildern der Kirchen, entsetzliche Scenen, welche ein christliches Herz mit Schauer erfüllen und den unparteilichsten unter den anglikanischen Kirchenhistoriographen, Collier, zu dem Geständniß veranlassen, daß „das Verbrennen des Kreuzes und namentlich dasjenige der Bilder des Heilandes, milde zu reden, eine namenlose Profanation enthält und, wenn ein Schluß von den einem Menschen zugefügten Unbilden gestattet ist, sich als im höchsten Grade ruchlos erweist" (Bridgett 441). Theoretisch fand dieser Vandalismus seine Sanktion in dem anglikanischen Homilienbuch, welches aller Heiligenverehrung entschieden den Krieg erklärt, zugleich aber auch vor überflüssigem Schmuck in den Kirchen warnt und damit jene unaussprechliche Nüchternheit anbahnt, welche

bis auf den heutigen Tag ein Charakteristikum der anglikanischen Gotteshäuser geblieben ist[1]).

In einem eigenen Kapitel unterzieht Bridgett die Ursachen einer Prüfung, welche einen so weit reichenden Umschwung im religiösen Leben der englischen Nation, insbesondere auf dem Gebiete des Marienkultus zu Wege zu bringen im Stande waren. Vorboten des hereinbrechenden Sturmes gab es schon mancherlei. Man erinnere sich der Lollharden und der wycliffitischen Irrthümer, welche noch mancherorts geheime Anhänger hatten. Dazu kam der Einfluß des Humanismus, der Reichthum der Kirchen und Klöster, nach dessen Besitz der in den Rosenkriegen vielfach verarmte Adel lechzte, und endlich und zumeist die Servilität des Episcopates, welcher den Zusammenhang mit dem heil. Stuhl der Willkür des Regenten zum Opfer brachte. Das englische Volk nahm die Neuerungen nicht so willig hin, erhob sich in mehreren Aufständen, mußte aber endlich der aufgedrungenen Uebermacht weichen. Jedenfalls entspricht es der Wahrheit am allerwenigsten, wenn die Einführung der englischen Reformation als Emancipation des von der Hierarchie gefesselten Volkes aufgefaßt wird; im Gegentheil fanden die Gefühle und Neigungen des Volkes gar keine Berücksichtigung; mit Eisen und Blut wurde das neue Gotteswerk durchgeführt.

Die großen Bewegungen, welche seit dem Erscheinen der durch die Orforder Schule angeregten zeitgemäßen Broschüren die Hochkirche durchziehen und Klerus sammt Laien zunächst auf dem rituellen, indirekt auch auf dogmatischem Gebiete trennen, haben ihre Quelle in jener Periode, in

1) Kaum irgend ein Gegenstand wird in den Homilies so gründlich abgehandelt als die Nothwendigkeit der Verwerfung der Bilder, und zwar unter dem Vorgeben, der Gefahr des Götzendienstes vorzubeugen. Drei Homilien sind diesem Punkt allein gewidmet. cfr. Second book of homilies, against peril of idolatry.

welche die Abschaffung des Mariencultus fällt. Consequentes Denken und Handeln ging wie den deutschen so auch den englischen Reformatoren ab; wohl verstanden sich die letztern dagegen prächtig auf diplomatische Transaktionen mit den jeweiligen Zeitläuften und dem Götzen der Tagesmeinung, man nannte es dealing with the times. Cranmer beschränkte in seiner 1547 edirten Liturgie die Zahl der Invocationen der Heiligen auf drei; während er zwei Jahre nachher sich gegen alle und jede Anrufung derselben erklärte, und ein Blick in das jetzige Common-Prayer-Book zeigt, daß dieser Anschauung gemäß die Namen der Heiligen aus der anglikanischen Litanei ausgemerzt sind. An dieses offenbar zweideutige Verfahren der Reformatoren, welche die Gefühle des Volkes durch plötzliche Neuerungen nicht zu beleidigen wünschten, lehnen sich die modernen Ritualisten an. Das Princip der Beicht, des Fastens ist im Common-Prayer-Book gewährleistet; man reformire, sagen sie, hiernach die Praxis. Die streng anglikanische Partei dagegen klammert sich, unter Verwerfung der genannten Bestimmungen des Common-Prayer-Book als bloßer Anbequemungen an zeitliche und örtliche Umstände, an die Thaten der Reformatoren, welche der Schlüssel zum Verständniß ihrer Lehre seien. Die letztere Partei hat offenbar die Prärogative der Consequenz für sich und vor zwei Jahren in der public worship regulation act sich eine Waffe geschmiedet, unter deren wuchtigen Schlägen in der Hand des Lord Penzance bereits mehrere Opfer zu Boden gestreckt wurden. Durchdringen wird die Ritualisten-Partei nie; ihre Madonnenbilder, Kreuze, Meßgewänder können sich der neuen Bill gegenüber nicht halten. Der vom Presbyter Anglicanus in seinem übrigens sehr lesenswerthen Briefe an Cardinal Manning jüngst gemachte Vorschlag einer Uniat church enthält zwar ein Zeugniß von dem religiösen Drange des Verfassers und der Unhaltbarkeit anglikanischer Zustände; ist aber praktisch genommen von keinem Werth. Entweder nach Rom, oder Unterwerfung unter Lord

Penzance mit Beseitigung aller katholisirenden Gebräuche — ein Drittes gibt es nicht. Hoffen wir, daß solche Erscheinungen sich für die göttliche Vorsehung in ein Mittel zur Heimführung vieler Anglikaner in die alte Kirche und Förderung des altenglischen, vom 16. Jahrhundert verworfenen, heute aber allüberall im Inselreiche wieder hochgehaltenen Marien-Cultus verwandeln werden, von dem der Protestant Lecky in seiner Geschichte des Rationalismus schreibt (Bridgett 475): „Die Welt läßt sich von Idealen leiten, und selten oder nie hat es ein solches gegeben, das einen tiefern und im Ganzen genommen heilsamern Einfluß ausgeübt hätte, als die mittelalterliche Auffassung der (heiligen) Jungfrau.“

Köln. Bellesheim.

LXI.

Der „Culturkampf“ und das Eisenbahnprojekt.

(Aus Mitteldeutschland.)

Vor zwei Jahren lasen wir in diesen Blättern die Behauptung, Fürst Bismarck sei bereits am Wendepunkt seines Glückes angekommen, und man muß zugeben, die Ereignisse haben — trotz der scheinbaren Erfolge des Liberalismus in Spanien, Frankreich und Italien — jene Behauptung bisher nicht entkräftet. Die deutschen „Culturkämpfer“ mögen jubeln über den Ausgang des spanischen Bürgerkrieges oder über das Resultat der letzten französischen Wahlen, der Reichskanzler jubelt gewiß nicht. Er hatte in Spanien den seiner Politik dienstbaren Serrano unterstützt, um Frankreich vorkommenden Falles im Rücken gefährden zu können, und es ist daher wohl anzunehmen, daß ihm jenes Pronunciamiento, wodurch die

französenfreundliche Partei der Königin Isabel und Alfonso's wieder zur Macht gelangte, sehr ungelegen gekommen seyn wird; jedoch mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen, denn die preußische Politik hatte sich im Interesse des „Culturkampfes“ zu tief gegen Don Carlos, den die officiöse Presse stets als ein blutdürstiges Ungeheuer darzustellen bemüht war, eingelassen, um mit Anstand wieder eine Schwenkung zu Gunsten dieses Prinzen machen zu können. Nun hat Alfonso mit französischer Hülfe gesiegt und die „afrancesados“ sind wieder oben auf — wenigstens für eine Zeit lang; denn wundern wird es uns gar nicht, wenn nächstens wieder eine neue Revolution zu Gunsten des biedern Serrano versucht werden sollte. In Spanien ist eben alles möglich und an Geld und an gutem Rath wird es auch nicht fehlen.

Der Ausgang der französischen Wahlen erinnerte uns an einen Brief von Thiers, der kurz nach seiner Zusammenkunft mit Gortschakoff im vorigen Herbst von verschiedenen französischen Zeitungen veröffentlicht ward und worin es hieß, nach der Ansicht des russischen Reichskanzlers würden klerikale Wahlen eine große Gefahr für Frankreich enthalten, weil dadurch Preußen einen neuen Vorwand für Kriegsdrohungen erhielte. Diese Erwägung, die durch Thiers und Gambetta geschickt ausgebeutet wurde, hat sicherlich das Meiste zum liberalen Ausgange der Wahlen beigetragen; denn das ganze Bestreben der Franzosen in ihrer großen Mehrheit geht offenbar dahin, jedes Zerwürfniß mit Preußen — und sei es selbst auf Kosten der größten Demüthigungen — so lange zu vermeiden, bis Frankreich sich völlig erholt und seine Rüstungen vollendet haben würde. Dieselbe Politik des Lavirens scheint auch Oesterreich zu befolgen, um Zeit für seine Vorbereitungen zu gewinnen; seine „gebundene Marschroute“ wird aufhören, sobald außer Preußen noch andere europäische Staaten kriegstüchtige Heere besitzen.

Ebenso wie Frankreich und Oesterreich wird vermuthlich

Rußland den drohenden großen Krieg noch einige Jahre lang hinauszuschieben suchen, bis seine neue Heeresorganisation durchgeführt und die nöthigsten Eisenbahnen fertig gestellt sind. Immerhin ist aber Rußland jetzt schon stark genug, um — wie es im vergangenen Jahre gethan — Preußen verhindern zu können, ohne seine Erlaubniß Krieg mit Frankreich oder irgend einer anderen Nation anzufangen. Sind seine Rüstungen vollendet, so wird Rußland mit derjenigen Macht ein Bündniß eingehen, welche ihm die größten Vortheile bietet und es ist — Dank der „genialen Leitung der deutschen Politik" — in der glücklichen Lage, seine Wahl nach Belieben treffen zu können. Die Börse mag also wohl darin Recht haben, daß sie kein Vertrauen mehr in eine lange Fortdauer des Friedens zeigen will; denn der Ausbruch des europäischen Entscheidungskrieges, dessen Ausgang so sehr ungewiß, ist nicht mehr weit entfernt, wenn er auch durch die heutigen bosnischen Wirren zunächst noch nicht hervorgerufen werden dürfte, und seine Dauer kann Niemand voraussagen. Nur so viel ist gewiß, daß die Ueberrumpelungen, welche die letzten Kriege so rasch entschieden haben, heute nicht mehr möglich seyn werden. Nach unserer Ueberzeugung ist und bleibt es der Fehler den die Bismarck'sche Politik begangen und der sich vielleicht an Deutschland schwer rächen wird, daß sie nicht in den Jahren 1871 oder 72 die allgemeine Abrüstung in Europa durchsetzte — damals hatte Preußen die Macht dieselbe zu erzwingen, heute dürfte dieß bereits sehr schwierig geworden seyn — und daß sie nicht, statt das neue Reich durch den „Culturkampf" zu schwächen, eine friedliche Lösung der socialen Frage in die Hand zu nehmen versuchte. Man hätte dann freilich auf alle ferneren Annexionspläne und den cäsaristischen Staatsabsolutismus verzichten und seine Allianz mit der „liberalen" Bourgeoisie aufgeben müssen.

Was nun gerade Frankreich betrifft, so scheinen dort die beiden neuen Verbündeten, Thiers und Gambetta, ver=

schiedene Pläne zu verfolgen, nur darin übereinstimmend, daß für die nächsten Jahre jeder ernstliche Conflikt mit dem Auslande, aber auch jede gewaltsame Umwälzung im eigenen Lande vermieden werden müsse. Thiers spekulirt wohl auf Allianzen; die nächsten Wahlen kann man ja wieder conservativer ausfallen lassen, mag er denken. Der seine wahren Absichten geschickt verdeckende Gambetta hingegen mag auf die revolutionäre Propaganda spekuliren, welche das republikanische Frankreich auf die anderen Völker Europa's ausüben werde. Siegt nämlich die radikale Republik in Frankreich, so wird ihr Beispiel bald von den benachbarten Staaten lateinischer Race nachgeahmt werden, und lange wird es dann nicht mehr dauern, daß auch über die anderen Länder des europäischen Continents der Sturm der rothen Revolution dahin braust, einer Revolution, gegen die alle anderen Revolutionen dieses Jahrhunderts ein Kinderspiel gewesen seyn werden. Der Boden wenigstens ist für eine solche Wendung auf's beste vorbereitet und in Deutschland besorgte diese Arbeit zum großen Theile die oberste Reichsleitung selbst, wenn auch, wie nicht anders anzunehmen ist, gegen ihren Willen.

Die täglich wachsende Massenarmuth — diese nothwendige Folge der „liberalen" Volkswirthschaft — und die täglich wachsende Corruption — die nothwendige Folge des „liberalen" Systems überhaupt sowie der zunehmenden Religionslosigkeit, des „Culturkampfes" und des Militarismus — führen in Deutschland der Socialdemokratie immer größere Schaaren zu und in nicht ferner Zeit wird ihr, in den protestantischen Gegenden wenigstens, der größere Theil der Bevölkerung anhängen. Dabei fährt man gedankenlos fort den conservativsten Theil des Volkes, die Katholiken, durch die rücksichtsloseste und ungerechteste Behandlung auf das tiefste zu erbittern, indem ihnen gegenüber das „zweierlei Maß" in Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz selbstverständlich und ihren Gegnern die beständige Verhöhnung und Beschimpfung katholischer Einrichtungen freigegeben ist. Kann

man unter solchen Umständen erwarten, daß die Katholiken Deutschlands bei dem Hereinbrechen einer drohenden Katastrophe sich abermals wie im Jahre 1848 in die Bresche werfen werden zur Vertheidigung derer die das Vaterland für sie zur Strafanstalt gemacht haben? Sie wissen wohl, daß die Gräuel der nächsten Revolution weit die aller früheren Revolutionen übertreffen werden, denn früher, auch im Jahre 1848 noch, war die Religionslosigkeit auch im protestantischen Deutschland nicht so allgemein verbreitet wie heute; allein immerhin ist eine akute Krankheit, deren Entscheidung unmittelbar bevorsteht, einem lange dahinschleichenden chronischen Siechthum vorzuziehen, das um so sicherer aufreibt. Wahrlich, die Leiter unserer Politik scheinen mit Blindheit geschlagen zu seyn, daß sie den Abgrund, dem sie zueilen, nicht zu sehen vermögen.

Ihre ganze Hoffnung setzen sie auf den Militarismus, ihm muß Alles im Staate dienen, von ihm wird Alles durchdrungen. Allein wenn ein großer Theil des Militärs mit den republikanischen Feinden im Geheimen sympathisirt und ein anderer, erfüllt von Erbitterung gegen die Gewalthaber, nur widerwillig dient, wird ein solches Heer einen wirksamen Damm abgeben können gegen die rothe Sturmfluth, zumal jetzt, wo es bei der veränderten Taktik in der Schlacht noch weit mehr als früher darauf ankömmt, welcher Geist die Truppen beseelt?

In Hinblick auf die gegen die ganze Vergangenheit veränderten Verhältnisse und die großen Gefahren, die uns umringen, ist es rein unbegreiflich, wie man den „Culturkampf" fortsetzen und die Zwietracht im eigenen Lande andauern lassen kann. Nur wenn das neue Reich durchaus Selbstmord begehen will, dann erweitere man noch, wie man bisher gethan, den trennenden Riß, Niemand wird sich mehr darüber freuen als seine zahlreichen Feinde. Soviel ist sicher, je mehr die Nachbarn erstarken und die revolutionäre Propaganda anwächst, desto dringender wird die Aussöhnung

geboten. Mögen sich aber die deutschen Katholiken durch keine scheinbare Aussöhnung und durch keine vagen Versprechungen täuschen lassen, um zu einem faulen Frieden die Hand zu bieten, der nur den Gegnern zu Gute käme. Die deutschen Katholiken werden jetzt hoffentlich die wahre Natur ihrer Gegner zur Genüge kennen gelernt haben, um die zwingende Nothwendigkeit einzusehen, zuvor ganz unzweifelhafte Garantien dafür zu fordern, daß mit dem bisherigen System, das offenbar auf Einführung einer protestantischen Staatskirche, Staatsomnipotenz und Absolutismus hinarbeitet, auf das gründlichste und für immer gebrochen werde.

Aus freiem Antriebe wird schwerlich die preußische Regierung der sogenannten „liberalen“ Partei, die sich bisher so gefügig gezeigt und ihr zu Liebe alle früher so laut proklamirten freiheitlichen Principien aufgegeben hat, entgegenarbeiten, ebensowenig als sie ihrer heutigen Kirchenpolitik entsagen wird, wenn es nicht die zwingendsten Verhältnisse durchaus erheischen, und auch dann nur auf so lange, als sie nicht anders kann. Deßhalb konnten wir auch nie jenem Gerüchte Glauben schenken, daß Fürst Bismarck damit umgehe, eine neue Partei zu bilden. Denn keine andere Partei könnte sich ihm unterwürfiger erweisen, als die deutschen „Liberalen“ gethan, und natürlich wird er denken: Besser ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dache. Vielleicht mag er auch dieselbe Ansicht hegen wie der verstorbene König Leopold von Belgien, der seinem Sohne anrieth, es stets mit den Liberalen zu halten, denn die Katholiken machten ja doch keine Revolutionen und seien daher nicht zu fürchten. Doch dürften jetzt auch die Zeiten vorbei seyn, wo die Arbeiter noch so einfältig waren, sich durch liberale Phrasen kirren zu lassen und für die Bourgeoisinteressen auf die Barrikaden zu steigen. Auch die „Liberalen“ machen daher keine Revolutionen mehr, ihre Macht neigt sich zum Niedergang.

In seiner Reichstags-Rede vom 9. Febr. d. Js. hat sich auch Fürst Bismarck selbst mit der Socialdemokratie beschäftigt. „Die demokratisch-socialistischen Umtriebe“, sagte er, „haben wesentlich mit dazu beigetragen, den geschäftlichen Druck, unter dem wir uns befinden, hervorzurufen. Sie haben sicher die deutsche Arbeit vertheuert und vermindert. Der deutsche Arbeitstag bei gleichem Lohn leistet weniger als der französische und englische; der ausländische Arbeiter arbeitet mehr und geschickter als der deutsche und dadurch sind wir concurrenzunfähig geworden. Die socialistischen Umtriebe haben die Leute auf unrealisirbare Hoffnungen verwiesen, die sie von regelmäßiger, fleißiger Arbeit abhalten, und deßhalb klage ich die Führer an, daß sie an der Noth des Arbeiterstandes wesentlich mit Schuld sind.“ — Was sagen nun zunächst hierzu die „Kölner Zeitung“ und ihre Parteigenossen, welche uns im Jahre 1871 und 1872 versicherten, in der Industrie sowohl als auch in Kunst und Wissenschaft stehe Deutschland hoch erhaben über allen andern Nationen, und namentlich sei die Pariser Industrie total ruinirt, da sie ihre fleißigsten und geschicktesten Arbeiter, die deutschen nämlich, verloren habe. Allein es gibt auch noch Leute, welche die wahren Ursachen des heutigen Nothstandes ganz wo anders suchen, als in den social-demokratischen Umtrieben, wenn sie auch zugeben, daß dieselben nicht ganz und gar von aller Schuld freizusprechen seien.

Zunächst wird der unheilvolle Einfluß kaum zu leugnen seyn, welchen die Operationen der deutschen Reichsregierung in der Münz- und Banknotenfrage auf die Preise und Löhne geübt haben, abgesehen von dem gänzlichen Mangel aller Vorsicht, den sie sich dadurch zu Schulden kommen ließen, daß sie in kurzer Zeit fast die ganze Kriegscontribution von nahezu 6000 Millionen Franken — mehr als Kalifornien und Australien zusammen in den letzten 25 Jahren an Gold ausgeführt haben — auf den deutschen Markt warf, was natürlich im höchsten Grade stimulirend auf alle Preise

wirken mußte. Jeder, der sich nur etwas mit volkswirthschaftlichen Studien beschäftigt hat, weiß, daß jede plötzliche Vermehrung oder Verminderung der in einem Lande umlaufenden Circulationsmittel einen großen Einfluß auf alle Preise übt; die deutsche Reichsregierung hingegen glaubte sich über solchen „Zopf" hinwegsetzen zu können, und gab munter neben dem auf ca. 380 Mill. Thlr. geschätzten Umlauf von Metallgeld noch über 310 Mill. Thlr. neuer Goldmünzen aus und zog nur 70—75 Mill. alter Münzsorten ein[1]. Herr Camphausen gab allerdings einen großen Theil des neuen Goldes nicht im ersten Augenblicke aus, sondern legte es in die Banken, die aber natürlich dieses Gold nicht müssig liegen ließen, sondern darauf Noten ausgaben, was auf dasselbe herauskam. Auf diese Weise hatten sich denn die papierenen Umlaufsmittel in Deutschland von Ende 1867 bis Ende März 1873 um 275 Millionen Thlr. vermehrt und die ganze Geldcirculation um weit mehr als 350 Mill. Thlr. Die natürliche Folge dieser geschickten Finanzpolitik war die große Theuerung. Hätte man damals die Unmasse von Papiergeld bedeutend herabgemindert und gleichzeitig mit der Ausgabe von Gold den größten Theil des Silbers eingezogen und verkauft — was vor zwei oder drei Jahren ohne bedeutenden Verlust geschehen konnte, während jetzt nach dem inzwischen erfolgten Preisrückgange des Silbers riesige Summen verloren gehen werden — so wäre die große Theuerung wenigstens in dem Maße nicht entstanden und die Krisis wäre ohne bedeutende Zuckungen vorübergegangen. So aber verschleppte man die unerläßlichsten Anordnungen zur Herabminderung der Umlaufsmittel noch drei oder vier Jahre und minderte sie dann noch lange nicht genug herab, indem man der nur den Interessen des Großkapitals dienenden Reichs-Actienbank eine Art von Noten-

1) Vergl. „Frankf. Ztg." 9. März, Morgenblatt.

monopol verlieh, wobei der Betrag der von ihr auszugebenden ungedeckten Noten viel zu hoch bemessen ward.

Eben so große Schuld wie die fehlerhafte Finanzpolitik der Reichsregierung trägt an dem heutigen wirthschaftlichen Nothstande die „liberale“ Gesetzgebung, der wir hauptsächlich die letzte Schwindelperiode mit ihren unheilvollen Folgen zu verdanken haben. Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte die „liberale“ Majorität des Reichstages mit aller Hast und Eile und fast ohne Discussion das schöne Actiengesetz durchgedrückt, wodurch den Actiengesellschaften übertriebene Privilegien verliehen wurden. Auf den „Milliardensegen“ folgte nun der Actien- und Börsenschwindel. Wie Pilze wuchsen Dank dem „liberalen“ Actiengesetze die verschiedenartigsten Actiengesellschaften aus dem faulen Boden, alle suchten nur recht viel, möglichst viel — einerlei ob gut oder schlecht — zu produciren, um dadurch ihre Papiere auf der Börse in die Höhe zu treiben. Soviel ist sicher: hätten wir keine Gründerperiode gehabt, so wäre der Krach nicht gekommen, so würden nicht so viele Familien verarmt und die Löhne und Lebensmittelpreise nicht so hoch gestiegen seyn. Ebenso gewiß ist es, daß die Gründer in jenen Jahren, wo der Liberalismus in Blüthe stand, durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie alles was über das Geld und den materiellen Genuß hinausliegt, namentlich Religion, Moral, Gewissenhaftigkeit behandelten, das deutsche Volksleben noch viel tiefer geschädigt haben, als es die Socialdemokratie vermochte. Und ferner ist nicht zu leugnen, daß die „liberale“ Presse durch die Unterstützung, welche sie dem Gründerwesen und zwar für fetten Lohn zu Theil werden ließ, an unseren socialen und wirthschaftlichen Nothständen weit mehr Schuld trägt, als die Presse der Socialdemokraten.

Durch ihre Ueberproduction und ihre erdrückende Concurrenz zwangen aber die Actiengesellschaften auch die anderen Fabrikanten möglichst viel und möglichst lüderlich zu produciren, so daß es kein Wunder ist, wenn das Ausland deutsche

mehr gerne nehmen will. Während früher ...bliche Leistungen in's Ausland, namentlich nach ... ausgeführt wurden, ist es jetzt Thatsache, daß ...rer Fabrikanten im Auslande arbeiten lassen, weil ... Bedarf daher billiger und besser beziehen als zu ...: Möbelschreinerei liefert auf Bestellung Schweden, ...nwollenzeuge werden in England gewebt und in Deutsch... gedruckt, um sie als unser Fabrikat ausgeben zu können, ...chsische Spitzenfabrikanten lassen sogar in Frankreich klöppeln, weil man dort billiger arbeiten kann als in dem gewiß genügsamen Erzgebirge. Solcher Beispiele soll es noch viele geben, die aber gewöhnlich sorgfältig verheimlicht werden. Bei der allgemeinen Theuerung kann eben der deutsche Arbeiter nicht mehr billig arbeiten; früher war Deutschland ein billiges Land und konnte billig produciren, jetzt hat dieß aufgehört. Wir wollen, wie oben bemerkt, die Arbeiter keineswegs von jeder Verschuldung freisprechen, aber so viel glauben wir behaupten zu können, daß die Socialdemokraten durch ihre Strikes weit weniger unsere Volkswirthschaft geschädigt haben, als die „liberale" Bourgeoisie durch ihre Gesetzgebung und Schwindelwirthschaft, oder die Reichsregierung durch ihre Finanzpolitik.

Augenblicklich soll nun kein Gedanke den Reichskanzler so leidenschaftlich beschäftigen, als der des Ankaufs sämmtlicher deutscher Bahnen durch das Reich. Hierdurch würden allerdings — was aber auch der Fall wäre, wenn die Bahnen in den Besitz der Einzelstaaten oder Provinzen übergingen — wenn richtig ausgeführt, viele Papiere von der Börse verschwinden, der Börse dadurch ihr Feld beschränkt und mit der Heilung der „Papierpest", dieser Hauptursache unserer faulen socialen Zustände, ein Anfang gemacht werden. Nur scheint uns der Eifer, mit dem einige „liberalen" Zeitungen jetzt für den Verkauf aller Bahnen an das Reich plädiren, höchst verdächtig zu seyn, um so mehr als manche Privatbahnen kaum ein halbes Procent Dividenden ein-

bringen und daher gerne verkaufen möchten. Bei manchen Bahnen war eben der Bau durch den colossalen Gründerschwindel auf mehr als das Doppelte vertheuert worden, weßhalb sie nun nichts eintragen und weßhalb auch im vergangenen Jahre die Eisenbahntarife zum großen Schaden unserer Landwirthschaft und Industrie erhöht werden mußten. Nun soll gar noch das deutsche Volk — und es ist große Gefahr vorhanden, daß dies bei der heutigen „liberalen“ Zusammensetzung des Reichstages der Fall seyn wird — die durch die Gründer verursachten Verluste vergüten. Der Ankauf aller Bahnen durch das Reich würde ferner den Reichskanzler zum unumschränkten Herrn des ganzen deutschen Handels und der Industrie machen, den ohnehin schon übermächtigen Centralismus noch mehr verstärken und so die größten Gefahren für den Rest unserer Freiheit heraufbeschwören. Die ganz unter seinem Einflusse stehende Reichs-Eisenbahn-Verwaltung würde eine seiner wirksamsten politischen Maschinerien werden und mehr und mehr verlernen, den Blick lediglich auf die Entwicklung des Verkehrs im Interesse der Gesammtheit zu richten. Man bedenke nur, daß diese Verwaltung ungefähr 60,000 Angestellte zu ihrer Verfügung haben würde, die höchst wahrscheinlich fast nur aus Altpreußen recrutirt werden dürften, und zwar ausschließlich aus Militäranwärtern, um dadurch Versorgungsstellen für gewesene Unterofficiere zu schaffen und auf diese Weise mehr Unterofficiere für die Armee heranzuziehen. Im „freien deutschen Reiche“ müssen ja alle Institute nur dem einen Zweck, der Armee und dem Militarismus, dienen.

Selbst nationalliberale Blätter können ihre schweren Bedenken gegen diese Concentration des gesammten Eisenbahnwesens in der Hand der jetzigen Reichsregierung nicht unterdrücken. So spricht die Zeitschrift „Im neuen Reich“ von dem „fabelhaften Einflusse“ eines Ministers, der ein Beamtenheer, dessen Kopfzahl etwa der Bevölkerung eines unserer Kleinstaaten gleichkömmt, und täglich sich erneuernde

Geldmittel zu seiner Verfügung hat von einem Umfange, daß er damit den Geldmarkt dominiren könnte; ja der, wenn eine Reichsregierung ohne Budget regieren wollte, ihr für längere Zeit die Geldmittel dazu liefern könnte; der durch Vergebung von Lieferungen ganze Industrien von sich abhängig machen kann; der mit der Feststellung und Handhabung der Tarifbestimmungen das ganze Verkehrsleben beherrschen könnte. Wie der Abgeordnete Richter in der Eisenbahndebatte im preußischen Abgeordnetenhause ganz richtig bemerkte: „der Reichstag wird mit den Reichseisenbahnen verloren gehen.“ Denn die politische Freiheit hängt nicht allein von den freien Formen der Verfassung ab und sie kann trotz dieser, wenn die Grenzen der Staatsgewalt über ein gewisses Maß hinausgehen, in Scheinconstitutionalismus und Absolutismus ausarten. Man bedenke nur den riesigen Einfluß, den die Reichsregierung durch den Besitz sämmtlicher Eisenbahnen auf die Wahlen erhalten würde. Abgesehen von dem Beamtenheere, das ihr blind gehorchen müßte, nehmen die meisten Wähler mehr Rücksicht auf ihre Privatinteressen, als auf die allgemein politischen. Wenn nun in dieser Weise die ganze materielle Wohlfahrt des Landes in die Hand der Reichsverwaltung gelegt ist, wird da ein Reichstag noch die Kraft besitzen, eine Verantwortlichkeit zur Wahrheit zu machen? Die Eisenbahnmacht der Regierung würde sich natürlich auch auf die anderen Gebiete übertragen und das Budgetrecht des Reichstages nur noch ein hohler Schein seyn. Mit den Mitteln, wie sie der Besitz der Eisenbahnen der Regierung an die Hand gibt, kann dieselbe sich jeder Zeit über das Budgetrecht der Volksvertretung hinwegsetzen, und daß die Gewißheit Geld zu finden, den Entschluß befördert, es da zu nehmen, wo man es findet, dafür gibt es in der jüngsten Vergangenheit sehr lehrreiche Beispiele. Nun lese man die Antwort des Reichskanzlers auf die Richter'schen Auslassungen in der Eisenbahndebatte, wo er doch auf die politischen Bedenken in erster Reihe

hätte eingehen müssen, und man wird dieselben auch nicht mit einem einzigen Wort berührt finden. Dieses Schweigen Bismarck's ist jedenfalls sehr beredt.

Aber auch in wirthschaftlicher Beziehung ruft dieses großpreußische Eisenbahnprojekt die schwersten Bedenken wach. Der Betrieb wird bei einem solchen Centralisationssysteme in einem großen Reiche bald erschlaffen; selbst wenn eine sehr tüchtige Persönlichkeit an der Spitze des Eisenbahnwesens stehen sollte und dann die Schwächen dieses Systems weniger hervortreten, so wird doch der Fortschritt im Eisenbahnbau und Betrieb stocken und die größten Mängel werden hervortreten, wenn ein solcher exceptioneller Chef, der vielleicht für kurze Zeit die Fähigkeit hat, ein so riesiges Unternehmen wie die Eisenbahnen eines großen Staates von einem Centrum aus zu leiten, vom Schauplatz verschwindet und einem Durchschnittsmenschen Platz macht, dem die schwere Aufgabe bald über den Kopf wächst. Der rasche Ankauf sämmtlicher Bahnen durch das Reich würde diesem eine enorme Schuldenlast aufbürden und der Börse, die Dank dem großen „Krach“ schon viel von ihrer Ausbeutungskraft verloren hat, wieder neues Leben einhauchen, woraus die große Begeisterung vieler „liberalen“ Blätter für das Projekt leicht zu erklären ist. Wie Herr von Schorlemer richtig bemerkte, wird dann eine ganze Schaar von Makulatur-Stammaktien von den Todten auferstehen und wieder lebendigen Leibes Zinsen annehmen und der Agiotage, wie nie zuvor, Thüre und Thor geöffnet werden. Nach Herrn von Varnbüler's Berechnung würden die Kosten dieses Ankaufes 9 bis 10 Milliarden betragen, was bei 4procentiger Verzinsung ohne Amortisation einen jährlichen Zinsaufwand von 400 Millionen ergibt und für den Reichsetat ein riesiges Deficit von 103 Millionen zur Folge haben wird, das aus dem Säckel der Steuerzahler gedeckt werden müßte. Jedenfalls würde die „Papierpest“ dann wieder auf das üppigste aufwuchern und der Landwirthschaft das Capital,

das sich ihr wieder zuzuwenden angefangen hat, entziehen.

Von den Freunden des großpreußischen Eisenbahn-Projektes legt man jetzt das Hauptgewicht auf die Beseitigung der Differenzialtarife und gibt vor, nur durch die Annahme des Projektes könne diese erfolgen. Das gegenwärtig bestehende System der Differenzialtarife führt allerdings außerordentliche Schäden für die Landwirthschaft mit sich, wie z. B. augenblicklich die Fracht für Getreide von Galatz nach Stettin billiger ist, als von Galatz nach Breslau einerseits und von Breslau nach Stettin andererseits. Allein dieses System begünstigt auch wieder den Großhandel und einen bedeutenden Theil der Großindustrie und deßhalb ist es nicht wahr, daß nur durch den Uebergang sämmtlicher Bahnen an das Reich die Interessen der Landwirthschaft besser gewahrt werden, zumal wenn die Majorität des Reichstages aus Liberalen besteht, die ja doch nur die Interessen der haute finance vertreten. Alle Uebelstände unseres gegenwärtigen Tarifsystems könnten, wenn man nur ernstlich wollte — was aber leider nicht der Fall ist — durch ein Reichseisenbahngesetz beseitigt werden, besonders wenn die Privatbahnen in den Besitz der Einzelstaaten und Provinzen übergingen, welche auch den Lokalverkehr, der bisher bei dem Eisenbahnbau zum Schaden der Landwirthschaft viel zu wenig berücksichtigt ward, weit besser pflegen könnten als das Reich.

Aus den erörterten Gründen sind wir der Ansicht, daß die Privatbahnen nicht an das Reich, sondern in den Besitz und die Verwaltung der Einzelstaaten und Provinzen übergehen sollten; einheitliche Eisenbahngesetze könnten dann immerhin durch das Reich erlassen werden. Ferner daß den Eisenbahngesellschaften keine höhere Entschädigung gewährt werde, als der wirklich reelle Werth ihres Eigenthums beträgt, wobei aber nicht die Kosten des Eisenbahnbaues zur Basis genommen werden dürften, sondern der durchschnittliche Reinertrag der letzten Jahre. Vor Allem aber dürfte der Ankauf der Bahnen nicht überstürzt werden.

Höchst komisch ist das Gebahren vieler preußischen Zeitungen, welche die Abtretung der preußischen Staatsbahnen als ein großes dem Reiche gebrachtes Opfer des Patriotismus darstellen und es abzuleugnen suchen, daß man dabei seine Hintergedanken habe und damit den Uebergang sämmtlicher Bahnen an das Reich vorbereiten wolle. Timeo Danaos et dona ferentes. Stets hatten sich die preußischen Staatsmänner als gute Rechenmeister erwiesen und Freigebigkeit war bisher nie die schwächste Seite der „hungerigen Preußen“ gewesen. In Süddeutschland weiß man recht gut, daß die preußischen Bahnen zusammengenommen sich nicht so gut rentiren wie die süddeutschen, und daß das preußische Bahnsystem, Privatbahnen und Staatsbahnen zusammengerechnet, weitaus nicht die Ausbildung erlangt hat, wie die Eisenbahnen aller übrigen bedeutenden Staaten. Nachdem also das Reich in den Besitz sämmtlicher Bahnen getreten wäre, würden voraussichtlich die nordöstlichen Grenzgebiete Preußens, denen die Eisenbahnen noch sehr mangeln, bei der Anlage neuer Bahnen bevorzugt werden. Die preußischen Schlauheiten kennt man.

Dieser Eisenbahnplan des Reichskanzlers wird den süddeutschen Nationalliberalen höchst ungelegen gekommen seyn. Denn im größten Theile des nichtpreußischen Deutschland ist er entschieden unpopulär, da dadurch für mehrere der größten deutschen Staaten eine Verminderung ihrer Einnahmen und Vermehrung ihrer Steuern zu erwarten steht, abgesehen von ihrer voraussichtlichen Ueberschwemmung durch altpreußische Eisenbahnbeamte, welche auf die süddeutsche Fettweide geschickt werden würden. Andererseits hängt von dem Wohlwollen des leitenden Staatsmanns, der entschlossen zu seyn scheint mit der an ihm gewohnten Energie diesen Plan auszuführen, der Bestand und die Machtstellung der nationalliberalen Partei ab, und so wird sich diese denn entschließen müssen — wie sie es in Preußen bereits gethan — dem Projekte ihre Zustimmung zu geben. Denn ihr Prestige

im Volke hat schon sehr abgenommen; die große Noth des kleineren Mittelstandes und der Lohnarbeiter, die wir, wie auch die zunehmende Corruption, hauptsächlich der „liberalen" Gesetzgebung und überhaupt dem „liberalen" Systeme verdanken, sowie die Vernichtung aller Volksfreiheiten, welche die „liberalen" Parteien ihrem Bündnisse mit dem Reichskanzler zum Opfer brachten, haben angefangen dem Volke die Augen zu öffnen. Das Volk beginnt nun die Grundsatzlosigkeit einer Partei einzusehen, die keine höheren Gesichtspunkte kennt als den eigenen Vortheil, und nur immer das zu verwerfen, was die Gegner beantragen oder befürworten. Das Verdienst muß man dem Fürsten Bismarck zugestehen, daß er — ob absichtlich oder unabsichtlich mag dahinstehen — der sogenannten „liberalen" Partei Deutschlands die Tugend- und Freiheitsmaske vom Gesichte gerissen hat. Selbst der „Culturkampf", dem sich bisher das protestantische Deutschland mit solcher Wonne hingab und dem die „liberale" Partei ihre Haupterfolge verdankte, wird diese schwerlich mehr von ihrem Niedergange retten, wenngleich die neueste Verschärfung desselben mit dem Bestreben, der Partei aufzuhelfen und gewisse andere Pläne, die man höheren Orts hegen mag, unter der Hand zu befördern, in Verbindung zu stehen scheint. Allein auch diese Verschärfung wird nichts helfen, die nächsten Reichstagswahlen werden zeigen, wie sehr die „liberalen" Parteien an Ansehen und Einfluß verloren haben. Deßhalb können wir nur wünschen, die deutschen Katholiken möchten sich nicht durch falsche Versprechungen täuschen oder durch das letzte Aufflackern des „Culturkampfes" einschüchtern lassen. Wenn sie nur fest zusammenhalten, so wird der ganze „Culturkampf" sehr bald ein Ende nehmen nicht zu seinen Ehren.

LXII.

Alzog's Handbuch der Patrologie.

Handbuch der Patrologie oder der ältern christlichen Literaturgeschichte von Dr. Johannes Alzog. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Freiburg, Herder 1876.

Kein neues, aber ein im eigentlichsten Sinne neubearbeitetes und wesentlich „vermehrtes" Buch tritt unter voranstehendem Titel in die Oeffentlichkeit. Daß es nicht neu sei, beweist zur Genüge die Thatsache, daß es bereits in zwei sehr starken Auflagen erschienen und vergriffen ist, ja durch Abbé Bélet's Uebersetzung längst die Grenzen deutscher Zunge überschritten hat, um in das schon mehr internationale Sprachgebiet des Französischen einzutreten. Daß hingegen das Buch eine vollständige Umarbeitung und ganz beträchtliche Erweiterung erfahren, zeigt bei der Veränderung des Formates weniger der Augenschein als vielmehr eine eingehendere Vergleichung. Diese bestätigt des Verfassers Versicherung, daß das Buch „nach seitherigem Formate um fast dreizehn Bogen vermehrt" sei. Sofern nun die zweite Auflage nicht über 28 Bogen hinausgegangen, ist die dritte um nicht viel weniger als ein Drittel größer geworden. Verdiente eine solche Erweiterung allein schon genauere Beachtung, so kommt noch dazu, daß sich bei der größeren Anlage auch der Zweck in etwas verschob. Es dürfte sonach für jede Art von Theologiebeflissenen, für praktische Geistliche so gut als für Studirende, von Interesse seyn, über Ziel und Ende, Ansicht und Leistung der neuesten Auflage von Alzogs Patrologie in diesen Blättern Genaueres zu erfahren.

1) Es zeigt von besonders praktischem Sinne, daß der rühmlichst bekannte Verfasser es bei Erweiterung seines Buches weniger auf die Einführung neuer Namen und Werke (obwohl auch dieß nicht ganz ausgeschlossen blieb), als vielmehr auf ein klareres Bild von dem schon früher Behandelten, auf einen tiefern Einblick in das unumgänglich Nothwendige, auf ein leichteres und gründlicheres Erfassen des Wesentlichen absah. Bloß §. 30 über Archelaus von Cascar sowie Alexander von Lycopolis und §. 37 über Itala und Vulgata ist neu, während der gleichfalls als neu aufgeführte §. 68 über Hosius, Lucifer, Pacianus mehr nur eine zum Range des Textes erhobene Anmerkung früherer Auflage ist. Dagegen tritt das Bestreben, den Leser nicht sowohl in die Weite als in die Tiefe zu führen, bei jeder bedeutenderen Persönlichkeit, bei jeder wichtigeren Frage zu Tage, und zwar nicht bloß zur Belehrung, sondern auch zur Erbauung, jeder Zeit aber zur Erregung des Interesses des Lesers. Die Thatsache, daß sich die eingehenderen neuen Ausführungen vorzugsweise an die Namen eines Irenäus, Tertullian, Origines, Cyprian, Hilarius von Poitiers, Basilius, Ephräm, Gregor von Nazianz, Ambrosius, Chrysostomus, Augustin, Cyrill von Alexandrien, Papst Leo, Boetius, Cassiodorius, Abt Maximus, Johannes Damascenus und dann wieder an Clemens von Rom und die ihm unterschobenen Bücher, an die ignatianischen und den Barnabasbrief, an den so vielfältig behandelten und so verschiedenartig beurtheilten Areopagiten anschließen, bestätigt zur Genüge, daß der Verfasser recht eigentlich die berühmten Lichter christlicher Vorzeit leuchten lassen will und zugleich selber in die theils ursprüngliche, theils künstlich geschaffene Dunkelheit Licht und Klarheit zu bringen sucht. Gegenüber der Frage nach dem Gelingen dieses Strebens, läßt sich jeder einzelne der genannten Namen zum Zeugen der Geschicklichkeit, ja Musterhaftigkeit des Verfassers anrufen. Werden jedoch besondere Proben gewünscht, so ist das Leben eines Chrysostomus ein wahres Muster lebensvoller Be-

handlung und schwungreicher Darstellung, während die Darlegung und Besprechung der Werke eines Ephräm einen überraschenden Blick in die erstaunliche Geistestiefe, ruhelose Thatkraft und geniale Productivität dieser einzigen Zierde der ostsyrischen Theologenschule verstattet, und die ebenso knappe als übersichtlich klare Vorführung des Standes der Frage über den falschen Areopagiten des Verfassers Geschicklichkeit zeigt, durch eine enorme Literatur hindurch und an labyrinthartigen Irrwegen vorüber jeder Zeit den lichteren Ausweg im Auge zu behalten und zuletzt am sichern Porte anzugelangen.

Wirklich neu muß indeß der Endabschnitt des Buches über „die christlichen Dichter" genannt werden, der aus wenigen Seiten zweiter Auflage nun zu dritthalb Bogen angewachsen ist. Er bildet ein kleineres Ganze für sich, das ohne weiters im Separatdrucke erscheinen könnte und in wenigen Exemplaren auch erschien. Die Absicht dieser Ausführlichkeit wird leicht jedermann klar. Es wollte so eine schon aus äußeren Gründen zu wenig gekannte Seite der Patrologie hervorgekehrt und für weitere Kreise in's Licht gestellt werden. „Wie die bildenden Künste" — so beginnt dieser Abschnitt — „zu dem durch das Christenthum wiedergeborenen Menschen nicht bloß eine zufällige, sondern eine wesentliche Beziehung haben, und daher trotz mancher Einsprache frühzeitig in der christlichen Kirche Eingang fanden, so trat auch die heil. Dichtkunst aus einem unabweisbaren Drange mit Nothwendigkeit hervor." Durch chronologisch-geordnete Musterstücke griechischer, lateinischer und germanischer Autorschaft (theilweise mit Uebersetzungen verbunden), wobei Clemens Alexandrinus als Dichter die Reihe eröffnet und Karl d. Gr. in gleicher Eigenschaft den Zug beschließt, wird nicht nur jene Behauptung erhärtet und auf das schönste illustrirt, durch die getroffene Auswahl hebt sich auch der bedeutendere religiöse Sänger gegen den minder bedeutenden gebührend ab, ja der Orient liegt mit dem Occidente im

Wettstreit, und augenfällig muß jener diesem den Siegeskranz einräumen. Schon ein oberflächlicher Vergleich der gebotenen Proben genügt nämlich, um an Augusti zu erinnern, der (Denkwürdigkeiten V. 292) sagt: „Die Vortrefflichkeit der lateinischen Hymnologie ist so entschieden, daß man sowohl in Absicht auf Anzahl und Menge der Kirchenlieder als in Ansehung der Schönheit des Ausdrucks ꝛc. die Griechen und Syrer den Lateinern nicht an die Seite setzen kann." Abgesehen davon erscheinen einzelne dieser Hymnologen, wie Synesius, Gregor, Sophronius unter den Griechen oder Ambrosius, Prudentius, Venantius Fortunatus unter den Lateinern in kaum geahnter Bedeutung vor den Augen der vielen, denen die größeren Sammlungen und Anthologien eines Daniel, Pitra oder Kayser, Christ nicht zur Hand und nur schwer oder gar nicht zugänglich sind.

2) Bezeichnet es der Verfasser als den einen Theil seiner Aufgabe, bei der aus sachlichen und zufälligen Gründen gebotenen „Erweiterung des Inhaltes eine zweckmäßige Auswahl zu treffen" (s. Vorrede zur 3. Auflage), so dürfte schon nach dem Bisherigen die Lösung als eine gelungene zu bezeichnen seyn. Doch das Gefühl der Befriedigung steigert sich im Hinblick auf Zweck und Ziel, dem der Verfasser in der frühern und der neuen Auflage entgegenstrebt. Wie es von vornherein auf kein Werk vom Umfange Ceillier's oder auch nur Feßler's, sondern wenn nicht von der Kürze Busse's doch eher von der Anlage Möhler's abgesehen war, so blieb es trotz innerm und äußerm Drange nach Ausdehnung auch in neuester Auflage bei den Grenzen eines nicht ganz 600 Seiten starken Oktavbandes, die angesehen den ungeheuern Stoff, der zu bewältigen war, sicherlich immer noch als bescheiden und eng bezeichnet werden können. Durch solch weises Maßhalten wurde das gesuchte „Handbuch" erhalten, welches eine Lücke auszufüllen, nicht nur bestimmt, sondern (aus seinem Erfolge zu schließen) auch geeigenschaftet war.

3) Des Weitern war und ist das Buch noch angehen-

den Theologen zugedacht. Weil aber Studirende noch keine Gelehrte sind, sondern erst solche zu werden gedenken, durfte dasselbe nicht nach Busse's Vorgang als ein trockenes Repertorium zum Nachschlagen für Gelehrte angelegt werden. Sollten die angehenden Jünger der Wissenschaft nicht eher von der Sache abgestoßen, als für dieselbe begeistert werden, so mußte etwas Besseres als eine Zusammenstellung biographischer Notizen und bibliographischer Aufzählungen geboten werden. In lebenden Bildern mußte die heil. Theologie der Vorzeit an ihrem Geistesauge vorüberziehen; sehen mußten sie deren altehrwürdige Repräsentanten, ihre unübertrefflichen Meister und unerreichbaren Vorbilder, wie sie leibten und lebten, handelten und dachten, litten und stritten, damit sie „sich daran für ihr Studium" und ihren Beruf ermuthigen und kräftigen" (s. Vorrede zur 1. Auflage) konnten. Sofern nun gerade solches der Endzweck aller Erweiterungen der 3. Auflage war, dürfte nicht leicht jemand seyn, der nicht des Verfassers bescheidene Erwartung theilte, es werde „ein also erweiterter Inhalt durch Privatstudium den Nutzen der Patrologie an sich und für die andern theologischen Disciplinen wohl noch besser fördern" (s. Vorrede zur 3. Aufl.). Dazu kommt, daß der Studirende in Betreff der Quellen und Hülfsquellen der Patristik — sei es vor oder nach den einzelnen Autoren — immer das Gediegenste aus älterer und neuester Zeit, alle Gesammt- und besseren Separatausgaben, alle monographischen Bearbeitungen und anderweitigen beachtenswerthen Abhandlungen verzeichnet findet. Da es zudem der Verfasser als den zweiten Theil seiner Aufgabe ansah, „die aus den zahlreichen neuen Publikationen gewonnenen Resultate thunlichst zu verwerthen" und wirklich bis zu den orthographischen Verbesserungen herab (Boetius, Cassiodorius, Jordanis, Ulfila) alle neueren wissenschaftlichen Ergebnisse sorgfältigst zu erheben und gewissenhaft in sein Buch einzuführen bemüht war, repräsentirt letzteres nicht bloß die Höhe der Wissenschaft, sondern ist auch ein sicherer Weg-

weiser für jeden, dem es um eingehendere patristische Studien zu thun ist.

4) Hat sonach das Buch in 3. und erweiterter Auflage durchaus nicht aufgehört ein „Handbuch der Patrologie“ für angehende Theologen zu seyn, so ist es in seiner jetzigen Anlage recht eigentlich ein Handbuch der Patristik für den praktischen Geistlichen geworden. In diesem Sinne hieß es im Eingange, daß sich der Zweck des Buches in etwas verschoben habe. Quod credunt credo, quod tenent teneo; quod docent doceo, quod praedicant praedico. Diese Regel des heil. Augustin (contra Julian. I. 20) erkläre der mit der Seelsorge betraute Priester für die seinige und liefere den Beweis, daß er sich daran halte, so wird er auf die sicherste und zugleich schonendste Weise die moderne Opposition entwaffnen, welche, wenn auch nicht immer in der rechten Weise, eigentlich doch nur den traditionellen Charakter, die Apostolicität seiner Lehren kennen möchte — sicherlich eine an sich nicht unberechtigte Forderung. Gehört zu solchem Beginnen im Allgemeinen patristisches Wissen, so dürfte sich speciell ein Vorrath der sinnreichsten und zutreffendsten Stellen am zweckdienlichsten erweisen. Mit bloßen Inhaltsangaben, wären sie auch noch so gelungen, ist dem praktischen Geistlichen, dem es zum Nachschlagen noch öfters an den Mitteln als an der Zeit fehlt, offenbar sehr wenig gedient; ihm müssen aus dem unermeßlichen Gedankenschatze der Väter die Perlen ausgehoben und in aller Form geboten werden. Jene Patrologie dürfte demnach am praktischsten angelegt seyn, welche daran am reichsten ist und zugleich am glücklichsten in der Auswahl. Dabei ist als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Patrologie als solche nicht darunter leide. Angesehen nun diese praktische Seite, so verdient es von vornherein Beachtung, daß der Verfasser bei der 3. Auflage vorzugsweise den Bedürfnissen und Wünschen des Curatklerus Rechnung tragen wollte, was wirklich auch und zwar in dem Sinne geschah, daß bei Besprechung der wichtigeren Werke wo-

möglich das Beste, Schönste, Treffendste wörtlich aufgenommen wurde, so daß es in Predigt und Katechese ohne weiteres als Beleg aus der Patristik verwendbar erscheint. Ein Blick auf das angehängte Personen- und Sachregister genügt, um sich von der außerordentlichen Reichhaltigkeit solcher Auszüge zu überzeugen. Darnach dürfte es nicht leicht ein Schema geben, zu dem der das kirchliche Lehramt verwaltende Geistliche vergebens nach einem prägnanten Ausdruck aus der zweiten Glaubensquelle, nach einem sinnigen körnigen Zeugniß aus den Vätern suchte. Es handle sich um Vater, Sohn und Geist, das Eine göttliche Wesen, die Gottheit des Sohnes, die Persönlichkeit und das Ausgehen des Geistes, kurz um das hehre Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit im Ganzen und Einzelnen, ontologisch und heilsökonomisch, historisch und speculativ an sich und im Gegensatze, richtig und irrig, selbst in Prosa und Poesie; oder um Gottes Existenz, Wesen und Eigenschaften, Offenbarungen und Werke, Weltschöpfung und den Menschen, um dessen Natur und Bestimmung, Erlösungsbedürftigkeit und Erlösung, um den Christ und seine Kirche, deren Wesentlichkeit und Kriterien, Sichtbarkeit und Gliederung, um den Primat, Episcopat, Presbyterat, deren göttliche Einsetzung, Ueber- und Unterordnung mit Wahrung relativer Selbstständigkeit, um die Sakramente im Allgemeinen und Besondern, die Eucharistie und das Opfer, Priesterweihe, -würde und -bürde; oder um Schrift und Tradition, Glaube und Wissenschaft, Philosophie und Theologie, deren einzelne Disciplinen und ihren Werth, das Studium und seinen Nutzen: so verweist das vorzugsweise für den Curatgeistlichen angelegte Sachregister jedesmal mindestens auf den einen oder andern ebenso anregenden als bezeichnenden Gedanken aus der Tradition und überdies auf die ganze einschlägige Literatur nebst der eigenthümlichen Behandlungsweise von Seiten der bedeutsamsten Autoritäten. Desgleichen bietet sich der reichhaltigste und gediegenste Stoff für die

verschiedensten moralischen Themata, über das höchste Gut und wahre Glück, Glaube und werkthätige Liebe, Gebet und Almosen, die verschiedenen Arten der Gottesverehrung, Demuth, Friedensliebe, Toleranz, Buße, Genugthuung, Ablaß, über die Pflichten gegen den Staat und die Kirche, über Tod, Gericht und das Jenseits, gegen die Laster des Geizes, der Habsucht, des Wuchers, der Trägheit, der Trunksucht, der Lüge — worunter manches in Form von Predigtauszügen, wie denn überhaupt die Gelegenheit gern benützt wird, die Chrysostomus und Chrysologus bei gewöhnlichen und außergewöhnlichen Anlässen redend vor dem Leser auftreten zu lassen. Daß dieß auch in formeller Hinsicht von Bedeutung ist, leuchtet ein. Als ein besonderer Fingerzeig dürften die lebensfrischen Naturschilderungen eines Basilius anzusehen seyn, auf deren Großartigkeit und Wahrheit seiner Zeit kein geringerer als Alexander von Humboldt hingewiesen hat. Theologiestudirenden und Geistlichen empfehlen sich zu besonderer Beherzigung die vielen und schönen Stellen über Studium und Gebet, über den Werth der Wissenschaftlichkeit und der einzelnen Disciplinen. Gegenüber den gegenwärtigen theologischen Controversen verdient die Fülle von Zeugnissen für den Primat Petri und den Principat der römischen Kirche Beachtung, aber auch die Erklärung hervorragender Päpste (Leos, Gregors d. Gr.), daß die Stellung und Rechte der Bischöfe in keiner Weise beeinträchtigt oder geschmälert werden wollen; anderseits scheint es nicht ohne Absicht, daß die Väter ihre Stimmen ebenso entschieden für den Staat als für die Kirche erheben.

5) Qui spiritu Dei aguntur, quaecunque pie, utpote a sanctis patribus, ante sunt definita, recipiunt. Dieser Satz des Concil. Nic. II gilt ebenso gut von den sittlichen Forderungen als von den Glaubensdefinitionen der Väter. Daraus folgt bei dem reichen Inhalte unseres Buches dessen Nützlichkeit wie für den Kleriker so für den katholischen Laien. Letzterem dürfte durch solche Lektüre nichts leichter werden,

als mehr oder minder radicaler Negation gegenüber sich von der stätigen Continuität und Identität des christlichen Geistes zu überzeugen. In eine Kirche, die vor fünfzehn Jahrhunderten schon bestand, und in die er vorher nie gekommen, sieht er sich momentan versetzt, und doch weht ihn alles so traut und heimlich an, kommt ihm alles so bekannt und selbstverständlich vor, als habe er früher schon dieselbe besucht, die christliche Lehre darin vernommen und sich die göttlichen Gnaden spenden lassen. Nur in Beziehung auf Glaubenswärme, Freimuth, Opferwilligkeit und thätige Liebe dürfte sich zu eigener Verdemüthigung ein erheblicher Unterschied herausstellen, der indeß in den anschaulichen Biographien der Väter und zum Theile ihres Freundekreises (vgl. Chrysostomus und Olympia) sofort sein Correktiv findet.

Weil das Buch trotz materieller Veränderung in Bezug auf Anlage und Eintheilung sich gleichgeblieben ist, so erscheint eine besondere Beschreibung überflüssig. So nehmen wir denn in hoher Befriedigung von demselben Abschied und wünschen ihm zur Ehre Gottes und des Verfassers die weiteste Verbreitung.

LXIII.

Zeitläufe.

Abermals eine neue Epoche im neuen Deutschen Reich.

Zweiter Artikel.

Die preußische Reichseisenbahn-Debatte.

Die erste Macht im Reich, Fürst Bismarck mit den „auf seinen Namen gewählten" Liberalen und den verschämten sogenannten Conservativen, haben also ihr Gewicht für das Reichseisenbahn-Projekt in die Wagschale geworfen.

Die zweite Macht im Reich ist bereit ihr ganzes Hülfsheer, wie bisher für alle Projekte des Fürsten, so auch für sein neuestes aufzubieten, wenn sie auch noch nicht überall den Moment der förmlichen Mobilmachung gekommen glaubt, weil da und dort noch der Prügel beim Hund liegt. Wer ist diese zweite Macht? Es ist Niemand anders als die Geldmacht.

Man würde die Gefahr des neuen Projekts entschieden unterschätzen, wenn man den Einfluß dieser Macht aus den Augen lassen wollte. Die Geldmacht hat das neue Reich mit schaffen helfen, und Alles was in der Fortbildung desselben bisher geschah, ist mit dem Wunsch und Willen der Geldmacht geschehen. Sie ist in der großen liberalen Partei sogar als deren maxima pars vertreten, und insbesondere die Rechte und der Bestand der Einzelstaaten haben keinen unversöhnlichern Feind als sie; denn sie bedarf zu ihren Operationen möglichst großer Territorien. Darum, aber auch nur in diesem Sinne, wird man namentlich das Judenthum überall voll von „nationaler" Begeisterung finden, obwohl es von Haus aus durchaus kosmopolitisch und ohne eigentliches Vaterland ist wie die Geldmacht selber. Was nun diese zweite Macht im Reiche über das Projekt der Reichs-Eisenbahnen denkt, darüber haben wir in einem Frankfurter Börsen-Bericht, also an seiner natürlichen Stelle, einen Meinungs-Ausdruck gefunden, in welchem Jedermann sofort den naiven Mutterlaut der ungeschminkten Wahrheit erkennen wird. Die Stelle lautet:

„Die Börse denkt und urtheilt über diese materielle Frage anders und freier als der partikularistische Idealismus so mancher Politiker. Sie erblickt darin theilweise eine Lebensfrage. Denn es werden sich daraufhin nicht nur die Aktien, sondern auch die Prioritäten der meisten Eisenbahn-Gesellschaften erholen — ein Steigen dieser Werthe, das allen zu Gute kommen muß, wird nicht lange auf sich warten lassen. Um die aufgetauchten politischen Bedenklichkeiten kümmert sich die Finanzwelt nicht; sie hält es für

mehr als wünschenswerth, daß gleich der Post und Telegraphie, der gesandtschaftlichen Vertretung und der Militärorganisation auch der Eisenbahnverkehr in den Händen des Reichs concentrirt wird, und freut sich aufrichtig darüber, daß der erste Schritt hiezu zum fait accompli geworden. Sie ist überzeugt, daß die Zeit gekommen ist, wo man auch bei volkswirthschaftlichen Fragen von so hoher Bedeutung Abstand nehmen müsse von politischen Abneigungen und Gegensätzen. Dabei verhehlt man sich auch nicht daß, wenn Deutschland eine Großmacht im wirklichen Sinne des Wortes werden soll, es auch nicht vor den Mitteln zurückschrecken könne, welche es diesem Ziele näher bringen. Es gelte, auch dieser Frage gegenüber mit allen Vorurtheilen zu brechen und sich in's Unvermeidliche zu fügen. Wir führen diese reichsfreundlichen Reflexionen der Geschäftswelt um deßhalb ausführlich an, weil sie zur Belebung des Geschäfts sehr viel beigetragen, und sogar diese oder jene Nachricht vom Kriegsschauplatz und aus der Diplomaten-Sphäre paralysirt haben"[1]).

So deutlich ist der Sinn und Zweck des Reichseisenbahn-Projekts im preußischen Abgeordnetenhause allerdings nicht eingestanden, wenn auch von den Gegnern des Vorschlags aufgedeckt worden. Uebrigens verarbeitet Fürst Bismarck das Eisenbahnwesen nicht erst seit gestern zu den Zwecken seiner hohen Politik. Wie die Centralisirung der Eisenbahnen in den Händen des Reichs einen kräftigen Hebel zur innern Umgestaltung der verfassungsmäßigen Föderation abgeben soll, so hat der Reichskanzler auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens auch schon einen Behelf seiner auswärtigen Politik in sehr großartigem Style aufgewendet. Ich meine die Unternehmung und Subventionirung der Gotthard-Bahn. Es ist eben jetzt Zeit, auf diese im Allgemeinen wenig beachteten Umstände in Kürze aufmerksam zu machen.

In seiner letzten Thronrede hat Viktor Emmanuel die

---

1) Handelsbeilage der „Allg. Zeitung" vom 9. Mai 1876.

staatliche Erwerbung des oberitalienischen Bahnnetzes mit folgendem Satze motivirt: „Die Verpflichtung einen mit einem befreundeten Souverän abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, reifte bei meiner Regierung die Idee des Rückkaufs der (oberitalienischen) Eisenbahnen.“ Das „Bündener Tagblatt“ (Chur, Nr. 67) bemerkt dazu, niemand zweifle in Italien, daß dieser Grund in dem mit Preußen im Jahre 1866 abgeschlossenen geheimen Allianzvertrag wurzle. In demselben geheimen Allianzvertrag sei, „ohne Vorwissen und förmlich hinter dem Rücken des schweizerischen Bundesraths“, von den beiden Regierungen auch die Gotthard-Bahn stipulirt worden. Daß die Gotthard-Bahn, so fährt der Bericht fort, eine wesentlich politische Bahn sei, das habe Fürst Bismarck vor den Parlamenten in Berlin wiederholt betont. Ueber den Gotthard habe die Handreichung Deutschlands und Italiens gegenüber Frankreich und dem Mittelmeer stattfinden sollen. Zur Zeit des geheimen Vertrags von 1866 sei freilich auch über den Brenner eine solche Handreichung gegenüber dem adriatischen Meere und „dem übrigbleibenden nichtannexirten österreichischen Donaustaat“ projektirt gewesen. Nur Napoleon III. habe damals verhindert, daß zu diesem Zwecke nicht Südtyrol an Italien gefallen sei.

Ueber diese Seite der geheimen Verhandlungen zwischen Preußen und Italien hat bis jetzt allerdings nichteinmal der General Lamarmora etwas mehr Licht zu verbreiten vermocht. Thatsache aber ist, daß Fürst Bismarck wiederholt die hochpolitische Seite der Gotthard-Bahn betont hat; und nicht minder ist es sehr auffallend, daß die nationalliberale Presse die vor Kurzem enthüllte Verlegenheit, in welche das colossale Unternehmen Vielen unvermuthet gerathen ist, mit so eigenthümlicher Zurückhaltung behandelt. Der Voranschlag hat sich nämlich als derart unzureichend gezeigt, daß er um wenigstens hundert Millionen hinter den Kosten zurückbleibt, und für den namhaftesten Theil dieser Summe wird das deutsche Reich einstehen oder aber das große Werk mit allen politischen Berechnungen, die sich daran

knüpften, aufgegeben werden müssen. Darüber bemerkt das Organ der wirthschaftlichen Frondeurs in Berlin: „Der mächtige Lenker der Geschicke Deutschlands scheint in seiner Eisenbahn-Politik von dem Glück nicht so begünstigt zu seyn wie in seinen sonstigen Unternehmungen"[1]).

Wenn Fürst Bismarck nun trotzdem daran geht, das Eisenbahnwesen zu den Zwecken seiner innern Politik und als Hebel zur staatsrechtlichen Umformung des Reichs zu verwenden, so mag er hier sein Glück allerdings mit größerer Zuversicht versuchen. Denn die Erfahrungen, die er hier für sich hat, scheinen freilich nicht geeignet, ihm von den muthmaßlichen Gegnern und deren Widerstandskraft eine sonderlich hohe Meinung beizubringen. Nichtsdestoweniger zeigt sich in seinem Auftreten eine befremdende Unbestimmtheit, und überdieß führten er und die übrigen Minister bis jetzt keineswegs einerlei Rede über die Bedeutung und Tragweite der Gesetzvorlage, welche zunächst die preußische Regierung ermächtigen sollte ihre Staatsbahnen sowie die Hoheitsrechte über das gesammte Eisenbahnwesen in Preußen an das Reich abzutreten, beziehungsweise zu verkaufen. Schon bezüglich des Zweckes dieser Maßregel hat sich der Reichskanzler im Abgeordnetenhause ganz unbestimmt ausgedrückt, ja sich selbst widersprochen, indem er dieselbe bald als eine nichtpolitische darstellte, und dann doch wieder zugestand, daß „nicht rein wirthschaftliche, sondern auch politische Interessen bei der Beurtheilung der Sache maßgebend seien."

Ebenso ist die Welt bezüglich der Tragweite des durch die Zustimmung des preußischen Landtags nunmehr inaugurirten Plans im Zweifel belassen worden. Einmal mußte man annehmen, daß es auch die Ansicht des Fürsten Bismarck sei, das Reich dürfe nicht ruhen, bis es das gesammte Eisenbahnwesen im neuen Deutschland im Besitz und in der Hand haben werde. Bei den Verhandlungen im Herren-

1) Deutsche Eisenbahn-Zeitung vom 30. April 1876.

hause am 18. Mai hat er diese Frage einfach der Zukunft anheimgestellt. Jedoch hat er auch keineswegs, wie die ersten Nachrichten über die Debatte besagten, erklärt, daß das Reich sich mit „einigen Hauptlinien" begnügen werde und die Privatbahnen bei dem Projekt nicht in Betracht kämen. Mit keinem Wort hat er sich insbesondere der Auffassung des Grafen *Stolberg-Wernigerode* widersetzt, welcher als der parlamentarische Vater des Reichseisenbahn-Gedankens gilt und auch im Herrenhause als erster Redner auftrat. Dieser Herr hat aber offen erklärt, daß allerdings das Reich *alle* deutschen Eisenbahnen in seinen Besitz bringen müsse[1]). Freilich sagten Andere wieder anders; und Herr v. *Kleist-Retzow* konnte seine Rede mit der Bemerkung über die drei Mitglieder, welche *für* die Vorlage gesprochen hatten, beginnen: „Die Herren desavouiren sich unter einander."

Derselbe unklare und hinterhaltige Charakter war freilich auch schon der Regierungs-Vorlage und ihren Motiven aufgeprägt, ebenso wie er sich im Hause der Abgeordneten in

---

1) Es ist von Interesse diese Aeußerung des Herrn Grafen, der eine sehr wichtige Rolle unter den Stützen des Bismarck'schen Regiments spielt, wörtlich zu vernehmen. Er wendet sich gegen *die* Freunde der Vorlage, welche dieselbe „als etwas verhältnißmäßig Unbedeutendes darzustellen versucht haben", und fährt dann fort: „Die *Gegner* haben ausgeführt, daß es sich bei dieser Vorlage um nicht mehr und nicht weniger handle, als schließlich um die Uebertragung sämmtlicher deutschen Eisenbahnen an das Reich. Ich kann mich in dieser Beziehung nur den Ausführungen der Gegner anschließen. Ich bin *auch* der Ueberzeugung, daß wer A gesagt hat, auch wird B sagen müssen, und daß *das Ende von der Sache die Uebertragung aller Bahnen an das Deutsche Reich seyn wird.* Soweit sich nach menschlichem Ermessen die Zukunft voraussehen läßt, nehme ich an, daß das Reich zuerst die norddeutschen Privatbahnen erwerben wird, und daß dann schließlich *die süddeutschen Staaten* ihren Anschluß an das Reichs-Eisenbahn-Netz erklären werden. Wenn ich glaubte, es handle sich um weiter nichts, als um eine Uebertragung unserer Eisenbahn-Schaukelpolitik von Preußen auf das deutsche Reich, so würde ich der Vorlage nicht zustimmen."

den zu ihrer Vertheidigung gehaltenen Reden ausgesprochen hat. Der Finanzminister Camphausen selbst mußte sich von drei Rednern der Opposition vorhalten lassen, daß seine Rede in vollem Widerspruch mit denen seiner Collegen Bismark und Achenbach stehe. Ueberall sagte man nicht, was man eigentlich wolle, sondern trieb ein mühsames Versteckensspiel. Zu Punkt 5 §. 1 erhob sich eine Debatte über die Frage, wie die Vorlage zu dem Satze stehe, daß es zur Uebertragung des Hoheitsrechts eines Einzelstaats an das Reich nicht, wie bezüglich der Abtretung eines Eigenthumsrechts, eines Vertrags oder der Zustimmung der Einzellandtage bedürfe, beziehungsweise über den entsprechenden Antrag des Abg. Reichensperger. Hier erklärte der Abg. Hänel: „Es ist dieß ein neues Beispiel für die ohnehin so vielfach nicht schöne Art und Weise, wie bei uns die Gesetzgebung redigirt wird.“ Namentlich hat sich Baron Schorlemer durch eine eingehende Kritik der Motive ein Verdienst erworben. Dieselben paßten, wie er sagte, zu der Vorlage wie die Faust auf's Auge, was übrigens Hr. Reichensperger mit dem Bemerken bestätigte: „Die Motive scheinen einen andern Autor zu haben als die Vorlage selbst.“ Indirekt gestand dieß auch Hr. von Sybel, indem er klagte: man solle sich doch einfach an die Vorlage halten, anstatt aus den Motiven die Consequenz zu ziehen, „daß das Projekt schließlich auf die Expropriation aller deutschen Bahnen hinauskomme.“ Sonderbarer Weise hat aber gerade dieser Professor selbst den Schlußsatz der Motive dahin interpretirt: wenn man nicht leiden wolle, daß Preußen auf dem bezeichneten Wege in Deutschland aufgehe, so bleibe eben nichts übrig, als — Deutschland in Preußen aufgehen zu lassen.

Auf acht Seiten und etwas mehr, sagt Hr. von Schorlemer, behandelten die Motive die Frage, ob die Staatsbahnen den Privatbahnen vorzuziehen, also die Privatbahnen in Staatsbahnen zu verwandeln wären; knapp zwei Seiten beschäftigten sich dagegen mit der Frage, um die es sich handle, nämlich den Verkauf der preußischen

Staatsbahnen an das Reich; plötzlich fingen dann die Motive wieder an, von der künftigen Eisenbahnpolitik Preußens als Sonderstaat im Reich zu sprechen. Ueberhaupt wisse Niemand, worum es sich eigentlich handle, und für was man sich entscheiden solle. Nur den Schluß der Motive findet der Redner klar und deutlich, wie denn auch in diesem Passus indirekt zugegeben werde, daß der vorliegende Plan nur dann einen Sinn habe, wenn alle Eisenbahnen für das Reich erworben würden. „Endlich" — bemerkt der Redner über den fraglichen Schlußpassus — „kommt auf Seite 16 der Motive die entsprechende Drohung, wo es heißt: wenn die maßgebenden Organe des Reichs auf diese Vorschläge nicht eingingen, dann würde Preußen von den ihm zustehenden Mitteln Gebrauch machen und die Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik betrachten mit den entsprechenden unangenehmen Folgen für die Nachbarstaaten."

Daß das Reich, sei es mit Güte oder mit Gewalt, der unmittelbare Herr aller deutschen Eisenbahnen werden müsse, das war in der That der Gedanke, welcher allen nationalliberalen Rednern, ausgesprochen oder unausgesprochen, vorschwebte. So hat Dr. Lasker in seiner Auseinandersetzung gesagt: „Das patriotische Reden werde sich gewiß nicht lange dem Reichseisenbahn-Projekt entziehen." Aber was ist dieß für ein Projekt? Das Projekt der Vorlage, über welche der Landtag berieth, kann unmöglich damit gemeint seyn, denn dieß verlangt bloß, daß die preußischen Staatsbahnen an das Reich verkauft und das preußische Staatsaufsichtsrecht auf das Reich übertragen werden sollten. Davon kann man doch nicht sagen, wie die „National-Zeitung" gethan hat, daß „der jüngste Geburtstag des Fürsten Bismarck ihn in einer der größten und umfangreichsten Unternehmungen finde, welche sein politisches Wirken bis jetzt aufzuweisen habe." Auch das „patriotische Reden" fände da nur magern Stoff.

Es mußte also mit der Vorlage etwas ganz Anderes gemeint seyn, als sie ausdrücklich besagte. Das hat denn

auch der Abg. Windthorst klar auseinandergesetzt. „Wenn nicht das Ziel ist alle deutschen Bahnen zu gewinnen, und dazu diesen ersten Schritt zu thun, dann muß ich meines Theils sagen, begreife ich die ganze Vorlage nicht; denn bloß die preußischen Staatsbahnen für das Reich haben zu wollen, hat in der That für mich gar keinen Sinn, und ich bin der Ueberzeugung, daß in überraschend schneller Art aus der Natur der Dinge nach den Gesetzen der Logik nothwendig die Aquisition aller Bahnen durch das Reich erfolgen muß, wenn man nicht durch das jetzt vorhandene Projekt allein sich lächerlich machen und dem Lande vielen Schaden zufügen will."

Wie ist es nun gekommen, daß sowohl die Motive sich anstellen, als auch der Reichskanzler persönlich erklärte: man denke nicht daran die Bahnen der andern Bundesstaaten zu erwerben? Aber „man hat doch daran gedacht", sagte Baron Schorlemer, und Windthorst legte den doppelten Rückzug, der in der Vorlage constatirt ist, auf's Klarste dar. Da waren nämlich erstens die Interpellationen in München, Stuttgart, Dresden die Veranlassung, die Sache zunächst etwas schonender zu behandeln, zweitens die Meinungsverschiedenheit bezüglich einer Uebernahme der Privatbahnen an maßgebenden Stellen in Preußen selbst. „Als der Widerstand erfolgte, da machte man Miene zum Rückzug und man zog sich zunächst zurück auf die preußischen Bahnen, es noch unentschieden lassend, ob man die Staatsbahnen und gleichzeitig die Privatbahnen Preußens haben wolle, oder nur die Staatsbahnen. Man hatte beides festgehalten. Da kam der Minister Camphausen und Andere, und wollten von der Aquisition aller Privatbahnen nichts wissen, wollten den Fortbestand des gemischten Systems aufrecht erhalten haben, und nun zog man sich auch von den Privatbahnen zurück, lediglich auf die Staatsbahnen."

Aber der Redner erläßt dringende Warnungsrufe an die interessirten Bundesstaaten, daß sie dem schönen Wetter nicht trauen möchten. „Der Rückzug", sagt er, „ist allerdings

da und liegt im Resultat uns in der Vorlage vor; aber ich rathe Allen die es angeht, doch ja nicht zu glauben, daß dieser Rückzug ernst ist oder auch nur ernst seyn kann; der Rückzug ist ein fingirtes Manöver." Daß die Ueberlassung bloß der preußischen Staatsbahnen an das Reich wirthschaftlich und politisch vollkommen unhaltbar sei, hatte auch der Abg. Hänel von der Fortschrittspartei unwiderleglich dargethan. Dr. Windthorst fügte dem bei: „Es ist erlaubt zu sagen, daß ich diese Vorlage mehr oder minder ansehen muß als eine politische Heuchelei, nicht als das Ziel, sondern als ein Mittel zum Ziele, nämlich zu dem Ziele, alle Eisenbahnen Deutschlands, die Staats- wie die Privat-Eisenbahnen, in der Hand des Reiches zu vereinigen."

Also auf einem krummen Wege soll das Reichseisenbahn-Projekt seinem Ziele zugeführt werden. Wie hat man sich diesen Weg zu denken? Vor Kurzem ward aus hohem Munde der Ausspruch berichtet: es werde mit den Eisenbahnen gehen wie mit dem Zollverein. Von dieser Analogie war überhaupt auch in der Kammer mehrfach die Rede. „Das beliebteste Beispiel", sagte Hr. Richter, „ist der Zoll; man sagt: die neue Aera der Zollvereins-Politik, die Preußen, Deutschland groß gemacht hat, soll inaugurirt werden, die Eisenbahn-Politik ist die consequente Fortsetzung." Namentlich Hr. Hänel deckte den Doppelsinn dieser Vergleichung auf. Auch in der Bundesverfassung (der alten), sagte er, stand es geschrieben, daß der Bund für den Handel, Verkehr und die Schiffahrt in Deutschland zu sorgen habe; da aber der Bund hiezu nicht mächtig genug war, so gründete Preußen auf partikularistischem Wege „einen Gegenbund im Bunde", den Zollverein. „Wollen Sie jetzt etwa eine Analogie zu diesem Vorgange, wollen Sie jetzt bereits anfangen mit der Construktion eines Gegenbundes? Wollen sie etwa ein Deutschland construiren, wonach der Eine Theil von Deutschland eine ausgeführte Reichsverfassung, der andere Theil aber das Reservatrecht hat, die Verfassung nicht auszuführen!"

Das wollen nun die Herren allerdings nicht. Aber die Analogie der Zollvereins-Geschichte zeigt noch einen zweiten, eben nämlich den krummen Weg, von dem Herr Hänel freilich mit sittlicher Entrüstung spricht: „Sie gebrauchen die vom Reiche übernommenen preußischen Staatsbahnen zum Zwecke eines Machtmittels; Sie wollen im faktischen Wege durchführen, was die Reichsverfassung im gesetzlichen Wege durchgeführt wissen will; Sie wollen durch Ihren thatsächlichen Einfluß die gesetzlichen Aufsichtsrechte ersetzen. Das aber kann ich weder rechtlich noch politisch rechtfertigen; denn das ist ein Schleichweg, den das deutsche Reich nicht gehen darf." (Rufe Oh! Oh!).

Allerdings ist gerade dieser Weg am Schluß der officiellen Motive mit aller Deutlichkeit angedroht. Der Abg. Windthorst hat daher auch sehr ernstlich vor dem vertrauensseligen Verlaß auf gewisse Reservat-Rechte gewarnt. Zum Beispiel sage man jetzt freilich, um Bayern zu versuchen, daß es seine Bundesgenossen im Widerstand in der Eisenbahnfrage im Stiche lasse: es handle sich ja gar nicht um die bayerischen Bahnen, die seien durch das Reservatrecht geschützt; wenn Bayern nicht wolle, könne man ihm die Bahnen ebensowenig nehmen, wie man ihm etwa die Bergwerke nehmen könnte; Bayern könne also die Sache laufen lassen; sie gehe es nichts an ꝛc.

In der Presse ward übrigens kein Hehl daraus gemacht, wie man es in Preußen angehen würde, um die widerspenstigen Reservatrechts-Besitzer oder andern Partikularismus der Art zur Raison zu bringen. So war in der „Kreuzzeitung" unmittelbar vor der Kammer-Verhandlung zu lesen, eigentlich sei zwischen der preußischen Staatsbahn-Politik (nach der Drohung der „Motive") und dem neuen Projekt kein besonderer Unterschied außer der Verzögerung im Proceß. „Wenn der preußische Staat alle preußischen, beziehungsweise in Norddeutschland gelegenen Eisenbahnen aquirirte, so ist er durch die Natur der Dinge gezwungen, in einen Tarifkampf mit den süddeutschen Staaten zu treten.

Dieß würde zunächst zu einer unerquicklichen Situation führen. Da aber Preußen den Zugang zu den Seehäfen innehat, und da es außerdem auch die kürzeste Verbindungslinie zwischen Frankreich (Belgien) und Rußland besitzt, so würden die süddeutschen Eisenbahnen, beziehungsweise Staaten, sehr bald unterliegen und den Anschluß an das preußische Eisenbahnnetz aufzusuchen gezwungen seyn. Diese Angelegenheit würde natürlich mehrfach verschiedene Stadien durchlaufen; aber diese Entwicklung würde ausschließlich, vielleicht sogar in verhältnißmäßig kurzer Zeit, zu Reichseisenbahnen führen"[1]).

Hr. Lasker hat freilich, geradeso wie oben Dr. Windthorst sagte, die süddeutschen Staaten zu beruhigen gesucht: „Kein Mensch muthet ihnen zu, daß sie ihre Eisenbahnen an das Reich abtreten sollen; führen sie also nicht einen Kampf gegen Windmühlen?" Andererseits hat er jedoch selber zugestanden, die Regierung sei eben nicht in der Lage gewesen, „jetzt schon" ihren ganzen Plan darzulegen. Der würtembergische Minister aber hat in Bezug auf den angedeuteten Tarifkrieg gesagt: „Ich weiß wahrhaftig Weniges, was Preußen im Reich nicht durchsetzen könnte, wenn es rücksichtslos vorgehen will."

Also wie es den deutschen Einzelstaaten mit dem Zollverein unter der politischen Leitung Preußens ergangen, geradeso werde es ihnen mit der politischen Ausnützung des Eisenbahnwesens in der Hand Preußens ergehen. Das sagt man uns mit dürren Worten, und das deuten die Motive der Gesetzvorlage unmißverstehbar an. Dennoch aber hat man es wieder über sich gebracht, den Zweck dieser Gesetzvorlage als ein hochherziges Opfer Preußens hinzustellen. „Die preußische Regierung", sagte Hr. Lasker, „gebe dem übrigen Deutschland ein Beispiel, wie entsagend sie ist." Gleich darauf spricht der Reichskanzler selber von der „großen Morgengabe, die Preußen dem Reich darbringt", gegen aus-

1) „Kreuzzeitung" vom 26. April 1876.

reichende Bezahlung allerdings. Er weist gleichfalls darauf hin, Preußen könnte ja für sich selbst einen größern Staats-Eisenbahn-Complex herstellen, und dessen Anziehungskraft versuchen. „Aber ich halte es für meine Pflicht, zuerst die Macht des Reichs und nicht eines — Großpreußenthums zu stärken und den stärksten Staat im Reiche selbst, solange wir es hindern können, auf wirthschaftlichem Gebiet nicht noch mehr Uebergewicht gewinnen zu lassen, sondern es dem Reiche zuzuweisen. Die Reichsverfassung kann nur auf diesem Wege zu einer Wahrheit werden."

Das war gewiß sehr schön gesagt. Aber Hr. Windthorst erlaubte sich, den Unterschied zwischen einem solchen Reiche und dem „Großpreußenthum" näher zu untersuchen. „Der Abg. Lasker sagt: wir geben, indem wir so vorgehen, den übrigen Staaten von Neuem ein großes Beispiel der Entsagung, wir stellen uns auf die Höhe der Zeit, wie es im Jahre 1866, 1870 ꝛc. geschehen sei. Wir bringen Alles, was wir hier offeriren, selbst wenn die Offerte uns schädlich seyn könnte, dem deutschen Reiche zum Opfer. Ich glaube, es ist doch an der Zeit, daß wir diese schönen Worte ihrem Sinne nach prüfen. Wenn der König von Preußen täglich ein Stück seiner Hoheitsrechte an den deutschen Kaiser übergibt, und wenn dadurch die übrigen Fürsten und freien Städte veranlaßt werden sollen ein Gleiches zu thun, so ist es allerdings nicht zweifelhaft, daß der König von Preußen, die übrigen Fürsten und die freien Städte das fragliche Stück von Hoheitsrechten an das deutsche Reich abtreten und abgetreten haben, und wenn dann schließlich nichts mehr abzutreten übrig ist, so ist es auch richtig, daß Preußen und die übrigen Staaten in Deutschland aufgegangen sind. Der Unterschied ist nur der, daß der König von Preußen als deutscher Kaiser immer bleibt, und die andern Fürsten aufgegangen bleiben."

Nur auf diesem Wege, sagte der Reichskanzler, dem Weg der „großen Morgengabe" nämlich, könne die Reichsverfassung eine Wahrheit werden. Nun hat aber Hr. Hänel,

der entschiedenste Gegner der Vorlage, gezeigt, welch' bedeutende Rechte in Art. 41—47 der Verfassung dem Reiche zugewiesen seien und ohne Eigenthums = Aenderung durchgeführt werden könnten. „Die Grenze besteht verfassungsmäßig nur darin, daß die Aufsichtsrechte des Reichs nur im Interesse des allgemeinen Verkehrs und der Landesvertheidigung auszuüben sind. Sie cessiren also lediglich in Bezug auf reine Lokalbahnen. Das Reich hat das Recht, die Grenzen der Aufsichtsrechte über die Privatbahnen abzumessen, ebenso wie dieß dem Einzelstaate über die in seinem Gebiete befindlichen Bahnen freisteht. Weiter aber ist das Reich verfassungsmäßig zur Aufsicht über die Staatsbahnen berufen in dem nämlichen Maße, wie bis jetzt der Einzelstaat zur Aufsicht über die Privatbahnen in seinem Gebiet berufen war."

Warum sind nun die betreffenden Verfassungs=Artikel bis jetzt nicht verwirklicht, und warum ist nicht dadurch das Reich zu einer Wahrheit gemacht worden? In Berlin schreibt man die Schuld den übrigen Staaten zu. Herr Reichensperger führte aber eine merkwürdige Aeußerung an, die dem Fürsten Bismarck selbst entschlüpft war. „Er hat angeführt, das Hoffen und Vertrauen auf die Ausführung der Art. 41 — 47 sei namentlich auch durch den preußischen Herrn Handelsminister durchkreuzt worden; der preußische Herr Handelsminister habe sich so renitent erwiesen, daß auch das Reichs = Eisenbahnamt selbst nicht hätte wirksam gemacht werden können." „Es hat mich", fügt der Redner bei, „seit langen Jahren Nichts so sehr in Erstaunen gesetzt als diese Angabe, außer allenfalls die Thatsache, daß der Herr Handelsminister nicht dagegen remonstrirt hat." In der That ist die angeführte Aeußerung sehr bezeichnend zur Illustrirung der „großen Morgengabe", die man in Berlin dem Reiche zugedacht hat.

Uebrigens hat sich noch ein eigenthümlicher Zwiespalt der Meinungen über die Frage erhoben: wie denn das partikulare Interesse Preußens an der Ausbildung seines eigenen Eisenbahnsystems beim Reiche besorgt und aufge=

hoben wäre, wenn das Reich einmal alle preußischen Staatsbahnen als Morgengabe empfangen hätte. Bekanntlich ist Preußen ein verhältnißmäßig an Eisenbahnen armes Land und sind namentlich die östlichen Provinzen in dieser Beziehung bis jetzt sehr vernachlässigt worden. Es hat sich nun die Besorgniß erhoben, daß das Reich sich nicht beeilen würde, diese Versäumnisse auf seine Kosten nachzuholen. Dahin hat sich insbesondere der Abg. Virchow geäußert: „Unsere östlichen Provinzen", sagte er, „haben neue Lokalbahnen durchaus nöthig. Preußen hat 1,14, Pommern 1,05, Posen 1,44, Schlesien 3,00 und gar die Rheinprovinz 4,29 Kilometer Eisenbahnen auf die Quadratmeile. Wird das Reich diese Interessen schützen? Die ganze Vorlage hat die Tendenz nicht, die lokalen Bahnen auch künftig den Einzelstaaten zu überlassen. Wir werden schwerlich dann noch vor dem preußischen Handelsminister neue Eisenbahnvorlagen berathen. Glauben Sie denn im Ernst, daß das Reich fortfahren wird, mit seinem Credit Eisenbahnen in Preußen zu bauen?"

Andere Leute freilich meinen, daß das eitel Schwarzseherei der Opposition sei, und daß gerade umgekehrt das Reich die Lücken im preußischen Eisenbahnnetz auszufüllen, reichliche Mittel aufwenden würde. Diese Anschauung geht denn auch von dem unzweifelhaft richtigen Gedanken aus, daß das Reich sich selbst verläugnen müßte, wenn es nicht die preußischen Bedürfnisse vor allem Andern besorgen wollte. Da dieß aber natürlich nicht geschehen kann außer auf Kosten und zum Schaden der übrigen Contribuenten, so ist allerdings eine andere Besorgniß um so mehr begründet und wird sich um so ausgiebiger das Wort Reichenspergers bewahrheiten, daß mit diesem Gesetz „ein wahrer und wirklicher Erisapfel in das Reich geworfen werde". Ueberhaupt bemerkte Hr. Richter sehr richtig, daß Eisenbahnfragen in einem Bundesstaate viel gefährlicher seien als in einem Einheitsstaate, wo hinter der landsmannschaftlichen Gruppe die betreffende Regierung stehe. „Wir müssen gestehen", sagte er, „daß diese Eisenbahnfrage, so jung sie ist, in ihrer

Geschichte auf die nationalen Verhältnisse in Deutschland, auf das einheitliche Band schon überaus schädlich gewirkt hat. In diesem Augenblicke ist eine Trennung von Nord- und Süddeutschland in den einzelnen Staaten vorhanden, wie sie seit dem Jahre 1866 nicht bestanden hat. Denn nicht nur befehdeten sich die Regierungen in ihrer Presse, sondern auch in der nationalliberalen Partei seien die Landsmannschaften auseinander gefallen.

Derselbe fortschrittliche Abgeordnete forderte die Kammer dringend auf, auch über eine andere Consequenz des Reichs-Eisenbahn-Projekts, wenn es verwirklicht werde, doch recht reiflich nachzudenken, nämlich über den unausbleiblichen Rückschlag auf ihr eigenes constitutionelles Daseyn. Freilich predigte er bei den Nationalliberalen nur tauben Ohren. Sie wollten die Freiheit Geld zu machen; diese Freiheit würde durch das Reichseisenbahn-System eher noch gemehrt als gemindert; also blieben die Angstrufe des Abg. Richter bei den Geldmachts-Vertretern ohne allen Eindruck. „Dieser Reichstag", sagte er, „geht verloren mit den Reichseisen-Bahnen". Im Besitz einer solchen Macht und Finanzgewalt habe der Reichskanzler erst recht nichts mehr nach dem Reichstage zu fragen.

Auf diese Seite der großen Angelegenheit kam Herr Dr. Windthorst gleichfalls zu sprechen. Er bewies, wie die Ausführung des (uneingestandenen) Ganzen wie des (eingestandenen) Theils eine schwere Bedrohung des Freiheitsprincips sei. „Wer die Eisenbahnen in der Hand hat, hat die Beamten und die sämmtlichen Verkehrsinteressen, er hat die Mittel in der Hand jegliche Ortschaft, jegliche Person zu fassen am empfindlichsten Theile, am Geldinteresse. Es ist eine viel erörterte Frage, ob überhaupt in einem Militär-Staate eine constitutionelle Verfassung bestehen kann. Nach den Erfahrungen, die ich hier gemacht habe, glaube ich, daß die Frage verneint werden muß. Denn glauben Sie doch nicht, daß wir hier oder im Reiche irgendwelche reelle constitutionelle Staatsform repräsentiren. Aber wenn nun noch

das ganze Eisenbahnwesen, nebst Post und Telegraphen, in die Hände der Reichsregierung gelegt wird, dann macht man sie zu einem Faktor, mit dem Jeglicher rechnen muß und dem kein Widerstand zu leisten ist."

Selbstverständlich sind die Kammern der Einzelstaaten und diese kleineren Vaterländer selbst noch viel dringender als die Reichsvertretung in ihrer politischen Existenz bedroht, sobald man es angehen läßt, daß das Reich zu einer so colossalen Eisenbahn-Macht umgeformt wird. Die Vollmacht, die Fürst Bismarck nunmehr vom preußischen Landtag erhalten hat, mit dem Reiche wegen Uebernahme der preußischen Staatsbahnen und der Hoheitsrechte gegenüber den Privatbahnen zu verhandeln, erinnert lebhaft an die Geschichte des preußisch-französischen Handelsvertrags und seiner Folgen. Preußen hatte damals, durch Vertrag vom 2. August 1862, von seinen Zollverbündeten unbeschränkte Vollmacht zur Verhandlung mit Frankreich erhalten. Erst als das Abkommen perfekt war, ging den Kabineten ein Licht auf, was sie damit gethan hatten, und auf der ganzen Linie der mittleren und kleineren Staaten ward ein furchtbarer Lärm aufgeschlagen. Aber es war nun zu spät. „Wir könnten uns", schrieb der französische Minister Drouyn am 8. Juni 1865 nach München, „über diesen Mangel an Gedächtniß beschweren; denn es müsse doch gerechte Verwunderung erregen, daß das Münchener Kabinet nun auf einmal nicht allein das Resultat, sondern auch den Gedanken der langen Unterhandlung verläugne"[1]). Der Franzose hatte Recht, wenn er die Schuld der feigen und sorglosen Diplomatie dieser Mittelstaaten zuschob.

In falsche Sicherheit sich einwiegend, hatten die Kabinete und das Publikum den Verhandlungen ihren Lauf gelassen, weil man ja doch die Bedingung zur vertragsmäßigen Erneuerung des Zollvereins in der Hand habe und also die Berliner Pfiffe immer noch abfahren lassen könne. Als der

1) Histor.-polit. Blätter. 1864. Bd. 53. S. 1001 ff.

Löwenvertrag Preußens mit Frankreich bekannt wurde, da prahlte man in der That, lieber den Zollverein sprengen zu wollen. Aber Preußen blieb fest; es kannte seine Pappenheimer, und sobald die Alternative wirklich gestellt war, so gaben sie klein bei. Damals ist das verhängnißvolle Wort von der „Zwangslage" entstanden. Nichts anderes als die abermalige Herbeiführung einer solchen Zwangslage ist aber gemeint, wenn die Motive zum Reichseisenbahn-Gesetz unverholen mit einer preußischen Eisenbahnpolitik drohen, welche „unangenehme Folgen für die Nachbarstaaten" mit sich bringen werde; das ist mit anderen Worten abermals die — Zwangslage.

Darauf könnten es nun die gleichinteressirten Einzelstaaten immer noch ankommen lassen. Wenn Preußen das thun und die unabhängigen Eisenbahnen der Einzelstaaten todt concurriren oder aushungern will, nun so möge es das Spiel versuchen; wir haben ja diese bundesfreundliche Gesinnung Preußens schon öfter erprobt. Die Sache steht dann immer noch anders, als wenn dasselbe Manöver vom — Reich, und sonach mit der wenigstens stillschweigenden Zustimmung einiger Einzelstaaten selber, in Gang gebracht wird. Sobald aber diese Staaten sich das Reichsnetz über den Kopf werfen lassen und dem Reichseisenbahn-Projekt nachgeben, indem sie etwa, auf ihre Reservatrechte gestützt, meinen, daß sie von der Sache eigentlich nicht betroffen seien, dann wird die wahre und wirkliche Zwangslage erst recht eintreten; und dann wäre man nicht mehr vor die Alternative der Sprengung eines Zollvereins, sondern der — Sprengung des Reichs gestellt.

Als Bayern vor eilf Jahren vor jene Alternative gestellt war, da vertröstete uns der damalige Ministerpräsident von der Pfordten auf den nächsten Ablauf des Zollvereins-Vertrags. Wenn jetzt auch, so sagte er, der französische Handelsvertrag angenommen werde, so werde man daraus doch nicht folgern dürfen, „daß Bayern in zwölf Jahren sich im Zollverein Alles gefallen lassen müsse." „Daraus daß man dießmal von der Ueberzeugung ausgegangen ist, es sei

besser, den uns in manigfacher Beziehung unangenehmen Handelsvertrag anzunehmen, als den Zollverein zu lösen, darf meiner festen Ueberzeugung nach nicht gefolgert werden, daß man unter allen Umständen und immer die Erhaltung des Zollvereins über alle Verhältnisse setzen werde. Ich glaube, der würde sich sehr irren, der diese Schlußfolgerung ziehen, und darauf jetzt oder in zwölf Jahren seine Politik gründen wollte"[1])!

Vergleicht man diese tapfere Sprache mit der jetzigen Lage unseres Landes nach innen und außen, so möchten einem wirklich die Augen übergehen. Heute sind die zwölf Jahre noch nicht vollends verflossen, und schon beweist das Reichseisenbahn-Projekt, daß man in Berlin wirklich der Meinung ist, Bayern müsse sich Alles gefallen lassen. Hätte man bei uns die große politische Lehre: principiis obsta damals nicht in den Wind geschlagen, so hätte man in Berlin nicht einfach die Politik der Zwangslage in ein förmliches System gegen uns bringen können, das in dem neuen Projekt nun einfach seine letzte Wirkung äußern soll. Ich sage: die letzte Wirkung; denn alles Weitere würde sich, ohne Anspannung einer ferneren Zwangslage, ganz von selbst zum Untergange neigen.

1) Stenographischer Bericht der bayer. Abgeordneten-Kammer vom 24. April 1865.

LXIV.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Siebentes Capitel: Erste Reise nach Italien (1817—18).

3. Nach Girgenti und Noto.

Girgenti (Agrigentum der Alten) 25. November.

Herzlichen Gruß! Mögen Sie ebenso vergnügt seyn als ich; besonders die Mutter und Schwester, deren Namenstag ich heute durch ein freudiges Gebet feiern will. Amen. — Den abgebrochenen Brief setze ich fort im Zimmer des Pater Lektors der Dominikaner, von dessen hoher Lage ich eine entzückende Aussicht habe gegen Süden, über einen Theil der Stadt, über Orangen- und Olivenwäldchen hin, auf das weite, im Strahl der Mittagssonne glänzende Meer.

Den 22. also um 12 Uhr reisten Dillis und ich von der Marinella, dem Haus am Meer, wo wir übernachteten, in einer Sänfte ab, größtentheils unbebautes, an Disteln und anderem Unkraut reiches, an Wohnungen armes, fast leeres Land; eine lange Strecke ganz nahe am Meeresufer hin, dessen Wellen die Füße unserer Maulthiere häufig bespülten, öfter durch kleine Meerzungen, die sich in's Land hinein erstrecken; durch Flüsse, über die man schwer setzt bei ganz trockenem Wetter und gar nicht setzen kann bei Regen, weil nirgends Brücken sind. Es reitet immer ein Campiere voraus, um die bequemste Stelle zum Uebersetzen zu suchen. Mehrere Städte haben schon Summen gesammelt, um Brücken und Straßen in ihrer Nähe zu bauen; dann kommt aber immer die Regierung, ihnen diese Summen zu nehmen. Ein so gesegnetes und zugleich so verwahrlostes Land ist mir noch

niemals vorgekommen. Auf unserer Reise haben wir fast kein Dorf getroffen, nur Städte und hin und wieder einsame Häuser.

Die Regierung wollte zum Theil aus politischen Gründen, ähnlich wie früher König Fritz von Preußen, keine Straßen haben, weil sie annahm, daß dieselben die Eroberung der Insel fördern könnten, was allerdings nicht der Wahrscheinlichkeit entbehrte. Erst fürchtete sie die Engländer und dann Napoleon.

Abends 5 Uhr kamen wir in Sciacca an, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, die an einen Berg hingebaut ist, und fanden die übrige Reisegesellschaft einquartirt im Kloster der Padri della Redenzione. Wir hatten alle von unseren erhöhten Zimmern die Aussicht auf's Meer und sahen die Sonne, rings Wolken, Lüfte und Wellen entzündend, in der Fluth untertauchen. — Abends 6 Uhr Hauptmahlzeit, die beste und köstlichste auf der ganzen italienischen Reise. Das Kloster zählt sechs Priester und zwölf Novizen. Jene beschäftigen sich mit dem Unterricht jüngerer Leute. In Sicilien ist kein Kloster aufgehoben worden.

Den 23. hörten wir — es war Sonntag — Alle um 5 Uhr Messe, frühstückten und reisten um Sechse ab; trotz der Morgenstunde war große Hitze, weil wir über Schwefelboden wanderten; es ging auf engen Steigen, Berg auf, Berg ab, über Stock und Stauden, durch seichte Meerzungen und Flüsse, auch über den Halikus der Alten. Die Gebirge, durch die wir reisten, bestunden aus Gyps (Alabaster) und zwar Fraueneis, von welchem es große gewaltige Felsen gab, die heftig im Sonnenlicht glänzten. Mittag machten wir, in einem Orangenwäldchen liegend, in Monte allegro, vor uns gegen Westen ein hoher weißer Fels -- auf ihm, an ihm und rings um ihn die Häuser zwischen Oliven und Myrthen hingebaut. Viel Volk war versammelt, das von verschiedenen Höhen des Berges und von den Dächern auf uns sah, in lebhaften Worten, Bewegungen und Mienen sich äußernd. Da kömmt eine Frau, von vier kleinen Kindern umgeben, im Ausdruck heftigen Schmerzens wirft sie sich dem Prinzen zu Füßen,

eine Schrift ihm überreichend; Graf Seinsheim und ich lesen sie:

„Mein Mann ward von einem Anderen mit einem großen Stein wiederholt auf den Kopf geschlagen, daß er niederstürzt; in der Wuth zieht er ein von den Gesetzen nicht verbotenes Messer, sticht Jenen in den Leib und derselbe stirbt, vielleicht wegen schlechter ärztlicher Behandlung, an den Folgen der Wunde; mein Mann wird eingesperrt, und, weil er aus Armuth seinen Prozeß nicht verfolgen kann, vielleicht verurtheilt."

Sie fleht um die Verwendung Sr. Kgl. Hoheit bei dem Herzog von Calabrien um Gnade. Mit den Bitten der Frau vereinigt sich das Flehen ihrer Schwester, mit einem säugenden Kind an der Brust und fünf anderen neben sich; hinter Beiden aber ruft, händeringend, mit einem schwarzen zurückgeschlagenen Schleier auf dem Kopf und mit glühenden Augen, die Schwester des Ermordeten um Rache, Rache, die hier eine Tugend ist. Das Volk auf den Höhen, in dichten Gruppen, in der Nähe und Ferne spricht laut für den Thäter. Der Prinz ist gerührt, er schickt den Grafen Seinsheim zum Richter; dieser kommt, redet selber zu Gunsten des Gefangenen und bittet den Prinzen, sich bei dem Hof in Palermo um Gnade zu verwenden; der Prinz verspricht es; nun nimmt die Bewegung im Jubel des Volkes zu, der ganze Berg scheint Leben zu erhalten, kleines Geschütz wird gelöst auf allen Höhen ringsum, die Freude zeigt sich in tausend Tönen und Farben, dazwischen das blitzende Fraueneis des Gebirges — und im Geleit von Segnungen ziehen wir von Monte allegro ab.

Der Prinz hat wirklich vorgebeten und mit Erfolg, der Angeklagte wurde begnadigt. Meine briefliche Erzählung des Ereignisses sandte ohne mein Vorwissen ein Freund an den Herausgeber der „Zeit Schwingen" in Jena (später Offenbach), den Bayern Pfeilschifter, welcher sie aufnahm, und von dort ging sie über in französische, italienische und andere Blätter.

Abends 6 Uhr kamen wir in Molo di Girgenti unter großem Zulauf des Volkes an, von da ging es zwei Stunden beständig aufwärts bis Girgenti; (die alten Städte in Griechenland, Italien und Sizilien waren zu ihrer leichteren Vertheidigung — wohl auch wegen der Gesundheit und des Wassers — häufig auf Höhen gebaut). Der Kronprinz und die beiden Grafen wohnen im Hause des Barons Rotulo di Arragona, Tillis und ich im Dominikanerkloster, alle zusammen aßen wir bei Rotulo. Girgenti hat jetzt 16,000 Einwohner, da Agrigentum 800,000 hatte, darunter waren nicht 30,000 Bürger, das übrige (häufig äußerst hart gehaltene) Sklaven. Griechische Freiheit! — Der Reichthum, die Baulust und das Wohlleben der alten Agrigentiner war so groß, daß Empedokles, der sizilische Philosoph, von ihnen sagte: Die Agrigentiner bauen, als wollten sie ewig leben, und leben (so üppig) als wollten sie morgen sterben. Ehemals hatte die Stadt 10 italienische Miglien (2 deutsche Meilen) im Umfang. Noch jetzt ist sie einzig schön gelegen; stufenartig baut sie sich an einem hohen Berge hin, mit der prächtigen Aussicht über sanft gewölbte Hügel und flache Thäler auf das Meer.

Wir gingen am Morgen nach unserer Ankunft zu den großen Ruinen der alten Tempel, die jetzt dreiviertel Stunden vor der Stadt, ehmals im Umfang derselben waren; erst zum Tempel der Juno Lucina (nach anderen der Pudicitia, was ich sehr wünsche), der nur von der Nordseite, — dann zum Tempel der Concordia, der fast ganz erhalten ist, auch mit der Cella im Innern, der eigentlichen Kirche, worin das Opfer gebracht wurde, und die man fast nirgends mehr erhalten findet. Mir war diese Cella sehr merkwürdig, weil sie mir widerlegt, was man von der Heiterkeit der alten Tempel sagt; sie ist finsterer, bei weitem, als alle unsere s. g. gothischen Kirchen.

Dann kamen wir zu den Trümmern des Herkules- (poca cosa) und endlich zu denen des Jupiter-Tempels (Olympius). Gegen die Säulentrümmer, die wir hier fanden, sind — nicht an Menge, aber an Dicke — die von Selinunt

nur Kinderspiel; denn ein Stück hat über 40 Fuß im Umfang. Dazu wenige Reste von den Tempeln der Minerva, der Proserpina, des Jupiter polyeios (stadtbewahrend), des Jupiter alapyrion (fulminans, feuerschleudernd) und des Aeskulap. Alle diese Tempel stunden neben der alten Stadtmauer, noch von dieser eingeschlossen und über sie hervorragend, auf erhöhten Orten, im Kranze um die Stadt herum. Wir haben in der christlichen Zeit wohl noch viel größere Kirchen, z. B. die von St. Peter in Rom, welche 500 Fuß (da der alte Tempel des Olympius nach Diodorus Siculus nur 340 lang war), sodann die in Köln u. s. w. Aber die dorische Säulenordnung und das schöne Verhältniß der Theile bei den altgriechischen Tempeln macht einen täuschend großen Eindruck. Und man denke sich diesen Kranz von Tempeln an den höchsten Stellen einer schon so hoch liegenden Stadt, mit ihren großen freien Säulengängen! Gleichwohl ist zu bedenken, daß die altgriechischen Tempel etwas einförmig waren, indem fast einer stets dem andern glich.

Hier dürfte ich in den nämlichen Irrthum verfallen seyn, wie als ich die Franzosen alle einander ähnlich fand. Einem Hellenen fiele an unsern gothischen Domen zuerst ohne Zweifel das allen Gemeinsame auf, bis er allmählig auch das einzeln Unterscheidende gewahr würde. — Uebrigens drängt sich hier eine weitere Betrachtung herbei: Wie unvergleichlich erhabener, den Stempel der Religiosität an der Stirn, mußte solch' eine heidnische Stadt erscheinen, als unsere modernen Industrieplätze ohne jeglichen Ausdruck eines höheren Gedankens!

Von der Nordseite, wie Polybius genau beschreibt, ist die alte Stadt fast unzugänglich gewesen, durch hohe Felsen, welche ihre natürlichen Mauern bildeten.

Wir haben in der Domkirche ein schönes Bassorilievo gesehen, vorstellend auf vier Seiten die Geschichte des Hippolyt und der Phädra, in Anspielung auf den Tod des hiesigen Tyrannen Phintias, der von einem Wildschwein getödtet wurde. Dieses Bildwerk ist so berühmt! Das beste Basso-

rilievo, das ich bis jetzt gesehen, ist das von Ghiberti, wovon wir in München einen Abguß haben, Geschichten des alten Testamentes vorstellend, aus dem 15. Jahrhundert. Aber da es heilige Geschichten sind, konnte es unmöglich so gut seyn, als eines aus dem alten Heidenthum, aus der heiteren Zeit der Griechen! — Von einigen Münzsammlungen, die wir gesehen, vorzüglich sizilischer Münzen, bei uns so selten, wird wohl der Prinz ohne Schwierigkeit einen Theil für uns erwerben.

Der Philosoph Empedokles, einer der angesehensten Bürger von hier, ist noch jetzt in gutem Andenken. Er hat der Stadt viele Wohlthaten erwiesen, unter andern diese, daß er einen Berg in der Mitte durchbrechen ließ, wodurch der Nordwind, hier der gesündeste, Zutritt zur Stadt bekam und die häufigen Seuchen vermindert wurden. Sie wollten ihn zum König machen, er nahm es nicht an, doch prägten sie Münzen zu seiner Ehre, von welchen mehrere in hiesigen Sammlungen zu sehen. — Vom Reichthum, sowie von der Gastfreiheit der alten Agrigentiner erhält man einen Begriff, wenn man liest, daß Gellias vor jeder Thür seines Hauses einen Sklaven hielt, der jeden Fremden einzukehren nöthigen mußte. Als einmal 500 berittene Soldaten von Syrakus nach Agrigentum kamen, nahm Gellias alle zu sich in's Haus, ließ allen auf der Stelle frische Leibröcke und Wäsche (?) geben und sie vortrefflich bewirthen. Das konnten einzelne Bürger! Der Oelbaum, damals im nahen Afrika noch nicht gebaut, brachte solchen Reichthum, das agrigentinische Oel war das berühmteste.

Noch jetzt sind die Sizilianer sehr gastfrei, auch von den Bewohnern des unteren Italiens wird es gerühmt. Ohne diese Gastfreiheit könnte man hier fast nicht reisen, bei dem schlechten Zustande der Wirthshäuser ꝛc. Sie halten es für Pflicht, dem Fremden zu dienen, ihn in's Quartier zu nehmen, ihm Früchte zu schicken, Empfehlungsschreiben zu geben. Bei dem Pater Lektor dahier hat vor uns ein sächsischer Baron, ein Mineralog gewohnt. So sind an jedem Orte Gewisse, an die sich die Reisenden vorzüglich wenden.

Unser Padre Gazza[1]) ist übrigens kein großes Licht. Mein griechisches Evangelium hielt er für deutsch, er kennt also weder deutsche noch griechische Buchstaben. Noch mehr: Gestern sang ich: Gaudeamus igitur, juvenes germani, da sagte er: „Ecco, un canto tedesco!“ Noch ein anderer gegenwärtiger Dominikaner wußte es auch nicht besser[2]). Aber es gibt auch sehr gescheidte Leute hier, z. B. den Kanonikus Raimundi, ein sehr unterrichteter Mann, der uns viele Dienste leistete, von ursprünglich deutscher Familie; und der hiesige Professor der Philosophie, der sich bei mir fleißig um die deutsche Philosophie erkundigte, Weltpriester und Mann von äußerst geistreichem Gesicht.

Jacobi machte es Freude, als ich ihm nach der Rückkunft erzählen konnte, daß der Girgentiner Professor sich besonders angelegentlich um ihn erkundigt hatte.

Gern gedenke ich zugleich des Sgre. Raffaele Puliti, dessen zahlreiche Abhandlungen über die Alterthümer von Girgenti viele Anerkennung gefunden und der mit großer Freundlichkeit meine mineralogischen Wünsche mit wunderschönen Cölestinen, Selenit- und Schwefelkrystallen befriedigte und dagegen sich erfreute, seine Wohnung mit Lithographien nach schönen Bildern der Münchener Kunstepoche auszuschmücken, die ich ihm allmählig sandte, da wir noch lang in brieflichem und Geschäftsverkehr geblieben.

Aber auch anderwärts in Sizilien verschaffte ich mir Prachtexemplare von obigen Mineralien — zolfi nennen sie unterschiedslos die Einheimischen, weil sie sämmtlich in den Schwefelbergwerken vorkommen. Man traf sie bis dahin sehr selten in den Sammlungen des übrigen Europa und sie stunden hoch im Preis, denn ihre Fundorte waren nicht

1) So hieß der Pater Lektor zwar nicht in der That, wir nennen ihn aber Scherzes halber so, über seinen wirklichen Namen aus gewissen Gründen den Mantel der christlichen Liebe breitend.

2) Allerdings unterscheiden Aussprache und Cantilene das Latein des Italieners sehr vom unserigen.

recht allgemein bekannt; das Wiener Mineralien-Kabinet erhielt die seinigen erst gelegentlich der österreichischen Militärexpedition in den Jahren 1820—24. Ich spähte überall nach den Tändlerläden, und nicht nur Mineralien, auch antike Münzen, Kupferstiche, seltene Bücherausgaben und dgl. erwarb ich oft um billigen Preis. Der Prinz sowohl als die anderen Herren nahmen Antheil an meiner Sammellust und machten mich aufmerksam, daß dort oder da etwas zu finden seyn könnte, und auch von Einheimischen erhielt ich, wo man meine Liebhaberei bemerkte, als ärztliches Honorar manchen werthvollen Gegenstand. Doch machte ich es nicht wie jener sächsische Gelehrte, Namens Schweigger, dem ich bald nach meiner Rückkehr Adressen für Sizilien gegeben und der in seinem wissenschaftlichen Entzücken einem seiner Führer in Girgenti zurief: „O was habt ihr für Schätze, ohne es zu wissen!“ Der Elende meinte nicht anders als daß der Fremde Gold und Edelsteine entdeckt hätte, und brachte ihn um. Puliti war der Erste, der mir davon Nachricht gab, und ich sah mich in der traurigen Lage, den Bruder des Ermordeten (bekannt als Professor der Physik in Halle und Herausgeber einer physikalischen Zeitschrift) in Kenntniß zu setzen.

Von der Neugierde der Eingebornen hat man keinen Begriff. Sie gehen uns bis auf's Zimmer nach, um, wie sie sagen, uns ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen; täglich Abends von 6 bis 8, 9 Uhr ist auf unserem Zimmer eine Zusammenkunft von acht bis zehn Personen, die sich um Alles, auch das Kleinste erkundigen. Eine der ersten Fragen von unserem Zimmerherrn, dem Padre Gazza war: wie viel Dillis und ich Gehalt bekämen. Schon am Abend nach unserer Ankunft gefiel ihm mein goldener Ring mit der Mosaik so wohl, daß er meinte, ich solle ihm denselben überlassen, von Dillis wünschte er die Augengläser und ein Gemälde.

Gestern waren drei Doktoren von hier in der Abendgesellschaft, alle ungemein höflich und bescheiden, alle Browni-

aner. Zu drei Concilien bin ich schon gerufen worden. Von einem der Patienten wurden mir dafür vier Flaschen köstlichen Rosoglios und eine Menge Zuckerbackwerk zugeschickt, und fast dasselbe Geschenk erhalte ich soeben von einer Kranken, die ich besuchte. Ich weiß nicht wohin mit all dem Zeug und wollte, Sie hätten etwas davon, es ist sehr gut, aus sizilischen Früchten. — Von vielen Dingen bei uns haben diese Insulaner gar keinen Begriff. Gestern fragte uns ein Mönch, was wir denn thäten, wenn es schneite? Ich sagte, wir ließen es schneien. „Ob wir alsdann immer im Hause bleiben müßten?“

Als ich am ersten Nachmittag vom Schlaf erwachte, glaubte ich einen wahren Engelsgesang zu vernehmen; ich sprang auf, trat vor die Thür, und dem Schalle nachgehend, gelangte ich in ein Oratorium, von wo ich, in die Kirche hinabblickend, Frauen und Mädchen der Stadt gewahrte, die mit wunderschönen Stimmen den Rosenkranz (Litanei?) im Wechsel von zwei Chören sangen. Verlor sich bei der täglichen Wiederholung jener ganz überirdische Eindruck, welchen im Erwachen die Ueberraschung hervorgerufen, so blieb mir dieser Gesang doch in rührendem Erinnern. „Es ist nichts schöner“, schrieb ich damals, „größer und ergreifender als Herzensgebet im Gesang ausgegossen.“

Gestern fragte uns Padre Gazza, ob wir auch täglich Messe hörten. Ich sagte: „Nicht alle Tage.“ Er: „Sie hören also bisweilen keine Messe.“ „Richtiger: Wir hören bisweilen Messe.“ Ich setzte hinzu, ich wäre der Meinung, der Mensch müsse beständig ohne Aufhören beten. — Hier überzeuge ich mich, daß für diese Südländer mit dem lebhaften unruhigen Blute der kirchliche Zwang nothwendiger ist als für uns ruhigere Deutschen. Indessen wer einmal vom Geiste Christi wahrhaft frei gemacht worden ist, der ist frei in jedem Klima. Hier müssen sie ja auch die Frauen einsperren, daher man keine aus den höheren Ständen zu sehen bekömmt. Ich indessen als Arzt habe schon viele gesehen, und mehrere darunter sind wirklich schön, mit Augen wie feurige Räder.

29. Nov. Wir sind schon acht Tage hier und werden noch einige Tage bleiben, weil Dillis für den Kronprinzen sehr viel zu zeichnen hat. Auch ich habe alle Hände voll zu thun. Es sind zehn Aerzte hier und fast alle haben mich zur Consultation gezogen, acht Miglien weit sind Kranke zu mir gekommen; ich bin oft verlegen über die ungewöhnliche Bescheidenheit, die Aerzte und Kranke gegen mich äußern[1]). Vom Marchese Sclavani habe ich einen goldenen Ring mit schöner Camee bekommen, ein anderer schenkte mir zwei sehr schöne Fossilien, die nur in Sicilien vorkommen. —

Unser Aufenthalt erregt bei den Eingebornen erstaunliche Theilnahme. Seit mehr als zwei-, vielleicht dreihundert Jahren ist gewiß keine so hohe Person hier gewesen; der König von Neapel, obwohl er mehrere Jahre in Palermo zugebracht hat, war niemals hier, nie der Kronprinz, der in Palermo Residenz hält; denn es ist mit halsbrechender Gefahr verbunden hieher zu kommen[2]). Man kann sich nicht genug wundern, daß der Kronprinz mit uns schier wie mit Kameraden umgeht; daß er so gewaltige Spaziergänge zu den Tempeln macht, da die reichen Eingebornen nie zu Fuß dahingelangen. Er ist auch wirklich ein ungewöhnlicher Fußgänger[3]). Sie laden hier die Leute, welche uns auf unseren Ausflügen begleiten und Sachen von uns tragen, zu sich ein und bezahlen ihnen Wein, damit dieselben erzählen, was wir gethan, gesagt haben u. s. w.

5. Dezember in Noto, einer Stadt von 14,000 Einwohnern. Ich setze unsere Geschichte in Girgenti fort. Den 30. November kamen bis Abends halb 9 Uhr Kranke zu mir. Mir ward der Kopf so heiß, daß ich mich aus dem Kloster

---

1) Das hätte mich eigentlich nicht wundern sollen. War ein Principe di Baviera eine magische Erscheinung, so mußte doch auch sein Leibarzt etwas Vorzügliches seyn!

2) Solch hohen Herren stunden ja doch wohl Schiffe zu Gebot?

3) Sie bewunderten zugleich den Muth und die Wißbegierde, die ihn trieben, sogar ganz allein und Stunden lang mit dem Notizbuch zur Hand in den so entlegenen einsamen Ruinen umherzugehen, wo sowohl von Raubgesindel wie von Schlangen ihm Gefahr drohte.

flüchtete, weil ich zu des Prinzen Abendessen zu gehen habe, was allerdings auch der Fall war. Um ein Viertel nach 9 Uhr kehrte ich zurück, aber da fand ich neue Kranke vor, mit denen ich mich bis dreiviertel auf 11 beschäftigen mußte, und ich hatte noch so viel zu thun, da wir den folgenden Morgen um 5 Uhr abgehen wollten, nämlich noch zwei Kisten mit Mineralien zu packen, ein Geschäft, das ich Keinem überlassen wollte, weil so zarte Sachen darunter waren. Ich packte daher die ganze Nacht bis halb 4, kam gar nicht in's Bett, konnte aber doch nicht fertig werden und mußte das Zunageln dem Padre Gazza überlassen, der auch die Sendung der Kisten bis Palermo besorgen will. Schon den Tag zuvor hat er altes Papier zum Einwickeln der Mineralien in Werg für mich kaufen lassen, er rechnete dafür zwei Thaler, d. i. 5 fl.; früher hatte er gesagt, der Transport möchte zwei Thaler kosten, ich gab sie ihm, nun verlangte er noch zwei; ich gab sie ihm; endlich noch zwei, ich gab sie wieder. Nun hatte er acht spanische Thaler, d. i. über 19 fl. Er bemerkte, um die Kisten fester zu machen, wäre ein tüchtiger Strick gut, und verlangte dafür 1½ Thaler. Ich gab ihm einen Dukaten, und verlangte, er sollte mir herausgeben. Das that er aber nicht, sondern sagte, der Rest sei für allenfalls noch vorkommende unvermuthete Ausgaben!! — Sie werden sich wundern über meine Geduld und Nachgiebigkeit. Ja, unter anderen Verhältnissen wäre sie auch nicht so weit gegangen. Aber bedenken Sie, es war Nacht, in einer Stunde sollte ich abgehen; brachte ich den Schlingel auf, so verdarb er mir aus Bosheit vielleicht meine Mineralien, oder packte sie so schlecht, daß sie mir auf der Reise zu Grund gingen, und so wollte ich lieber die acht spanischen Thaler opfern; denn die Mineralien sind viel mehr werth. — Aber hören Sie weiter. Ehe ich ging, schrieb er mir auf einen Zettel seine Adresse, unter welcher ich ihm zwei seidene Tücher von Catania aus schicken sollte, gab mir aber kein Geld dazu; diese Tücher sollten bloß ein kleines Geschenk, ein Andenken seyn für die Bewirthung, die er, oder vielmehr das Kloster uns angedeihen ließ. (Wir hatten nichts als Dach und Fach und dafür gaben wir dem, der uns das

Bett machte, 6 fl.) Nach einigen Minuten begehrte Padre Gazza die Adresse wieder zurück, „weil er etwas daran ändern müßte.“ Nun, was änderte er? Statt zwei Halstücher schrieb er vier. Der Mann muß starke Züge von Gutmüthigkeit an mir bemerkt haben. Mir zittert die Hand vor Unwillen, indem ich dieses schreibe. Ich will Ihnen bei meiner Zurückkunft die corrigirte Adresse zeigen. Hat man bei uns einen Begriff von einer solchen Unverschämtheit? Ich hielte so was für unmöglich, wär' es mir nicht selbst begegnet. — Aber noch mehr. Als der Padre Gazza am Abend unserer Ankunft den Ring mit der Mosaik von mir begehrt hatte, versprach ich, um für die Aufnahme im Kloster erkenntlich zu seyn, von Rom aus eine Mosaik zu schicken, indem ich ihm die meinige, die ich selber zum Andenken erhalten, nicht geben könnte. Es war mir Ernst. Beim Abschied, 1. Dezember Morgens sagte mir Padre Gazza: „Wenn Sie mir die piccola roba (die Kleinigkeit) von Rom aus schicken wollen, so adressiren Sie dieselbe an die Prinzessin Butera in Palermo“ (die uns an Padre Gazza gewiesen hatte). — Ja, sobald ich meine Mineralien habe, will ich ihm schreiben, warum ich ihm die piccola roba nicht schicken kann.

Ich bin überzeugt, daß Padre Gazza obendrein für sein Verfahren sich irgend eine Staatsraison gebildet hat, etwa daß wir in einem Gasthaus doch noch mehr hätten zahlen müssen oder dergl. Man beschaut sich ja niemals gern in der nackten Schlechtigkeit, sondern findet sich vor seinem Gewissen mit einem ihr umgehängten Mäntelchen ab. War ich dazumal ingrimmig, und kochte noch lange nachher vom bloßen Erinnern mir die Galle auf, so gewann schließlich auch die ergötzliche Seite des Vorganges ihr Recht, und aus diesem Gesichtspunkte glaube ich dem verständigen Leser, den die rühmliche Sorgfalt unserer Gegner nicht minder als die Wahrheitsliebe unserer eigenen Geschichtsforscher mit dem Vorhandenseyn verkommener Klöster denn doch schon vertraut gemacht hat, die interessante Bekanntschaft meines Padre Gazza nicht vorenthalten zu sollen.

Obwohl ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, so machte ich an jenem 1. Dezember doch mit dem Kronprinzen 10 Miglien zu Fuß, wie er denn öfter pflegte, bei solchen Wanderungen den einen oder anderen von uns an seine Seite zu nehmen, um sich mit ihm zu unterhalten. Auf dieser Strecke wird es gewesen seyn, daß er mich plötzlich frug, was ich thun würde, wenn ich König von Bayern wäre. Es war kurz nach der Wartburg-Feier, und hierauf Bezug nehmend erwiderte ich: „Königl. Hoheit, auf eine solche Frage bin ich nicht gefaßt; denn zu meiner Universitätszeit war es noch nicht üblich, daß Studenten wie nun in Jena sich um hohe Politik bekümmerten, und diejenigen Wissenschaften, die zunächst in die Regierungskunst einschlagen, blieben mir so ziemlich seitab. Nur das weiß ich aus der Geschichte wie aus dem Glauben mit vollster Ueberzeugung", — und ich betonte die Worte mit allem Nachdruck — „daß eine Regierung, um gründlich gut zu seyn, durchaus christlich seyn muß. Wenn ich also eines Tages wie der Mann im Märchen mit der Krone auf dem Haupt erwachte, so würde ich Tag für Tag mit heftiger Inbrunst Gott anflehen, mir die rechten Rathgeber zu senden, und das so lange bis Er mich erhörte." Dann aber knüpfte ich an: In einer Beziehung glaubte ich, theils durch eigene Erfahrung, theils durch Verkehr mit gewiegten, sachverständigen Männern, einigermaßen Bescheid zu wissen, und das sei das Universitäts-Wesen. Ich sei nämlich überzeugt, daß unsere Hochschule mit Wien, Göttingen, Berlin in gleiche Linie treten könne, wenn, aber auch nur wenn sie nach München verlegt werde, welches nicht nur durch seine Bibliotheken und sonstigen wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen, durch seine Kunstschätze, durch seine Spitäler und so viele Gelegenheiten zu geistiger und praktischer Ausbildung mit einer Universität nothwendig in reichste Wechselwirkung treten müßte, sondern auch in verschiedenen bereits anwesenden Gliedern seiner Akademie vortreffliche Lehrer für

die Hochschule den aus Landshut zu Berufenden an die Seite zu stellen vermöchte. Elektrisirt von dem Gedanken, malte der Kronprinz sogleich denselben aus, nannte Namen, die zu berufen, andere, die auszuschließen seien. „Denken Sie weiter darüber nach", ermahnte er mich; „Gott erhalte meinen Vater noch lang am Leben, aber es ist Pflicht, solche Dinge für die Zukunft in's Auge zu fassen." Und daß der Gedanke in ihm haften blieb, zeigte sich, da er auf der Rückreise von Rom aus freien Stücken mit mir wieder davon zu reden begann.

In späteren Tagen, als die unter König Ludwig so schön erblühte Hochschule nach seiner Kronablegung durch gewaltsames Eingreifen der Regierung eine so ganz andere, traurige Gestalt annahm, da habe ich mich wohl gefragt, ob etwa mein Rath dort zwischen Girgenti und Syrakus ein übler gewesen, ob in der Provinzstadt die Universität vor der Eigenmächtigkeit der gewalthabenden Partei wäre geschützter gewesen. Und als auch in Würtemberg eine Auswanderung der Tübinger nach Stuttgart geplant wurde und Prof. Mohl schriftlich meine Ansicht zu vernehmen wünschte, da verhehlte ich nicht mein Bedenken und daß ich das ehedem von mir so eifrig Geförderte schier bereute. Indessen konnt' ich mir auch zum Troste sagen: Hatte denn in Landshut die Regierung minder eigenmächtig und betrübend eingegriffen als es unter Max II. in München geschah? Unser menschliches Rathen und Thun ist eben immerdar ein kurzsichtiges und hätten wir nicht den Trost, daß Gott denen, die ihn lieben, Alles zum Besten lenke — und das trifft doch hoffentlich im Ganzen und Großen auf das Bayerland noch zu — so müßten wir an allem eigenen Wort und Werk und an aller Zukunft verzagen. — Eine eigenthümliche Erfahrung war es für mich, daß an derselben Universität, deren Gedeihen mir so innig am Herzen gelegen, in späteren Tagen ein Collega meine Entlassung beantragte — ich weiß nicht ob wegen notorischer Unfähigkeit meinerseits oder weil ich der Hoch-

schule mit meinen entschieden katholischen Grundsätzen gefährlich war. Und doch vermochte und vermag mir Niemand eine intolerante Handlung gegen Andersgläubige vorzuwerfen.

Bei oben erzähltem Anlaß, welcher zeigt, wie gnädig vertraulich der Prinz sich mit mir unterhielt, will ich erwähnen, daß ich überhaupt bald in ein für mich erfreuliches Verhältniß zu ihm gerathen war. Selber glühender Patriot, hatte er Wohlgefallen an meiner Begeisterung für's engere und weitere Vaterland; er achtete den Ernst meiner Gesinnung in Theorie und Praxis und ließ meine nicht immer hofmännische Aufrichtigkeit gelten. Wenn bei Tisch, auf Fuß- und anderen Partien, bei Ausflügen, beim Besuch der Kunstgegenstände u. s. w. nicht bloß über Tagesereignisse, sondern häufiger noch über politische, wissenschaftliche, religiöse und Kunstdinge gesprochen und gestritten wurde, da stund ich in meinen Ansichten nicht selten allein und ward bisweilen von dem Einen oder Anderen wegen meines Freimuths oder zu großer Lebhaftigkeit erinnert, wie denn besonders Graf Seeerras mir öfter mahnend abwinkte, ja sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Aber Ringseis, so spricht man ja nicht mit dem Kronprinzen." Dann aber rief Dieser: „Nein, lassen Sie ihn, ich hör' ihn gern! Reden Sie, Ringseis, reden Sie!" — Daneben hatte er große Freude an meiner Heiterkeit, meinem studentischen Gesang, meinen Erzählungen, und wenn wir auf dieser unserer höchst vergnügten, aber häufig sehr gefahrvollen und meist sehr ermüdenden Küstenreise im Freien zum Imbiß lagerten oder Abends in schlechtem Quartier beisammensaßen, dann sagte er oft: „Ringseis, erzählen oder singen Sie uns was!" Und dann sang ich gewöhnlich Studentenlieder oder erzählte lustige Schnurren. Oft auch, wenn er eben ausgestiegen war und zu Fuß wanderte, brachte er mir Steine an die Sänfte oder (im übrigen Italien) an den Wagen, damit ich sie besehe, und im Falle es sich mineralogisch verlohnte, sie für mich behielte.

Abends um 3 Uhr kamen wir in **Alicata** an (dem alten **Gela** nach Einigen, während Andere letzteres im heutigen Terranuova sehen). Unzählige Menschen gingen uns entgegen. Mehrere schienen auf Anreden studirt zu haben; Schade darum, gewiß waren es schön vorbereitete und alle gingen verloren, weil der Kronprinz nirgends ein Ceremoniell annimmt.

Wir setzten hier über den Fiume Salso, den sie auch Fiume Grande nennen, ein elender Bach, der kaum geboren, sich schon in's Meer wirft. Ein Einheimischer fragte mich, ob wir daheim auch so stattliche Flüsse hätten. „Dreißigmal so breite", erwiderte ich. Das hielt er natürlich für elende Aufschneiderei. Das große weite Meer dünkt sie nichts Besonderes, das haben alle Küstenanwohner mit ihnen gemein; aber den „großen Fluß", den besitzen nur sie.

Nachdem wir weiterziehend bei Nacht zweimal den Weg verfehlt hatten, kamen wir nach 9 Uhr in **Terranuova** an, einer Stadt des Prinzen von **Monte Leone**, stiegen auch im Palast desselben ab. Die Bewirthung war sehr gut; zum erstenmal ein Wein, der uns nicht zuwider war; alle sind uns zu stark und haben etwas abstoßendes (einen Geruch vom Schwefelboden, worauf sie wachsen). — In Terranuova hat selbst der Palast des Prinzen nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, die übrigen Häuser nur das letztere, wegen der Erdbeben, bei welchen die hohen Gebäude leichter einstürzen. In den wenigsten Häusern sind Fenster; die Hausthüröffnung, die nach oben noch mit einem Seitenausschnitt versehen ist, wie bei uns die Kramläden, gilt an Fensters Statt, damit im Sommer die Hitze weniger eindringe. Die Bauart ist in fast ganz Sizilien wie im ausgegrabenen Pompei bei Neapel. Wie es jetzt steht, ist Terran. von Kaiser Friedrich II. dem Hohenstaufen gebaut. —

Den 2. Dezember erblickten wir eine Stunde außerhalb Terranuova links den **Aetna**, von oben bis soweit wir ihn von unten sehen konnten, mit Schnee bedeckt. Abends 3 Uhr kamen wir im Dorf **Sta. Croce** an und blieben, weil uns

gesagt ward, es sei unmöglich, diesen Tag noch bis Modica zu gelangen. Von dem Berge, auf welchem Sta. Croce liegt, führt eine sehr breite, mehr als halb natürliche Treppe, wie aus dem Felsen amphitheatralisch herausgewachsen, hinab zu einem in der Fläche liegenden mauerumkränzten Quell. Ehe wir wußten, daß wir im Dorf übernachten würden, lagerte unsere Gesellschaft mit den Maulthieren auf der Felsentreppe und beschäftigte sich, kalte Küche einzunehmen. Da kamen die Weiber des Dorfes, wohl über dreißig, mit den blauen Tüchern über dem Kopf und jede einen Krug auf demselben, den Berg herabgestiegen, um aus dem Brunnen klares Wasser zu schöpfen, und so wieder zurück, die einen auf-, die anderen abwärts wandelnd — eine alttestamentliche Scene, die mich an die Geschichte des Eliezer erinnerte, wie er bei dem Brunnen die Rebekka fand. Bemerken Sie, daß man hier das Wasser noch nicht auf den Berg geleitet hat. Am Abend herrlicher Sonnenuntergang, der Himmel voll Gluth, wir in einem dunkelgrünen Orangenwald, in dem noch viele goldgelbe Früchte hingen. Gutes Nachtquartier im Hause des Segreto (der ersten Obrigkeit in den Städten Siziliens).

Den 3. Dezember ging's weiter auf einem lasterhaften Wege[1]), Felsengrund mit tausend und tausend Hervorragungen, und dieser durch eingewachsene Unebenheiten so rauhe Weg noch mit unzähligen losen Steinen wahrhaft übersät, so daß man kaum einen Fuß setzen kann auf festem Boden; solches dauert 18 Stunden bis Modica. Gleichwohl wäre hier sehr leicht eine gute Straße zu machen, da der Grund fest ist und aus Kalkstein besteht, den man leicht bearbeiten kann. Und dennoch thut die Regierung gar nichts. In Sizilien gleicht jede Stadt einer Insel auf weitem Ocean; Eine weiß von der anderen nichts, da die Mittheilung durch den gänzlichen Mangel der Straßen fast aufgehoben ist. Man erzählt hier, daß Töchter welche durch Verheirathung nur 15 Stunden sich von ihrer Heimath entfernten, in ihrem ganzen Leben ihre Mütter nicht

---

1) Via scelerata, verbrecherischen Weg nennen die Sizilianer dergleichen.

mehr sahen, weil Mütter und Töchter die halsbrechende Reise zu einander fürchteten.

In Modica kehrten wir bei dem Malteserritter Cavaliere Grimaldi ein und waren da sehr wohl aufgehoben. Die Stadt, welche 24,000 Einwohner zählt, hat eine seltsame Lage, indem sie an die Seitenwände von drei hohen Bergen hingebaut ist. Der Eingang von Terranuova her wie in das elendeste, furchtbar schmutzigste Dorf; gleichwohl sind schöne Paläste im Ort, schöne Kirchen und viele Klöster. Abends lud Grimaldi Gesellschaft zu sich.

Den 4. Dezember setzten wir unsere Reise fort, auf immer gleich lasterhaftem Weg sechs Miglien weit, in das Thal Ispica. Ehe wir dort ankamen, stürzte, durch einen aus dem Boden ragenden Felsenzapfen aus ihren Stangen geschleudert, die Sänfte, in der Graf Sceverras und ich uns befanden, heraus und wir stunden in derselben fast auf dem Kopf. Ein Glück war es, daß zu jener Zeit die hölzernen Fensterladen gerade auf der Seite geschlossen waren, auf welche die Sänfte fiel; sonst hätten wir uns vielleicht den Schädel auf den spitzen Steinen eingeschlagen. „Denken Königl. Hoheit!" betheuerte Graf Sceverras nachträglich — „als wir auf dem Kopf in der Sänfte standen, fuhr der Ringseis noch fort zu lesen"[1])! —

Das Thal Ispica ist fünf Miglien lang und besteht aus treppenförmig übereinander gelagerten Felsenmassen, welche alle, theils von der Natur, theils von Menschenhand zu Wohnungen ausgehöhlt sind; man sieht noch deutlich, daß ehedem alle bewohnt waren; jetzt aber halten sich nur einzelne Menschen darin auf. Ein seltsamer Anblick, solch eine Troglodytenstadt! Wir haben eine noch jetzt bewohnte Felsenhöhle

1) Anm. der Schreiberin. Wer in den Arkaden des Münchener Hofgartens auf dem Bilde, welches den Namen Messina trägt, in dem lesenden Figürchen in der Sänfte trotz mangelnder Porträt-Aehnlichkeit den Dr. Ringseis will angedeutet finden, der hat des Malers Meinung nicht falsch gedeutet.

besucht; sie besteht aus zwei Stockwerken und ist mit wenig Zuthat der Menschen fast ganz von der Natur gebaut.

Hier war es, daß ein Bauer, auf des Kronprinzen Frage nach Stand und Befinden, erwiderte: „Cosa volete sotto un governo così infame?“ (Was wollt Ihr unter solch einer niederträchtigen Regierung?) Sehr betroffen, schrieb sich der Prinz den Sachverhalt sogleich in's Taschenbuch. Während nämlich in einigen Theilen der Insel die Hungernden Gras aßen, ließen in anderen die Besitzer das Getreide auf dem Felde verfaulen, theils weil die Weiterbringung in dem straßenlosen Land nicht möglich war, theils weil eine hohe Mahlsteuer die Ausnützung des Gottessegens zu kostspielig machte; schenkte man einem Armen das Getreide, so half es ihm nichts, wenn man ihm nicht die Mahlsteuer dazu bezahlte. Als wir sechs Jahre später nochmal Palermo besuchten, erzählte uns ein General der österreichischen Truppen, die zu Besiegung des Aufstandes anwesend waren, sie müßten ihren Kornbedarf aus Odessa und von amerikanischen Schiffen holen, weil im Winter die angeschwollenen Gebirgsflüsse den Transport unmöglich machten. Der General that hievon Meldung an seine Regierung, erhielt aber Befehl, den übelriechenden Brei nicht aufzurühren (!).

Bei unserer Zurückkunft aus dem Thal hielten wir am Eingange desselben, auf Kisten und Koffern sitzend, im hellen Mittagssonnenschein, unser kaltes Mahl. Der Baron Grimaldi hatte uns von Modica aus bis Ispika einen ungeheuern Humpen köstlichsten Weines und süße Sachen nachgeschickt. Wir tranken fröhlich. Graf Seeverras war vorausgegangen, Nachtquartier zu bestellen, und nun waren wir lauter Deutsche, lauter Bayern beisammen. Es wurden viele deutsche Lieder gesungen, angestoßen, daß es bis zum Himmel erklang und man's in München hören mußte, auf's Wohl aller Lieben! Der Kronprinz war begeistert, wir waren es alle.

Wir gingen mit einem Campiere zu Fuß voraus, der nachfolgende Campiere, der unsere Sachen begleitete, verfehlte den Weg, der Kronprinz, Graf Seinsheim, Dillis und ich,

die wir schon 8 Miglien zu Fuß gemacht hatten, mußten nun noch acht weitere gehen auf diesen furchtbaren Wegen. Es war schon dunkel, wir noch 2 Stunden von Noto entfernt, als wir mit den Verirrten zusammentrafen und uns steinmüd in die Sänften setzten. Diese sind so schmal, daß nur eine magere Person auf jedem der zwei sich gegenüber befindlichen Sitze Platz hat; auf zwei langen Stangen ruhend, und von zwei Maulthieren getragen, gehen sie 3 Fuß hoch über der Erde und schwanken beständig von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, daß man immer glaubt, sie müssen umstürzen. Dillis und ich saßen nun in einer solchen zusammen, in dunkler Nacht, als wir plötzlich die Sänfte niedersinken merkten, unter wiederholtem Ruf der Treiber: O Gesu, Maria, o Gesu Maria! Mit Erschütterung war die Sänfte auf den Boden gestoßen, doch stund sie aufrecht, wir wußten nicht was vorgefallen, fürchteten aber Alles und riefen mit Ungestüm den Treibern zu, schnell zu öffnen, weil wir von innen es nicht konnten. Glücklich herausgelangt, was sahen wir? Nur noch halb und mit einer Stange, der linken, haftete die Sänfte auf dem Rand einer schmalen geländerlosen Brücke; die rechte Hälfte mit ihrer Stange schwebte ganz frei in der Luft; das vordere Maulthier lag zu Boden, mit dem Kopf auf einem Felsen am Ausgang der Brücke, mit dem Hintertheil noch auf der letzteren ruhend, die Füße über den Abhang des Felsens und den Brückenrand frei hinausstreckend; das hintere Maulthier stund neben der Brücke auf dem Abhang. Die Geistesgegenwart des einen Mauleseltreibers, der dem gestürzten Thiere freundlich zuredete, ruhig liegen zu bleiben, und zugleich die freischwebende Stange in die Höhe hielt, hat uns gerettet. — So kam ich an einem Tag zweimal in große Gefahr! Der Kronprinz war durch diesen Vorfall nicht wenig bewegt.

Wir befanden uns noch eine Stunde von Noto entfernt, sahen aber schon eine stark beleuchtete hohe Gegend der Stadt. Als wir hier ankamen, zeigte sich, daß die Beleuchtung im Hause des H. Giovanni Impellizeri, Barone di San... (?), von dem wir sind aufgenommen worden. Eine

Reihe von reich und glänzend gekleideten Bedienten empfing und führte uns auf breiten Treppen von geschliffenem Marmor in schöne hohe, ausgemalte, glänzend beleuchtete Säle. Das Abendessen war bereitet, das üppigste, feinste, reichste, dem ich je beigewohnt; selbst der Kronprinz sagte: Mai non ho mangiato meglio. Fische, süße Speisen, Gefrorenes ohne Zahl. Jeder von uns bekam anfangs drei silberne und zu den süßen Sachen drei goldene Bestecke. Fünf-, sechserlei auserlesene Weine, Rosoglio wie Oel, Mokkakaffee, dem selbst der des Herrn v. S. nachstehen muß, eben so guten Chocolat 2c. Welch' ein grelles Licht zu dem Schatten, in dem wir noch vor 2 Stunden wandelten! Aber Schade! Während wir nicht Alles hätten verzehren können, auch wenn Jedem von uns die tägliche Leistungsfähigkeit wäre verzehnfacht worden, so befand sich der eine Magen, mit welchem uns Gott gesegnet, nicht in der richtigen Stimmung des Genusses; es war schon ein Viertel über 9 Uhr, als wir zu Tisch gingen und alle fühlten wir uns noch bewegt von der heutigen Reise und ihren Erlebnissen. Ich dachte mir während dem Essen, es wäre besser, das Geld, was solche Tafeln kosten, zum Straßenbau zu verwenden. Aber freilich, wenn es die Regierung nicht duldet!

Den 5. kam ein Hauptmann aus Modica, also 18 Miglien weit nachgeritten, um dem Kronprinzen die „Hand zu küssen" (hier etwas gewöhnliches), weil er es am Morgen vor unserer Abreise von Modica wegen Kopfweh hätte unterlassen müssen. Welche Aufmerksamkeit!

Der Kronprinz hat von dem Baron Astuto mehr als 400 sizilischer Münzen gekauft, woran es unserer Sammlung in München noch immer gebrach.

Da der Prinz die Verpackung ungern fremden Händen überließ, erboten sich Graf Seinsheim und ich dazu und blieben zu diesem Zwecke vom 5. bis zum 6. Mittags in Noto zurück. Es wäre sehr genußreich gewesen, die Münzen zu betrachten, da sie vielfach von schönster Arbeit waren, aber hiefür mangelte Zeit, und das ganz mechanische Geschäft

machte uns Beiden schier zum Erbrechen übel, ja erregte beinahe die Gefühle der Seekrankheit. Der Kronprinz mit den Uebrigen war schon am 5. nach einem köstlichen Gabelfrühstück abgegangen. Für uns lud unser Baron zum Abend Gesellschaft ein, vier Damen und mir zu lieb sechs Aerzte. Wieder auserlesenes Essen; man spürte kaum, daß der Prinz fort war. Um meinen Magen in bessere Stimmung zu versetzen, ließ ich mich verleiten, an der sehr köstlichen Chocolade zu nippen, verdarb mich aber hiedurch so gründlich, daß ich von da an mehr als 55 Jahre lang Chocolade weder sehen noch riechen, geschweige kosten mochte. Welch' ein Erinnerungsvermögen der Magennerven! Vielleicht wäre der Ekel kein so bleibender geworden, wenn ich gleich damals recht kräftig hätte den hl. Ulrich angerufen. (Für etwaige Nichtkenner des St. Ulrichkultes die Notiz: Das Vertrauen auf des hl. Bischofes Beistand, um Nadeln und derlei nicht in Schlund und Magen gehörige oder andere von diesen Organen ungütlich aufgenommene Dinge zur Umkehr zu bewegen, ist so groß, daß man unter dem Ausdruck „den heil. Ulrich anrufen", schon die wunscherfüllende Wirkung versteht).

LXV.

Aus dem gelehrten Freundeskreise des Abts Trithemius.

(Trefler zu Mainz 1521.)

Wer sich die Zeit und im besondern die literarische Thätigkeit des gelehrten Abts Trithemius zum Gegenstande des Studiums wählt, verweilt mit Vorliebe in jenem Kreise, wo sich die edelsten und gelehrtesten Männer jener Zeit vereinigten und bewegten, und zwar um jene bedeutenden Persönlichkeiten: Bischof Dalberg von Worms und Abt Trithemius von Sponheim. Bei dem Ersteren wiegt der mündliche, bei dem Letzteren der schriftliche Verkehr vor. Die Freundesbriefe des Trithemius haben sich theilweise erhalten und sind durch seine Hand in eine Sammlung vereinigt. Aus ihr erfahren wir so recht, welcher lebhafte Verkehr unter jenen wissensdurstigen Männern bestand.

Zu den Freunden des Trithemius gehörte Wolfgang Trefler. Nur vereinzelt und sehr zerstreut finden sich Nachrichten über ihn, sein Leben und seine Werke. Ich denke dieselben hier zu einem Bilde zu vereinigen und so dem Manne in der Literärgeschichte die verdiente Ehrenstellung zu sichern; wozu ich mit Dank jede weitere Notiz entgegennehme.

Trefler lebte bis zum J. 1521 als Benediktiner auf dem Jakobsberge, auch Schönberg genannt, bei Mainz. In den Räumen der Citadelle dieser Stadt lag das alte Kloster, dessen Aussicht auf den Taunus und den Rheingau eine unvergleichliche gewesen seyn muß. Seitdem St. Jakob im 15. Jahrhundert

der Benediktinerreform beigetreten, herrschte der beste Geist unter den Klosterbewohnern, so daß der Convent für die Erneuerung des Klostergeistes in dem mittleren Westen Deutschlands zu einer wahren Pflanzstätte, zu einem zweiten Bursfeld sich gestaltete[1]).

Butzbach in seinem Auctarium widmet Trefler, seinem Freunde, eine bündige Biographie in der Manier Trithems. Wolffgangus *Trefler*, natione teutonicus, patria bauarus et Augusta oriundus, monachus et ipse sepedicti monasterij sti Jacobi prope Moguntiacum, homo in diuinis scripturis studiosissimus atque in humanis litteris probe eruditus, ingenio promptus, eloquio scholasticus, scripsit quedam preclara ingenij sui sinthagmata, que mihi dudum ostendit, sc. De illustribus viris monasterij sui li. j — Repertorium bibliothecae sue ingeniosissimum li. j. — Epistolas multas ad diuersos ornatissimas edidit et quedam alia. Viuit adhuc 1513[2]).

Im Kloster bekleidete Trefler (manchmal Treffler geschrieben) das Amt eines Bibliothekars bis zu seinem am 26. Juli 1521 erfolgten Tode[3]). Mochte in dieser Stelle einerseits eine Anerkennung seiner seitherigen Verdienste und seiner Befähigung liegen, so bot sie ihm andererseits passendsten Anlaß und Vorschub zu Erweiterung und Verwerthung seiner Kenntnisse. Als eine sozusagen berufsmäßige Frucht seines Bibliothekariats müssen wir die von Zeitgenossen und späteren Gelehrten mehrfach gepriesene Aufstellung und Catalogisirung

---

1) Die Klostergeschichte in Joannis, rer. mog. II. 799, 929; durch Irrthum als Prämonstratenserkloster behandelt in Hugo, Annales ord. praem. I. 848.

2) Von Crecelius in den Mittheilungen zum Frankfurter Archiv (1873) IV. 566 mitgetheilt ex ms. Auch Ol Legipontius soll nach Zapf, Johann v. Dalberg S. 172 und nach Schunk Beiträge III 129 eine Vita Trefleri geschrieben haben. Diese Vita wird sich auf die biographische Notiz reduciren, welche Legipontius seinem syllabus etc. einreihte. Siehe darüber unten.

3) Joannis II. 827 sub voce W.

der Büchersammlung des Klosters betrachten. Konrad Dahl, Kirchenrath zu Darmstadt, schrieb nämlich an die Direktion[1]) der Pertz'schen Monumente 1820, Mai 2: „Wie aus der Zueignung an den Abt Johann erhellt, war Treßler im Jahre 1512 schon längere Zeit Bibliothekar des Klosters; diese Zueignung enthält zugleich eine Geschichte der Bibliothek und ihrer Schicksale. Dem Verzeichnisse der Schriftsteller, welche die Bibliothek enthält, ist eine kurze biografische Notiz von Jeglichem beigefügt[2]), nach Art des Catalogus scriptorum eccles. des Trithemius, jedoch in alphabetischer Ordnung und von dessen Angaben vielfach abweichend. Die Bibliothek, welche nach diesem Verzeichnisse eine der zahlreichsten und gehaltreichsten Klosterbibliotheken in Deutschland gewesen seyn muß, erlitt ihre ersten großen Verluste durch die Invasion Albrechts von Brandenburg 1552, sodann bei der schwedischen Belagerung von Mainz; bei der Belagerung 1792 aber wurde solche mit dem Brande des Klosters theils verzehrt theils gänzlich zerstreut." Dahl fand diese Beschreibung in dem ihm gehörigen Coder, welcher unter Anderem auch Christians Mainzer Chronik enthielt[3]). — Die lange Zueignungsschrift hat schon Würdtwein, bibliotheca Mog. p. 14—32 veröffentlicht, im Jahre 1787; Würdtwein wird wohl dieselbe Handschrift vor sich gehabt haben.

Der bekannte Gelehrte Gercken (Reisen III. 51) sah die Bibliothek vor 1792 und beschreibt sie also: „Der Herr P. Bibliothekar, ein alter braver Mann, der sowohl bey dem

1) Archiv zu den genannten Monumenten II. 241. Butzbach nennt diese Beschreibung repertorium bibliothecae ingeniosissimum; Schunck, gest. 1814 im Alter von 70 Jahren, sah sie noch im Kloster; Serarius kannte sie gleichfalls rer. mog. I. 111; Legipontius sagt: bibliothecae indicem exactissimum confecit; in quo tamen Trithemii ritu uno omnes calopodio (Leisten) calcat.

2) Serapeum IX. 143 über classificirte Kataloge nennt ein System Treßler; dieser aber starb 1560.

3) Archiv a. a. O; Walther, liter. Handbuch Suppl. 2 Nr. 318.

Archiv (wo er ein gutes Realrepertorium über die Urkunden und Akten verfertiget) als bey der Bibliothek viele Verdienste hat, auch die Geschichte des Klosters zusammengetragen hat, führte mich herum und zeigte das Merkwürdigste. Die Bibliothek ist in einem langen, luftigen und hellen Saal in guter Ordnung aufgestellt, und ist auch mit verschiedenen großen historischen Werken versehen. Die Anzahl der Handschriften[1]) mag sich wohl auf 150 Stück belaufen, worunter auch etliche historische, zumal zur Geschichte des Kostnitzer und Baßler Concils, auch zur Materie der Concordaten. Unter denen, so das Costnitzer Concil betreffen, sind verschiedene, die in des Herrn von der Hardt seiner bekannten Sammlung fehlen."

„Von dieser merkwürdigen Bibliothek", schreibt mir Herr Helbig aus Lüttich 1876 April 15, „bekam ich vor vielen Jahren zu Mainz käuflich (bei Juden) einige Rudera, und darunter mehrere in Mainz gedruckte Werke des Trithemius. In einem derselben befindet sich (von Treflers Hand) eine Abschrift eines Briefes an ihn von Trithemius vom Jahre 1514."

Mehr noch ist Trefler bekannt als der Retter von Christians Mainzer Chronik (Christiani chronicon Moguntinum). Trefler hatte von dem jetzt verschollenen Originale in Kloster Sponheim Abschrift genommen. Diese Treflersche Abschrift liegt irgendwo versteckt; Dahl besaß sie noch und gab der Direktion der Pertz'schen Monumente daraus die abweichenden Lesarten zu den gedruckten Ausgaben der Chronik (Archiv II. 240. 326). Diese Lesarten im Archive zog Jaffé in der Ausgabe Moguntina p. 676 herbei. Ich kann nun die interessanten Umstände mittheilen, unter welchen Trefler den schönen Fund von Christians Chronik machte. In den Alf-

1) Gercken nennt einige Handschriften, keine jedoch von Trefler's Hand oder aus dessen Besitz. — Noch 1870 waren Jakobsberger Handschriften, Besitzthum des Klosters betr., in Frankfurt a. M. feil, sie sind nunmehr in der Mainzer Stadtbibliothek.

teriana der Darmstädter Hofbibliothek befinden sich nämlich die Papiere des gelehrten Benediktiners Legipontius (gest. 1755 zu St. Maximin) und dabei in tom. II. der syllabus virorum illustrium monasterii s. Jacobi apud Moguntiam[1]). Er sagt: Wolfgangus Trefler, Augustensis, abbatiae s. Jacobi in monte specioso apud Moguntiam asceta doctissimus et perdiligens, ac etiam linguarum *orientalium* peritia clarus, qui in apologetica trithemii ita de se ipso scribit. „Quum [inquit cedente a spanhemensibus trithemio] in dies complures praeter spem ipsam, obedientia cogente, ibidem [in Sponheim] remorari essem coactus, pro mea industria et possibilitate rerum temporalium substantiam loci ejusdem administrarem, jam novo abbate creato, nullo tamen, vel medio sacrarum litterarum, usum aut studia, quibus nihil dulcius sub sole usquam judicaverim, seponere volui, prope diebus curae rei familiaris implicitus, noctes saepe totas libris operam navans insomnis ducebam. Nesciebam sane miser ego an vel eruditionis ingens desiderium librorumve picta varietas animum plus deluderet? Siquidem de latinis ad graecos, a graecis ad *hebraeos*[2]) frequens mihi ipsi esset discursus, omne tempus brevius plus fieret necesse fuit. Incidi tandem novissime in id genus voluminum quod vulgo *discartas* vocitamus, cuius fragmenta in diversa gyrans; novissime in manibus cerno quaternionem in littera plus antiquiori, cuius tristiorem voluminis faciem abstergens ad primos ejus vultus obstupui idque comicum exclamitans aio pape pape! Quo minimo credis gurgite piscis eris. Nec destiti (licet multo jam jamque in lichinis depasto olivo) quoad materiam ipsam per omnes ejus partes discurrens

---

1) Alle Mittheilungen aus diesem Syllabus verdanke ich der Güte des Herrn Dr. B. Lennert, Hofbibliothekssekretär in Darmstadt.

2) Ueber hebr. Studien in Mainz vergl. „Blühender Zustand von Wissenschaft und Kunst am Mittelrhein um 1450" in Histor.-polit. Blätter, Bd. 77, S. 293—295.

ad finem usque lectitarem. At neque hoc sat esse credebam, quin potius sequenti aurora calamo imperans, utut potui, *opusculum ipsum de verbo ad verbum integre excerpsi.* Soweit das Brieffragment.

Diese Handschrift war Christians Chronik, wie Legipontius unmittelbar nach dieser Briefstelle sagt: Erat istud *chronicum Moguntinum*, quod hodieque superat, ejus manu exaratum, sub nomine Christiani Archiep. Moguntini, licet Helwichius ejus editor Conrado tribuit[1]).

Wir reihen hier andere bemerkenswerthe Treßlersche Abschriften von historischen Originalen an, nämlich die aus dem Jahre 1509 stammende Abschrift von Gesta Treuirorum sowie Gesta Henrici Trevirorum archiepiscopi et Theodorici abbatis s. Matthiae Trev., wovon ausführlich durch Dahl im Archiv zu Pertz die Rede ist (II. 318. 323.) Diese beiden Gesta stehen in der Treßlerschen Handschrift, welche Christians Chronik enthält. Legipontius bemerkt hierüber: Et aliis veteribus scriptoribus compilavit gesta Trevirorum, item gesta Henrici Treverensis archiepi et Theoderici abbatis s. Matthiae, qui codices mss. hodieque superant.

Von Treßlers Vorliebe zur Geschichtsforschung zeugen noch andere und zwar selbstständige Arbeiten.

Zunächst nennen wir die (wie es scheint verlorene) Klosterchronik Chronicon monasterii s. Jacobi Moguntiae. Schunk gibt nur den Titel an, und Legipontius sagt: Scripsisse quoque sui monasterii *chronicon*, non semel ipse testatur[2]). Eine Spur dieser Chronik (oder der folgenden Schrift de viris illust.) scheint gerettet in Joannis II. 823,

---

1) In der Handschrift steht die Sigle C., welche mit C(onradus) oder C(hristianus) ergänzt wurde.

2) Möglicherweise sind die bei Bodmann, rheing. Alterth. S. 210 genannten Annales monast. s. Jac., welche Bodmann besaß und sich jetzt wahrscheinlich zu Miltenberg befinden, identisch mit dem chronicon s. Jac. autore Treflero.

wo die Liste der auf andere Priorate versetzten Mönche aus St. Jakobsberg steht und bemerkt ist: Anselmus de Bickelnheim, cognatus s. Hildegardis, ... obiit 1179 vel ut Trefflerus noster vult, anno 1177. Mit der Chronik nicht identisch, aber vielleicht einen besonderen Theil derselben bildend dürfte seyn die Schrift:

De viris illustribus s. Jacobi. — Butzbach (oben) und Legipontius, welch' letzterer über denselben Gegenstand geschrieben, führen diese Arbeit an: scripsit quoque de viris illustribus sui monasterii librum unum, quem tamen videre non potui. Hieran reiht sich die andere Arbeit: de scriptoribus ecclesiasticis libros duos, quibus usus est Trithemius, sagt Legipontius.

Eine andere historische Notiz von Treflers Hand enthält der Wiener Codex 3381, vorher in Salzburg, woselbst Blatt 149ᵇ bis 150ₐ steht: Wolfgangus Trefler, Notabile de Henrico archiep. Moguntino. Ich frug des Näheren bei der Wiener Hofbibliothek an und erhielt, wie von der lobenswerthen Gefälligkeit dieses Instituts zu erwarten war und hier dankend verzeichnet sei, die gefällige Zuschrift: „Das in Rede stehende Stück in der Handschrift Nr. 3381. beginnt fol. 149ᵦ: Henricus archiepiscopus moguntinus cepit 1143 prefuit annis decem mensibus octo. Huic familiarissimus et veluti primus inter consiliarios fuit Godefridus abbas septimus coenobij sancti Jacobi extra moguncium. Tandem accidit quod henricus archiepiscopus summo pontifici accusaretur. Hierauf wird der Verrath den Arnoldus clericus, der Gesandte Heinrichs, in Rom an seinem Auftraggeber verübt, erzählt und der Schluß ist: Deinde Christianus mortis debitum soluit et fridericus venerabilem Conradum Saltzburgensem episcopum iam pridem gracie sue reformatum et reconciliatum in archiepiscopum ecclesie moguntine postulauit, quod eciam sine mora ad finem vsque vtrisque partibus annuentibus perductum est Veniensque non longe post moguncíam ab omnibus honorifice velut angelus domini suscipitur.

hic Wolfgangus Trefler augustensis professus in cenobio montis speciosi prope moguncia m."

Zu Treflers Zeit überhaupt herrschte nicht geringe Rührigkeit auf historischem und antiquarischem Gebiete, auch in Mainz. In St. Jakob selbst verehrte Trefler als gelehrten Conventualen Hermann Engler, der mit Peter Slarp auf dem Johannisberg im Rheingau über die römische Zeit von Mainz[1]) in Briefwechsel trat, und auch zwischen Letzterem und Trefler selbst gingen Briefe hin und her. — Zu St. Stephan war der von den Zeitgenossen gepriesene und mit Reuchlin, Erasmus, Viglius (Wacker aus Einsheim), Gebwiler, Wimpheling, Irenicus, Rhenanus und Andern in Freundschaft gestandene Th. Gresemund beschäftigt, römische Alterthümer zu ediren; schon besaß der Drucker die Handschrift, da starb Gresemund und die Handschrift ging spurlos unter; er ist also der erste bekannte Mainzer Epigraphiker. Bald darnach gab Huttich das bekannte ähnliche Werk heraus 1520. Er war Vikar im Dom; sein Standesgenosse Balthasar Geyer, Doktor der Rechte und Scholastikus an St. Peter, half ihm bei dieser Arbeit[2]). Des Kurfürsten Albrecht Rath, Sebastian von Rotenhan, gab Reginos Chronik 1521 heraus, und schon 1513 war ein Livius in Deutsch bei J. Schöffer erschienen[3]).

1) Vergl. hierüber Falk, mittelrhein. Chronisten in Archiv f. Frankf. Gesch. N. F. 1872 V. 371. 372, dazu Mittheilungen IV. 566; rheinisch. Antiquarius 2. Abth. X. 644 über die Slarfe.

2) Joannis III. 324. 328; II. 505.

3) Ein besonderer Beschützer der Mainzer Gelehrten war Weihbischof Theodorich Zobel von Gibelstatt, vir doctrina iuxta atque auctoritate eximius, inter primarios sane alberti fuit consiliarius. Joannis II. 321. Zeugniß für seine Liebe zu den Wissenschaften sind die ihm gewordenen Bücherdedikationen Er starb 6. October 1531. Joannis II. 253. 225. Ihm ähnlich zeigte sich Laurentius Truchseß von Pommersfeld und Rüd von Colenberg. Leider ist diese Gelehrtenperiode von Mainz nur dürftig bearbeitet.

Gedenken wir noch der Freundschaft Treflers mit Trithemius. Das innige Verhältniß beider erhellt schon aus dem oben berührten Umstande, daß Trithemius die Trefler'sche Schrift de scriptoribus ecclesiasticis für sein gleichartiges und gleichnamiges Werk benützen konnte. Von dem Briefwechsel der beiden kenne ich nur ein Stück, welches außer Tritheims häufig vorkommenden Klagen über den Rückgang des Benediktinerordens Besonderes nicht enthält, außer der Notiz, Melancius habe befohlen, das chronicon ducum Bauarie solle in seinen (Treflers) Händen bleiben. Der Brief schließt ex meo coenobio, quinta Maji, anno Christianorum 1514[1]).

In einem anderen Falle trat Trefler öffentlich für die angegriffene Ehre seines Freundes Trithemius ein. Dieser war bekanntlich in den Verdacht der Zauberei gekommen. Trefler suchte nun in Form eines offenen Briefes an den Mainzer Domherrn Wolfgang von Solms, vom 21. Juli 1508, den angegriffenen Freund gegen diese Beschuldigung zu vertheidigen. Diese Schrift apologia pro Johanne Trithemio abbate, fol. hat sich aus dem Besitze Dahls[2]) nach England gerettet. Das kam so. Der Engländer Thomas Philipps (Baronet) zu Middlehille kaufte Handschriften in Deutschland, unter welchen sich auch codices Leandri van Ess, s. theol. doct., Darmstadiensis, ex bibliothecis monasteriorum Germaniae quorundam collecti sc. sanctae Barbarae in Colonia, montis s. Jacobi prope Moguntiam befanden[3]).

---

1) Gedr in Trithemii opp. spirit. ed. Busaeus. Mog. p. 977; s. oben H. Helbigs Brief.

2) Archiv a. a. O. S. 240. Dahl's Bücher kamen in ein Frankfurter Antiquariat.

3) Hänel, catalogi mssorum. Lips. 1830 p. 810 no. 707. 708. — In derselben Sammlung die Büchlein: 570 Underwysung mancherley stuck der biecht u. zum ersten von d. 10 gebothen underschiedlich von eym jeglichen. fol.; 627 Nic. de Wachenheim ctra errores iuvenum in univers. Heidelb. 1458 fol.; 716 deutsche Reden über St. Josef.

Unter den angekauften Handschriften befindet sich außerdem folgende von keinem der Treflerschen Biographen erwähnte Arbeit, nämlich der Origenes emendatus fol., also das Manuscript zu einer verbesserten Ausgabe des Origenes.

Einen, dem Legipontius noch bekanntgewesenen, Briefwechsel führte Trefler mit Peter Sorbilo (Schlarf) zu St. Johannisberg im Rheingau. Ad Petrum Sorbillonem s. Joannis in Ringavia ascetam doctissimum plures exaravit epistolas. — Sorbillo ad eum: Religiosissimo fratri Wolfgango Trefler Augustensi ord. s. B. monasterii s. Jacobi extra muros Moguntinos petrus Slarpus monast. s. Joa. in Ring. ord. ejusd. anno 1514.

Dahl fand in der Trefler'schen Handschrift Petri Sorbillonis monachi s. Joannis in Ringauia carmen elegiacum de s. Pantaleone, de anno 1514. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Sorbillo das Gedicht seinem Freunde Trefler zugeeignet und dieser es seiner Sammlung eingereiht. Auf dem Jakobsberge stand nämlich eine dem hl. Pantaleon geweihte Kapelle [1]).

Zur Vervollständigung des Bildes wollen wir schließlich der Leichenreden gedenken, welche Trefler bei Beerdigung des 1510 Okt. 25. gestorbenen Abtes Hermann Preus hielt.

Dahl führt sie an mit den Worten: Oratio in exequiis Hermanni abbatis s. Jacobi nebst einigen ähnlichen. Legipontius führt sie gleichfalls an: Ejus orationes funebres in laudem rmi domini hermanni abbatis s. Jac. quatuor extant. De quibus ad amicum: „Instas, vir bone, atque efflagitas opportune importune, tibi communicem orationes, quas in et de die obitus R. p. ac D. Hermanni abb. qualescunque habuerim. Crede vera narranti, quod nisi peculiariter ut ita dixerim, mihi obseruandus charusque esses, minime hasce tibi sicuti et antea nulli communicassem; sunt enim qui omne quod assequi non possunt, rident. Vale.“ —

1) Serario-Joannis I. 89. 90.

Von einem liber memorialis s. asceticus kennen wir bis jetzt durch Dahl nur den Titel.

Die Freundschaft Treslers mit Trithemius bürgt dafür, daß Tresler jenen correkten Theologen beizuzählen ist, welche das eigene Wissen nicht über die Autorität der Kirche stellten und beim Auftreten Luthers keinen Augenblick an ihrer Kirche irre wurden.

LXVI.

Aristoteles in der Scholastik.

Vor einigen Monaten gab eine Anzeige der trefflichen Monographie van Weddingen's über Anselm von Canterbury Anlaß zu einigen Bemerkungen über die bei Erforschung und Darstellung der mittelalterlichen Philosophie anzuwendende Methode. (Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 76, S. 792 ff.) Eine Besprechung der kürzlich erschienenen Schrift von Prof. Schneid[1]) wird sich am besten in der Weise vornehmen lassen, daß ich an die damals ausgesprochenen Gedanken anknüpfe, um sie nach einer bestimmten Richtung hin weiterzuführen.

„Aristoteles in der Scholastik" — in diesem Titel ist das dort in kurzen Zügen angedeutete Programm einem großen Theile nach wie in eine knappe Formel zusammengedrängt. Denn wenn, bei dem reproduktiven und systematisirenden Charakter der christlichen Philosophie überhaupt, Ausgang genommen werden muß nicht nur von den Pro-

1) Aristoteles in der Scholastik. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Mittelalter von Dr. Math. Schneid, Professor der Philosophie am bischöflichen Lyceum. Eichstätt 1875.

blemen, in deren Bearbeitung sie ihren Beruf fand, sondern ganz ebenso von den Mitteln, welche ihr als der Erbin der antiken Spekulation zur Lösung jener Probleme zu Gebote standen, so lagen in der Periode der Scholastik diese Mittel, wie männiglich bekannt, wenn nicht ausschließlich so doch überwiegend in dem Systeme des Aristoteles. Ob es sich darum hier um eine einzelne Lehre oder um den gesammten Umfang der von einem einzelnen Scholastiker vertretenen Doktrin handelt, immer wird das zutreffende Verfahren dieses seyn, daß die entsprechenden Bestimmungen des Aristotelischen Systems herangezogen werden, um durch den Vergleich festzustellen, wo dieselben aufgenommen, wo sie verlassen sind. Dabei werden sich Unterschiede von doppelter Art herausstellen; sie werden entweder als Weiterentwicklung erscheinen, wo also auf Grund der Aristotelischen Lehre und nach Maßgabe ihrer Bestimmungen der Inhalt der Spekulation erweitert oder die Form verbessert ist, oder als wirkliche Abweichungen. Auch die letzteren aber sind wiederum von zweierlei Art; entweder nämlich ist die klar und richtig erkannte Aristotelische Lehre von den Scholastikern in Folge besserer Einsicht aufgegeben, oder aber die Abweichung ist eine unbewußte und sie beruht auf der mehr oder minder bedeutenden Wandelung, welche die ursprüngliche Meinung des Stagiriten bei ihrer Aufnahme in den scholastischen Gedankenkreis davon getragen hat. All' diesen Unterschieden gegenüber wird es sodann die weitere Aufgabe seyn müssen, die Motive klar zu stellen, die sie veranlaßten, oder die Quellen aufzusuchen, aus denen sie geflossen sind. — Eine in dieser Weise voranschreitende und die gesammte Philosophie des 13. Jahrhunderts umfassende Untersuchung würde nicht nur die Gestalt und die wirksame Kraft des Aristotelischen Systems in der Scholastik anschaulich machen, sondern auch in einer jede Einrede ausschließenden Weise das eigene Verdienst jener ebenso oft blind gelobten als thöricht geschmähten mittelalterlichen Mönche sicherstellen.

Freilich wird man zweifeln müssen, ob eine Lösung der Aufgabe in solchem Umfange schon jetzt möglich ist, nachdem der monographischen Untersuchungen, welche dabei als Vorarbeiten dienen könnten, noch immer so wenige sind.

Verschieden von dem hier gesteckten Ziele ist das, welches sich Prof. Schneid gesetzt hat. Schon der Umfang der kleinen Schrift läßt erwarten, daß es sich darin nicht um eine vergleichende Darstellung der Aristotelischen und scholastischen Lehren handeln kann. Es ist eine Schutzschrift, welche die mittelalterlichen Philosophen gegen den alten Vorwurf vertheidigen will, daß sie blinde Verehrer und geistlose Nachahmer des heidnischen Meisters gewesen seien. Sie will den Nachweis erbringen, daß die Scholastiker sich vielmehr ihre volle Freiheit zu wahren gewußt, und darum auch eine eigene Philosophie besessen hätten.

Demgemäß handelt der erste Abschnitt von den Gründen, welche die Scholastiker zum Studium der Aristotelischen Philosophie veranlaßten. Die äußere Geschichte des Aristotelismus seit dem Ausgange der antiken Welt bis zu seinem Eintritt in den Gedankenkreis des christlichen Abendlands ist durch die Forschungen Renan's und Jourdain's in den wesentlichen Punkten festgestellt. Hier konnte sich daher der Verfasser lediglich referirend verhalten. Ganz besonderes Gewicht aber legt er darauf, die große Verbreitung und den tiefgreifenden Einfluß gebührend an's Licht zu stellen, welchen die Lehren der arabischen Peripatetiker in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an den christlichen Schulen gewonnen hatten. Im Zusammenhange damit wird sodann das bekannte Vorgehen kirchlicher Organe gegen die Aristotelischen Schriften besprochen, ohne daß dabei neues Material beigebracht würde. Inzwischen hat sich eine richtige Würdigung jener Verbote in der Gegenwart mehr und mehr Bahn gebrochen und in den fachwissenschaftlichen Schriften eingebürgert, und nur Leute wie Hr. Prof. Virchow pflegen noch in ihren geschichtlichen Streifzügen das Lieblingsthema von der Vergewal-

tigung der Wissenschaft durch die katholische Kirche mit dem Hinweis auf das Schicksal der aristotelischen Schriften im Mittelalter zu illustriren. Die durchaus consequente und vollberechtigte Haltung der Kirche faßt der Verfasser in die Worte zusammen: „Verboten hat sie den schlecht übersetzten und mit Irrthümern vermengten Aristoteles der Araber zu einer Zeit, da dessen Lektüre viele Gefahren für die Glaubenslehre einschloß; empfohlen und befördert hat sie das Studium des gereinigten und so zu sagen christianisirten Aristoteles."

Wie bereits von Anderen vor ihm geschehen, bringt sodann der Verf. das Auftreten der großen christlichen Aristoteliker mit jenen Verboten in ausdrücklichen Zusammenhang. Wenn die Bulle Gregors IX. vom Jahre 1231 das Lesen der betreffenden Schriften untersagt „quousque examinati fuerint et ab omni errorum suspicione purgati", so war darin deutlich den Vertretern der kirchlichen Wissenschaft ein Arbeitsfeld vorgezeichnet. Sie wurden Aristoteliker, sagt der Verfasser, um einen falschen Aristotelismus zu bekämpfen. Namentlich bei dem englischen Lehrer tritt der polemische Zug in energischer Schärfe heraus; die Bestreitung der Irrthümer des Averroes war ihm eine Lebensaufgabe. Nachdem er es noch in einem eigenen Capitel unternommen, auch die großen Meister des Franziskanerordens von dem Verdachte einer Hinneigung zum Arabismus zu reinigen, kommt der Verfasser am Schlusse des ersten Abschnittes auf die wissenschaftliche Aufgabe des 13. Jahrhunderts zu sprechen und die Brauchbarkeit des Aristoteles für dieselbe.

Mit Recht sieht er die erstere in der systematischen Zusammenfassung dessen was in den früheren Perioden, von den Vätern und den älteren Scholastikern geleistet worden war, und treffend wird nach dem Vorgange K. Werner's der herrschende Mangel an systematischer Behandlung mit dem Hinweis auf Wilhelm von Auvergne belegt, welcher „auf der Uebergangsstufe in die Blüthezeit der Scholastik

steht." Wer immer einen Blick in die Werke dieses gedankenreichen aber ebenso diffusen und der leitenden Gesichtspunkte entbehrenden Schriftstellers geworfen hat, wird das hier Gesagte nur bestätigen können.

Nicht so völlig kann ich dagegen dem Verfasser zustimmen, wenn er zu glauben scheint, bewußtes Abwägen der beiderseitigen Vorzüge habe die mittelalterlichen Lehrer dazu vermocht, der Aristotelischen Philosophie den Vorzug vor der Platonischen zu geben. Es braucht dabei gar nicht einmal auf die Frage eingegangen zu werden, ob wirklich in der damaligen Zeit den Schriften Plato's bereits die gleiche Verbreitung wie denen seines Schülers zu Theil geworden war. In Wahrheit war das ungeheuere Uebergewicht, welches die Aristotelische Philosophie im 13. Jahrhundert erlangte, durch die vorangegangene Entwicklung bedingt. Auch in den Zeiten ärmlichster wissenschaftlicher Thätigkeit war der Glanz nicht völlig erblichen, welcher den Namen Plato's umgab, thatsächlich aber war durch die wenigen logischen Schriften, die man von ihm und seinen späteren Erklärern besaß, Aristoteles von Anfang an der Lehrer, dem man folgte. Sein Ansehen stieg, als seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auch die logischen Hauptschriften bekannt wurden, die man bisher entbehrt hatte, und als nun das folgende Jahrhundert ihnen auch die naturwissenschaftlichen, metaphysischen und ethischen hinzufügte, da hätte es jenes gegen arabische Trübung und Verfinsterung gerichteten polemischen Impulses gar nicht erst bedurft, naturgemäß und ohne Macht hätte auch hier die lange Gewöhnung das wissenseifrige Geschlecht in die Schule des Stagiriten geführt. Und sicherlich nicht zu ihrem Schaden! Denn hier fanden sie, was ihnen bisher gefehlt hatte, und was sie bei Plato nicht würden gefunden haben: ein vollkommen entwickeltes, in sich zusammenhängendes Lehrgebäude, eine systematische Durchführung höchster ontologischer Principien in die verschiedensten Wissensgebiete hinein, und in Verbindung damit

eine ausgebildete Terminologie; die letzten Voraussetzungen endlich, wenn auch schwankend und unklar ausgesprochen, der Umdeutung in christlichem Sinne fähig. Wenn Aristoteles den Höhepunkt der antiken Spekulation bezeichnet, so war nunmehr die lange unterbrochene Tradition an der richtigen Stelle ganz und voll wieder angeknüpft, eine neue Blütheperiode mußte anbrechen.

Indem nun der Verfasser im zweiten Abschnitte dazu übergeht den Gebrauch, den die Scholastik von Aristoteles machte, zu schildern, charakterisirt er zunächst die Ansicht der Scholastik über die Auktorität in der Philosophie im Allgemeinen und über die des Aristoteles im Besondern. Wichtiger freilich noch als die Anziehung einzelner Stellen in welchen Albertus, Thomas, Aegidius u. A. den geringen Werth jeder Auktorität in der philosophischen Wissenschaft betonen, wäre der Nachweis gewesen, daß sie selbst immer und namentlich dem Aristoteles gegenüber diese Aussprüche wahr gemacht haben. Ich glaube kaum, daß das was der Verfasser auf S. 61 u. f. in dieser Absicht zusammenstellt, hinreichen würde, einen Gegner zu überzeugen. Es sind allgemeine Behauptungen, denen aber die begründenden Detailangaben fehlen. Wenn es z. B. auf S. 62 heißt: auch in solchen Fällen, wo die Scholastiker die Lehre des Philosophen einfach zu der ihrigen machen, ohne seine Gründe dafür mitanzugeben, thun sie es nicht aus Sklaverei gegen ihn, — so ist ja eben dieß die Frage, um die es sich handelt und die durch bloßes Bejahen oder Verneinen nicht entschieden wird.

Weniger glücklich noch erscheint der Verf. im folgenden Capitel, wo er auf die commentirende Thätigkeit der Scholastiker zu reden kommt. Seine allgemeinen Bemerkungen zwar sind vielfach treffend, aber sie führen doch nicht tief genug. Ein näheres Eingehen hätte noch manches zum Lobe des Aquinaten sagen lassen, so namentlich jene auch von modernen Aristotelikern gerühmte Eigenthümlichkeit, der

zufolge er selbst in offenbar mißverstehenden Erklärungen einzelner Stellen, wie sie bei der schlechten Uebersetzung nicht ausbleiben konnten, dennoch den Aristotelischen Gedankenkreis nicht überschreitet. Um so lieber hätte man dann die Bemerkungen über die dem heiligen Thomas eigene Kenntniß der griechischen Sprache vermißt. Hier verleitet den Verfasser sein Eifer zu einem Ausspruche, den ich gerne für eine bloße Uebereilung halten will. Wenn der englische Lehrer in seinem Commentar zu Buch V der Aristotelischen Metaphysik gelegentlich bemerkt: physis quod apud Graecos naturam significat, si pro generatione viventium dicitur habet primum ypsilon productum; si vero pro principio, sicut communiter utimur, habet primum ypsilon breve — so wird man ihm das ja wohl zu gute halten. Wenn aber der Verfasser sich auf diese Stelle beruft um den Satz zu begründen (S. 69): „er weiß genau welche verschiedene Bedeutung dasselbe Wort hat, je nachdem es mit diesem oder jenem Accent versehen" — so wird er doch nicht im Ernste glauben, das griechische Wort φύσις werde je nach der Bedeutung auch φῦσις geschrieben. Ungenau und eine Uebereilung ist es ferner wenn von Trendelenburg's Commentar zu Arist. de anima auf S. 79 Anm. gesagt wird: „Die Lehre des Aristoteles über intellectus agens und dessen Verhältniß zum possibilis, sowie über die Erkenntnißkräfte und ihre Objekte, über das Erkennen selber, das Wissen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. dgl. sind im selben Sinne erklärt, wie sie der englische Lehrer exponirt." Richtig ist nur, daß allerdings Tr. in einigen wesentlichen Punkten der Auffassung der mittelalterlichen Interpreten näher steht, als z. B. Zeller und Andere.

Wer es nun unternimmt, den Fortschritten nachzugehen, welche die Scholastik über Aristoteles hinaus gemacht hat, dem werden als die wichtigsten und vornehmsten jene zuerst entgegentreten, welche durch den Besitz der christlichen Offenbarung bedingt waren. Jene höchsten Erkenntnisse, welche

die Weisen des Alterthums nur flüchtig gestreift, welche sie vor dem trübenden und verwirrenden Einfluß vielfältiger Irrthümer nicht festzuhalten gewußt hatten, die Wahrheit von der Existenz und den Eigenschaften des einen schöpferischen Gottes und seinem Verhältniß zur Welt, die Wahrheit über Ursprung und Ziel des Menschen, sie waren längst zum Gemeingut auch der Ungelehrten geworden. Den Gelehrten aber lag es ob, den gesammten Inhalt der Offenbarung wissenschaftlich zu durchdringen und systematisch zu entwickeln.

Und hier ist es in der That wunderbar zu sehen, wie es die christlichen Aristoteliker verstanden haben, die dürftigen, unzureichenden, abgerissenen Aussprüche ihres Meisters mit dem Lichte der höheren Wahrheit zu durchdringen und zu ungeahnter Fruchtbarkeit zu erheben. Wohl hatte Aristoteles, sagt der Verfasser S. 104, „eine einheitliche Weltanschauung geschaffen, die sich durch alle einzelnen Wissensgebiete hindurchzieht, aber diese Weltanschauung, abgesehen davon daß sie des übernatürlichen Faktors entbehrt, ist keine erfreuliche und trostvolle. Weil Aristoteles Gott nur als den nothwendigen Beweger der Welt faßt, so herrscht in seiner Weltansicht überall nur starre Nothwendigkeit. Er weiß von keinem freien Willen Gottes, der die Welt und die Geschöpfe aus Liebe in's Daseyn gerufen, um sie an seiner Vatergüte theilnehmen zu lassen; er kennt keine väterliche Fürsorge und Leitung der einzelnen Geschöpfe; er weiß nichts von einer Allgegenwart Gottes, welche die Dinge im Seyn und Wirken trägt und unterstützt: alles fließt in nothwendigem Processe dahin. Dagegen hat die Scholastik eine Weltauffassung geschaffen, in welcher jedes Wesen, sei es auch das niederste, nach ewigem Plane Gottes eine bestimmte Aufgabe im Universum zu erfüllen hat und in der Erfüllung dieser Aufgabe von der Hand Gottes geführt und geleitet wird. Frei waltet der freie Schöpfer über seiner Creatur, und frei führt er die freien Wesen zu einer ewigen glückseligen Bestimmung. Jedes Wesen ist unter einem höheren Gesichts-

punkte aufgefaßt und in sein rechtes Verhältniß zu Gott gebracht. Die schönste Frucht dieser christlichen Encyklopädie ist der Nachweis, daß Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie, Natur und Gnade keine Gegensätze seien, sondern in schönster Eintracht sich gegenseitig fördern und stützen. Wer wird nun sagen wollen, daß eine solche Systematisirung, eine solche einheitliche Weltanschauung nicht ein Fortschritt sei? Hätten die scholastischen Aristoteliker keine einzige neue Wahrheit entdeckt, so wäre die Zusammenfassung der vorhandenen Wahrheit zu einem großen Ganzen das Neue, das sie geleistet."

Zu weit geht die Behauptung auf S. 134, erst die Scholastik habe das teleologische Argument den Aristotelischen Gottesbeweisen hinzugefügt. Ihr gegenüber würde es genügen auf das hohe Lob zu verweisen, welches Aristoteles (Met. I. cap. 3) dem Anaxagoras spendet, weil ihn die Betrachtung des Weltalls, seiner Ordnung und Harmonie, zur Anerkennung eines weltordnenden Verstandes geführt habe; nicht minder auf die Gleichnisse vom Feldherrn und vom Hausvater, deren er selbst sich bedient, um das Verhältniß Gottes zur Welt zu veranschaulichen (Met. XII. cap. 10). Außerdem aber hat uns ja Cicero ein Bruchstück aus dem Dialoge „über Philosophie" erhalten, welches in rhetorischem Schwunge den teleologischen Beweisgang entwickelt. In dem Compendium von Ueberweg ist es in deutscher Uebersetzung abgedruckt. Wir gewinnen daraus die Bestätigung, daß Aristoteles allerdings gewillt war, die zahlreichen teleologischen Einzelbeziehungen, von denen namentlich seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen voll sind, zu einer einheitlichen, auf der Annahme einer obersten, intelligenten Ursache gründenden Weltansicht zusammenzufassen. Ob Aristoteles eine göttliche Vorsehung anerkannt habe oder nicht, mag hier ununtersucht bleiben. Die Frage ist viel umstritten und durch die bloße Anführung einzelner Stellen nicht zu entscheiden. Unrichtig aber ist die Behauptung S. 137, er

läugne, daß Gott die Dinge außer ihm erkennt. Aeltere und neuere Erklärer haben dieß allerdings aus seiner Lehre folgern wollen, den Gründen aber die sie anführen, lassen sich andere und bessere für die entgegengesetzte Ansicht gegenüberstellen. Sicher ist freilich, daß an Stelle der knappen und der Mißdeutung fähigen Worte über das Erkennen Gottes, welche das zwölfte Buch der Metaphysik enthält, bei dem heil. Thomas und den Scholastikern eine scharfsinnige und allseitige Entwicklung getreten ist, daß ebenso die bei Aristoteles völlig vernachlässigte Lehre vom göttlichen Willen hier zuerst zur Würdigung gelangt, daß endlich die bloße Anerkenntniß der höchsten Weltursache als des obersten Bewegers und der absoluten Energie zur Einsicht in die Universalität der göttlichen Ursächlichkeit und ihre Beziehungen zu den causae secundae gesteigert und entfaltet wird.

Aber nicht nur direkt und ihrem nächsten Inhalte nach mußten die Lehren der christlichen Offenbarung reinigend, bestimmend und bereichernd auf das Aristotelische System einwirken. Fragen, welche der antiken Spekulation fremd geblieben waren, regten den Wissenstrieb der christlichen Denker gerade in Folge der Aufklärungen an, welche sie dem Christenthume verdankten; von ihm aus fiel unerwartetes Licht auf die entlegensten Gebiete. Die Persönlichkeit des Menschen und die Freiheit des Willens, das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Causalität, zu Präscienz und Prädestination, Ursprung und Natur des Bösen, werden von den Scholastikern immer wieder zum Gegenstande eindringender Untersuchung gemacht. Selbst in der Erkenntnißlehre gewinnen sie die Beziehung zu Gott, wenn sie ihn als den Urquell aller Wahrheit preisen. Ganz besonders aber mußte die Ethik das Gebiet werden, auf welchem ihr erleuchteter Aristotelismus seine glänzenden Triumphe feierte. Wohl begegnet man auch hier auf Schritt und Tritt den Bestimmungen und Ideenverknüpfungen des griechischen Philosophen. Aber die überkommenen Bausteine sind zu einem

neuen Kunstwerk von tieferem Gehalt und erhabenerer Schönheit verbunden.

Und auch da, wo ihnen das christliche Dogma zunächst nur zum Anlasse wird, eine Aristotelische Lehre zu verwerfen, versäumen die scholastischen Meister nicht, das verwerfende Urtheil durch scharfsinnig erdachte Vernunftgründe zu stützen. Es genügt in dieser Hinsicht auf die ausführlichen Argumente zu verweisen, durch welche sie die Meinung von der Ewigkeit der Welt und ihrer Bewegung zu widerlegen suchen.

Aus alledem ergibt sich nun freilich, daß die Frage, ob die Scholastiker ein eigenes philosophisches System besaßen, ebensowenig mit einem einfachen Ja, wie mit einem bloßen Nein beantwortet werden kann. Sie besaßen es nicht, sofern darunter an das eigene Gebilde einer auf sich selbst und ihre Subjektivität gestellten Vernunft gedacht wird, denn sie unterwarfen ihr Denken der durch göttliche Auktorität gewährleisteten christlichen Wahrheit, und sie knüpften an an die Bestimmungen des Aristotelischen Lehrgebäudes. Aber in der Verbindung der beiden Elemente, in der Bearbeitung der ersteren und der Entwicklung dieser letzteren zeigten sie ihre Kraft und ihre geistige Selbstständigkeit. Es konnte sodann nicht fehlen, daß sie, angeregt von den mannigfaltigsten spekulativen Impulsen, in einzelnen Fällen und auf einzelnen Gebieten völlig ihre eigenen Wege gingen, weil ihnen mit der Vorarbeit des Aristoteles der fremde Wegweiser fehlte. Prof. Schneid erinnert in dieser Beziehung namentlich an die eingehenden, auf feine Beobachtung und reiche Menschenkenntniß gestützten Untersuchungen des heil. Thomas de passionibus animae.

Er glaubt endlich die geistige Selbstständigkeit der mittelalterlichen Philosophen noch an einem anderen Punkte aufzeigen zu können. Da nämlich, wo sie, ohne bereits im kirchlichen Dogma Maßstab und Richtscheid zu besitzen, in Folge vermeintlich besserer Einsicht Bestimmungen des Aristotelischen Systems verlassen und Irrthümer berichtigt hätten.

Nur wird man sich freilich dagegen verwahren müssen, wenn der Verfasser sich zur Feststellung dieses Moments wiederholt auf Heinrich von Gent und die Skotisten beruft. Denn daß jene philosophischen Richtungen, welche die Berechtigung ihrer Existenz aus der heftigsten Befehdung des Thomas und seiner Anhänger herleiteten, ihre Opposition auch gegen die von diesen aufgenommenen Aristotelischen Bestimmungen wandten, war wohl selbstverständlich. Höchstens das also könnte ihre Anführung beweisen, daß der Name der Scholastik eine Vielheit divergirender Richtungen unter sich befaßt, nicht aber das andere, daß die Scholastik als Ganzes dem griechischen Philosophen gegenüber dieses oder jenes Verhalten eingeschlagen habe. Es muß als ein Fehler in der Methode bezeichnet werden, wenn der Verfasser die abweichenden Meinungen der Thomisten und die polemischen Einwürfe ihrer Gegner gleichwerthig aneinander reibt. Und schließlich: zeigt nicht die eigenthümliche Gebundenheit dieser Polemik nur um so mehr die Macht, welche die Aristotelischen Gedanken auch im gegnerischen Lager ausübten? Sie streiten darüber, wie im einzelnen Falle das richtige Verhältniß des formalen und des materialen Princips zu bestimmen sei, aber das Bedürfniß diese beiden Principien überhaupt zu unterscheiden, war es ihrem eigenen Denken entsprungen, oder hatte die Schule des Stagiriten es ihnen angewöhnt?

Noch weniger wird man sich damit einverstanden erklären können, wenn der Verfasser in dem gleichen Zusammenhange auch solche Einwürfe und Correkturen bringt, welche sich nicht gegen den wirklichen, sondern den im verzerrenden Lichte arabischer Auslegung gesehenen Aristoteles wenden. Auf S. 81 hatte er das Ergebniß der vorhergehenden Untersuchung in die These zusammengefaßt: „Die Scholastiker des 13. Jahrhunderts haben in Folge der lateinischen Uebersetzungen aus dem Urterte den wahren und unverfälschten Aristoteles besessen. Zwischen dem Ari-

stoteles des Averroës und des Thomas ist ein wesentlicher Unterschied." Unmittelbar darnach aber wird unter den Irrthümern, welche Aristoteles nach Ansicht der Scholastiker lehrt, auch dieß erwähnt, daß „die ersten Lehrer der peripatetischen Schule, wie Bonaventura und Heinrich von Gent" sich nicht im mindesten scheuen Aristoteles für den „neuplatonischen und arabischen Irrthum bezüglich des intellectus separatus als einer von der Seele verschiedenen Substanz" verantwortlich zu machen (S. 84).

Zur wissenschaftlichen Würdigung des in Frage stehenden Verhältnisses ist genaue urkundliche Kenntniß des Aristoteles und hinreichende Vertrautheit mit dem heutigen Stand der Aristotelischen Forschung die unerläßliche Vorbedingung. Der Verfasser bewegt sich hier offenbar auf einem Terrain, das ihm fremd ist. Bereits auf S. 53 überrascht die Behauptung: „Die meisten seiner (des Aristoteles) Werke sind nicht auf uns gekommen; der kleine Theil aber, den wir besitzen, gibt Zeugniß von seinem unermeßlichen Wissen." Ein Blick in eines der bekannten darstellenden Werke wie z. B. das von Zeller würde hingereicht haben, den Sachverhalt klar zu stellen. Denn allerdings fehlt uns ja von den Nummern, welche die antiken Schriftverzeichnisse aufführen, eine große Anzahl, aber das Geschick hat es doch so günstig gefügt, daß die wissenschaftlichen Hauptwerke sämmtlich erhalten blieben, und wir aus ihnen nicht nur von den Principien des Systemes, sondern auch von deren Durchführung in die einzelnen Gebiete des Wissens ein ziemlich vollständiges Bild gewinnen können. Es ist zweifelhaft, ob der Besitz des Verlorenen wesentliche Züge zu ergänzen vermöchte.

So kommt denn freilich die Aristotelische Doktrin nicht überall zu ihrem Rechte. Nach S. 83 schlösse sie die Behauptung unendlicher Körper und eines unendlichen Raumes ein. Und doch wird im dritten Buch der Physik der Begriff des ἄπειρον, des Unendlichen und Unbegrenzten, mit aller

nur wünschenswerthen Ausführlichkeit erörtert, und ebenda der von den Späteren adoptirte Lehrsatz aufgestellt und begründet, daß es eine unendliche Größe in Wirklichkeit nicht geben könne. Daß Aristoteles die Himmelskörper von den reinen Intelligenzen geschaffen seyn lasse (S. 87), dürfte ebensowenig zu beweisen seyn, wie daß ihm das künftige Glück des Menschen in der Erkenntniß der reinen Geister bestanden habe, eine Meinung, die ihm nach dem Verfasser (S. 85) unter Anderen auch von Thomas zugeschrieben werde. Nicht einmal das Letztere möchte ich zugeben.

Ganz richtig wird S. 88 bemerkt, es lehrten wohl alle Scholastiker, daß die Himmelskörper ihrer Natur nach verschieden seien von den sublunarischen, aber sie erklärten diese Verschiedenheit anders als Aristoteles. Leider ist der Verfasser dieser Differenz nicht weiter nachgegangen, sie führt in die obersten ontologischen Principien zurück, und ihre Verfolgung hätte ihn zur Anerkenntniß jener zu Anfang angedeuteten von den Scholastikern nicht mit bewußter Absicht unternommenen Umgestaltungen der Aristotelischen Lehre geführt. Bei der Wichtigkeit gerade dieses Punktes möge ein kurzes Eingehen auf die Sache verstattet seyn.

Es ist nicht eben leicht, mit wenig Worten und unter Hinweglassung alles gelehrten Materials den Begriff zu fixiren, den Aristoteles mit dem Namen der Materie verband. Vor Allem ist festzuhalten, daß er ihn durchaus nicht mit dem des Körpers identificirte, und daß er das Bedürfniß ihrer Annahme überall da zu erkennen glaubte, wo die Erfahrung ein Werden und einen Wechsel zeigt. Denn nichts anderes sollte sie seyn, als die unerläßliche Bedingung alles Werdens und aller Veränderung, das jeder eigenen Bestimmtheit baare Subjekt, das dem Wechsel zu Grunde liegt und an dem dieser sich vollzieht. Nur durch ihre Annahme schienen die Bedenken früherer Philosophen beseitigt, welche das Werden im eigentlichen Sinne läugnen zu müssen glaubten, weil das scheinbar Werdende entweder aus Seiendem oder

aus Nichtseiendem werden müsse, das schon Seiende aber nicht mehr werden könne und das Nichts niemals ein Etwas hervorbringe. Aristoteles löst das Dilemma, indem er lehrt, das Wirkliche werde ein Wirkliches aus dem, was es zuvor nur in Möglichkeit war. Die real gefaßte Möglichkeit eines Dinges ist seine Materie. Sie ist ferner substanzielle Materie, wenn es sich um das Werden des Dinges als solchen, accidentelle Materie, wenn es sich um einen bloßen Wechsel seiner Eigenschaften und Beziehungen handelt. Das Andere aber, was durch seinen Hinzutritt die Möglichkeit aktualisirt, das zuvor bloß Mögliche zu einem Wirklichen macht, der zweite Bestandtheil, der mit der Materie zusammen erst das gewordene und veränderliche Ganze darstellt, ist die Form im Aristotelischen Sinne[1]).

Werden nun die irdischen Substanzen als in stetem Werden und Vergehen gedacht, so heißt dieß, daß die Materie, die einer jeden gleichbleibend zu Grunde liegt, Formen verliert und neue in sich aufnimmt. Soll dagegen von den Gestirnen gelten, daß sie ungeworden und unzerstörbar sind, so fordert die Consequenz der gleichen Lehre für sie, daß sie keine substanzielle Materie besitzen, weil ihnen die Möglichkeit des substanziellen Anderswerdens fehlt. Schlechthin immateriell sind sie darum freilich nicht. In steter Bewegung begriffen und einen ununterbrochenen Wechsel ihrer örtlichen Lage erleidend, kommt ihnen nach Aristoteles eine Materie der Ortsveränderung zu (ὕλη πόθεν ποῖ. Metaph. XII. cap. 2). — Daß sie bei alledem Körper sind, kommt hierbei, wie man sieht, gar nicht in Frage.

Nun aber ergibt sich, daß Aristoteles diesen Begriff der Materie, zu dem allein die ursprüngliche Ableitung hinführt und dem allein sie die, wie auch immer schwankende Be-

---

1) Ausführung und Begründung sehe man in meiner Schrift: Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Philosophie Bonn 1871.

gründung ertheilt, keineswegs festzuhalten vermag. Das völlig bestimmungslose, rein passive Subjekt der Veränderung, die bloße, aber als reales Princip gefaßte Möglichkeit des Anderswerdens wird mehr und mehr an die anschaulichere Vorstellung des mehr oder weniger bestimmten und mit wirksamen Kräften versehenen körperlichen Substrates herangerückt, ohne daß darum jene Consequenzen aufgegeben würden, zu welchen nur der ursprüngliche Begriff ein Recht gab.

In dieser späteren, wenn man so will vergröberten oder auch verdichteten Gestalt erscheint die Materie bei den mittelalterlichen Aristotelikern. Nach verschiedenen Seiten hin läßt sich dieß aufzeigen. So gleich in ihrer Lehre von den Himmelskörpern. Nach Albertus Magnus beruht die Verschiedenheit der unvergänglichen Gestirne von den wandelbaren Erdendingen auf dem verschiedenen Verhalten der Materie zu ihrer Form. (Vgl. Summa de creaturis I. tr. 1. 9. qu. 2. art. 7. Summa theol. II. tr. 1. qu. 4. art. 2. p. 2.). Bei den irdischen Substanzen nämlich ist nicht die ganze Materie von der Form aktualisirt, sie haben so zu sagen einen Ueberschuß an Materie, und dieser ist es, welcher, indem er gleichsam noch weiteren Formen Raum bietet, ihre Wandelbarkeit begründet. Bei den Himmelskörpern dagegen ist die Materie ganz und gar von der Form erfüllt, es ist kein solcher Ueberschuß vorhanden und darum auch keine Fähigkeit eine andere Form aufzunehmen. Die gleiche Betrachtungsweise findet sich bei Thomas; deutlich aber ist in ihr jener Gedankengang verlassen, welcher die substanzielle Materie nur um des substanziellen Werdens willen forderte. Der englische Lehrer bestätigt dieß noch ausdrücklich, wenn er geltend macht (im Commentar zu De coelo I. cap. 3, oder lectio VI), unmöglich könne angenommen werden, die Himmelskörper hätten keine Materie, würden sie ja doch durch die Sinne von uns wahrgenommen. Materiell und sinnlich-körperlich sind gleichwerthige Begriffe geworden.

Von hier aus gewinnt dann auch die thomistische Lehre von der Materie als Individuationsprincip ihre Würdigung.

Der Name und die schulmäßige Fassung des Princips sind mittelalterlich, die Frage selbst aber und ihre Lösung führt ihren Ursprung auf Aristoteles zurück. Und zwar in einer zweifachen Richtung. Denn bereits in jener ersten Bedeutung, auf welche die Schwierigkeiten im Begriffe des Werdens führten, im Sinne der bloßen substanziellen Möglichkeit, erscheint die Materie bei Aristoteles als principium individuationis. Sie ist für die corruptibelen Dinge der Grund ihres möglichen Nichtseyns oder Andersseyns, sie ist es eben dadurch, die das einzelne Sinnending dem Wissen im strengen Sinne, nach antiker Auffassung, unerreichbar macht. Ist sie die Quelle, aus welcher für das Einzelding Vergänglichkeit, Veränderlichkeit und Zufälligkeit stammen, so ist sie damit zugleich die Quelle für jene der geistigen Erkenntniß entzogenen Differenzen, welche die Individuen von einander und von dem allgemeinen Begriffe des Wesens unterscheiden, unter dem sie gemeinsam befaßt werden. Ebenso aber erscheint sie dann auch in jener veränderten, weil handgreiflicheren Bedeutung als Individuationsprincip, da nämlich, wo sie das selbst schon wirkliche Substrat ist, an welchem der allgemeine Begriff im concreten Einzelfalle zur Erscheinung kommt[1]).

Beide Gesichtspunkte, aber wiederum in bezeichnender Weise principiell mit einander verbunden, kehren in der Lehre des heil. Thomas wieder. „Die Materie", so berichtet darüber Professor Schneid (S. 125), „ist nicht in ihrer Allgemeinheit Subjekt für die Form, sondern als eine bestimmte und partikuläre. Jede Form, die von der Materie angenommen wird, wird von einer bestimmten Materie aufgenommen d. h. von einer Materie, die mit einer bestimmten Quantität behaftet ist, und diese bestimmte Materie ist dadurch keiner andern Form mehr mittheilbar ... Und nicht nur die Unmittheilbarkeit des Individuums gründet in der Materie, auch die Zeitlichkeit und Räumlichkeit wurzeln in derselben,

1) Vergl. die citirte Abhandlung. S. 80.

denn die Materie ist ja das Substrat aller Veränderung und folglich aller zeitlichen und räumlichen Bestimmungen. Die an sich unveränderliche und überzeitliche Form wird nur dadurch veränderlich, wandelbar und vergänglich, weil sie vom Stoffe oder dem Princip aller Wandelbarkeit und Hinfälligkeit aufgenommen ist" ... Und ferner: „... Die Körper werden dadurch erkennbar und intelligibel, daß der Verstand in der Abstraktion alles Sinnliche und Materielle abstreift, gewissermaßen die Natur und Wesenheit von den materiellen Banden befreit und des Sinnlichen entkleidet. Auf diese Weise wird die körperliche Substanz immateriell und übersinnlich und dadurch befähigt, in den immateriellen Verstand aufgenommen zu werden. Wenn aber das Universale dadurch entsteht, daß der Verstand von allem Materiellen absieht, dann muß nothwendig die Materie es seyn, welche das Allgemeine zum Individuum einengt und es allen Wandelbarkeiten von Zeit und Raum unterwirft."

Es liegt endlich nahe an eine Frage zu erinnern, welche ihre Bedeutung nicht der einseitigen Denkrichtung einer Schule, sondern der immer gleichbleibenden Wichtigkeit des Gegenstandes verdankt. Um das Verhältniß der Menschenseele zum Leibe auszudrücken bedienten sich die Scholastiker seit Alexander von Hales und Wilhelm von Auvergne der Aristotelischen Formel, daß sie substanzielle Form des Körpers sei. Aber die Art und Weise wie sie diese Formel des Näheren entwickeln und bestimmen, zeigt deutlich, daß die Aristotelischen Termini einen veränderten Gehalt gewonnen haben. Aus einem unklaren Gefühle dieses Sachverhalts mag sich das auffallende Schwanken erklären, welches Schneid an diesem Punkte verräth. Auf S. 84 bemerkt er: „Ueber Ursprung und Sitz der Seele, sowie über das Verhältniß der Seele zum Leibe sind fast alle mittelalterlichen Lehrer anderer Ansicht als der ‚Philosoph'." Auf S. 112 dagegen heißt es: „Ihre Lehre über die Natur der Seele, die substanzielle Einheit des

Menschen, das Verhältniß von Leib und Seele, die Einheit des Seelenlebens ist die seinige."

Eine genaue Vergleichung läßt Folgendes erkennen. Mit Aristoteles stimmen die Scholastiker überein, wenn sie auf die Seele als auf ein einheitliches Princip die sämmtlichen Lebensfunktionen des Menschen zurückführen; sie ist es, die den ganzen Umfang seines Wesens bestimmt, die ihn zum Menschen macht, darum konnte sie Aristoteles in Consequenz seiner metaphysischen Grundlehren als Form bezeichnen. Von ihm aber unterscheiden sie sich, wenn sie von der Seele des Menschen, die sie ihres vornehmsten Theiles wegen vorwiegend als Denkseele bezeichnen, des Weitern behaupten, daß sie als seine Form ganz im ganzen Leibe und ganz in jedem Theile sei. Nach Aristoteles ist sie ihrem intellektiven Theile nach entschieden nicht Form des Leibes, und nur diesem Theile nach überdauert sie daher auch den Tod, während sie als Princip der sensitiven und vegetativen Funktionen nach Weise aller Formen corruptibeler Dinge vernichtet wird, wenn das beseelte Ganze zu Grunde geht. An einem anderen Orte[1]) habe ich zu zeigen unternommen, wie Aristoteles zu einer solchen Aufstellung gelangen konnte. Ich habe namentlich auf den eigenthümlichen Verdichtungsproceß hingewiesen, den gleich dem Begriff der Materie auch der der Form in seinem Systeme durchläuft, und geltend gemacht, daß ihm gerade durch diesen Verdichtungsproceß die einheitliche Verbindung der rein geistigen, von außen kommenden, unsterblichen Denkseele mit der Seele, soweit sie Form des Leibes ist, vorstellbar wurde. Einen Schritt weiter gehen die Aristoteliker des Mittelalters, wenn sie die Natur der Denkseele auf die ganze Seele ausdehnend, diese ihrem vollen Umfange nach als geistiges und der selbstständigen Fortexistenz fähiges Wesen fassen, und die so ge-

---

1) In der schon mehrmals citirten Abhandlung, S. 142 ff., besonders S. 156.

faßte dann doch auch wieder als Form des Leibes bestimmen. (Vergl. Thomas Aquin. S. Th. I. qu. 75. a. 2. qu. 76. a. 1. a. 3. a. 4. a. 8.) Hier gehen sie über die Grenzen, welche Aristoteles innehielt, deutlich hinaus, und es wird fraglich, ob sie noch das Recht haben, auf die Seele diejenigen Consequenzen aus dem Formbegriff anzuwenden, welche derselbe innerhalb jener Grenzen und auf Grund seiner Ableitung für Aristoteles einschloß.

Gerade an diesem Punkte ist es nun vielleicht nicht schwer, bereits in der griechischen Philosophie Elemente aufzuweisen, welche auf eine solche Umwandlung des Aristotelischen Begriffs hinwirken mußten. Indessen ich breche ab. Muß ich doch fürchten schon jetzt mich in Fragen eingelassen zu haben, welche in den Rahmen dieser Zeitschrift strenge genommen nicht hineingehören. Allein mich tröstet der Gedanke, daß in der gründlichen, methodischen Erforschung der mittelalterlichen Philosophie eine Ehrenpflicht der katholischen Wissenschaft liegt, und damit zugleich der Wunsch, durch diese gelegentlichen Bemerkungen einen, wenn auch noch so kleinen Beitrag gegeben zu haben.

v. H.

LXVII.

Zeitläufe.

Der Coulissen-Wechsel bei den Türken und den Mächten des Abendlandes.

Den 10. Juni 1876.

I.

Der Eindruck der Ereignisse, welche sich in der Hauptstadt des türkischen Reiches seit dem 11. Mai Schlag auf Schlag gefolgt sind, ist ein so gewaltiger und von aller Welt getheilter, daß mir bange wäre, auf dem Raum einiger Druckseiten auch nur entfernt an die Höhe der fraglichen Katastrophe hinanzureichen — denn es ist ganz buchstäblich eine Katastrophe vor der wir stehen — wenn ich nicht vor Monaten den tiefen Ernst in dem neuen Stadium der orientalischen Frage geahnt und mich darauf eingerichtet hätte[1]). In Berlin und Wien wollte man bekanntlich nicht der Meinung seyn, daß die Angelegenheit zu größerer Bedeutung heranwachsen und eine endliche Lösung erzwingen könnte. Namentlich hat das famose Wort von dem „Bischen Herzegowina" unvergeßlich festgestellt, daß man in den Augen der nationalliberalen Gewaltthäterei ein großer Staatsmann seyn, und doch den weiten Blick eines Staatsmanns im

---

1) Vgl. die am 8. Sept. v. Js. begonnenen Abhandlungen über „die orientalische Frage in Sicht der europäischen Mächte" in den „Histor.-polit. Blättern" Bd. 76. S. 464 und folgende Hefte.

eigentlichen Sinne des Wortes nicht besitzen kann, wenn es sich einmal um wirkliche Weltfragen handelt.

Die Tage vom 11. und vom 30. Mai 1876 werden mit großen Lettern in die Geschichte der Welt und der Menschheit eingetragen seyn. Das haben die türkischen Rechts- und Theologie-Candidaten in Constantinopel zuwege gebracht. Nebenbei wird die Geschichte erzählen, daß unmittelbar vorher die berühmten Minister der drei nordischen Mächte in Berlin zu geheimen Sitzungen versammelt gewesen seien, um orientalische Weltgeschichte zu machen, und daß sie, das Jahrhundert in die Schranken fordernd, ein peremtorisches Concept zu Papier gebracht haben, ohne die blasse Ahnung, daß ein paar Tage darauf über die politische Rechnung des ganzen Dreikaiser-Bundes von den türkischen Studenten in den Moscheen Constantinopels ein dicker Strich gemacht werden würde. In dem Moment als dieß geschah, hat das österreichische Mitglied der Berliner Conferenz der cisleithanischen Delegation in Pesth versichert: „Soviel ist gewiß, daß der Brennpunkt der Krisis bereits überdauert ist.“ Nur England scheint das richtige Gefühl gehabt zu haben, daß im Gegentheile die Krisis erst recht beginne, und nur England ist daher dem Fehlschlag entronnen, welchen sich alle übrigen Mächte unter der russischen Führung zugezogen, indem sie wortwörtlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Allerdings kann man den Zustand, welcher in Constantinopel jetzt herrscht, nur als ein Chaos bezeichnen. Niemand vermag zu sagen, welche Gestaltungen sich zunächst aus dem chaotischen Zustand, dem die muhamedanische Welt zur Zeit verfallen ist, entwickeln werden, und auch den Mächten des Dreikaiser-Bundes dürfte die Lust vergangen seyn, bald wieder geheime Special-Conferenzen zu halten, um in die türkischen Angelegenheiten maßgebend einzugreifen. Ja, man kann sehr wohl der Meinung seyn, daß je nach der Entwicklung der Dinge in der Türkei sogar eine Aenderung in

der Stellung der europäischen Mächte selber eintreten und insbesondere der mühsam verdeckte Antagonismus zwischen der offenen und geheimen Politik der drei nordischen Mächte an das Licht treten werde. Die vorausgeworfenen Schatten lagern sich bereits über Europa.

Das Alles liegt aber im Schooße der Zukunft. Gewiß ist nur so viel, daß die orientalische Frage nunmehr erst recht in Fluß gekommen ist und ihrer definitiven Lösung, wie immer dieselbe ausfallen möge, unaufhaltsam zustreben wird. Ueber die Art der künftigen Lösung auch nur eine Wahrscheinlichkeits-Berechnung aufstellen zu wollen, wäre vermessen. Aber man darf unbedenklich annehmen, daß die Türkei und die orientalischen Dinge überhaupt von nun an das überwiegende Interesse des ganzen Abendlandes in Anspruch nehmen werden, daß die große Angelegenheit des Jahrhunderts nicht so bald von der europäischen Tagesordnung verschwinden wird, daß endlich die dauernde Beunruhigung von daher einen schweren Druck auf unsere gesammten socialen Zustände, mit welchen es ohnehin schon traurig genug aussieht, auszuüben droht und daß aus diesem größten aller politischen Probleme leicht eine Verschiebung aller Verhältnisse in dem innern und äußern Zusammenleben der Völker Europa's resultiren könnte.

Man muß keineswegs gerade an einen allgemeinen Krieg denken, um zu ahnen, daß es eine schwere Wiedergeburt seyn wird, wenn die herrlichen Länder des Orients aus ihrem mehrhundertjährigen Todesschlaf neu erwachen sollen, um endlich wieder an der gemeinsamen Entwicklungs-Geschichte der Menschheit aktiv theilzunehmen. Aber wie grausam auch die Krisis ausfallen möge, vielleicht gibt es keinen andern Weg, um der alten Welt selber über alle ihre Verranntheiten und Kleinlichkeiten hinüber zu helfen und dem abgewelkten Geist neue Lichter, dem greisen Körper neue Säfte einzugießen. Wir schauen hoffnungsvoll über die Krisis hinüber in eine größere und bessere Aera: ex oriente lux!

Augenblicklich erübrigt zunächst, die Faktoren der türkischen Bewegung, wie sie nun neu oder verändert so urplötzlich auf der Bühne erschienen sind, der Betrachtung zu unterziehen und zu versuchen, wie weit eine desfallsige Orientirung bereits möglich wäre. In drei Beziehungen sind die bisherigen Voraussetzungen zur Beurtheilung der Frage mehr oder weniger hinfällig geworden. Was erstens das herrschende Element in Constantinopel betrifft, so bietet sich dem erstaunten Europa, sei es nun Wahrheit oder abermals nur leerer Schein, vorderhand ein ganz neues Bild dar. Zweitens erscheint schon durch diese bloße Thatsache die Stellung der Aufständischen in den südslavischen Paschaliks sowie ihrer heimlichen Bundesgenossen im Rath von Serbien und Montenegro in einem veränderten Lichte. Drittens endlich wird die neue Lage auf die bisherige Haltung und Gruppirung der Mächte sowohl unter sich als gegenüber dem Türkenreiche nicht ohne Einfluß bleiben können. Von Berliner Conferenzen wird schwerlich mehr eine Entscheidung in der großen Frage ausgehen; die Allgemeinheit wird ihr Recht von dem gewesenen Sonderbund zurückerhalten, und das wäre unfraglich das Verdienst Englands.

Gewiß würde man die Mai-Revolution in Constantinopel weit unterschätzen, wenn man darin nur einen Personen-Wechsel auf dem Thron der Sultane erblicken wollte. Der neue Großherr Murad V. hat sich proklamiren lassen als „Kaiser von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes“ [1]). Unserer liberalen Welt hat das schon genügt,

---

1) Nach dem Willen des Propheten sollten seine Nachfolger, die Chalifen aus dem Stamme der Kureischiten, allerdings ganz frei oder durch sechs bestellte Wahlmänner gewählt werden. Aber beim Sultanat hat der Wahlmodus nie stattgefunden. Die türkischen Sultane sind weder aus dem Stamme der Kureischiten noch sind sie jemals frei gewählt worden. Bei ihnen gilt gemäß der allgemeinen orientalischen Rechtsanschauung das Gesetz des Familien-Seniorates; der Koran bestimmt darüber nichts.

um ihr Urtheil über die „Verkommenheit" des Türkenthums sofort zu corrigiren, und allen politischen Kaffeehäusern Respekt vor den Softa's und ihren freien Anschauungen einzuflößen. Ganz unrichtig ist diese Meinung in der That nicht. Die Bewegung der türkischen Mai-Tage hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer abendländischen Februar- oder März-Revolution; aber sie steht im schneidenden Gegensatz zu der türkischen Tradition. Schon daß man einen neuen Sultan einsetzt, anders als durch eine Meuterei der Soldateska, und ohne den alten erst eines jähen Todes sterben zu lassen, ist ein modernes und völlig untürkisches Verfahren[1]). Die Herrscher aus dem Hause Osman waren aber zugleich auch die geistlichen Oberhäupter des gesammten rechtgläubigen Islam. Wirklich haben die ersten Telegramme in bezeichnender Weise erzählt, daß die verschworenen Studenten und die neu eingesetzten Minister dieses Umstands wohl eingedenk gewesen seien. Sie sollen den armseligen Abdul-Aziz vor allem weiteren Verfahren gezwungen haben auf die Chalifen-Würde zu verzichten und somit die unantastbare Heiligkeit seiner Person auszuziehen. Erst dann vollzogen sie, wie jene Berichte behaupteten, seine Absetzung als weltlicher Herrscher, mit dem Placet des Scheik-ül-Islam. Aber es ist unklar, ob sie den neuen Sultan auch gleich zum Chalifen erhoben haben und erheben konnten, oder ob Murad selbst als solcher gelten will. Der volkssouveräne Titel, den er sich beilegt, spricht nicht dafür. Stambul ist nach gelungenem Werk in Jubel geschwommen, wie es sich geziemt; aber es gibt auf beiden Ufern noch andere Kinder des Propheten, und ob sie gleichfalls jubeln werden, das muß sich erst zeigen.

In zwei Richtungen hat es sicherlich den Softa's nicht an allgemeiner Zustimmung unter den Moslims gefehlt.

1) Daß der abgesetzte Sultan durch angeblichen Selbstmord über die Schwierigkeit nachträglich hinüber geholfen hat, ändert an der Sache an sich nichts.

Das war erstens der grimmige Haß gegen Rußland, in welchem Alt- und Jungtürken sich vereinigen konnten. Der hervorstechende Charakter der Bewegung war vom Anfang an ein entschieden anti-russischer. Der Sturz des Großveziers Mahmud Pascha, der von jeher als blind ergebenes Werkzeug Rußlands und seines Botschafters bei der Pforte, des intriguenreichen Generals Ignatieff, angesehen wurde, war der erste Erfolg, welchen die Straßen-Demonstration der Softa's erreichen wollte. Mit den neuen Ministern, die aus Alt- und Jungtürken zusammengelesen waren, kam auch ein gleichgesinnter Scheik-ul-Islam an das Ruder, und nun rückte das Collegium dem verzagten Herrscher selber auf den Leib. Bezeichnend ist es immerhin, und gewiß nicht ohne innern Zusammenhang, daß die Früchte der langjährigen Intriguen Rußlands am goldenen Horn in dem Augenblicke mit Einem Schlage verloren gingen, wo die russische Politik in Berlin triumphirte und Fürst Gortschakoff die „Führung" im Drei-Kaiser-Bund offen übernahm. Der Czar in Ems soll darüber einen schlagartigen Anfall erlitten haben. Wie die Russen sich nun zu der unversehenen Niederlage stellen werden, das ist eine Frage, die über den Weltfrieden entscheiden dürfte.

Abdul-Aziz ist übrigens in einer Weise gefallen, die seiner würdig war. Seine Geldgier und unsinnige Verschwendung trugen nicht zum wenigsten die Schuld an dem türkischen Bankerot. Während die Finanzen des Staats in die äußerste Noth geriethen, die Beamten, die Armee, selbst die Truppen vor dem Feinde unbezahlt blieben, saß er ruhig auf den riesigen Geldhaufen, die er zusammengescharrt hatte. Mit den neuen Ministern zu markten, wie weit er ihren Geldansprüchen nachgeben und der Noth des Staats seine Kassen öffnen wolle oder nicht, das war seine letzte Regierungs-Thätigkeit. Als er nur die Hälfte des Geforderten geben wollte, erklärten die Minister ihn für entthront; der Palast war militärisch besetzt, aber keine Hand erhob sich zu seiner Vertheidigung. Daß es zweckmäßig sei den ange-

sammelten Mammon aus den Kellern des Palastes zu befreien und zur Rettung des Reiches nutzbar zu machen, darin konnten Alt- und Jungtürken gleichfalls sehr wohl einverstanden seyn; das Uebrige kommt erst im zweiten Theile.

Inzwischen unterliegt es keinem Zweifel, daß die ganze Bewegung das Werk der jungtürkischen Partei war und diese Partei, wenn sie nicht geradezu in der Person des Prinzen Murad auf den Thron gestiegen seyn sollte, sich doch jetzt am Ruder befindet. Man hat das Daseyn einer solchen Partei bis jetzt mehr oder weniger als ein Hirngespinst angesehen; jedenfalls konnte Niemand ahnen, daß sie dereinst mit Hülfe der Beflissenen des juristisch-theologischen Koran-Studiums und ihrer Meister und Lehrer, also der Softa's und Ulema's, emporkommen und regierungsfähig werden würde. Der bekannteste Führer der Partei, Fazyl Pascha, Bruder des Vicekönigs von Aegypten, ist zwar vor einigen Monaten gestorben. Aber schon im Jahre 1872 galt Midhat Pascha, der auch damals, an der Stelle des gestürzten Mahmud, Großvezier wurde, als die Seele des aufstrebenden Jung-Türkenthums, und eben dieser Midhat erscheint auch jetzt wieder als der intelligente Urheber der Bewegung, wenn er sich auch noch vorsichtig im Hintergrunde hält. Schon vor vier Jahren traute ihm die abendländische Presse die Mission zu eine „liberale Aera" in der Türkei einzuweihen, und jetzt wird er ohne Zweifel das jungtürkische Programm zur Geltung zu bringen suchen[1]), sobald er das Vezierat erlangt haben wird.

Auch der neue Sultan selbst, Prinz Murad, ist indeß, soweit er überhaupt aus der Verborgenheit herauszutreten vermochte, zu den Jung-Türken gerechnet worden. Bereits im Herbst des Jahres 1868 kam die Nachricht aus Constantinopel, daß eine Verschwörung entdeckt worden sei, welche

1) S. über die „Jung-Türken" die angeführten Artikel der „Histor.-polit. Blätter." Bd. 76. S. 804 ff.

den Zweck gehabt habe den Sultan Abdul-Aziz zu ermorden und den Prinzen Murad auf den Thron zu erheben. Die Sache wurde sehr geheimnißvoll behandelt. Es ward aber von zahlreichen Verhaftungen berichtet und ausdrücklich beigefügt, darunter hätten sich namentlich zwei Hoflieferanten des verstorbenen Sultans, Murads Vater, befunden. „Außerdem wurde eine Menge Softa's und Moscheenbeamten, meist der jungtürkischen Partei angehörig, verhaftet.“ Zugleich ward von einem Augenzeugen bemerkt, daß Murad Efendi wie sein jüngerer Bruder allerdings viel mit Fazyl Pascha, dem ostensibeln Haupt der Jung-Türken, verkehrten[1]). Hienach hätten die Stambuler Ereignisse der jüngsten Tage immerhin eine Geschichte von ziemlich langer Hand[2]), und

1) Neue Freie Presse vom 8. Okt. 1868.

2) Vielleicht ist auch nachstehender Bericht, der um einige Jahre älter ist, geeignet über die Genesis der Katastrophe Fingerzeige zu geben. Die Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 3. Aug. 1864 ließ sich nämlich aus Constantinopel Folgendes schreiben: „Die religiösen Bewegungen im Islam, welche riesenhafte Fortschritte zu machen beginnen, haben der Regierung einen ernsthaften Schrecken eingeflößt. Vor einigen Tagen wurden die Lokale, wo die reformirten Türken ihre Versammlungen hielten, militärisch besetzt. Es fanden Verhaftungen statt, auch wurden Bücher, Bibeln und sonstige Dokumente mit Beschlag belegt. Durch dieses taktlose Verfahren der Regierung wurde das bis jetzt verwahrte Geheimniß an die Oeffentlichkeit gezogen und der Oppositionsgeist der Reformirten und Reformatoren wachgerufen.“ Der Correspondent bemerkt in der Note, man schätze die Zahl dieser Reformer, vielleicht übertrieben, auf 40,000, und er fährt dann fort: „Geht die Regierung nicht mit großer Vorsicht zu Werke, so könnten Verhältnisse eintreten, die uns an die Religionskriege des Mittelalters erinnern. Die Regierungsmänner sowie die orthodoxen Türken machen sehr bedenkliche Gesichter; bloß in sehr vertrauten Kreisen wird über dieses dem heiligen Islam widerfahrene Unglück geflüstert... Auch sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß in neuester Zeit die Anmeldungen der Türken zur Aufnahme in die Freimaurer-Logen ziemlich zahlreich werden. Die Errichtung einer türkischen Loge steht in Aus-

jedenfalls sind sie nicht erst durch englische Umtriebe geschaffen, wenn auch von der Londoner Politik bestens acceptirt worden.

Der regierende Sultan war damals schon vom finstersten Argwohn gegen seinen Neffen und präsumtiven Thronfolger geplagt. Als er im Jahre 1867 seine europäische Reise ausführte, wurden die beiden Prinzen gezwungen die ganze Rundreise mitzumachen, bloß aus Furcht, sie möchten die längere Abwesenheit ihres Onkels benützen und gegen ihn eine Revolution anzetteln. Auf dem ganzen Wege wurden aber die Söhne Abdul-Medschids so viel als möglich versteckt gehalten und bei allen feierlichen Anlässen bei Seite geschoben. Das Verhältniß wurde um so gehässiger, je mehr sich bei Abdul-Aziz der Plan festsetzte, mit Beiseitesetzung der grundgesetzlichen Seniorats-Erbfolge seinem ältesten Sohne Jussuf Izzeddin die Thronfolge zu verschaffen. In diesem seinem Lieblingswunsche ward der Sultan hauptsächlich von Rußland bestärkt, und soll der russische Gesandte Ignatieff gerade auf diesem Wege zu seinem allmächtigen Einfluß im Palaste gekommen seyn. Auch der vielgenannte Großvezier Mahmud stand auf Seite des Prinzen Izzeddin.

Dem ägyptischen Vicekönig hatte der Sultan bereits im Jahre 1866 die entsprechende Aenderung der agnatischen Thronfolge und die Einführung der Primogenitur erlaubt; für seinen eigenen Thron schrack er aber doch, aus Furcht vor der Partei der Strenggläubigen, zurück, um so mehr als Izzeddin vor der Thronbesteigung seines Vaters geboren und daher überhaupt nicht erbfolgeberechtigt war, solange auf dem Throne geborene Prinzen, hier auch noch seine übrigen drei jüngeren Brüder, existirten. Die agnatische Thronfolge war im Volk und Hause Osman stets so heilig gehalten, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein „gemäß

---

sicht, wozu die italienische Abtheilung der Freimaurer ihre Beihülfe zugesagt hat." — Daß die Maurerei seitdem unter den Türken immer weitere Verbreitung gefunden hat, ist bekannt.

der Erklärung der Mehrzahl unter den Ulema's" erlassener heiliger Kanon jedem Sultan erlaubte, lieber seine Brüder umbringen zu lassen, wenn er dem eigenen Sohne die Erbfolge sichern wollte, als das Hausgesetz zu ändern. Diese Praxis ward auch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reichlich geübt, und nur auf diesem Wege hätte Abdul-Aziz seinen Lieblings-Wunsch mit dem bestehenden Recht zu vereinbaren vermocht[1]). Davor schrack aber auch schon sein Bruder und Vorgänger zurück in Anbetracht der aufmerksamen Augen Europa's; sonst hätte Prinz Murad seine Thronbesteigung nicht einer Revolution der Softa's und ihrer hochbetitelten Hintermänner von verschiedenen Farben zu verdanken gebraucht.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß mit Hülfe der malcontenten Alttürken vorerst das Jung-Türkenthum zur Herrschaft gelangt ist, und zwar in der Person des neuen Großherrn selber. Ob Murad auch auf dem Thron sich als Jung-Türke geltend machen, und wie dann die moslemische Welt sich in die Entfaltung des neuen Geistes hineinfinden wird, das ist indeß eine Frage, die sich nicht in Stambul allein entscheiden wird, sondern viel eher von Mekka aus. Auch werden es nicht die Softa's und Ulema's seyn, welche dabei am meisten in's Gewicht fallen. Der Koran, dessen Ausleger und Vollzieher sie sind, ist allerdings zugleich Rechtsbuch und dogmatischer Codex; aber wenn man im Islam von Geistlichen reden kann, so wären dieselben eher in den Derwisch-Orden zu suchen, als in den Moscheen-Schulen. Jene Orden liefern die Heiligen des Islam und die eigentlichen Volksmänner in der moslemischen Welt; ihre Losung empfangen sie aber nicht von der hohen Pforte, sondern aus Mekka. Man darf daher besonders auf die nächsten Stimmungsberichte aus Arabien gespannt seyn, dessen Völker das Joch der Türken stets widerwillig getragen und auch gegen-

---

1) Allg. Zeitung vom 7. Mai 1872. Neue Freie Presse vom 15. Febr. 1873.

über dem Chalifat der Sultane sich bis auf die neueste Zeit sehr skeptisch verhalten haben.

Man hat vor Kurzem noch aus verschiedenen Punkten der Türkei, wo sich europäische Colonien befinden, schwere Besorgnisse äußern hören, daß die Türken ihre Bedrängnisse durch einen fanatischen Ausbruch gegen die Rajah und durch eine Christen-Metzelei rächen würden. Die Gräuelthat von Salonichi hat in der That nichts Gutes verheißen. Die Bewegung der Softa's schien nun allerdings entgegengesetzten Charakter zu tragen; sie ist ihren abendländischen Vorbildern auch insofern treu geblieben, als Christen und Moslims in der Hauptstadt, wenigstens insoferne als erstere nicht der Sympathie mit Rußland und Ignatieff verdächtig waren, sich demonstrativ auf das „Fraternisiren" verlegt haben. Aber der Argwohn ist ohnehin weitum im moslimischen Volke, und nicht nur bei den bosnischen Begs, längst erwacht, daß in der Hauptstadt des Reichs der Abfall vom rechten Glauben regiere. Die „Demoralisation der Stambuler Türken" ist vielfach sprüchwörtlich geworden bei dem gemeinen Mann, und die neue Reform-Aera könnte leicht zu einer allgemeinen Erhebung der ächten Kinder des Propheten gegen die unächten und zum Bürgerkrieg im eigenen Schooße des Islam führen.

Das liberale Europa setzt seine Hoffnungen auf die Person des neuen Sultans, der ein energischer und der abendländischen Bildung zugeneigter Mann sei. Er werde, glaubt man, anstatt der „Fahne des Propheten" zum Kriege gegen die Ungläubigen, das Banner einer großen Reform-Politik entfalten, um die Angehörigen aller Raçen und Religionen seines weiten Reichs dauernd zu beruhigen. Die Bewegung der Softa's selber hat ihm ein Reform-Programm vorausgetragen, das nur Eine feindliche Spitze zeigte, nämlich die Entrüstung gegen den russischen Botschafter, „der die Bevölkerung zur Empörung aufreize und das Reich offen dem Verderben entgegentreibe." Auch wir zweifeln nicht an

dem guten Willen des neuen Herrschers und seines aus allerlei Patrioten zusammengesetzten Kabinets. Wir wollen einstweilen vergessen, daß unterrichtete Stimmen vorlängst geurtheilt haben: die Partei der Jung-Türken habe sich von der abendländischen Civilisation hauptsächlich nur deren Schattenseiten und Laster angeeignet. Fazyl Pascha war ein blasirter Schwelger und Spieler, und von Midhat, dem Staatsmann der jungtürkischen Zukunft, verlautet bereits, daß er ein Trunkenbold, also der Moral des Propheten ebenso wie dem nüchternen Volkscharakter entfremdet sei. Jedenfalls wollen wir aber nicht vergessen, daß Lord Palmerston am 31. März 1862 die Thronbesteigung des nun abgesetzten Sultans im Parlament mit folgenden Worten gefeiert hat: „Zum Glück habe die Türkei nun einen Sultan, der durch seine glänzenden Tugenden und seinen festen Charakter ganz dazu geschaffen sei, die Wiedergeburt des Reichs zu ermöglichen." Rühmender könnte jetzt auch Murad V. nicht in das europäische Concert eingeführt werden.

In der That hatte auch Abdul-Aziz nicht versäumt, Reformen aller Art zu verheißen und anzuordnen. Aber alle seine Anordnungen blieben auf dem Papiere stehen oder erstickten im Keime, und wohin das Reich wie er selber unter dem Regime dieser modernen Ideen gekommen ist, das liegt nun vor Augen. Man kann sagen, daß die sämmtlichen Forderungen, welche das Programm der jüngsten Bewegung aufstellte, auch schon unter dem vorigen Sultan angenommen und verkündet, ja sogar thatsächlich angebahnt waren[1]). Dieß gilt insbesondere von der „Notablen-Versammlung", welcher das Budgetrecht übertragen werden soll und die den Anfang zu einer constitutionellen Verfassung der Türkei zu bilden hätte. Selbstverständlich würde sich damit die Begrenzung der Civiliste zu verbinden haben. An seiner Civiliste

---

1) S. „Die Reformen in der Türkei, alt und neu versprochene." Histor.-polit. Blätter Bd. 76. S. 803 ff.

hatte aber auch Abdul-Aziz bei seiner Thronbesteigung die bedeutendsten Abstriche gewährt wie an dem Harem, um sich nachher das Geld und die Weiber mit Zinsen wieder beizulegen.

Ganz Europa erstaunte sich, als der vorige Sultan im Jahre 1868 den neugegründeten „Staatsrath" mit einer höchst freisinnigen Thronrede eröffnete; im nächsten Jahre wiederholte sich die Ceremonie, und ganz Europa mußte abermals glauben, daß nunmehr der Grundstein zur türkischen Constitution gelegt sei. Seitdem war die glorreiche Institution, zu der Männer aller religiösen Bekenntnisse beigezogen waren, wieder völlig verschollen; weder der k. Irade vom vorigen Jahr, als er einen neuen Repräsentativ-Körper der Art verhieß, hat derselben Erwähnung gethan, noch scheinen die Softa's von ihrer Existenz Notiz genommen zu haben, als sie ein Millet Medschlissi forderten, welches, genau nach dem Programm Fazyl's von 1867, die Finanz-Verwaltung beaufsichtigen und namentlich der Verschwendung des Serails Schranken setzen sollte. Die Proklamation des neuen Sultans lautet sogar viel nüchterner als die gedachten Thronreden seines Vorgängers. Den Staatsrath will er reorganisiren, aber von einer Constitution sagt er nichts. Nach unserer Meinung könnte überhaupt nur ein Sultan, der die entschiedenste aller Reformen, nämlich die Abschaffung der Polygamie, einzuführen vermöchte, sein Reich wirklich auf abendländischem Fuß, mit andern Worten auf den Ruinen des Koran-Staats einrichten.

Unfraglich wird für die nunmehr zur Herrschaft gekommene Partei das sogenannte Testament Fuads und dessen Ideenkreis maßgebend seyn. Der Kern dieser Regierungs-Weisheit faßt sich in dem Einen Satz zusammen: „Wir müssen alle unsere politischen und socialen Einrichtungen abändern." Und zwar soll dieß geschehen zum Zweck der „Fusion der Raçen". Nun geht aber in den Ländern des Islam das bürgerliche Gesetz gleich dem religiösen aus dem Koran hervor und die Organisation einer aus Moslims bestehenden Gesellschaft bedrohen, ist in den Augen dieser

Gesellschaft ebenso viel als den Islam selbst angreifen und ein Sakrilegium begehen. Nicht nur das Staatsprincip der Türkei als solches sondern die geoffenbarte Sanktion desselben und die sociale Schöpfung des Propheten muß auf das Spiel gesetzt werden, wenn man in der Türkei abendländisch reformiren will. So ist denn niemals eine andere Alternative zu ersehen, als daß es entweder mit einer solchen Reform-Politik nicht ernst sei wie bisher, oder daß das Türkenreich seiner Auflösung mit beschleunigten Schritten zugeführt werde.

Vor zwanzig Jahren wäre allerdings noch ein Weg zur Reorganisation des Reiches möglich gewesen, welcher dem Staatsprincip und dem historischen Herkommen der Türkei entsprochen hätte. Nicht „Fusion der Raçen", sondern getrennte Regierung derselben. Vor Kurzem hat noch verlautet, daß für die aufständischen Gebiete ein Vorschlag der Art, den wir nur beispielsweise anführen wollen, in diplomatischen Kreisen erwogen worden sei. Der Plan hätte die vollständige regiminale Trennung des christlichen und moslimischen Elements, eine wo möglich auch räumliche Scheidung, wie sie vor 60 Jahren in Serbien durchgeführt wurde, zur Voraussetzung gehabt; es hätte wie damals in Serbien zwei Jurisdiktionen, eine rein türkische und eine christlich-serbische gegeben, und an der Spitze der letzteren wäre, mit den Vollmachten des Großherrn ausgerüstet, ein christlicher Knäs gestanden[1]). Solchen Ideen ist nun die neue, in Constantinopel herrschend gewordene Bewegung offenbar unzugänglich, es würde denselben auch das nöthige Vertrauen nicht mehr entgegenkommen, und das ist der wichtigste Gesichtspunkt an der neuen Lage.

Wie immer die Entscheidung ausfallen mag, der Stein ist einmal im Rollen und ihr rascher Verlauf ist unwiderruflich besiegelt. Eben darum hat sich aber auch die Stellung aller großen Mächte mit Einem Schlage vollständig ge-

---

1) Allg. Zeitung vom 7. Mai 1876.

ändert. Die Politik des Abwartens war das natürliche Gebot der veränderten Scenerie; man mußte die bisherigen Einmischungs-Versuche zurückstellen und ruhig zusehen, inwieweit die Selbstthätigkeit des neuen Regiments der schweren Krisis gewachsen seyn würde. Alle Mächte haben sich sofort mit Resignation darein gefunden, mit einziger Ausnahme Rußlands, obschon auch Rußland sich den Aerger nicht ansehen läßt.

Allerdings ist die russische Diplomatie vollständig überrumpelt und in die Sackgasse gedrängt worden. Ueber Nacht ist nicht nur der russische Einfluß in Stambul, die Frucht jahrelanger Anstrengungen, verloren gegangen, sondern auch die Cooperation der beiden andern Nordmächte, und zwar in dem Moment als man an der Newa die Führung des Drei-Kaiser-Bundes fest in der Hand zu haben glaubte. Die nordische Allianz ist nun ernstlich in Frage gestellt; es ist jedenfalls bewiesen, daß sie den Ruhm „die sicherste Garantie des Weltfriedens" zu seyn, in der Richtung auf den Orient nicht verdient hat. Muß Rußland einmal Farbe bekennen, was man in St. Petersburg bis jetzt um keinen Preis thun wollte, dann dürfte eine neue Gruppirung der Mächte auf die vielgerühmte innere Einheit des gewesenen Drei-Kaiser-Bundes sonderbare Streiflichter werfen. Trügt nicht Alles, so wirkt die Stellung, welche England plötzlich eingenommen hat, inmitten der allgemeinen Verstimmung gegen Rußland, bereits mit magnetischer Anziehungskraft, während die russische Politik nur solange anzog, als sie mit verdeckten Karten spielen konnte.

Wenn wir jetzt einen Blick auf die Berliner Conferenz zurückwerfen, die eben noch alle Welt in Spannung erhalten hatte, so begreift sich der enorme Rückschlag, den Rußland durch die Vorgänge am goldenen Horn erlitten hat. Das ganze Bestreben dieser Politik ging dahin, die orientalische Frage nicht zur europäischen Frage mit ihren Consequenzen werden zu lassen, und das sollten ihr die beiden Nordmächte verhindern helfen. In diesem Sinne redete man an der Newa von Erhaltung der Türkei und des europäischen Friedens.

Unter der Hand wurde aber in allen möglichen Formen an der Vergrößerung der Anarchie auf der Balkan-Halbinsel gearbeitet und die Zerstörung des Türkenreichs successive vorbereitet. Man hält den schützenden Schild über Serbien und Montenegro, damit diese zwei Ausfall-Pforten offen bleiben; dorthin liefert man die commandirenden Officiere und für die guten Dienste des Fürsten der schwarzen Berge verlangt man Gebietszuwachs auf Kosten der Türkei. Noch stärkere Zumuthungen sollen in Berlin unter Berufung auf den Druck und Drang der russischen Volkssympathien gestellt worden seyn; und wenn auch von den Ministern der zwei Kaiser nicht Alles genehmigt wurde, so ließen sie sich doch herbei, die Insurgenten thatsächlich als „kriegführende Macht" anzuerkennen und in dieser Weise das russische Doppelspiel mit ihrer Verantwortlichkeit zu decken. So mußte die Führer-Rolle im Drei-Kaiser-Bund allerdings an Rußland fallen, denn die Politik Rußlands hatten sich die beiden anderen Mächte unwillkürlich angeeignet und nicht umgekehrt.

Um das Uebermaß der Täuschungen zu ermessen, welchen die beiden Minister bei der Berliner Conferenz preisgegeben waren, braucht man nur die Berichte des Grafen Andrassy an die Delegationen in Pesth mit der Sachlage zu vergleichen, wie sich dieselbe nun herausstellt, seitdem die Weigerung Englands, sich ebenso in's russische Schlepptau nehmen zu lassen, und die Thaten der türkischen Softa's zerstreuend in die Conferenz-Nebel hineingefahren sind. Betrachtet man die ungeheuerlichen Dementi's, welche der Leiter der österreichischen Politik kaum acht Tage später erfahren hat, so muß man allerdings das unverdiente Glück anstaunen, das ihn in dem Moment aus dem Sack befreit hat, wo derselbe über seinem Kopf von russischen Händen zugebunden werden sollte.

Man wird bemerken, daß fast jeder Satz, den der Minister gesprochen hat, heute der Unrichtigkeit überführt und nicht mehr wahr ist. „Die größte Wichtigkeit der Berliner Conferenz, sagte er, liege in der getroffenen Einigung der Mächte

und in dem Vorhaben sich auch ferner von Fall zu Fall zu verständigen." Heute scheint selbst Preußen verstimmt zu seyn gegen die russische Führung und jedenfalls unentgeldliche Dienste nicht länger leisten zu wollen. „Die Einigung der drei Mächte sei eine vollständige über die Ziele und die respektiven Mittel, ihr Verhältniß sei ein vertrauensvolles geworden." Anstatt dessen glaubt nun alle Welt, daß der Drei-Kaiser-Bund der Sprengung nahe sei. „Frankreich und Italien hätten den Berliner Vereinbarungen zugestimmt." Aber beide haben den Fuß schon wieder zurückgezogen. Daß auch die Zustimmung Englands folgen werde, behauptete der Minister „mit aller Entschiedenheit". Aber England bedankte sich mit noch größerer Entschiedenheit einen Weg zu betreten, den Graf Andrassy selbst noch vor sechs Monaten um jeden Preis vermieden wissen wollte, und so in's Dunkel hineinzutappen. „Der europäische Friede sei nun thatsächlich gesichert, soweit menschliche Voraussicht reiche." Aber acht Tage später waren alle Voraussetzungen dieser Voraussicht hinfällig geworden. Der Minister hatte sofort beigefügt: „die Theilnahme von Serbien und Montenegro an der Insurrektion sei verhindert, insbesondere habe Serbien bindende Zusicherungen gegeben, daß der Aufstand mit Wissen und Willen seiner Regierung keine Nahrung erhalten werde." In der That scheint Rußland desfalls Garantien gegeben zu haben, aber nur für den Fall, daß nicht eine Störung seiner Zirkel eintrete und es gezwungen werde Farbe zu bekennen. Wie die Dinge jetzt stehen, so richtet Europa jeden Morgen den fragenden Blick auf Belgrad und Cetinje.

Ueber die Frage von der Annahme der Berliner Reform-Vorschläge äußerte sich Graf Andrassy widersprechend. Eine Abweisung Seitens der Pforte scheint er nicht besorgt zu haben; man hätte nämlich mit der Occupation drohen können, die von Rußland schon bei der Conferenz vorgeschlagen, von Oesterreich aber abgelehnt worden war. Was ferner die abwehrende Haltung der Insurgenten bezüglich seiner eigenen

früheren Vorschläge betrifft, so äußerte sich der Minister merkwürdiger Weise: daran seien die verschiedensten Personen aus aller Herren Länder, namentlich auch Journalisten, Schuld, welche sich „mit den Autoritativen ihrer Mächte umgeben und gleichsam in deren Namen gewirkt hätten"; so seien die Insurgenten-Führer, bis auf drei, abwendig gemacht worden, daß sie den Versprechungen der Pforte nicht mehr glauben wollten. Die Beschreibung paßt nun genau auf das Institut der geheimen russischen Agenten. Und dennoch hat man in Berlin die Führer-Rolle auf Rußland übertragen, weil „diese Macht den hervorragenden Einfluß auf die türkischen Slaven besitze"!

Es wird sich im Gegensatz zu allen diesen Vertröstungen Niemand mehr verläugnen können, daß die orientalische Krisis mit dem nächsten Schritte auf ihrem Höhepunkt angelangt seyn wird. Wie die endliche Entscheidung auch ausfallen möge, Eines ist gewonnen: sie wird nicht mehr unter dem bestimmenden Einfluß eines Sonderbunds fallen. Graf Andrassy hat unter Anderm auch den Gedanken eines europäischen Congresses in Erwähnung gebracht, den Gedanken aber sofort energisch verurtheilt, weil „wenn die Doktoren einmal beisammen wären, sich leicht noch andere Kranke melden könnten." Das ist unzweifelhaft richtig, wenn es sich um eine Vertheilung der türkischen Verlassenschaft handeln sollte; Jeder würde dann eine neue Karte von Europa wollen, aber Jeder eine andere. Dahin hätte aber gerade der nordische Sonderbund unter russischer Leitung sicherlich geführt; und den Streit hätte nur das Schwert beilegen können. Wer eine friedliche Lösung des unermeßlichen Problems will, der muß nicht zu verhindern, sondern zu befördern suchen, daß die orientalische Frage eine europäische Frage sei und bleibe; und wenn England dahin wirken will, so verdient es das Vertrauen jeder Macht, die sich nicht mit selbstsüchtigen Hintergedanken trägt.

LXVIII.

Ueber die modernen Consequenzen der „evangelischen Freiheit".

Von einem Protestanten.

Oldenburg, im Frühling 1876.

In der kleinen Republik Bremen ist die Zahl der Atheisten, Darwinisten ꝛc. gewiß nicht gering, und doch finden wir hier nicht einmal eine freireligiöse Gemeinde, wie sie z. B. zu Harburg und Lüneburg oasengleich aus der lutherischen Landeskirche des Hannoverlandes heraustreten. Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer zu finden. Wo die Landeskirche so weitherzig ist wie in Bremen, wo die Kirche so unter dem Einfluß der liberalen Masse und der Presse steht, kann die „freie Religion" sans gêne auch unter dem Dach der Kirche gedeihen und hier und dort eine Kanzel occupiren. Da thut mithin die Gründung freireligiöser Gemeinden nicht Noth. Würde die katholische Kirche ebenso jede „katholische" Richtung als berechtigt ansehen, die sich im Laufe der Zeiten hervorgethan hat, so würde sie ohne Zweifel dieselbe Physiognomie zeigen wie heut zu Tage die Landeskirchen des modernen „zeitgemäßen" Protestantismus.

Daß eine Kirche nicht gedeihen und keinen Boden im Volke haben kann, welche alle Richtungen von der Orthodoxie bis zum Pantheismus als gleichberechtigt ansieht, ist schon so oft dargethan, daß wir uns dieser Mühe als überhoben ansehen können. Die liberalen Herren wissen das selber auch sehr gut. Die „Lehrfreiheit" ist nur die Phrase, mit der sie sich in einer Landeskirche einnisten, und wenn ihnen das geglückt ist, erheben sie (wie jetzt in Baden) den Ruf: „Ecra-

sez l'infame" gegen die Orthodoxie, und maßregeln die Bekenntnißtreuen ärger als es je die Lutherisch-Orthodoxen gethan haben. Die renitenten hessischen Geistlichen wissen ein Liedlein davon zu singen.

Die dogmatische Abgeschlossenheit der katholischen Kirche ist auch vom menschlichen Standpunkte als allein richtig und vernünftig zu betrachten. Kann Jemand das Credo der Kirche nicht acceptiren, so schließe er sich einer andern religiösen Gemeinschaft an. Nun wird aber schwerlich selbst ein evangelischer Orthodoxer fordern, daß ein evangelischer Christ oder Geistlicher das Bekenntniß der evangelischen Kirche bis auf das letzte Tüttelchen acceptiren müsse. Eine mehr oder weniger geringe Freiheit des Credere wird in allen Landeskirchen jedem Religionsdiener zugestanden. Das ist aber der Anfang vom Ende. Der Staat gestattet keineswegs, daß seine Ordnungen und Gesetze in vermeintlich weniger wichtigen Dingen ein bischen umgangen und übertreten werden. Die Herren Vertheidiger der Staatsomnipotenz mögen darauf nicht antworten: „Ja Bauer das ist was anders." Denn das ist ebendasselbe, da jede Gemeinschaft Ordnungen und Statuten haben muß, und diese nicht antasten lassen darf, wenn sie ihren eigenen Bestand nicht preisgeben will.

Wollte man jede Ueberzeugung in der Kirche privilegiren, so wäre es ja eine große Narrheit, die kirchlichen Gemeinschaften noch länger fortbestehen zu lassen. Dann müßte man, wie das die Socialdemokraten fordern, die Religion zur Privatsache erklären. Der Begriff der „katholischen Kirche" hat doch dann nur einen Sinn, wenn alle ihre Glieder Katholiken sind, bezw. sich in religiösen Dingen solidarisch finden. Durch die Geburt wird kein Mensch Katholik oder Protestant, erst die Taufe und der Glaube an seine Religion macht ihn dazu.

Die Aussichten für die evangelische Kirche gestalten sich unendlich trübe, nachdem 1) durch die staatliche Gesetzgebung das gezwungene Interesse an der Kirche aufhört, und 2) durch die moderne Zeitrichtung der Glaube immer mehr verschwindet und den modernen negativen Sentenzen das Feld

räumt. Es kommt noch hinzu, daß auch die Schule täglich mehr in christusfeindlichem Sinne wirkt. Hat die Lage der evangelischen Kirche schon seit 100 Jahren keinen Anlaß zu einiger Zufriedenheit gegeben, so hat diese Kirche doch gewiß noch niemals so wenig Boden im Volke gehabt als jetzt. Wenn sie nicht von ihren Gliedern eigentlich gar keine Bethätigung der Zugehörigkeit zur Kirche verlangte, so würde sie schon lange auseinandergefallen seyn. Denn Millionen von Protestanten kennzeichnen sich lediglich dadurch als Glieder der evangelischen Kirche, daß sie die Kirchensteuern bezahlen und vielleicht bei einem besonderen Anlasse, z. B. einer kirchlichen Sedanfeier, das Gotteshaus betreten. Daß sie die Kirche nicht verlassen, hat lediglich in ihrem Indifferentismus und darin seinen Grund, daß sie als Glieder einer anerkannten Kirchengemeinschaft auch manche äußerlichen Vortheile vor Sectirern und Freigemeindlern haben oder bisher gehabt haben. Sie verlangen aber, daß sie im Schoße dieser Kirche ganz ungenirt verweilen können, d. h. ohne jemals zur Erfüllung einer Christenpflicht genöthigt zu werden. Sobald ein Kirchenregiment eine Verordnung erläßt, die dem Einzelnen irgend eine geringe Mühewaltung auferlegt, schreien sie Zeter und Mordio, und mit dem ganzen Zorn einer edlen Seele begeifern sie die Sammlungen für äußere und innere Mission, Kirchenbauten ꝛc.; nur dem „Gustav-Adolfs-Verein" lassen sie noch einigermaßen Toleranz angedeihen, weil der eine mächtige Schwesterkirche bekämpft. Um uns kurz zu fassen: die meisten „evangelischen Christen" sind nur so zu sagen honoris causa Mitglieder dieser Kirche, ähnlich wie man sich auch honoris causa einem Thierschutzverein oder Club anzuschließen pflegt.

Der Culturkampf hat der evangelischen Kirche ein gut Stück sowohl ihrer legalen staatsrechtlichen als moralischen Autorität genommen. Hätte eine liberal-katholische Staatsregierung die jüngste Aera unserer inneren Entwickelung in dieser Weise geleitet, so hätten die Geistlichen vielleicht mit einigem Glücke die Reste des protestantischen Bewußtseyns gegen sie erwecken können, aber einem evangelischen Regiment gegenüber fanden die Klagen der orthodoxen Pastoren über

Vergewaltigung der Kirche nur taube Ohren, kalte Herzen, ja sogar höhnische Mienen. Mancher evangelisch gläubige Royalist, der aber von den Lebensbedingungen einer „Kirche“ nichts versteht, trat frisch- frei- fröhlich auf Seiten der Regierung, und auch der Bauernstand ließ sich, von praktischen Rücksichten getrieben, mehr von den culturkämpfenden Beamten als von den Geistlichen leiten. So standen die Pastoren schließlich ziemlich isolirt da.

Eine Besserung der Zustände in der evangelischen Kirche ist nach unserer Ansicht auch von einer kirchlich-conservativen Reaktion nur im geringen Maßstabe zu erwarten, denn „Wasser thut's nicht.“ Wie das Wasser bei der Taufe das Essentielle nicht ist, so kann auch das Bekenntniß, wenn es den Herzen verloren gegangen ist, nicht durch polizeiliche Wiedereinsetzung den Menschen wiedergegeben werden. Der einzige Weg, in den unirten, unionistischen und protestantenvereinlichen Landeskirchen das Häuflein der Gläubigen noch zusammenzuhalten, ist die Gründung einer lutherischen Freikirche. Dazu wird es aber in der nächsten Zeit wohl noch nicht kommen, nicht allein, weil diesem Projekte schwerwiegende finanzielle Gründe entgegenstehen, sondern auch und vornehmlich deßhalb nicht, weil auch unter den Confessionellen der Spaltungen über die Frage Quid nunc? nur zu viele sind.

Wenn ich mich in stillen Betrachtungen über die evangelische Kirche versenke, so denke ich immer unwillkürlich an die Türkei. Die geborenen Herrscher, die Orthodox-Lutherischen wie die Osmanli, sind hier wie dort stark in der Minorität. Die übrigen Völkerschaften, die Griechen, Armenier, Juden, Serben, Rumänier, Bosniaken, Bulgaren &c., welche beständig unter einander sich streiten, und nur im Haß gegen die Türken einig sind, erinnern mich lebhaft an all' die Schulen Schleiermacher's, Baur's, Schenkel's, Hase's &c., die auch alle das richtige Recept für die Wiedergeburt der Kirche besitzen, aber sich wie Türken und Bosniaken herumschlagen und nur im Haß gegen die Orthodoxen merkwürdig sympathisiren. In der Türkei spricht der Serbe slavisch, der Rumäne romanisch und der Grieche hellenisch. In der evangelischen

Kirche reden auch nicht alle Parteien die Sprache des Christenthums, einige reden in religiösen Dingen hellenisch und andre machen die Religion zu einer deutsch-nationalen Angelegenheit. Ein jüngerer Professor der Theologie, Dr. August Wünsche, hat 1875 ein Buch geschrieben, betitelt: „Der lebensfreudige Messias der synoptischen Evangelien im Gegensatz zu dem leidenden Messias der Kirche.“ Mit diesem Werke unternimmt er einen „ersten apologetischen Versuch, die Wahrheit der Jesuslehre dem gebildeten hellenischen (!) Bewußtseyn zu vermitteln“, „das Jesusbild an der Hand der Synoptiker in seinem wahren sonnenhaften Glanze zu zeichnen“, und so „die das kirchlich-dogmatische Jesusbild umschließende düstere Leidenshülle, welche eine freie und freudige Betrachtung geradezu unmöglich macht, abzuheben.“ Wenn der Hr. Dr. Wünsche im Dienste der Religion arbeiten will, so hätte er seine Zeit jedenfalls besser verwenden können. Will er aber durchaus den „gebildeten“ Classen zu einem Messias nach ihrem Gout verhelfen, so braucht er darum den Herrn Christus nicht zu carrikiren. Da liegt z. B. Fürst Bismarck viel näher, der früher auch ein fideler Corpsbruder gewesen ist und groß genug ist zu einem liberalen Messias.

Im Uebrigen glauben wir, daß über die Lage der evangelischen Kirche der Worte genug gewechselt sind. Wie die Sachen jetzt liegen, streift der Protestantismus jährlich mehr den Charakter einer christlichen Confession ab, und wenn er auch in officieller Weise noch dem Christenthum angehört, thatsächlich nähert er sich immer mehr dem Heidenthum, d. h. er ist der Vorläufer einer neuheidnischen Kirche, eines Kindes der modernen Cultur.

In Frankreich, Spanien, England und Italien giebt es vielleicht auch nicht wenige Atheisten, aber dort denken diese Leute doch nicht wie in Deutschland daran, eine „christliche Kirche“ ohne Christum, respektive eine neuheidnische Nationalkirche zu errichten. Welche Folgen soll das bei uns haben? Sind nicht heidnische Auffassungen, wie die der Staatsomnipotenz, schon in unserem politischen Leben zur Geltung durchgedrungen? Sind die Gedanken, die unserer modernen Ge-

setzgebung zu Grunde liegen, nicht zumeist als dem Christenthum feindlich zu bezeichnen? Unterwühlen nicht der Protestantenverein und die Theorien eines Darwin, Schopenhauer, v. Hartmann und David Strauß immer mehr den kirchlichgläubigen Sinn unseres Volkes und damit auch die Grundlagen der evangelischen Kirche? — Wenn das so fortgeht, wird Deutschland bald aus der Reihe der christlichen Staaten gestrichen werden müssen, besonders wenn die Nationalkirche, der man jetzt so thätig die Wege ebnet, aufgerichtet werden wird. Denn die Nationalkirche wird eine liberale, eine protestantenvereinliche seyn müssen, und sie wird nichts von den Kriterien einer christlichen Confession besitzen, als höchstens das äußere Gewand — um die „Schwachen" zu schonen.

Wir fürchten für die Zukunft Deutschlands. Dies Reich, dessen Kaiser unter Kanonendonner und Schwerterklang verkündet wurde, das sich anfänglich nur mit materiellen Angelegenheiten, mit militärischen und Verkehrs-Angelegenheiten rc. befassen wollte, und doch mit scharfem Kampfe gegen die Kirche begann, dies Reich, das wie Hr. von Treitschke sagt, für eine „mildere und freiere Auffassung des Christenthums" streitet, ist aus ganz anderem Stoffe geschaffen als die alten christlichen Staaten, den Staat Preußen, wie er vor 1866 war, nicht ausgenommen.

Da aber bekanntlich pessimistische Politiker noch mehr Schaden anrichten als optimistische, wollen wir nicht an dem Sieg unserer Sache verzweifeln: sonst müßten wir auch keinen Glauben mehr an unsere Sache haben. Darum ihr Alle, die ihr Christum bekennet, sammelt euch unter das Zeichen, in dem wir siegen werden, damit nicht auf dem Boden des altchristlichen Deutschlands eine neuheidnische Kirche und ein neuheidnischer Staat nach den Traditionen des altrömischen Cäsarismus aufgerichtet werde!

